Princeton University Library
32101 064469339

Library of

Princeton University.

Annie Rhodes Gulick
and
Alexander Reading Gulick
Memorial Fund

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

Sechster Jahrgang.
I. Semester. II. Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1847.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahs 6, pt. 2
1847

Digitized by Google

Inhalt.

Nr. 14. Die Warnungen des Hungerjahres. S. 1. — Der unglückliche Hofmeister. Novelle von Uffo Horn. I. S. 5. — Dresden im Winter. I. S. 18. — Das österreichische Anlehen. S. 24. — Tagebuch: Aus Bremen. S. 28. — Aus Paris 1 u. 2. S. 32. — Aus Wien. S. 36. — Graf Rudolf Stadion. S. 37. — Aus Lemberg. S. 39. — Aus Prag. S. 42. — Die Jesuiten in Tyrol. S. 44. — Kleine Schriften von Prutz. S. 46. — Vom preußischen Landtag. S. 48.

Nr. 15. Die politische Pause in Frankreich. S. 49. — Der unglückliche Hofmeister. Novelle von Uffo Horn. Zweite Abtheilung und Schluß. S. 53. — Einige Verwaltungsfragen der böhmischen Stände. S. 72. — Der preußische Landtag. S. 77. — Tagebuch: Vom preußischen Landtage. Erste Woche. S. 83. — Aus Wien 1, 2 u. 3. S. 90. — Aus Paris. S. 96. — Aus London. S. 98.

Nr. 16. Empfangsfeierlichkeiten. S. 101. — Der preußische Landtag. S. 113. — Parteistimmen aus Oesterreich. S. 117. — Tagebuch: Michelet's Geschichte der Revolution. S. 129. — Aus Berlin. S. 132. — Die Adreßdebatte des preußischen Landtages. S. 134.

Nr. 17. Griechenland, die Schutzmächte und die Türkei. S. 149. — Der Papst und seine Reformen. S. 158. — Oesterreich und die Wendung in Preußen. S. 165. — Tagebuch: Aus Paris. S. 169. — Aus Frankfurt a. M. S. 171. — Die Deutschen in Galizien. S. 173. — Aus Lemberg. S. 174. — Vom preußischen Landtage. Dritte Woche. S. 176. — Aus Wien. 1, 2, 3 u. 4. S. 180. — Eine constitutionelle Stimme aus Würtemberg. S. 187.

Nr. 18. Wandertage in Oberösterreich. S. 189. — Die gute Sache der Freiheit. S. 206. — Tagebuch: Frankreich und die Ereignisse in Preußen. S. 211. — Aus Berlin 1, 2 u. 3. S. 213. — Aus Schwerin. S. 219. — Aus Dresden. S. 221. — Antiständisches aus Böhmen. S. 223. — Aus Wien 1, 2 u. 3. S. 227.

Nr. 19. Ein deutscher Postcongreß und Postverein. I. S. 233. — Erzherzog Karl. Vom französischen Gesichtspuncte. S. 239. — Tagebuch: Aus Paris 1 u. 2. S. 256. Aus Berlin. S. 261. — Tyrolische Geschichtsschreibung. S. 262. — Aus Prag 1, 2 u. 3. S. 267. — Aus Galizien. S. 271. — Erzherzog Karl. S. 273. — Notizen. S. 275.

Nr. 20. Moderne Historiker. I. Droysen's Freiheitskriege. S. 277. — Ein deutscher Postcongreß und Postverein. II. S. 299. — Tagebuch: Aus Wien. 1, 2 u. 3. S. 309. Aus Paris. S. 315. — Aus Prag. S. 318. — Aus Frankfurt a. M. 1 u. 2. S. 318. Aus Berlin. S. 322.

Digitized by Google

Nr. 21. Erinnerungen an Achim von Arnim. S. 325. — Bu-Maza. S. 340. — Royaliſtiſche Aphorismen. I. II. S. 344. — Tagebuch: Aus Paris. S. 348. — Vom preußiſchen Landtage. S. 351. — Die böhmiſche Ständeverſammlung. S. 353. — Die Wiener Akademie der Wiſſenſchaft. S. 356. — Der Polenprozeß. S. 358. — Aus Wien 1 u. 2. S. 360.

Nr. 22. Plaudereien aus London. S. 265. — Deutſche Literaturgeſchichte in neueſter Zeit. S. 373. — Tyroler Zuſtände. S. 383. — Tagebuch: Aus Paris 1 u. 2. S. 392. — Aus Berlin 1 u. 2. S. 398. — Aus Prag. S. 402. — Aus Wien. S. 405.

Nr. 23. Conſtantinopel im Jahr 1847. S. 409. — Die böhmiſchen Stände gegen die Cenſur. S. 417. — Ungarn und Oeſterreich. S. 422. — Leopold Schefer. Ein Literaturbild. S. 426. — Tagebuch: Die Pariſer Kunſtausſtellung. S. 441. — Aus Wien 1, 2 u. 3. S. 447. — Aus Berlin 1, 2 u. 3. S. 453.

Nr. 24. E. M. Arndt und die Demagogenzeit. S. 457. — Städtiſche Fragen aus Wien. S. 470. — Ein neues Tendenzdrama in Paris. S. 477. — Tagebuch: Aus Paris. S. 484. — Aus Berlin. S. 486. — Aus Tyrol. S. 489. — Aus Stuttgart. S. 491. — Aus Süddeutſchland. S. 493. — Aus Prag 1 u. 2. S. 494. — Notizen. S. 498.

Nr. 25. Friedrich Hebbel. S. 501. — Die Ereigniſſe in Portugal. S. 514. — Das Lottoſpiel in Oeſterreich. S. 518. — Die Judenfrage auf dem preußiſchen Landtage. S. 524. — Tagebuch: Aus Wien 1, 2, 3 u. 4. S. 532. — Aus Brünn. S. 540. — Aus Paris. S. 541. — Aus Berlin. S. 544. — Notiz. S. 547.

Nr. 26. Spital-Memoiren aus Wien. S. 549. — Moderne Hiſtoriker. II. S. 566. — Tagebuch: Münchener Zuſtände. S. 575. — Aus Paris. S. 579. — Aus Berlin 1, 2 u. 3. S. 582. — Aus Wien. S. 587.

Digitized by Google

Die Warnungen des Hungerjahres.

Paris im April.

Rouſſeau fragt ſich ſelbſt irgendwo: „Aber wozu hat denn Gott die Schmerzen geſchaffen?“ und er antwortet ſich ſelbſt: „Sie ſind eine Warnung, die uns anzeigt, daß etwas verkehrt iſt, daß wir vom Wege der Natur abweichen, daß wir unſere Kräfte übertreiben, daß Rückkehr zur Natur und Ruhe uns nöthig ſind.“ — Man kann dieſelbe Frage in Bezug auf die Mangeljahre ſtellen und wird ungefähr zu derſelben Antwort gelangen. Auch ſie ſind eine Warnung, die da bekundet, daß etwas verkehrt iſt, daß wir auf falſchem Wege ſind, daß Rückkehr, mehr Ordnung, eine beſſere Einrichtung nothwendig ſind. Wer ſieht nicht, daß das irländiſche Elend endlich den Engländern die Augen über die Nothwendigkeit durchgreifender Hülfe für Irland geöffnet hat? Und nicht nur für England iſt das irländiſche Elend eine Warnung, ſondern für alle Völker, die Augen zum Sehen und Ohren zu Hören haben. Uns aber insbeſondere ſagt ſie, daß wir nie vergeſſen ſollen, wie alle unſerm Schutze anvertraute Volksſtämme, die die Geſchichte an unſer Geſchick gefeſſelt hat, unſere Brüder ſind und nur durch eine Bruderpolitik für uns gewonnen werden können, nur in ihrem eignen Wohl auch die Pflicht finden werden, dem unſerigen nicht nur nicht im Wege zu ſtehen, ſondern im Gegentheil mit für daſſelbe einzutreten. Alle ſlaviſch-deutſchen Provinzen ſind unſer Irland; das Nothjahr und ſeine Folgen aber rufen uns mit lauter Stimme zu: Hütet Euch, ihnen gegenüber Engländer zu ſein, ſeid ihnen Brüder und Ihr werdet Euch Brüder in ihnen erziehen.

Die Warnung des Nothjahres iſt überall thätig, ſie tritt vor uns in einem Augenblicke, wo ſich kein Menſch mehr darüber täuſchen darf und täuſcht, daß wir einer neuen Zeit entgegengehen. Sie ſteht an der Grenze derſelben, und es wird unſere Schuld ſein, wenn wir ſie nicht verſtehen, und dieſe Schuld wird bleiſchwer auf uns und unſere Nachkommen fallen, wenn wir ſie nicht von uns abweiſen. Die Hülferufe des Hungers ſind ein Be-

Digitized by Google

weis, daß die Gesellschaft krank ist; und die Gesellschaft mag in sich gehen und sich selbst an den Puls fühlen, damit sie die Krankheit erkenne. Und es ist nicht einmal schwer, die Diagnose zu stellen und in etwa die Heilmittel anzudeuten. Es ist klar, daß ein großer Theil der Gesellschaft und grade der schwächste, der ärmste, rein dem Zufalle überlassen ist, und dieser Zufall jahraus jahrein das Hungerschwert über seinem Haupte hält, und dann ein wenig Regen oder Dürre genügt, um es auf Millionen herabfallen zu machen. Das ist ein ewiger Krankheitsstoff, und diesem Zufalle muß die Gesellschaft durch Ordnung und Vorsicht vorbeugen. Warum gibt es ein Ministerium des Handels und der Industrie für alle höhere Schichten des Gesellschaftslebens und keines für die untern, nämlich für die Arbeit? Warum gibt es ein Ministerium des Ackerbaues, das über die Interessen der Cultur wacht und nicht an die der Ackerbauer selbst, der Masse, der Proletarier, der kleinen Höfler und Arbeiter denkt? Warum sorgen die Regierungen halbwegs für den Ackerbau als Gewerbe, als Kunst, ohne an ihr als der nothwendige Nährvater der ganzen Gesellschaft zu denken? Sollte nicht die erste Pflicht jedes Ackerbauministeriums grade die sein, zu wissen, wie viele Früchte das Land zeugen muß, um alle Söhne des Vaterlandes zu nähren? Erst dann würde es nicht gezwungen sein, bei eintretender Mißerndte Alles dem Zufalle, der Privatspeculation, der Sucht aus dem Hunger Gold zu schlagen, zu überlassen, sondern könnte in der Zeit ja sorgen. Es gibt Conduitenlisten über jeden Schritt, den die Beamten thun, Spione, um jeden Schritt der Nichtbeamten zu bewachen; aber keine, die da bekunden, wie viel Kartoffeln, wie viel Korn und Gerste das Land braucht und zeugt. Die Regierungen verschwenden ihre beste Zeit mit Sachen, die gar keine Bedeutung haben, und haben dann keine Zeit mehr für die Angelegenheiten, von denen das Heil oder Unheil ihrer Völker, von Millionen von Menschen abhängt. Alles Regierungswesen ist in gewisser Beziehung nur ein äußeres, die eigentlich inneren Angelegenheiten des Landes aber sind überall vernachlässigt. Es soll dies kein Vorwurf sein, sondern wir sprechen nur eine Thatsache aus. Und diese Thatsache selbst entschuldigt und erklärt sich ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß seit Jahrhunderten, seit dem Glücke, das die englische Nation durch ihr Wesen gemacht hat, die Völker und Staatsmänner sich gewöhnt haben, die Ursache dieses Glückes in der äußern Form zu sehen. Montesquieu, Rousseau selbst in vieler Beziehung, die ganze französische Revolution, die Restauraten, alle Führer der europäischen Staaten theilen diesen Irrthum mehr oder weniger. Das Hungerjahr aber rief

Digitized by Google

Allen die laute Warnung zu: „Denkt an das Wesen, an die inneren Bedürfnisse der Völker!“

Deswegen ist aber die Form, und ganz besonders die der Regierung, der Staatsorganisation nicht weniger als eine Nebensache. Sie ist das Mittel zur Verwirklichung des Geistes, und überall, wo die Form selbst der Art ist, daß sie nur einen Theil des Volkes umfaßt, ist es natürlich, daß die Vertreter dieser Form auch nur mit Ergebenheit an die Interessen dieses Theiles, den sie vertreten, denken, aus Eifer für ihn sorgen. In Folge der nach und nach sich geltend machenden Erkenntniß, daß die inneren Angelegenheiten die Hauptsache sind, tritt gegenwärtig eine Reaction ein, die die äußeren, die Form für vollkommen gleichgültig ansieht. Aber diese würde sicher bald auf ebenso bodenlose Wege gerathen, als die sind, auf deren jetzt der Staatswagen festgefahren ist. Wollen hoffen, daß die verständigen Völker nach grade die rechte Bahn erkennen lernen und einschlagen.

In Frankreich hat sich die Stimme der Warnung ebenfalls in der letzten Zeit mitunter geltend gemacht. Man hörte sie aus den höchsten und zugleich aus den tiefsten Regionen widerklingen. In dem Ackerbaucongresse, der in der letzten Woche stattfand, wurden mehrere Klagen laut. Man warf der Regierung ihre Rath- und Thatlosigkeit, ihre vollkommene Unwissenheit über die innere Lage des Ackerbaues vor. Wir hörten dort, daß die tüchtigsten Ackerbauer die Regierung zur rechten Zeit gewarnt, daß aber die Regierung trotz der Warnung die Hände in den Schoos gelegt, ja, im Gegentheile, durch ihren Agenten im Interesse des Augenblickes, um die Wahlen nicht zu stören, die Völker nicht zu beunruhigen, diese Warnungen selbst öffentlich in ihren Cirkularen und Zeitungen für unbegründet und übertrieben erklärt habe. Das ist die Auffassungsweise unserer Zeit. Aber auch von einer andern Seite zeigte sich dann wieder die Denkart der Leute selbst, die in diesem Congresse vertreten waren, das heißt die der großen und reichen Ackerbauer und Wiesenbesitzer. Die Viehzucht ist in Frankreich geschätzt und sehr vortheilhaft. Sie kann aber mit Erfolg nur von reichen und großen Herrschaften betrieben werden. Diese dringen nun darauf, den gegenwärtigen Fruchtmangel dazu zu benutzen, die Nahrung des Volkes zu ändern, und das Brot durch Fleisch zu verdrängen. In England geschah nach der letzten englischen Revolution etwas Aehnliches in Folge der Form der Regierung, die die Herrschaft in die Hand der großen Grundbesitzer gab. Die neue französische Aristokratie arbeitet auf ein gleiches Ergebniß hin, und es ist höchst wahrscheinlich, daß auch sie es halbwegs erreichen, und bald mehr Fleisch als Brot verzehrt werden wird. Es mag das seine

Digitized by Google

guten Folgen haben; aber es wird vor Allem die erreichen, den kleinen Ackerbau auf Kosten der großen Viehzüchter herabzudrücken, und zwar weil hier wie überall das Bedürfniß nicht von einem Geiste allgemeiner Uebersicht und Anordnung, sondern von dem der Privatspeculation ohne höhere Aufsicht und Leitung, beherrscht wird.

Auch in Bezug auf die Organisation des Staates, die Form der Regierung, ließ sich eine schüchterne Stimme in der Pairskammer hören. Herr Viennet machte darauf aufmerksam, daß viele Gemeinden Steuern für ihre Armen ausgeworfen, aber bis jetzt die Zustimmung der Regierung von Paris für diese Ausgaben nicht hätten erhalten können. Der Unsinn der Uebercentralisation wurde ein klarer. Jede Gemeinde muß nach Paris berichten, und ihr Bericht die endlose Kettenreihe von Instanzen und Bureau's durchlaufen, wenn sie einschreiten will, um zu verhindern, daß ihre Armen verhungern. Das ist der Grundsatz bis ins Absurdum durchgeführt. Aber der Grundsatz herrscht überall mehr oder weniger, nicht allein der der Uebercentralisation, sondern insbesondere der der Bewachung jeder äußeren Handlung, jeder äußeren Thätigkeit der Menschen, der Gemeinde, des ganzen Staates, mit vollkommener Vernachlässigung der inneren Bedürfnisse der Völker unserer Zeit.

Das waren die Stimmen der höheren Regionen. In den untern wurde eine andere laut. Mit Aufstand, Brandstiftung, Plünderung und Mord hieß es hier: „Nieder mit der Bourgeoisie!" Jene waren die Warnung der Gegenwart, diese die Drohung der Zukunft, wenn diese überhört werden sollte. Und die Verhältnisse gleichen sich überall mehr oder weniger.

Das Hungerjahr redet ein lautes Wort: „Wahrt Euch!" Wird seine Warnung verstanden werden? Wo nicht, dann wird die Drohung sich verwirklichen. Rechnet darauf! —

J.—y.

Digitized by Google

Der unglückliche Hofmeister

oder

Wie es in Böhmen noch ist.

Novelle von Uffo Horn.

I.

Der Reisewagen.

Der große Reisewagen stand aufgepackt im Schloßhofe, nur die Bache wurde noch festgeschnallt und die Pferde aus dem Stalle gezogen. Die dick ausgefütterten Braunen trugen heute das stattlichste Geschirr; Wenzel, der Kutscher, hatte den neuen Hut mit der Goldborte auf und betrachtete zum öftern mißvergnügt seine Beine, die in knappen, rehfarbigen Kamaschen steckten. Die bequemen Juchtenstiefeln, die er sonst zu tragen pflegte, hingen dick mit Speck beschmiert, zusammt der Zipfelmütze, über seinem Bett wie eine Trophäe — beides hatte auf ausdrücklichen Befehl der gnädigen Frau im Stalle zurückbleiben müssen. Aber nicht allein diese theuern Gegenstände, auch Anne, die Schloßköchin, mußte Wenzel im Stiche lassen und das drückte ihn bei weitem mehr, als die Kamaschen. Für die Stiefeln brauchte er keine Sorge zu haben, denn die hätten doch keinem Menschen im Schlosse gepaßt, aber Anne — mehrern Leuten, besonders Vincenz, dem Gärtner, der schon lange Wenzel's gefährlichster Nebenbuhler war. Vincenz hatte einen großen Vortheil über Wenzel, er duftete nach Reseda, wenn er aus dem Glashause kam, während dieser immer erst einige Minuten auf dem Hofe hin und her spazieren mußte, bevor er sich in der Küche präsentiren durfte. Zum Unglück inclinirte Anne durchaus nicht zur Schwindsucht, und Wenzel hatte mit seiner Versicherung, daß der Stallgeruch hundertmal gesünder sei als der von Rosen und Nelken nie den gewünschten Effect hervorbringen können. Daher kam ihm bei Tische der Gärtner auch immer zuvor und konnte, wenn die Glocke zum Essen rief, sogleich in die Küche springen und sich des be-

Digitized by Google

neidenswerthen Platzes bei Anne versichern, während Wenzel von allen Furien der Eifersucht gequält, sich im Hofe noch auslüften ließ.

Karl, der Jäger, der bei dem gnädigen Herrn zurückblieb, war seiner Sache viel gewisser, obgleich ihm wieder seine Geliebte, das Stubenmädchen der Baronin, entführt wurde. Er stand, den schwarzen Schnurbart drehend, in der Hausthüre und kokettirte mit Betti, die noch Ein und das Andere an ihm vorbei in den Wagen trug, drückte ihr verstohlen die Hand und bemühte sich, ihr seine Treue auf das Eindringlichste zu versichern. Innerlich aber fühlte er keine Unruhe, er war ganz unbesorgt, daß er aus dem Herzen seiner Geliebten verdrängt werden könne. Der Uebermüthige! Er, im grauen Flaus — der nur an Sonntagen oder, wenn Gäste kamen, den grünen Rock und den Hirschfänger anlegen durfte, konnte mit seinen glänzenden Collegen in der Residenz rivalisiren, Tag für Tag die bordirten Röcke und Hüte mit weißen Federbüschen tragen und unmittelbar von dem Anstand ihrer Herren profitiren. Karl spottete über Wenzel's klägliches Gesicht, aber Betti's verklärte Züge hätten den eitlen Mann mit einer finstern Ahnung erfüllen sollen!

Oben in der Wohnstube saß die Herrschaft noch beim Kaffee. Der alte Baron war schon auf der Jagd gewesen und hatte das Dutzend Rephühner vollzählig gemacht, das seine Frau mitnehmen sollte. Er war von dem nassen Boden und dem Kartoffelkraut sehr übel zugerichtet und sah wirklich einem Fuhrmanne ähnlicher, als einem Freiherrn, welche Irrung durch die bereits in's Cochenillefarbige spielende Nase ziemlich bestärkt ward. Der alte Herr zählte seufzend und brummend ein Päckchen Banknoten um das andere ab, dabei blies er eine dicke Wolke nach der andern über den Tisch. Seine Frau, die im Stillen mitzählte, ließ sich diesmal den blauen Dunst gefallen; jetzt mischte der Baron die Noten zusammen und machte Miene, ein Päckchen, das er noch in der linken Hand hielt, wieder in die Schreibtafel zu stecken. „Leg' die Zweihundert nur noch dazu, Vater!" sagte die Baronin, einen Versuch zur Schmeichelei machend, der aber der langen Ungewohnheit wegen nicht zum Besten ausfiel — „du weißt, ich verwerfe gewiß kein Geld, aber wenn man nach so vielen Jahren wieder einmal auf längere Zeit in die Stadt kömmt, muß man doch gehörig auftreten."

Dazu hätte die gute Baronin keines Geldes bedurft, aber der alte Herr legte die zweihundert Gulden doch auf den Tisch, blies aber dabei eine Wolke, die sein Antlitz auf eine Minute ganz verbarg und die Baronin auf das Heftigste zum Husten reizte. Diesmal aber ließ sie das Attentat auf ihre Kehle ruhig hingehen, und nachdem sie die Summe in einen kleinen Kalen-

Digitized by Google

der gepackt und an ihrem Busen untergebracht hatte, erhob sie sich und setzte den Capuchon mit dem grünen Schleier auf.

„Such' nur einen ordentlichen Hofmeister aus, der verfluchte Junge braucht einen, der Haare auf den Zähnen hat."

Die Baronin, welche stets ein Faible für Schnurbärte gehabt, hatte gegen diese Bestimmung nichts einzuwenden.

„Mein Advokat wird dir die Leute in's Haus schicken, er hat auch dem Grafen Kostina einen Hofmeister und mir einmal einen Amtschreiber verschafft, such' nur einen heraus, der kein Hasenfuß ist."

Darunter verstand der Baron, daß der Hofmeister eine gute Natur haben, einige Spirituosen vertragen, Tabak rauchen, Hasen schießen, auf einem Sattelpferde reiten und über Zuchtvieh Bescheid wissen solle.

Die Baronin, obwohl diesen ritterlichen Künsten nicht eben abgeneigt, hatte jedoch eine ganz andere Idee. Sie wünschte einen interessanten jungen Mann, mit dem sie vor den Dienstboten Französisch sprechen und zum Besuch in die Nachbarschaft fahren, der Abends vorlesen und die etwas rostig gewordene Cultur der gnädigen Frau neu aufputzen könne. Der Baron war sinnend ein paar Mal auf- und abgegangen, ob er nichts Wichtiges vergessen habe. „Richtig! Winterhosen brauche ich zwei Paar, aber ohne Struppen, graue für den Schmuz, und ein Paar ordentliche — aber nun habt Ihr Zeit — Sakerment! schon neun Uhr, der Weg ist schlecht, Ihr werdet spät hineinkommen. Na, Gott behüte dich und schreibe gleich, wie Ihr angekommen seid!"

Eine Umarmung des freiherrlichen Paares erfolgte; der Baron setzte seine Mütze auf und begleitete seine Frau zum Wagen. Während dieser von dem ganzen Hausvolke die Hand geküßt und glückliche Reise gewünscht wurde, worauf sie mit einigen guten Lehren replicirte, war der Baron um den Wagen herumgegangen, hatte probirt, ob Alles fest aufgepackt sei und endlich dem Kutscher, der immerfort wehmüthig nach Annen hinsah, einen Stoß gegeben. „Das sag' ich dir, Wenzel, daß du mir die Pferde nicht zu Schanden fährst und nicht umwirfst! In Berkowitz könnt Ihr füttern und in Hronow wäßern — Ihr habt Zeit genug, wenn Ihr um neun Uhr nach Prag kommt! Die gnädige Frau wird dir schon sagen, wo du hinzufahren hast!"

Wenzel stieg auf den Bock. Der Baron half seiner Frau einsteigen, küßte die beiden Kinder und ermahnte sie, sich gut aufzuführen und gab endlich mit einem „Na, fahr' zu mit Gott!" das Zeichen zur Abreise. Der Wagen schwankte zum Thore hinaus und der Baron ging, nachdem er ihm

Digitized by Google

eine Weile nachgesehen, auf seine Stube zurück. Im Hofe ruschelte und murmelte es, unter dem Federvieh wie unter den Dienstboten; Vincenz, der Gärtner, lachte höhnisch und trat zu Anne, die einer Ente den Hals abschnitt, und Karl, der Jäger, besann sich, daß die Bauer im Dorfe eine hübsche Tochter habe, die ganz geeignet sei, ihn über Betti's Abwesenheit zu trösten.

Der Candidat.

Bei ihrer Schwester, die an den Grafen Horonski verheirathet war, hatte die Baronin ihr Absteigequartier und nun, da sie den Capuchon abgelegt und statt dessen eine stattliche Haube aus dem Atelier der Madame Caspar auf die etwas rostigen Haare gesetzt hat, wollen wir sie näher beschreiben. Die würdige Dame ist an die vierzig Jahre alt, ziemlich beleibt und hat draußen auf dem Lande weniger auf ihren Teint und ihre Hände geachtet, als es eine Dame von Stande thun soll. Daher ist ersterer etwas braun, letztere sind etwas hart und breit geworden, was ihr beim Anziehen der Handschuhe hinderlich wird. Aber sie ist erträglich conservirt, hat alle Haare behalten und keine Zahnlücken; wenn sie aufgeputzt ist, kann sie getrost für eine hübsche Frau passiren. Sie sitzt sehr bequem in die blau überzogene Causeuse zurückgelehnt, hat aber das Unglück, ein kirschrothes Kleid zu tragen, was dem Effekt sehr hinderlich ist, den dieses und ihre schwarzen Locken hervorbringen sollen.

Neben ihr sitzt die zwölfjährige Caroline, die nächster Tage in ein Kloster geben soll, um dort „für die Welt" erzogen zu werden, und ergötzt sich an einem ruppigen Papagei, der im Salon der Tante im Verein mit einem Pintscher- und einem Wachtelhunde die Eintretenden immer früher empfängt, als es die Hausfrau thun kann. Bekannte traten daher bei der Gräfin nie ohne Stock in den Salon, namentlich wenn man durch die Glasthüre den schwarzen Pintscher darin erblickt. Jaromir, das Söhnchen der Baronin, spielt mit diesem Ungethüm, und während der allgemeinen Heiterkeit klopft ein junger Mann bescheiden an, aber ohne gehört zu werden. Jetzt reißt sich der Pintscher aus den Armen Jaromir'chens los und fährt bellend gegen die leise geöffnete Thür, und der braungefleckte Wachtelhund, der auf der Fußdecke schlief, folgt erwachend seinem Beispiele. Der junge Mann traut sich nicht recht einzutreten, bis die Baronin zu schelten anfängt und die Hunde knurrend sich zurückziehen. Es ist gewiß der erwartete Hofmeister — diese profunde Bescheidenheit wäre sonst bei Niemand Anderm zu entschuldigen. Der junge Mann ist recht hübsch und gut gewachsen, seine Handschuhe sind neu, aber sein Hut ist alt, seine Stiefel, obwohl sehr blank

Digitized by Google

gewichst, breit umgetreten und die Weste scheint, dem Kragen nach, alle Ursache zu haben, sich unter dem zugeknöpften Frack zu verstecken. Er fährt mit der Hand über die Stirn, streicht die sorgfältig abgetheilten, glänzend geschmierten Haare ein wenig bei Seite und spricht bis über die Augen erröthend nach einer etwas scharrenden Verbeugung: „Entschuldigen gnädigst, Euer gräflichen Gnaden -- der Herr Doktor von Mohr schickt mich hierher —". Die Baronin, welche den jungen Mann beifällig betrachtet hat, nickt herablassend mit dem Lockenhaupt und deutet auf ein Tabouret. Der Candidat theilt die Schöße seines Fracks auseinander, um sich niederzusetzen, hat aber das Unglück, dieses Manövre gerade Angesichts der Gräfin Horonski auszuführen, welche in diesem Augenblick in den Salon zu ihrer Schwester tritt, und mit einem sehr geringschätzigen Gesichte dem aufgeschnellten Candidaten zuwinkt, sitzen zu bleiben. Die beiden Schwestern haben sich heute noch nicht gesehen, sie umarmen und küssen sich daher, dann sprechen sie erst eine Viertelstunde über allerhand geringfügige Dinge, während welcher Zeit der arme Candidat wechselweise Jaromirchen, seinen muthmaßlichen Eleven, und den Papagei betrachtet, der „bon jour" sagt und häufig Lust bezeigt, Carolinen in die Finger zu beißen. Dabei blickt er jedoch jeden Augenblick verstohlen nach den beiden Herrschaften, die jetzt zusammen flüstern. Augenscheinlich ist die Rede von ihm, sein Herz pocht ungestüm — und als sich Beide nun direkt ihm zuwenden, vergeht ihm auf einige Sekunden der Athem.

„Sie wünschen bei der Baronin als Hofmeister einzutreten" nimmt die Gräfin das Wort und sieht ihn dabei sehr imponirend an. Die Gräfin ist um ein Paar Jahre älter als ihre Schwester, glänzender verheirathet und hat außer der Toilette den beständigen Aufenthalt in der Hauptstadt vor ihr voraus. Der Candidat verbeugt sich und flüstert „unterthänigst aufzuwarten."

„Was studiren Sie?"

„Das dritte Jahr der Rechte."

„Und verderben Sie ihre Carrière nicht, wenn Sie hinausgehen? Sie werden sehr anständig bezahlt, aber auf eine Pension haben Sie keine Ansprüche."

„Sonst aber werden Sie Alles haben," fiel die Baronin ein, welche bereits eine leise Furcht empfand, der hübsche junge Mann werde durch ihre Schwester abgeschreckt, den Antrag ablehnen. Die Gräfin zwinkerte mit den Augen und sagte: „Sie erhalten dreihundert Gulden jährlich, und wenn Sie die Erziehung vollenden, die Justiziärstelle auf der Herrschaft meines Schwa-

Digitized by Google

gers oder eine Abfindung von zweitausend Gulden. Jaromir soll zum Militär, wird daher nur bis zum achtzehnten Jahr studiren."

„Und zum neuen Jahre gibt mein Mann noch ein Extradouceur —"

Die Gräfin zwinkerte wieder: „In acht Tagen reist meine Schwester ab, überlegen Sie sich die Sache bis morgen und sagen Sie dann dem Doktor Mohr, ob Sie sie annehmen oder nicht. Im Falle Sie hinausgehen wollen, so können Sie wiederkommen, und sich mit dem Knaben bekannt machen — Jaromir, vênez" — „Sie sprechen ja französisch?"

„Ich habe ein gutes Zeugniß," gräflichen Gnaden. —

Die Gräfin lächelte geringschätzig — und als Jaromir zu ihr kam, küßte sie ihn auf die Stirne und erhob sich dann auf das Piano zugehend, das sie öffnete. „Spielen Sie vielleicht auch?"

Der Candidat stellte seinen Hut auf den Stuhl, und da es fast keinen böhmischen Studenten gibt, der nicht musikalisch wäre, spielte er mit sicherer und geläufiger Hand einen furiosen Galopp, daß die Baronin, die trotz ihrer Corpulenz immer noch mittanzte, wenn sich auf dem Lande die Gelegenheit ergab, unter dem Tische mit zu taktiren anfing und der kleine Jaromir aufjauchzte und umhersprang.

Die Gräfin verzog jedoch keine Miene, sondern blätterte anscheinend gleichgültig unter den daliegenden Musikalien herum, und als der Candidat mit einem tüchtigen Schlage aufhörte, schüttelte sie sogar unzufrieden das Haupt.

Die Baronin war mit den musikalischen Fähigkeiten des jungen Mannes vollkommen zufrieden, aber die Gräfin legte ihm erst noch das „Lob der Thränen" hin, was er allerdings mit weniger Bravour als den Galopp spielte. „Für den Anfang wird es gehen", flüsterte sie ihrer Schwester zu, und beide Damen winkten ihm, daß er entlassen sei. Als er die dritte Verbeugung gemacht hatte, und schon zum zweitenmal mit der verkehrten Hand nach der Thürklinke faßte, rief die Gräfin: „A propos, wie heißen Sie denn?" —

„Theodor Nestásny, aufzuwarten," antwortete der Jüngling und entwich mit erleuchteter Seele aus dem Salon.

Soirée dansante.

Die Abreise der Baronin war um vierzehn Tage verschoben und Theodor, der arme Student, als Hofmeister aufgenommen worden. Die Gräfin hatte ihm eine kleine Hinterstube, in welcher der Jäger ihres Schwagers zu schlafen pflegte, wenn dieser auf einige Tage nach Prag kam, angewiesen und diese stieß unmittelbar an das Zimmer der Baronin. Theodor hatte

Digitized by Google

die Zeit über nichts zu thun, als den jungen Herrn spazieren zu führen, und seine Zuneigung zu gewinnen, was in sofern nicht besonders schwierig war, als er geduldig stehen blieb, wenn der junge Freiherr den Spielen der Gassenjungen zusah und als daß er sich alle Tage vier bis fünfmal über die Moldau führen ließ, was dem Knaben unsäglichen Spaß machte. Die Baronin hatte ihre Tochter indeß im Kloster untergebracht und blieb nur noch in Prag, weil der Mann ihrer Schwester auf's Land zur Jagd gegangen war, und sie diese nicht allein lassen wollte. Obwohl die Gesellschaft noch nicht vollständig beisammen, und grade der eleganteste Theil derselben noch auf dem Lande war, gab doch die Gräfin ihrer Schwester zu Ehren eine glänzende Soirée, bei der sie ihr alle Bekannten des Hauses vorstellen wollte. Die Gräfin gehörte nämlich nicht zur crême der Gesellschaft, und so stolz sie war, und so viel Geld sie ausgab, gelang es ihr doch nicht recht, in der höchsten Region festen Fuß zu fassen, sondern sie mußte mit einzelnen Ausspringern derselben vorlieb nehmen. Sie hatte daher die beste Ausrede, wenn ihre Schwester nach einem oder dem andern glänzenden Namen fragte, der nicht auf der Liste stand, diesen Grund vorzuschützen, und da einige der jungen Herren, die überall zu haben sind, wo sie Spaß und hübsche Gesichter vermuthen, im Salon der Gräfin erschienen, war ihre ländliche Schwester vor Stolz und Freude außer sich. Wenn der gute Baron, ihr Mann, geahnt hätte, welche gefährliche Vorsätze in diesem Augenblick die Seele seiner Frau durchkreuzten, so würde er den heiligen Hubertus angerufen und seine Nase sich bis zum schönsten Ponceauroth kolorirt haben. Sie sah sich auch als Sonne eines solchen Himmels und war heute so gesprächig und animirt, daß die Herren, welche das Glück hatten, sich mit ihr zu unterhalten, aus dem Lachen gar nicht herauskamen. Die Gräfin, in einiger Angst über den zweifelhaften Charakter dieser Heiterkeit gab den Bitten einiger Herren nach, eine Quadrille spielen zu lassen, die damals nach 20jähriger Verbannung in den Salons wieder Aufnahme fand. Der neue Hofmeister wurde daher, sobald der Thee herumgegeben war, aus seinem Kämmerlein in den Salon citirt und als er verlegen und erröthend sich verneigt hatte, sogleich an das Piano geschoben, wo man ihm die „haute-volée Quadrillen vorlegte, die übrigens ihre Wirkung auch auf dem ordinären Boden eines Bürgerhauses thun. Mit den ersten Tönen der Quadrille war der Schwestern der Baronin untergegangen und sie von allen Herren verlassen worden; Jeder lief, sich eine Tänzerin zu holen, und da selbst die älteren Damen — ganz alte lud die Gräfin nicht — bei der Ueberzahl der Herren vergriffen waren, mußte sie allein auf dem Sopha sitzen bleiben. In ihrem stillen ländlichen

Digitized by Google

Asyl war ihr la poule nur als zweibeiniges Federvieh, l'été nur als schweißbringende Jahreszeit und Pantalon als ein nothwendiges Garderobestück ihres Gatten bekannt — von der weitern Bedeutung dieser Worte hatte sie nur eine ganz unvollkommene Idee, und mußte daher den Herren, die sie aufforderten, mit wehmüthiger Stimme absagen. Als die Quadrille zu Ende war, winkte sie ihre Schwester herbei und flüsterte ihr die leise Bitte in's Ohr, der Hofmeister möge doch den schönen Galopp spielen, den er heute früh zum Besten gegeben. Die Gräfin entsetzte sich wie billig über diesen Wunsch: „Da Du die Quadrille nicht getanzt hast, so darfst Du gar nicht tanzen — was würden denn die Leute sagen, wenn Du auf einmal — mit Deiner Corpulenz — galoppiren wolltest!"

Die Baronin beschied sich mit stiller Trauer, denn tanzen ist auf dem Lande, wo man so wenige plaisirs hat, eines der hauptsächlichsten und man entsagt keinem schwerer, als diesem.

Der Hofmeister mußte eine Menuet, dann noch eine française spielen. Bei dieser letzteren wurde das Mißvergnügen der Baronin auf den höchsten Grad gesteigert. Sie saß, sich bequem ausstreckend, auf dem Sopha und war bereits schläfrig und verdrossen. Mit einem Male hüpfte eine Dame etwas zu nahe an dasselbe, und ihr Tänzer trat der Baronin mit bewundernswerther Schnelligkeit zwei Mal auf den engbeschuhten Fuß. Sie zog ein jämmerliches Gesicht, daß der Tänzer sein „Pardon Madame!" nur mit größter Anstrengung, das Lachen zu verbeißen, herausbrachte. Sie erhob sich daher freilich etwas zappelnd, und machte Miene sich zu entfernen: die Gräfin, die das Tanzen ebenfalls überdrüßig war, winkte dem Bedienten ihr voran zu leuchten, und als Betti sie in ihrem Zimmer auskleidete, war sie im übelsten Humor und stand dabei fortwährend auf einem Beine.

Das Hühnerauge.

Als Betti hinausgegangen war, untersuchte sie ihren getretenen Fuß, dessen kleine Zehe mit einem bohnengroßen Leichdorn — hierlands Hühnerauge — behaftet und brennendroth angelaufen war. Sie goß Wasser in das Lavoir, und preßte den Fuß hinein, umsonst — es wollte nicht helfen. Da hörte sie denn, daß, nachdem drüben die Musik verstummt war, der Hofmeister auf seine Stube kam, die, wie schon gesagt, an die Ihrige stieß. Sie hüpfte daher an die Thüre, was in Betracht ihrer Corpulenz, nicht ohne alles Geräusch möglich war, im Gegentheil alle Meubles in der Stube mit sammt dem Ofen in eine vibrirende Bewegung brachte, schob den Nachtriegel zurück und klopfte. Der Hofmeister, eben im Begriffe den Rock auszuziehen,

Digitized by Google

erschrak auf das Tödtlichste: das Klopfen wurde stärker, und er vernahm die etwas tiefe Stimme der Baronin.

„Was befehlen Euer Gnaden," sagte er halblaut und zitternd.

„Haben Sie ein scharfes Federmesser?"

Der Arme erschrak auf's Neue, denn er glaubte, die Baronin habe es auf einen Selbstmord abgesehen. Er eilte an den Tisch und holte es, während die Baronin die Thüre öffnete und einen prüfenden Blick auf die Toilette des Hofmeisters warf.

„Kommen Sie nur herein!"

Der Hofmeister gehorchte.

Die Baronin setzte sich in einen Lehnstuhl — zu dessen Füßen beide Lichter standen, ihre ganze Erscheinung war etwas Feierliches. Das Lavoir mit dem Wasser, die brennenden Lichter und der graue Schlafrock bildeten ein mystisches Ensemble, der Hofmeister stand zitternd, in scheuer Entfernung, das blitzende Messer in der Hand, die Baronin hob den bloßen Fuß etwas in die Höhe und fragte, „sehen Sie es?"

„O ja Euer Gnaden," stammelte der Hofmeister.

„Verstehen Sie sich darauf?"

Der Hofmeister wurde purpurroth, und da er zum Unglück etwas kurzsichtig war, sah er weder das Hühnerauge, noch hatte er überhaupt einen Begriff, was er eigentlich verstehen solle.

Die Baronin, der die Attitüde unbequem war, sagte endlich, „so kommen Sie doch näher!"

Der Hofmeister wankte bis zu ihr.

Sie streckte ihm wieder den leidenden Fuß entgegen — „Nun so beeilen Sie sich, der Schmerz ist fürchterlich — aber thun Sie mir nicht weh!"

Jetzt sah er das Hühnerauge, und ein Stein fiel ihm vom Herzen; indeß war seine Angst noch immer tödtlich. Er probirte erst, ob das Messer scharf sei, strich es ein Paar Mal an der flachen Hand und begann endlich die Operation. So vorsichtig er war, schnitt er doch zu tief: die Baronin schrie laut auf und fiel mit einiger Vehemenz auf den Stuhl — der arme Hofmeister blieb entsetzt auf den Knieen, und in diesem Augenblick trat, ein Licht in der Hand die Gräfin herein, um ihrer Schwester gute Nacht zu sagen.

Die Situation war kritisch. Die Baronin schreiend, der Hofmeister vor ihr auf den Knieen — die Gräfin stellte daher das Licht resolut auf den Tisch und rief mit zornbebender, wenn auch vorsichtig gedämpfter Stimme:

Digitized by Google

„Was unterstehen Sie sich, impertinenter, frecher Mensch, in das Schlafzimmer meiner Schwester zu kommen?"

„Ihre freiherrlichen Gnaden!" stotterte der Hofmeister.

„Es ist nichts, Amalie!" versicherte die Baronin, „gar nichts — mir hat Jemand auf den Fuß getreten."

Die Gräfin winkte nun beruhigt dem Operateur zu, daß er entlassen sei und verriegelte selbst die Thüre hinter ihm, während sie ihre Schwester noch einige wohlgemeinte Vorwürfe über diese Vergendung ihres Vertrauens machte. Die Baronin hatte aber für den Jüngling, der bald das Opfer seines Gehorsams geworden wäre, eine stille Theilnahme gefaßt; sie beschloß schon den andern Morgen ihm einen Beweis zu geben, daß sie seine stille Tugend zu würdigen wisse und mit der Garderobe des Gemahls auch die des Hauslehrers zu vervollständigen. Er sollte bei seinem ersten Debüt im freiherrlichen Schlosse zu Nischlowicz nicht kümmerlich, nein, blühend und strahlend auftreten, und bei dem ersten Besuch in der Nachbarschaft von sich reden machen.

Theodor erstaunte daher nicht wenig, als der Schneider und zwar der Buchhalter des fashionablen Herrn Krach, der den Grafen selbst bediente, mit vieler Artigkeit bei ihm erschien und ihn ersuchte, sich Maaß nehmen zu lassen. Theodor erröthete bis über die Augen, als er die gnädige Fürsorge seiner Gönnerin erfuhr und ging in confuser Stimmung in den Salon, um ihr zu danken.

Die erste Prüfung.

Beide Damen waren mit Jaromir ausgefahren, im Salon befand sich Niemand als der Papagey und Betti, das Stubenmädchen der Baronin, die etwas aufgeräumt hatte. Betti war eines jener frischen blühenden Mädchen, die in Böhmen häufiger sind, als in irgend einem Lande der Welt, braunbackig, hatte ein rundes Gesicht mit kecken braunen Augen, und war jederzeit guter Dinge. Sie hatte den neuen Hofmeister, ohne daß er es ahnte, bereits protegirt, indem sie der Baronin beim Ankleiden schon gestern zugeredet hatte, ihn zu behalten. Betti war die Tochter des herrschaftlichen Bräuers, und diente eigentlich nur um sich zu bilden. Sie war Wenzels, des Jägers, vollends überdrüßig geworden, als sie sah, wie in Prag ein Büchsenspanner keineswegs eine so hervorragende Persönlichkeit sei, wie auf dem Lande, wo Wenzel sogar dem Oberförster Widerpart hielt. Die böhmischen Mädchen haben alle Sinn für Musik und Poesie — ihnen haben wir die tausend süßen Lieder und Melodien zu danken, die noch heute aus allen Fenstern, auf allen Wiesen und Bergen klingen — Wenzel aber war

Digitized by Google

unmusikalisch, und sang gar nicht, sprach ein schlechtes Deutsch und ein gemeines Böhmisch — er war aufgegeben, als Betti den Candidaten der Hofmeisterschaft zum erstenmal gesehen und spielen gehört hatte. Andererseits hat den Töchtern der Bräuer, Wirthschaftsbeamten und Handwerker gegenüber jeder böhmische Student den frischen kecken Muth, der ihn augenblicklich verläßt, wenn er einer deutschgebildeten, etwas gesteiften und geschnürten Dame gegenüber steht. Diese Töchter sind seinesgleichen, ihnen zu Ehren ziehn die Studenten auf dem Lande herum, singend und jubelnd — und nehmen die alte Gastfreiheit in Anspruch, mit ihnen tanzt man auf den ländlichen Bällen und begleitet sie zärtlich nach Hause. Theodor begann die Conversation, — wie sich von selbst versteht, in böhmischer Sprache, denn deutsch spricht ein guter Böhme nur, wenn er muß: „Guten Morgen, Betinka! — die gnädige Frau ist nicht da?"

„Sie sind fortgefahren, Herr Nesásny, aber sie werden bald wiederkommen — die Frau Baronin will nur für ihren Herrn einkaufen! Na, in acht Tagen gehen wir nach Rischlowicz zurück."

„Ich freue mich schon darauf; wie ist es denn dort?"

„O, sehr hübsch — Sie werden schon sehen, wir unterhalten uns prächtig — es ist nicht weit nach Hollin, nur eine Stunde, und da kennen wir die ganze Stadt. Meine Schwester ist dort an den Grundbuchführer verheirathet, dann fahren wir nach Chow zu die Graf Kosinskischen und nach Styrwicz, zu die Baron Eckſteinischen, da sind Schreiber und ein sehr lustiger Kaplan! Von Dandleb kommen auch die Offiziers und da ist immer was!"

„Es wird mir freilich schwer ankommen, von Prag wegzugehen."

„I, was ist denn in Prag? nur Theater, sonst aber bin ich lieber in Rischlowicz, hier sind die Mädeln alle so falsch und bilden sich ein, wer weiß was sie sind! Na, die Marie von der Gräfin, kaum daß sie mit einem spricht — was ist sie denn? Kammerjungfer bin ich auch, ihr Vater war Justiziär, aber wissen Sie — hat weggehen müssen, und hat sie die Gräfin nur aus Gnaden genommen, und mein Vater ist Bräuer!"

Ein Bräuer ist in Böhmen eine wichtige Person — er heißt „Herr Alter" und genießt des größten Ansehens bei den Bauern, ist guter Freund des Pfarrers, sehr intim mit den Amtschreibern und steht auf dem anständigsten Fuße mit dem Amtsdirektor. Eine Bräuerstochter gehört unbedingt zu den Honoratioren, rangirt nach den Beamtentöchtern und geht auf dem Lande in den meisten Fällen der Pfarrerköchin vor, welche sie kurzweg mit ihrem Vornamen nennt. Theodor hatte kaum den Stand seiner neuen Freun-

Digitized by Google

din erfahren, als er sein ganzes Betragen änderte — der Ton wurde sogleich um eine Oktave vertraulicher gestimmt, und Beide setzten sich auf das Sopha, vor dem Theodor wenige Tage früher in devotester Attitüde gestanden. Theodor aber warf doch einen prüfenden Blick durch die Glasthüre ins Vorzimmer und fragte: „Wird aber auch Niemand kommen?"

Betti gab ihm Recht. „Wir können ja hinüber zu uns gehen!" und sie nahm ihre Arbeit auf den Arm und Beide gingen über den Corridor in die Wohnung der Baronin. Hier waren sie ungestört und setzten sich daher mit aller Ruhe auf den Divan. Beide waren einig mit sich — sie gefielen sich Beide und seit Theodor wußte, daß Betti eine Bräuerstochter war, stand seiner Liebe kein weiteres Hinderniß im Wege. Er schlang daher den Arm um Betti's schlanke Taille und sie litt es, obwohl nicht ohne jene unnachahmlichen Minauderien, mit denen alle böhmischen Mädchen, und wären es Dorfmägde, die ersten Angriffe eines Mannes entgegnen. Sie bog sich wie eine Gerte und rief: „Aber gehen Sie! Lassen Sie mich!" — Theodor aber ging nicht und ließ sie nicht, sondern faßte sie am Halse, drehte ihr den Kopf und gab ihr einen herzhaften Kuß, der, obwohl unter beständigem Zucken und Widerstreben, eine volle Minute dauerte.

„Aber Sie sind ein schlimmer Mensch, Herr Nestásny!"

„Ich, Betinka? ich bin gar nicht schlimm — Sie sind's, warum haben Sie so schöne Augen?"

„Aber wenn wir nach Rischlowicz kommen, so müssen Sie zu uns kommen, das Bräuhaus ist ganz nahe beim Schloß, und mein Vater wird die größte Freude haben — er hat auch studirt vier Schulen, in Leutomischl, und mein Bruder auch, der ist jetzt Bräuer in Postarschitz und hat die Tochter von einem Kaufmann! Wo sind denn Sie gebürtig?"

„Ich? aus Nezdaschow — bei Moldauthein!"

„Ach dort haben wir einen Vetter, einen Bruder von meiner Mutter, er ist Burggraf beim Erzbischof, kennen Sie ihn vielleicht, er heißt Neruda!"

„Freilich, sehr gut, er war früher Amtschreiber in Rozental!"

„Ja! Ja!"

„Nu wir haben uns oft sehr gut unterhalten! Er geht hinter der Tochter vom Rentmeister —

„Ja! er hat uns davon geschrieben — ein hübsches Mädchen, nicht wahr?"

„Na, passirt!" —

Das Bündniß ihrer Seelen wurde immer fester, Theodor kannte den Vetter Neruda, und somit war er auch der Frau Brauermeisterin bestens empfohlen. Die Conversation erlitt eine Störung durch den zum Thore

Digitized by Google

hereinrasselnden Wagen, der die beiden Damen nach Hause brachte. Theodor wurde durch das Schlafzimmer der Baronin in sein Kämmerchen gelassen. Betti riegelte hinter ihm zu und begab sich in die Hinterstube, die sie mit der Jungfer der Gräfin bewohnte, seit Theodor im Hause war. Es dauerte nicht lange, so wurde der Hofmeister hinüber citirt und betrat den Salon mit derselben Aengstlichkeit und Befangenheit, wie gestern. Dazu kam, daß ihm Betti den Kopf vollends verwirrt gemacht hatte und ihr heißer Kuß noch auf seinen Lippen brannte. Die Damen hatten ihre Hüte abgelegt, Jaromir fütterte den Papagei mit Kuchen und war so gutherzig, auch seinem Gouverneur ein Stück davon anzubieten.

Die Baronin glaubte, der besonders nachdrückliche Kuß, den Theodor auf ihre Hand drückte, sei ein Ausbruch der Dankbarkeit für die Vorsorge, welche sie heute an den Tag gelegt, sie blickte ihn daher mit gütiger Würde an, so daß der arme Junge blutroth wurde und seinen Dank nur sehr unvollkommen abstattete. Die Gräfin lehnte die Huldigung ab und sagte mit ernstem aber gedämpftem Tone: „Ich habe Ihnen nur zu bemerken, Nestásny! daß Sie sehr wenig Acht auf Ihr Deutsch geben — ich fürchte, daß Jaromir es sich noch mehr angewöhnen und wie die Grünweiber auf dem Ringe sprechen wird! Das wäre mir sehr unangenehm — es ist ganz nothwendig, daß Sie die Aussprache des Kindes überwachen und sich selbst alle Mühe geben.

„Werde mich befleißen, gräfliche Gnaden —

„Dann müssen Sie jedesmal mit dem Hut in den Salon kommen — es sieht sonst aus, als ob Sie hier zu Hause wären, und nicht so viele Complimente machen, das sieht ordinair aus! Sie sind noch ein junger Mensch, der wenig Gelegenheit hatte, in anständige Gesellschaft zu kommen und müssen sich formiren — Ihre Complimente sind wirklich beängstigend!"

„Mama," jubelte Jaromir, „der Herr Nestásny macht ein solches Compliment, siehst Du?"

Er hatte mit vielem Geschick einen jener Bücklinge nachgeahmt, welche die Gräfin beängstigend fand, noch ehe Mutter und Tante ihn daran verhindern konnten. Beide Damen riefen zwar einstimmig: „Jaromir! was ist denn das für eine Art?" aber die Gräfin meinte es lange nicht so ernst, wie die Baronin, welche ihrem Sprößling eine ernsthafte Ohrfeige gab. Sie hatte auch so viel Gutmüthigkeit und richtigen Takt, daß sie die Ermahnungen ihrer Schwester kurz abbrach, indem sie dem Hofmeister den Auftrag gab, den „ungezogenen Buben" mit auf seine Stube zu nehmen, was sogleich mit würdevollem Ernste von Seiten des Hofmeisters ausgeführt ward.

(Zweite Abtheilung und Schluß im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Dresden im Winter.

I.

Die Dresdner haben einen feierlichen Schluß für die kalte Jahreszeit: das Concert am Palmsonntag. An diesem Tage wird der Winter im eigentlichen Sinne des Wortes heimgegeigt; die Auferstehung Christi ist für die Stadt nicht blos ein religiöses Auferstehungsfest. Auf der Terrasse werden die Wege mit brannem Sand bestreut, Bohemia und Germania, die beiden Elbdampfer, die friedlicher neben einander schiffen, als die Czechen und die Deutschen, streichen ihre Schlote mit neuem glänzenden Lacke an; auf den Promenaden werden die Miethszettel der Quartiers und Appartements garnis à louer mit goldenen Fremdenhoffnungen, gleich Fischnetzen ausgehängt und Dresdens Tortoni, der hier Torniamenti heißt, abonnirt wieder auf das während des Winters abgeschaffte Journal des Débats. Die Schwalben kommen! Nichts geht dem Dresdner über die Schwalben. Der süße Schwärmer! Er liebt die Zugvögel, selbst wenn sie mit vier Pferden und zwei Reisewagen angefahren kommen, obgleich er sonst kein Vorurtheil auch gegen Eisenbahnreisende hat und mit gleicher Gastfreundschaft von Allen gern profitirt.

Nicht Jeder kann Alles haben; andere Städte leben nur ein Winterleben. Paris, Wien, Berlin muß man im Sommer nie in Paris, Wien und Berlin suchen. Dresden dagegen ist nur im Sommer Dresden; diese stille Blume im Kranz der geräuschvollen deutschen Städte schließt ihren Kelch beim ersten Schnee und öffnet ihn erst, wenn die Mai- und Goldkäfer kommen. — Dresden lebt nicht von innen heraus, sondern von außen hinein. Was die Stadt an agirenden, unternehmenden und producirenden Kräften hervorbringt, gibt sie alljährlich an Leipzig ab, welches als Hochofen für ganz Sachsen dient, während Dresden gewissermaßen der Aufbewahrungsort für das ausgekühlte Eisen ist, für Alles, was den Werdeproceß bereits hinter sich hat!

Innerhalb einer so receptiven Stadt würden die Fremden auch dann schon ein dominirendes Element bilden, wenn sie nicht wie hier ein altes

Digitized by Google

privilège de coutume hätten. Seit den Zeiten, wo Sachsens Herzöge die Krone von Polen trugen in der Elbresidenz, Versaille und Tuillerien spielten, bildeten Franzosen, Polen und Italiener immer eine ansehnliche Colonie in Dresden. Während Letztere allmälig sich verloren, vermehrte sich die Zahl und der Einfluß der erstern durch die Verbindung mit Napoleon. Als endlich der Umschwung der Dinge seit dem Pariser Frieden auch sie zum Rückzug veranlaßte, da entdeckten plötzlich die Engländer die Stadt. Sir John mit dem magern Bauche, der die Welt durchzieht, um zu sehen, an welchem Orte man für die wenigsten Pfunde die meiste Anmaßung haben kann, kam hierher; er sah das Land und fand, daß es gut und wohlfeil sei. Zu ihm gesellte sich allmälig auch der Rubel auf Reisen, der in den böhmischen Bädern alljährlich für das im moskowitischen Orgion verpraßte Mark seiner Leibeigenen und seines eigenen Leibes Stärkung sucht und die Straßen des großen Czaren zu schlecht und zu öde findet, um zwischen einer Badesaison und der andern die Heimreise zu unternehmen. So gewann die Stadt durch aus der Fremde zuströmende Elemente wieder, was sie an Wohlhabenheit und Glanz durch den Pariser Frieden als Centrum eines früher viel umfangreichern Landes verloren hat.

In den letzten zwei Jahren hat Preußen jedoch auch hierin den Sachsen zu Ader gelassen. Die Vollendung der Eisenbahn hat viele Fremde, die sonst den Winter in Dresden verlebten, nach Berlin geführt. Ob diese dabei einen vortheilhaften Tausch gemacht haben? Wir glauben kaum. Berlin ist ein tyrannischer Ort. Es nimmt keine Notiz von fremden Individualitäten und dringt ihnen despotisch seine eignen Lebensgesetze und Bräuche auf. Die Dresdner Atmosphäre ist conservativ, politisch wie social, sie conservirt und schont den Fremden, das Wasser färbt nicht ab, der Fremde steigt aus dem Bade grade so, wie er hineingestiegen ist. Die Stadt hat den Culminationspunkt ihrer Geschichte hinter sich und ist nun zu bequem, zu müde, zu nachgiebig, zu höflich, zu wenig energisch und selbstständig, sie hat zu wenig Stahltheile in sich, um auf die moralische Haut, auf den geistigen Organismus der Fremden einen Einfluß zu üben. Die Berliner Luft dagegen ist ätzend, scheidewasserartig, die junge Stadt, in aufsteigender Linie begriffen, ist kampflustig, eroberungssüchtig, und wie jede junge Nationalität durch die Reibung mit einer andern sich zu schärfen und zu stärken sucht, so wetzt Berlin seinen Schnabel an allem Andersgearteten, Widerstehenden, und diese viermalhunderttausend Schnäbel (in denen die gelben eine große Rolle spielen!) reißen den Fremden, gegen den sie sich wenden, manche seiner Lieblingsfedern und Gewohnheiten aus.

Digitized by Google

Es gibt wenig Menschen, die Berlin mit Gleichgültigkeit verlassen, entweder sie hassen es oder sie lieben es, entweder die Stadt hat sie tief innerlich verletzt oder sie hat sie gereizt und magnetisch angezogen. Die Zahl der Ersteren ist in Mehrheit, dennoch wird Berlin, eben weil es eine bedeutende Individualität ist, Viele aus Neugier, aus Interesse anlocken. Es läßt sich zwar annehmen, daß die Mehrzahl der Ausländer, die einen Winter dort verlebten, den nächsten Winter nicht wiederkommen wird, doch wird die Zahl der Zuströmenden immer größer werden, denn „wo Tauben sind fliegen Tauben zu", ein Sprüchwort, das auch von Vögeln gilt, die grade keine Tauben sind. Für Dresden bleibt es immer eine gefährliche unterminirende Concurrenz, denn die kleinere Stadt fühlt jeden Abzug der ihr gemacht wird.

So ist auch in der abgelaufenen Jahreszeit von den Dresdner Einwohnern über die Abnahme der Fremden, die hier gewohnheitsmäßig ihre Winterquartiere nahmen, viel geklagt worden. Engländer namentlich gab es in sehr spärlicher Zahl. Die Russen sind seit 1830 ohnehin immer seltner geworden. Ihre Constitution konnte die sächsische nicht vertragen und der weise Czar sieht sie lieber anderwärts, wo der propagandistische Rubel einflußreichere Seelen gewinnen kann und von wo aus die Generaladjutanten und Staatsräthe geheime Depeschen über Dinge senden können, die nicht in den Zeitungen zu lesen sind. Nur die Polen sind Dresden treu geblieben. Wie sollten sie nicht? Ist es doch hier, wo sie auf freier Erde durch vielfache historische Beziehungen sich zurückerinnern können an die Zeit, wo der weiße Adler noch unverstümmelt sein Königshaupt erhob? Sachsen hat sich aus Anhänglichkeit für jene historischen Bezüge immer am freundlichsten gegen die Polen gezeigt und nicht blos wenn sie ihre Einkünfte zu verzehren sich hier niederließen, sondern auch, wenn sie als Flüchtlinge Schutz suchten, in dem Lande, das einst unter einem Herrscher mit ihnen stand. Die Tissowskysche Episode ist ein schönes Blatt in der sächsischen Tageschronik. Möge es der Regierung ein Beispiel sein, wie sehr Standhaftigkeit sich belohnt, auch wenn sie gegen mächtige Nachbarn gerichtet ist. Als im vorigen Jahre der Aufstand in Galizien und Posen ausbrach, enthielt eine der ersten Depeschen Guizots (an den Grafen Flohault in Wien) die Weisung, den polnischen Flüchtlingen, die Pässe nach Frankreich verlangten, solche ohne Verzug zu ertheilen. „Die französische Regierung" — sagte Guizot in dieser Depesche — „wünscht sich Glück zu der Macht, die sie in den Stand setzt, den Unglücklichen ein Asyl zu geben und gleichzeitig dem Wiener Kabinet jene Mäßigungs- und Klugheitspolitik zu erleichtern, die es

Digitized by Google

wünschen lassen, die Zahl der Opfer nicht zu vergrößern.“ Die Tissowskysche Angelegenheit gibt Sachsen ein Recht zu einer ähnlichen Behauptung. Es hat der österreichischen Regierung den großen Dienst geleistet, es hat ihm einen weithinhaltenden Act der Strenge erspart, es hat ihm Gelegenheit gegeben, sich versöhnlich und mild zu zeigen. Warum erschwert man Sachsen bei andern Gelegenheiten diese Ausübung seiner souveränen Macht? Es geht das Gerücht, Preußen beantrage bei der sächsischen Regierung eine Verordnung gegen die Ansiedelung fremder Schriftsteller. Es ist ein Gerücht — aber ein nicht unwahrscheinliches. Wird Sachsen, das zum Nachtheile seines großen Büchermarktes ohnehin so bedeutende Concessionen seiner Großnachbarn macht, auch hierin sich nachgiebig zeigen? Als ein gutes Symptom ist zu bemerken, daß der Ansiedelung des Professor Fröbel aus Zürich, der in diesem Winter nach Dresden überzog, nach einigen anfänglichen Schwierigkeiten keine weitern Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Sieht man zurück auf die letzten Wintermonate, so tauchen aus dem weißen Schnee, der diesmal hartnäckiger als je die Giebel und Straßen bedeckt hielt, wenig Punkte hervor, nach denen man die Monotonie der abgelaufenen Zeit abtheilen könnte. In Politik sahen wir den Landtag sich langsam und langweilig durch eine Wust von Zahlen durcharbeiten die von großen Localen aber ohne alles politische Interesse sind. Dramatisch wurde er nur einen Augenblick, als der heißköpfige Vicepräsident plötzlich eine persönliche Uebereilung zu einer politischen Frage erhob, und in sehr unparlamentarischer Gereiztheit der Versammlung mit seinem Ausbleiben drohte und die Sitzung aufhob. Herr von Thielau ist ein Mann von ebenso viel Talent als unzeitiger Leidenschaft, und gerade Männer, wie er, dienen als schlagender Beweis für den Werth und die Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit der Verhandlungen. In einem unconstitutionellen Staat wäre Herr von Thielau vielleicht zu einem hohen Verwaltungsposten berufen gewesen, er würde seines Talentes willen im Lande als ein unersetzlicher Mann, als ein Staatsmann von großem Verdienst ausgeschrien sein, während doch im Stillen seiner Leidenschaftlichkeit tägliche Opfer fallen würden. Ein Mann, der schon in der Kammer, die doch zur Debatte da ist, bei jedem Widerspruch gereizt ist, wie wird er im Dienste den Widerspruch unberechtigter Parteien ertragen? Wenn man die deutsche Beamtenwelt durchmustern möchte, da würden sich der Art Beispiele genug finden — nicht blos in der Verwaltung, sondern auch in der Magistratur; die Oeffentlichkeit allein ist's, die den Mann zwingt nicht blos Talent und Kenntnisse zu haben, sondern auch — gerecht zu sein.

Digitized by Google

Die bildende Kunst, sonst ein Hauptfactor in dem stillen und beschaulichen „Elbflorenz", hat während der letzten Monate wenig Zeit zur Schaustellung gehabt. Eine Wanderung durch die Ateliers — in welchem manche bedeutende Schöpfung sich vorbereiten soll — ist im Winter ein unerquicklicher Genuß. Es hat etwas drückendes die Kunst in geheizten Ateliers arbeiten zu sehen wie Leinweber und Schneider; es ist mit jedem Kunstwerk unwillkürlich die Idee des Freien und der Freiheit in der Natur verbunden, der Gedanke an den Süden, an die Werkstätten der italienischen Meister drängt sich uns stets auf und der Anblick des räucherigen Winterateliers mit seinen verschlossenen Fenstern und offenen Holz- und Steinkohlenstößen beengt die Brust und läßt den Künstler und sein Kunstwerk wie einen Vogel im Käfig erscheinen. Das wichtigste Ereigniß unter den Dresdner Künstlern, war der bereits im Anfang des Winters stattgefundene Amtsantritt des Münchner Schnorr's (Julius) als Direktor der Gemäldegallerie und Professor an der Akademie.

Leider kam der neue Galleriedirektor zu spät, um für den Neuben der Gallerie einen bessern Platz zu erwirken, als derjenige ist, den man dafür ausgewählt. Diese kleine Geschichte ist charakteristisch nicht nur für Dresden, sondern für deutsche Zustände überhaupt. Die schlechte Localität der berühmten Gemäldegallerie hat einen Theil der Bilder Verderben gebracht. Um dessen Umsichgreifen zu verhindern und den großartigen Kunstschätzen ein würdigeres Gehäuse zu geben, votirten die Stände eine ziemlich mäßige Summe zur Erbauung eines neuen Museums. Nach dem vorgelegten Plane sollte das neue Museum in der Nähe des Zwingers, dicht neben dem Theater, der katholischen Kirche und des Schlosses erbaut werden. Aber wenn die Rathsherren vom Rathhause kommen, fallen ihnen erst die besten Gedanken ein; so auch hier. Nachdem der Neubau von den Ständen bewilligt war, fiel es den Dresdnern erst ein, daß sie einen viel zweckmäßigern, und für die Schönheit der Stadt, ungemein vortheilhaftern Platz für den neuen Gemäldepallast bestimmen mußten. Da ist die Brühl'sche Terrasse, dieser herrliche, unvergleichliche Punct, den Berthold Auerbach treffend, den Balkon von Dresden nannte, durch ein vis à vis verunziert, welches die Perspective, die man von hier aus über den Elbstrom genießt, auf das Unangenehmste stört und beeinträchtigt, an dem jenseitigen Elbufer dehnt sich nämlich, mehrere tausend Schritte lang ein häßlicher Pontonschuppen aus. Wenn man diesen niederreißen und das neue Museum an seine Stelle hinsetzen würde, gewönne Dresden, durch die längs der Elbe sich hinstrek-

Digitized by Google

kende Façade unendlich an Schönheit und Reiz und das Elbflorenz würde grade an der Elbe seinen florentinischen Charakter zeigen!

Ich ging unlängst mit einem geistvollen Schriftsteller, der ehemals ein Demokrat war, über die Brühl'sche Terrasse und wir freuten uns dieser reizenden Anlage, die in Deutschland nicht ihres Gleichen hat. „Sehen Sie", sagte mein Begleiter, „der Absolutismus hat auch seine großen Verdienste und es ließe sich eigentlich ein schönes Buch schreiben über die glänzenden Resultate, die er vollbracht. Dieser Graf Brühl hat allerdings das Land ausgesaugt, aber er war ein Mann von Geschmack und er hat ein Denkmal seiner Zeit zurückgelassen, so schön und aristokratisch prächtig, wie es unsre constitutionelle Zeit, wo man die Volksvertreter erst um ihre Zustimmung fragen muß, gewiß nicht ausführen wird." Ich antwortete ihm, daß unsere Eisenbahnen Ergebnisse der Demokratie seien, die in jener aristokratischen Zeit, wo die großen Bauten und Anlagen zur Bequemlichkeit und Freude des Volkes, sondern nur durch die egoistische Prachtliebe, Bequemlichkeit und Eitelkeit der großen Herren geschaffen wurden, gewiß nicht entstanden wären. Im Stillen aber dachte ich: wenn sie doch das neue Museum der Brühlschen Terrasse gegenüber bauten! Es wäre ein Triumph, eine Pflicht der neuen Zeit, den stolzen, dem Volke abgezwungenen Monumenten aristokratischer Herrlichkeit, ein Denkmal, welches das freie Volk erbaut, gerade gegenüber zu setzen und Auge ins Auge Monument gegen Monument den Beweis zu liefern, daß die Kunst und das Schöne nicht blos im Gefolge der Aristokratie zu suchen ist, wie der Adel und seine Erben die Bankhelden prahlen.

Doch so subtil denkt man in Sachsen nicht. Der Museumsbau dicht am Elbufer würde wegen des Dammes und des Pfahlwerkes, das er zur Abwehr gegen die Ueberschwemmung bedürfte, eine doppelte Summe in Anspruch nehmen. So wird denn um der Wohlfeilheit willen der Platz am Zwinger beibehalten, trotzdem, daß Alles, was Sinn für Kunst, Schönheit und Zweckmäßigkeit besitzt, sich einstimmig dagegen ausspricht. Auf jenem Platze befindet sich bereits das Schloß, die katholische Kirche, das Theater, der Zwinger und nun stopft man auch noch das Museum hinein und hebt so, durch die Masse der Gebäude, die schöne und großartige Wirkung auf, welche sie im Einzelnen zweckmäßig vertheilt, hervorbrächten. Doch es ist wohlfeiler!

Digitized by Google

Das öſterreichiſche Anlehen.

Aus Wien.

Das jüngſt geſchloſſene Anlehen iſt noch immer Gegenſtand häufiger Beſprechung, und wohl mit Recht hat es die Meinung aller unbefangenen Sachverſtändigen in einem Maaße gegen ſich, wie dies noch bei keiner andern Transaction der jetzigen Finanzverwaltung der Fall. Bei den Lobliedern gewiſſer Blätter über den trefflichen Stand unſerer Finanzen, die wir während der letztverfloſſenen zwei Jahre hörten, mit Anrühmung der reichlich fließenden Einnahmen und der weiſen Beſchränkung der Ausgaben, waren ſelbſt nüchterne Naturen, die nicht ſo leicht einzuſchläfern, wie der große Haufen, und die es wußten, was von jener Blüthe der Finanzen zu halten ſei gegenüber der ſchwebenden Schuld bei der Bank und der vermehrten Ausgabe der Centralkaſſenanweiſungen, doch überraſcht, daß der Bedarf zur Weiterführung der Eiſenbahnbauten — denn nur dieſe können die Unzulänglichkeit der ſo gerühmten Finanzlage einigermaßen erklären — unter Umſtänden contrahirt werden mußte, die in jeder Beziehung als höchſt ungünſtig erſcheinen. Vor Allem auffallen mußte es, daß die Zeit zu dieſer Negociation ſo unglücklich gewählt war, wo die Lage des europäiſchen Geldmarktes in einer allgemeinen Criſis, wie ſeit zehn Jahren nicht, und wo noch beſondere Umſtände hinzutraten, die das Geld geſuchter, daher theurer machten. In dem Augenblicke, wo in England der Lord des Schatzes von dem Parlamente die Ermächtigung erhält, „auf den Markt zu gehen und Geld zu borgen", wo die herrſchende Geldnoth die Bank von Frankreich zwingt, den Disconto zu erhöhen und 40 Millionen in England zu borgen, wo in Deutſchland das Hannöverſche Anlehen abgeſchloſſen wird, Würtemberg mit ſeinem muſterhaften Finanzweſen ſich gezwungen ſieht, für ſein Eiſenbahnanlehen 4½ % Zinſen zu bewilligen, Sachſen im Begriff iſt, eine Anleihe zu machen, und die öffentliche Meinung — ob mit Recht oder Unrecht, iſt hier gleichviel, denn nur die Meinung entſcheidet bei Creditfragen — der Zuſammen-

Digitized by Google

berufung der preußischen Stände die Absicht einer abzuschließenden Anleihe mit unterlegt — — in einer Zeit, wo der ohnehin kostspielige Credit noch in solcher Art von mehreren Seiten zugleich in Anspruch genommen und vertheuert wird, war es wohl am allerwenigsten für Oesterreich der rechte Moment, Geld zu suchen, für einen Bedarf, dessen erste Rate im Monat Juni eingezahlt, daher wohl dann erst nöthig sein wird; hätte man bis dahin, wo mit großer Wahrscheinlichkeit (?) eine Besserung der allgemeinen Geldverhältnisse zu erwarten (?) nicht temporisiren können? In den letzten Wochen erst hatte man sich von dem willigen und raschen Ankaufe der nur drei Procent Zinsen tragenden Centralkassenanweisungen, selbst in den Provinzen, überzeugt; hätte man nicht noch willigere und raschere Abnehmer gefunden, wenn man um dem nächsten Bedürfnisse, falls dieses wirklich so dringend zu genügen, den Betrag, der in den Monaten Juni, Juli und August fälligen drei ersten Raten des 5 % Anlehens, zusammen im Belaufe von nicht ganz 3¾ Millionen durch die Ausgabe von 4 oder 5 Millionen nöthigenfalls 4 % Centralkassenanweisungen zu decken gesucht hätte, die gewiß rasch ab- und für 6 Monate in bleibende Hände übergegangen wären? — Hätte man dann zu jener Zeit nicht unter günstigeren Bedingungen Geld erhalten können? — Und abgesehen hiervon, war wohl jetzt die Lage des Geldmarktes geeignet, eine Anleihe abzuschließen, die in 65 Monatsraten eingezahlt, also erst mit Ende des Jahres 1852!! in 5¼ Jahren!! gänzlich realisirt werden soll? — Ist der Geldmarkt im Jahre 1847 der Moment, um für die Bedürfnisse der nächsten 6 Jahre zu sorgen? — Lauter Fragen so inhaltsschwer, daß vielleicht die hiesigen, nie verlegenen Optimisten der Augsburger Allgemeinen oder die Finanznotabilitäten des Triester Lloydjournals eine Antwort darauf, wohl aber gewiß keinen unbefangenen Sachverständigen finden werden, dem diese Antwort genügen kann! Was werden Sie von einem Hausvater sagen, der bei den Getraidepreisen vom Februar 1847 sich auf 5½ Jahre im Voraus seinen Brodbedarf sichern wollte, und zum jetzigen Marktpreise mit seinen Brodlieferanten abschließen würde, für seinen Bedarf, der nach und nach in 65 Monaten abgeliefert werden soll?? — — —

Einmal entschlossen in solcher Zeit in die Hände der dreieinigen hiesigen Geldmacht, ohne Versuch einer Concurrenz sich zu ergeben, sind die andern großen Nachtheile der ganzen Transaction nur eine natürliche Folge des ersten Fehlers. Man hat 40 Millionen Gulden zu 3⅗ und 80 Millionen zu 2½ ⅗ negozirt, also 120 Millionen verschrieben, wofür nebst vielleicht 2 Millionen Agio 80 Millionen dem Staate wirklich eingezahlt werden. Ist

Digitized by Google

aber diese scheinbar geringe Verzinsung von 2½ % ein genügender Ersatz für die doppelte Verschreibung dessen, was man empfangen? Der Vortheil ist freilich dabei, daß diese 2½ % Schuldverschreibungen sehr bald in feste Hände übergehen, und nicht so bald gekündigt werden; bei dem vorigen Anlehen haben die Contrahenten sich einen 15jährigen Termin bedungen, binnen welchem das Schuldverhältniß nicht geändert werden darf, es ist aber für ihre Ansicht über die Zukunft unserer Finanzen charakteristisch, daß sie diesmal eine besondere Stipulation hierüber für ganz unnöthig hielten, und wohl überzeugt sein mögen, daß — — — es noch weit über 15 Jahre dauern wird, ehe unsere Finanzverwaltung 2½ % Schuldverschreibungen kündigen wird, um selbe zum Nominalwerthe, d. h. mit doppelt so viel zu bezahlen, als sie dafür empfangen hat.

Bei dieser Calamität — denn als eine solche wird diese ganze Negoziation von jedem sachverständigen Freunde unseres Staates betrachtet — haben wir doch den einzigen Trost, daß dadurch wenigstens das Vertrauen zu der Person unseres Finanzchefs und zu seinen guten Willen nicht erschüttert wurde, seitdem man weiß, daß diese Art des Abschlusses keineswegs nach seinem Plane war und er sich dabei nur einem höheren Willen fügte. Herr von Kübek hatte nämlich, wie Eingeweihte erzählen, die Absicht, mit Umgehung der drei bisherigen Contrahenten unserer Anlehen, für das jetzige eine Subscription in den größeren Städten der Monarchie zu eröffnen. Abgesehen davon, daß eine solche Maaßregel freudig begrüßt worden wäre, als ein von Selbstvertrauen zeugender Act der Finanzverwaltung und ihrem Bestreben sich von dem Rothschild-Sinaischen Monopol des Geldmarktes zu emancipiren, und sich dafür auf die andern Geldkräfte der Monarchie und ihrer Verbindungen im Auslande zu stützen, so wäre der Erfolg auch für die Staatsfinanzen sicher und vortheilhaft gewesen, besonders wenn man — wie dies doch auch jetzt geschehen — die Einzahlung in Raten gestattet hätte. Es gibt in Oesterreich eine sehr große Anzahl von Geldmännern, die bisher aus Grundsatz keine großen Geschäfte in Staatspapieren machen, weil sie bei der üblich gewesenen Art des Abschlusses nur das Risiko hätten, keineswegs aber den Vortheil, den die bisherigen 3 Kontrahenten, eben so wie früher gemeinschaftlich mit Geymüller, immer im Voraus für sich allein hinwegnahmen. Bei einer Betheiligung Vieler aber, denen alle Aussicht auf die vom Staate gewährte Provision und einen Theil des Gewinnes geöffnet ist, den bisher nur die drei Auserwählten einsackten, würde es wahrlich bei uns eben so wenig, als in andern Staaten an zahlreichen Subscribenten zu der

jetzigen Anleihe nach dem urſprünglichen Kübek'ſchen Plane gefehlt haben. Freilich den Beherrſchern des Geldmarktes konnte ein ſolcher Plan nicht zuſagen und — daß ihre Macht eine unüberwindliche zeigte leider der Erfolg, indem im Staatsrathe ihre Offerte angenommen, das erwähnte Programm des Finanzminiſters aber, als von angeblich zweifelhaftem Erfolge, für diesmal nicht beliebt wurde.

† d.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Bremen.

Holtei und seine Vorlesungen. — Der schlesische Dialekt. — Unanständige Bescheidenheit. — Die beiden Zeitungen. — Wilhelm Jordan. — Bürgermeister Smidt. — Zur Charakteristik der Stadt. — Die Cigarrenmacher. — Theater und Geistlichkeit.

Herr von Holtei macht hier bei uns mit seinen Vorlesungen Shakspear'scher Stücke, deren er bereits fünf gehalten hat, ein außerordentliches Glück. Der Saal des Krameramthauses, welcher gegen 3—400 Menschen faßt, war bei allen Vorlesungen in einer Weise gefüllt, die für sehr viele Zuhörer sogar den Genuß bedeutend beeinträchtigte. Da die Vorlesungen immer gegen drei Stunden dauern, und schon eine Stunde vorher die Gesellschaft der Plätze wegen sich sammelt, so hat man in der That die Ausdrücke zu bewundern, mit welcher unser Publicum sich einen Genuß erkämpfte, den ihm leider hier wie anderwärts die Bühne selbst versagt und versagen muß. Diese Holtei'schen Vorlesungen sind in der That ein schlagender Beweis, wie sehr unsre Zeit nach ächter und gehaltvoller dramatischer Poesie sich sehnt, und wie wenig faßt überall in Deutschland die Theaterzustände geeignet sind, diesem Bedürfnisse zu entsprechen. Denn Niemand wird behaupten wollen, daß auch die virtuosenhafteste Vorlesung im Stande sei, die wirkliche und würdige Verleiblichung eines dramatischen Kunstwerks durch die Bühne zu ersetzen. Aber so wie gegenwärtig die Sachen stehen, wo ein künstlerisches Zusammenwirken zu einer vollendeten Vorstellung eines Shakspear'schen, Goethe'schen und Schiller'schen Drama's auf unsern Theatern in das Reich der Fabeln gehört, kann freilich das Virtuosenthum eines Vorlesers allein einen solchen Ersatz gewähren. Herr von Holtei ist ein solcher Virtuose. Die leidenschaftlich erregten Partien, die Individualisirung der männlichen Charaktere, komischer wie tragischer Art, gelingt ihm vortrefflich, weniger die edel getragenen Partien, die grübelnde Reflexion Hamlets, die freie hoheitvolle Grazie, der adelige Schwung in der Sprache der Fürsten, und am wenigsten alle weiblichen Rollen. Hier wird sein Vortrag, der die männliche Leidenschaft mit herzerschütternder Wahrheit zu malen versteht, breit und farblos, der Stimmton erhält einen ältlich weichen Beigeschmack, und entbehrt ebenso sehr den halben sichern Vollklang

Digitized by Google

als die feine Nüancirung des Pathos in der Empfindung. Unangenehm auffallend ist es auch, daß sich Herr von Holtei in seiner Aussprache nicht von Provinzialismen freigemacht hat, und uns z. B. Tack statt Tag, sakt statt sagt zu hören gibt. Wenn er die beiden berühmtesten dramatischen Prosaiker unserer Zeit Tieck und Immermann an Mächtigkeit und Fülle des Organs in Darstellung des hochtragischen Pathos und der entfesselten Leidenschaft übertrifft, so steht seine Leistung diesen Vorgängern, als Ganzes betrachtet, nach.

Als einen Mißgriff aber muß man es bezeichnen, daß er in einer, freilich leicht erklärlichen Eitelkeit, unmittelbar auf den Vortrag eines tragischen und komischen Meisterwerks von Shakspeare mehrmals den gesangmäßigen Vortrag eignem sogenannter Liederspiele folgen ließ. Die Berufung auf das alte drama satyricum, das dem antiken Trilogien folgte, ist hier aus zehn Gründen unzureichend; einer von diesen Gründen ist, daß solch ein drama satyricum immer auch denselben Dichter, der die Tragödien gedichtet, zum Verfasser hatte, und daß es seinem Inhalte nach in heiter poetischem Zusammenhange mit der Fabel der vorausgegangenen Kunstwerke stand. Wir hörten z. B. nach Shakspeare's „Was Ihr wollt" Herrn von Holtei einen solchen sehr mäßigen Liederscherz „Ein Buch Papier" in seiner bekannten Stabsängermanier vortragen. Nach einer Komödie schien dafür schon eher der Ort, und doch — so ergquicklich eine gute Berliner „kühle Blonde" im heißen Sommer dem Dürstigen mundet, so wenig wird sie doch Dem behagen, der unmittelbar vorher die feinsten Schäumereien der Champagner genossen hat. Und nun gar eine solche Blüette auf den Hamlet zu setzen, wie Herr von Holtei neulich gleichfalls gethan, ist wohl noch weniger vor dem Forum des guten Geschmacks zu entschuldigen. Herr von Holtei hatte davon auch ein Bewußtsein, wenn er die Zuhörer aufforderte, falls sie sich durch solchen Contrast gestört fühlten, den Saal zu verlassen. Das klingt ehrlicher, als es doch genau genommen gemeint sein kann; und wenn Herr von Holtei die Kritik über diese seine Kleinigkeiten durch die Aufforderung entwaffnete, sie nach Belieben schlecht zu finden, „da diese seine Kinder, wie ihr Vater, Schande und Spott gewohnt seien," so liegt in solchem Geständniß auch ein gewisses Etwas, das uns für Den, welcher es ausspricht, verletzt. Man kann auch in der Bescheidenheit zu weit gehen, und wo dies in dem bezeichneten Maße geschieht, hört die Selbstachtung auf. Immer aber hat uns Herr von Holtei mit seinen Vorlesungen einen großen dankenswerthen Genuß bereitet, und die Aufnahme, welche er hier gefunden hat, kann auch ihrerseits ein Zeugniß für die poetische Bildung und das Interesse an ächter Kunstleistung bei unserm Publicum ablegen. Bremen ist auch in dieser Hinsicht vielfach mißkannt worden. — Die hiesigen Zeitungen, die in Preußen noch immer als gifthaltig angesehen werden müssen, da das gegen sie geschleuderte Verbot noch jetzt nicht zurückgenommen ist, erfreuen sich dafür in dem übrigen Deutschland einer desto größeren Theilnahme, und gehören offenbar zu den gediegensten und gehaltvollsten deutschen, politischen Organen. Die Weserzeitung ist unter Leitung ihres Redacteurs des Herrn Dr. Thomas Arens rasch emporgeblüht, verdient ihr Glück, und die alte Bremer Zeitung, welche einst unter Redaction des Herrn Professor Bergt, der jetzt den Rheinischen Beobachter mit großem Erfolge zu dem unbeliebtesten deutschen Blatte gemacht hat,

Digitized by Google

in den Jahren, bald nach den Freiheitskriege, an der Spitze des demokratischen Fortschritts stand, und mit Herrn von Gentz deshalb schlimme Händel hatte, diese Bremer Zeitung, die dann später hinkränkelte, hat sich seit den anderthalb Jahren, wo der ehemalige Redacteur der Kölnischen Zeitung Dr. Karl Andree ihre Leitung als verantwortlicher Redacteur übernommen hat, zu einem ganz neuen Leben aufgeschwungen. Andree ist unstreitig einer unserer kenntniß- und charaktervollsten deutschen Publicisten, und seine Anwesenheit ist für uns ein Gewinn, den man in Bremen zu schätzen weiß. Allgemeine Freude erregte es daher, als man hörte, daß derselbe einen ehrenvollen Ruf als Hauptredacteur der in Heidelberg neu zu begründenden Zeitung abgelehnt hat, und bei uns in Bremen bleiben werde. Für die Bremer Zeitung würde sein Verlust bei der Concurrenz mit der mächtig aufstrebenden Weserzeitung sehr schwer zu ersetzen gewesen sein. Was ihn nächst den gesellig sehr angenehmen Verhältnissen in Bremen fesselt, sind seine amerikanischen Studien, für welche ihm allerdings hier Hülfsmittel in großartigster Fülle zu Gebote stehen, wo hunderte praktischer Männer, die alle längere oder kürzere Zeit in allen Theilen Amerikas heimisch waren, seinen Studien eine Begünstigung gewähren, wie sie keine Bibliothek der Welt ersetzt; zudem steht das Leben hier mehr wie anderswo in Deutschland mit Amerika in stetem Zusammenhange. Die Bremer Zeitung entbehrt ein Feuilleton in Vergleich zur Weserzeitung, welche dafür ihr Sonntagsblatt besitzt. Einzelne Artikel, in denen wir oft Arbeiten aus der Feder Adolph Stahrs begegnen, liefern dafür nicht den gehörigen Ersatz. Herr Dr. Jordan hat sich nach seiner Verweisung aus Sachsen bei uns niedergelassen und eine Theilnahme gefunden, welcher er durch seine Leistungen und sein Verhalten zu entsprechen sich angelegen sein lassen wird. Er hält physikalische Vorlesungen im hiesigen Museum.

Der Nothstand dieses Winters, der sich auch hier fühlbar machte, ist bis jetzt durch die großherzigen Opfer, welche die Vermögenden zum Besten ihrer unvermögenden Mitbrüder gebracht haben, vielleicht weniger als in irgend einem andern Orte Deutschlands empfunden worden. Bremen ist auch in dieser Beziehung, Dank seinem Selfgovernement, vor vielen andern Städten und Ländern glücklich, und zeigt inmitten der zunehmenden Verarmung der büreaukratisirten deutschen Staaten eine Blüte, welche als ein Produkt der angestammten Energie und Intelligenz seiner Bürger angesehen werden muß. Diese Stadt, welche, heute mit Preußen vereint, morgen nur lauter „beschränkten Unterthanenverstand" in ihren Mauern haben würde, dem es nicht gestattet werden könnte, das Maas seiner unzureichenden Einsicht in die Handlungen und Entwürfe auch nur eines Regierungs- oder Provinzialpräsidenten zu legen, — dieselbe Stadt besitzt gegenwärtig in ihrem Perikles Smidt einen demokratischen Lenker, der kaum eines größern Schauplatzes bedarf, um den ersten Staatsmännern der Zeit an die Seite gestellt zu werden, und sie umschließt in ihren Mauern mehr als einen Mann, der als Handelsminister des Intelligenzstaates selbst seine Stelle vollkommen ausfüllen würde. Dieses Bremen und Hamburg können stolz sein, denn kein großes gemeinsames Vaterland hat sie, wie Großbritannien sein London und die Vereinigten Staaten ihr New-York, emporgetragen zu dieser Blüte ihres Handelsreichthums und ihrer Weltgeltung. Sie selbst haben es gethan, trotz aller Hemm-

Digitized by Google

nisse, ohne Stütze eines einigen Deutschlands, ohne deutsche Flagge, die sie schützte, ohne eine deutsche Marine, kurzum ohne Alles, was ein sehnlicher Wunsch des gesammten deutschen Landes ist. Ihre Klugheit, ihr Fleiß, ihre Energie, ihre rastlose Thätigkeit, haben sie zu Dem gemacht, was sie sind, und wenn sie dennoch gute Patrioten sind, jetzt, wo sie beneidet dastehen von dem Vaterlande, dessen Stolz sie unter günstigern politischen Verhältnissen sein müßten, so ist ihnen ihr deutscher Patriotismus doppelt hoch anzurechnen. Die Bremer aber sind deutsche Patrioten von den besten, freisinnigen, starkmuthigen, bedächtigen aber energisch-zähen Naturen, und ihr kleines Gemeinwesen mit seiner Redlichkeit, seiner Sorge für das Wohl Aller, für alle öffentlichen Anstalten, die auf dieses Wohl Aller hinzielen, seinem tüchtigen Schulwesen, seinen Versorgungsanstalten für Arme und Leidende, seinem weltbekannten Wohlthätigkeitssinn, seiner polizeilichen Ungenirtheit, seiner festgewurzelten Familiensittlichkeit, kann, wenn wir zu dem Allen noch die Blüte seines Handels und seiner Rhederei, den gründlichen Reichthum und die allgemein verbreitete Wohlhabenheit hinzurechnen — wohl als ein Musterstaat in seiner Art angesehen werden. Auch an Bestrebungen im Sinne des neuern socialen Humanismus fehlt es nicht. So ist unter Anregung mehrerer wohlgesinnter Männer hier seit einem halben Jahre ein Verein der Cigarrenmacher (welche Bremens Hauptfabrikarbeiter bilden) gegründet. Der Verein heißt „Vorwärts", seine Mitglieder sind Arbeiter und Männer aus dem Stande der Kaufleute und Advokaten. Edle Erholung durch Lectüre, Gesang, Unterhaltung und Bildung des Geistes, durch Vorträge, welche Mitglieder außerhalb des Standes der Arbeiter halten, sind der Zweck des Vereins. Die Sache ist noch im Anfange, aber schon zählt der Verein gegen anderthalb hundert Mitglieder.

Von theatralischen Dingen ist wenig zu berichten. Unsere Bühne krankt an dem Gebrechen fast aller deutschen Bühnen, an der gehörigen künstlerischen Leitung. Weder das redende Schauspiel noch die Oper wollen recht gedeihen; bei der letztern haben wir einen sehr guten ersten Tenor an Wiedemann, der aber bald weiter ziehen wird. Das neue, sehr theure Haus laborirt überdies an großen Mängeln und Uebelständen und hat in seinem ganzen Charakter etwas Oedes und Unbehagliches, das sich jedem Besucher, namentlich bei minder besetzten Räumen, fühlbar macht.

Außer dem Handel bildeten bisher Pastoralien das Hauptinteresse des geistigen Lebens von Bremen. Die Pastoren hatten hier vor allen andern Orten noch etwas von dem Wesen und der Stellung protestantischer Kirchenfürsten. Reich besoldet, angesehen und hochgeehrt, die Berather der Familien, drehte sich sonst um ihre häufigen Streitigkeiten das allgemeine Interesse. Das ist jetzt seit einigen Jahren anders geworden, namentlich seit der bekannten Nagel'schen Fehde, die ihrer Zeit auch in auswärtigen Blättern viel von sich Reden machte. Was der Mysticismus und die krasse Orthodoxie an Terrain verlieren, gewinnt der Gedanke der Humanität, der das wahre Christenthum nicht in Glaubensstreitigkeiten und Pastorengezänk, sondern in der thätigen Liebe und der Anerkennung jeder ehrlichen Ueberzeugung findet. Es fehlt nicht viel, daß es mit dem Christenthume vorbei sei, wie gewisse radikale Schwätzer ohne Kenntnisse und historische Bildung behaupten. Vielmehr will es uns bedünken, daß jetzt erst der Anfang

Digitized by Google

seiner wahren Erfüllung beginne. So viel für heute. Nächstens, wenn es Ihnen recht ist, thun wir einmal einen Blick auf den Charakter der Bremischen Gesellschaft und auf die sociale und politische Physiognomie der braven Stadt, die ich um so eher loben kann, da ich ihr nur als temporärer Gast angehöre.

E.

II.

Aus Paris.

1.

Moralische Mattigkeit. — Die Nation und ihre Vertreter. — Ein Philister im cirque olympique. — Die Revolution ad usum delphini.

Jemehr ich Paris kennen lerne, jemehr ich umher gehe, beobachte, unter der Hand den Lebenspulsen nachforsche, desto klarer wird es mir: Paris, dieser mächtige, ungeheure Krater, der mit seinen Ausbrüchen die Erde umschmolz, der seine traurigen Wurfgeschosse bis in die fernsten, verlorensten Thäler der Civilisation schleuderte, Paris, dieser ewige Vulkan, ist im Ausbrennen. Dies Leben, so reich, üppig, betäubend, es ist nur Vegetation; immer kühler wird der Boden, immer dichter die Aschenschichten unter den Füßen der wandelnden Geschlechter. Kaum daß noch von Zeit zu Zeit ein Rauchwirbel, von unterirdischem Donner begleitet, wie ein fernes Erinnern der feurigen Zeit in die Luft schlägt — um Niemanden zu schrecken — eine unsichtbare Hand scheint dieser Stadt ihre Weltumfaltende, menschheitsgeschichtliche Bedeutung für immer entrissen zu haben.

Wieder einmal hatte ich einer Debatte der Deputirtenkammer beigewohnt, und war enttäuscht, niedergeschlagen davon gegangen. Sind das die Vertreter der großen französischen Nation, diese Männer, fast durchgängig mit dem rothen Bändchen im Knopfloch, die wie ungezogene Schulkinder auf ihren Bänken schwatzen und lärmen, achtlos dessen, was der arme, athemlose Redner auf der Tribüne mit gewaltigen Gestikulationen vorträgt, achtlos des Präsidenten, der sich da droben nicht zu helfen weiß und alle Minuten auf den Tisch klopft: Silence, Messieurs! Attention, Messieurs! Kaum hie und da ein Zuhörer auf den Galerien und von Theilnahme keine Spur! „Das ist die französische Deputirtenkammer!“ sagte mein Begleiter, als wir über den Platz de la Concorde hingingen. „Glauben Sie, daß die Nation sich in ihr vertreten fühlt? Glauben Sie, daß irgend ein Mensch, der es mit dem Vaterlande und der französischen Sache redlich meint, noch Antheil nehmen könne an dem ewigen Dilemma: Guizot oder Thiers? Daß die Kammer abgenutzt ist, darüber täuscht sich Keiner. Guizot's Gegner und wahrscheinliche Nachfolger haben nicht mehr Achtung vor den Rechten der Nation, als er selber, und Jeder weiß, was es von ihnen zu halten hat. Womit haben sich in all diesen letzten Monaten Ministerium und Kammern beschäftigt? Mit der spanischen Heirath und den daraus entstehenden Verwirrungen. Klopffechtereien und Verhöhnungen! Endlich kommen Guizot und Normanby beim österreichischen Botschafter zusammen und schütteln sich die Hände. Indessen rollen sich vor den Assisen der Indre die gräßlichsten Bilder auf. Auch

Digitized by Google

Frankreich hat sein Irland und seine weißen Sclaven! Aber die Hungeremeuten werden mit den Bajonetten zur Ruhe gebracht. Trauriges Geschick der Völker! werden die Vertreter ein Herz und Sinne haben für ihre wahrhaften Bedürfnisse und sich stets in den Künsten einer fühllosen Diplomatie genügen?"

Des Abends ging ich dann zum Boulevard du Temple. Dort wird im Cirque Olympique zum mehr denn hundertsten Mal ein Drama: „la Revolution française" gegeben. So oftmaliges Aufführen eben dieses Stückes scheint mir doch dafür zu sprechen, daß das Volk noch im Zusammenhang mit seiner größten Geschichtsepoche steht. Ich erwartete stürmische Begeisterung, ein Aufgreifen aller das Nationalbewußtsein berührender Stellen, wie wir es doch auch in deutschen Theatern kennen, ich erwartete Sturm und Jubel, die Marseillaise von tausend Stimmen gesungen, geschwungene Hüte, Thränen in den Augen! Neue Täuschung! Nichts von allem dem! Die Menge war gekommen um die Reiterkünste zu sehen, der Applaus galt den Decorationen, den Treffen und Schlachten, dem Ballet, dem bengalischen Feuer! Das Haus wogt voll, weil das Stück einen brillanten Spektakel macht. Der erste Akt schließt damit, daß auf der Bühne die Marseillaise gesungen wird. Niemand im Publikum dachte daran, mit einzustimmen; die anderen Akte, die die Kriegsthaten der republikanischen Armee in Holland und der Schweiz zum Inhalt haben und Aufrufe enthalten, den alten Waffenruhm zu erneuern, brachten keine Hand zum Applaus. Und doch ist der Cirque olympique ein Volkstheater, es sind Blousenmänner, die auf diesen Parterrebänken sitzen! Neben mir saß ein Mann, der seines Handwerks ein Färber sein mochte, denn er trug blaue Handschuhe von seiner eigenen Haut. Drei Akte lang war er still und wiederholte nur behaglich schmunzelnd vor sich: „Ei, ei! das ist Danton, das ist St. Just; im vierten Akt erst erlaubte er sich eine eigentliche Bemerkung. Da spielt die Scene am Rhein, der General Marceau wohnt einer Bauernhochzeit bei und die Rheinländer im Costüm von Wallachen oder Montenegrinern führen einen ungarischen Tanz auf. „Tiers," sagte der gute Mann, indem er mich grinsend ansah: „l'est allemand, c'est choucronte!" Sollte ich den Hohn dieses französischen Philisters für eine Kriegserklärung nehmen? Sein gutmüthiges rundes Gesicht, sein fettes Lächeln hätte das reizbarste Gemüth entwaffnet. Es war ein Bourgeois, der sich über die alte Revolution längst hinaus glaubt, der im Julikönigthum seine Stütze findet und dereinst sich's sogar sauer wird werden lassen, es zu erhalten. Man spricht immer vom deutschen Michel, aber es gibt auch einen französischen Michel, und dieser scheint mit jedem Tage dicker und stärker werden zu wollen, indeß der deutsche Michel zusehends den Bauch verliert.

Das waren die Gedanken, die ich weit und weiter ausspann, auf der Parterre-Bank des Cirque olympique, bei der Vorstellung der Revolution française. Und um die Wahrheit zu sagen, das Stück war der Art, daß es mich nicht aus den Friedensträumen gewaltig aufriß. War doch diese Revolution française so lammfromm zugestutzt, so ganz ihrer Löwenmähnen beraubt, daß man sie kaum erkannte! Sie war die Revolution, wie sie die Julidynastie auffaßt. Bekanntlich brachte man den kleinen Grafen von Paris in dies Stück, es war das erste Mal, daß er ein Theater sah. Die Journale erzählen, daß er bei den patrio-

Digitized by Google

tischen Stellen trefflich klatschte. Das ist kein Wunder, es ist die französische Revolution in einer Ausgabe ad usum Delphini!

A....d.

2.

Martin du Nord und Dlle. Mars. — Die Königin Christine. — O'Connell. — Das große Bild von Couture.

Ende März.

Paris hat im Verlaufe einer Woche zwei merkwürdige Begräbnisse gesehen: erstlich die Bestattung eines gehaßten und von jeher wenig achtbaren Staatsmannes, das bei allem Pomp doch ein leerer Spektakel war; dann das Begräbniß einer großen Schauspielerin, die 50 Jahre lang die Freude und der Stolz der Stadt war, und nun bei dem Zudrang von Zwanzigtausenden zu Grabe getragen wurde. —

Es war ein schöner Frühlingsmorgen als sie Martin du Nord zum Pere Lachaise hinaustrugen. Ganz Paris war auf den Füßen, von der Madlaine bis zum Boulevard du Temple hinab waren alle Fenster voll Köpfe, alle Trottoirs voll Zuschauer. Langsam ging der schwarze Trauerwagen hin, die königlichen Wagen, die Equipagen der Minister folgten. Dann kamen Regimenter nach Regimenter Municipalgarden zu Fuß, Municipalgarden zu Pferde, Ublanen mit beflorten Piken, Jäger gebräunt von der afrikanischen Sonne; die Fahnen flatterten, die Kapelle spielte die neuesten Quadrillen von Mosard, aller militärischer Pomp war entfaltet, selbst die alten polternden Kanonen wurden spazieren geführt. Es ist begreiflich, daß Martin du Nord's Tod wenig Anlaß zu Trauer gab, es war ein mechant intriguant, wie der National ihn noch in den letzten Tagen nannte, übrigens ein frommer Mann, den die Jesuiten lenkten und sich in seiner Ministerstellung ein Sümmchen von 1,800,000 Fr. erspart hatte. In der letzten Zeit hatten ihm bekannte Gerüchte — so greulich und abscheulich, daß man in einem ehrsamen deutschen Blatte gar nicht von ihnen sprechen kann, den Garaus gegeben, er erlag unter Demüthigungen und Kränkungen; umsonst, daß man dem kranken gebrochenen Mann den Grafentitel schenkte, wie ein Kinderspielzeug, das ihn trösten solle, er starb und der Haß der Journale verfolgte ihn bis zum Grabe, des frommen Spruchs de mortuis... nicht eingedenk.

Dlle. Mars, die berühmte, gefeierte Mars, die durch 50 Jahre die Freude der Pariser gewesen, starb am 20. An diesem Tage pflegt der wunderbare Kastanienbaum im Tuileriengarten mit einem Schlage seine Knospen zu entfalten — zur Gedächtnißfeier der Rückkehr des großen Corsen — sagt das Pariser Volk, das poetisch ist, wie jedes Volk. Aber in diesem Jahre, wo die Mars sterben sollte, hielt der Baum seine Knospen zurück. Seltsam, überraschende Poesie des Zufalls! Stand doch die Mars selber in Beziehung zu diesem Kaiser, dem nun die Letzten seiner Generation nachsterben. Ich habe Dlle. Mars nicht gesehen, aber sie ist noch im Herzen und im Munde von aller Welt. Sie war als die Liebenswürdigkeit des Weibes personificirt, die Liebenswürdigkeit die keiner Nation exclusiv angehört und gleichmäßig zu allen Herzen spricht.

Digitized by Google

Wer mich so von nichts anderem als von Begräbnissen reden hört, der sollte meinen, es sei hier wie in der Heine'schen Ballade:

Nur wenn sie Einen begraben,
Bekommen wir 'was zu sehn.

Dem ist aber nicht so. Ich könnte füglich von der Ankunft der Königin Christine erzählen, die sich in der Rue de Courcelles eine bleibende Residenz eingerichtet zu haben scheint, von der Durchreise des alten O'Connell, den ich selbst im vierspännigen Reisewagen über die Boulevards rollen sah, von der schmählichen Niederlage der jungen Conservativen, die jetzt das Gespräch von ganz Paris bildet. Aber Alles dies scheint mir ziemlich unwichtig, ich will Ihnen lieber sagen, daß der Salon eröffnet ist und in einem Bilde von Couture „les Romains de la Decadense" ein Gemälde enthält, das zu dem außerordentlichsten zählt, das die neuere französische Schule hervorgebracht.

Das Bild stellt eine Orgie dar. Um die hochaufgerichtete Bildsäule des Hausgottes, auf üppigen Triolinien liegt eine Schaar üppiger Gäste. Nackte und halbnackte Frauen, nackte Männer den Kranz von Weinlaub und Rosen im Haar sind im wunderbaren Durcheinander gelagert. Die Nacht ist in Rausch und Wollust vergangen, nun tagt der Morgen und findet die Zecher bleich und ermüdet. Sie sind schön, diese entnervten Urenkel Rom's, diese blassen Epigonen, ob auch in ihren Adern kein Tropfen Milch von der alten römischen Wölfin mehr rinnt. Die Weiber haben noch die stolze Schönheit der Lucrezia, das gebietende Auge, das verachtende Lächeln, die Männer noch den stämmigen Wuchs, das heiße Feuer des Blicks. Und doch sind sie alle gerichtet. Die Statuen der großen Väter: Coriolan, Cincinatus, Brutus schauen auf sie herab und erheben wie drohend die marmornen Arme. Waffen, alte Waffen der großen Zeit hängen an der Wand; der Arm der Lebenden wird sie nicht mehr schwingen. Im Vordergrunde stehen zwei ernste Männer, an ihrer trauernden und grollenden Miene sieht man, es sind die letzten Stoiker, ernste Moralisten; vielleicht ist der eine von ihnen sogar Juvenal selber, der den ganzen Wirrsal jener Zeit in einem ehernen Verse geschildert: Saevior armis Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem.

Ein frecher Zecher ist an der Bildsäule des Brutus emporgestiegen und will ihm eine Schaale Weines reichen — er wagte es nicht, wäre dieser Brutus eben nicht ein kalter Marmor. Gegenüber ist die blasse schmächtige Gestalt eines Poeten eingeschlafen: ja die Poesie stirbt in solchen Zeiten des Verfalls. Heiß und sinnlich wie das Bild ist, bei der überwältigenden Kraft und Energie der Zeichnung, es übt auf die Seele des Beschauers einen Eindruck, wie ein Capitel des Tacitus. Ja, eine ernste, ethische Idee spricht aus dem Bilde! Wir sehen, wir fassen es klar: über alle diese Häupter schwebt ein — Fatum! Der Uebermuth der Sieger trägt den Fluch in sich. Wohl umschlingen sich diese Arme im wollüstigen Taumel, wohl ruht Haupt an Haupt, Lippe an Lippe, aber die Herzen können eines düstern Grauens nicht Herr werden, die Augen sind starr, als schauten sie den kommenden Verfall, als ahnten sie den strafenden Zorn der Gerechtigkeit. Die Seele des Beschauers fragt: Wenn diese Orgie vorüber ist, was wird dann kommen? Der Schlaf, der Tod, die Vernichtung! — O spottet nicht, schwächliche Kinder eines kranken Jahrhunderts, der alten Heldenbilder, mit

Digitized by Google

ausgestrecktem Arme! Vielleicht bricht die Decke gar bald, der Purpur verbleicht mit dem nächsten Tage und der Rest ist Grauen und Entsetzen.

So spricht Thomas Couture, der große Maler, in diesem Bilde, das das Jahrhundert überleben wird. Unwillkürlich aber fragen wir: Ist es wirklich die Decadence des Romains, die er schildern wollte, oder ist es nicht vielmehr la Decadence des Français? Der alte la Bruyere dachte an Paris, wenn er den Untergang der stolzen Palmyris prophezeihte und seine Weissagungen erfüllten sich nur zu furchtbar; nun erhält Paris eine ähnliche Prophezeihung in Farben und die „Römer des Verfalls" sind nur ein Vorwand, den Franzosen eine ernste Mahnung aufzurollen. Nein, keine Römer sind die Zecher dieses Bildes, es sind die Kinder des neuen Frankreichs, die sich wie diese in Orgien verzehren. Die Waffen der Väter sind zu schwer für sie geworden, die großen Heldengestalten, der Revolution, die Brutusse, Cincinnatusse, Coriolane des 18ten Jahrhunderts sprechen vergebens zu ihnen. Noch dünken sie sich die Herren der Welt, das erste Volk Europa's, die ersten Kinder der Civilisation, und ahnen nicht, daß sie der kommende Morgen müde und überwunden finden wird.

Ja, Thomas Couture, Tacitus in Farben, Du mahlest gut.

K....d.

III.

Aus Wien.

Erkrankung zweier Staatsmänner. — Publicistenschicksale. — Baron Andriany und Heinrich Simon. — Brandunglück. — Der muthmaßliche Polizeidirector in Prag. — Castelli und sein Pegasus.

Seit mehrern Tagen erregt die Erkrankung des Bundestagsgesandten Grafen Münch-Bellinghausen und des Präsidenten der Hofkanzlei, Freiherrn von Pillersdorf, die Theilnahme der höhern Kreise, welche sich bei dem Letztern auch auf die mittlern Klassen erstreckt, da der Freiherr durch sein liebenswürdiges Benehmen, durch sein auf den Fortschritt gerichtetes Streben viele Sympathien im Publicum hat; man fürchtet den Ausbruch eines typhösen Fiebers, möge ein freundliches Geschick ein böses Ende abwenden.

Der Verfasser von „Oesterreich und seine Zukunft", Baron Andriany, hat seine Entlassung aus dem Staatsdienste, die er im vorigen Jahre selbst nachgesucht, erhalten. Der Schritt dieses Publicisten verdient um so mehr Anerkennung, je seltener ein solches Beispiel von Unabhängigkeit des Charakters bei uns ist. Gern aber wollen wir der Regierung Beifall zollen, daß sie von den ehemals so beliebten Verfolgungen absieht, und keinen unzeitigen Proceß dem Autor anhängig macht*). Die Schrift „Oesterreich und seine Zukunft" hat mutatis mutandis einige Aehnlichkeit mit der Schrift von Heinrich Simon über die preußische Constitution; hier, wie dort, findet die Kritik, welche an die Regierung gelegt

*) Die Zeitungen melden auch, daß ein Criminalprozeß gegen Moritz Hartmann wegen Majestätsbeleidigung niedergeschlagen wurde, so daß der talentvolle Dichter bei einer Heimkehr in sein Vaterland keine Unannehmlichkeiten mehr zu befürchten hat.

Digitized by Google

wird, die Zustimmung aller Freisinnigen, aber hier wie dort stoßen die Praxis-Vorschläge der genannten Publicisten auf großen Widerspruch. In Preußen ist man mit dem „Ablehnen" der neuen landständischen Ordnung, die Heinrich Simon beantragt, nicht einverstanden, während man hier mit dem „Annehmen" oder vielmehr mit dem Wiederaufnehmen der alten landständischen Verfassung keineswegs allgemein sich befreunden will. Beide Schriften aber sind gleich wichtig und folgereich wegen der Anregung, die sie bis in die weitesten Kreise hin verbreiten.

Vor einigen Tagen brannte der Bahnhof in Gänserndorf, zweite Station von Wien, ab; während des Brandes wurde die Kasse erbrochen und nahe an 2000 Fl. daraus entwendet; es scheint, daß der Brand zu diesem Zweck angelegt war. Ebenso geht uns die Nachricht von einem verheerenden Brande in Mölk, fünf Poststationen von Wien zu; zum Glück ist das auf einer Höhe liegende Benedictinerkloster, in welchem Michael Enk sein trauriges Ende fand, verschont geblieben, und das reiche Stift wird gewiß nicht zögern, die plötzlich hereingebrochene Noth zu dämmen.

Aus Prag hört man, daß der Erzherzog Stephan, der dieser Tage dorthin zurückgekehrt ist, mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Als Nachfolger des Grafen Deym, durch dessen neue Stellung in Krakau der Posten eines Stadthauptmanns und Polizeidirectors in Prag erledigt wurde, bezeichnet man den Grafen Robert Wratislaw, bisherigen Gubernialrath und Secretair des Erzherzogs Stephan.

Der hiesige Büchermarkt wurde durch den Doctor Ignaz Franz Castelli, jetzt auch Präsident des Antithierquälervereins, mit einem Wörterbuch der niedern österreichischen Dialectsprache vermehrt; es findet großen Absatz, weil der österreichische Anakreon Wörter darin aufgenommen hat, die man selbst in schlechter Gesellschaft aus väterlichem Schamgefühl selten zu hören bekommt; es muß eine unglaubliche Wonne für einen Dichter sein, dergleichen niederzuschreiben. Gegen den Druck sollte sich das Anstandsgefühl bäumen. Aber das Buch findet eben darum guten Absatz, weil bei Hrn. Castelli sich nichts bäumte. Ein entschieden besseres Verdienst hat er sich durch die Gründung des obengenannten Vereins erworben. Der alte Zeit fertige Wiener Witz erzählt, daß der Pegasus bereits eine Dankadresse dafür eingereicht habe, daß Hr. Castelli ihm nicht mehr besteigen werde. Der alte Herr ist übrigens Humorist genug, um sich über derlei Witze nicht zu ärgern.

o — o

IV.

Graf Rudolf Stadion.

Aus Oesterreich.

Als die tausend verschiedenartigen Wirren und Unruhen in Polen es nöthig machten, irgend thatkräftig einzuwirken, damit der ausgebrochene Brand nicht mit Blitzesschnelle das ganze Land verheere, sandte man den jüngern Stadion als kaiserlichen Commissär in dieses Labyrinth von Verschwörungen und glaubte damit genug gethan zu haben. Allerdings war es etwas, daß man zu dieser Sen-

Digitized by Google

dung einen Mann, wie Graf Stadion, erwählte, — allein es war nicht genug konnte nicht genug sein, denn was vermag die Thatkraft, die Einsicht eines Einzelnen, wenn dieser Einzelne vereinzelt dasteht und nirgend Unterstützung, ja nicht einmal Anerkennung findet? So erging es, wie es vorauszusehen war, dem Grafen Stadion. Wie man einen Baum nicht mit einem Streiche fällt, war es auch ihm nicht möglich, in wenigen Wochen Das zu leisten, wozu man Jahre brauchen wird. Graf Stadion ging als kaiserlicher Commissär nach Galizien, um der gesetzlosen Willkür Schranken zu setzen, um die Ordnung wieder herzustellen; das war seine Aufgabe, und dieser hat er mit Geist und kräftigem Willen Genüge gethan. Nun schreit aber das ganze Heer der begüterten Polen Zeter über ihn, er hätte ihre Rechte beeinträchtigt und dergl. mehr, und vergessen dabei, daß Graf Stadion den größten Theil seiner Güter auch in Polen besitzt, und wenn eine Schmälerung der Rechte wirklich da ist, er nicht minder der leidende Theil ist, als sie Alle. Allerdings war es dem hochherzigen und ernsten Staatsmanne nicht darum zu thun, blos ein Pflaster auf die augenblickliche Wunde aufzukleben und die Ordnung momentan zu erringen; er wollte den Grundstein zu einer bessern und gesicherten Zukunft legen durch eine entschiedene Robot-Ablösung. Allein dagegen lehnten sich die so sehr patriotischen Polen, die „Blut und Leben" für das geliebte Vaterland hingeben, vor der Hand aber die Privatinteressen jenen des Vaterlandes vorziehen, in Massen auf, und Oesterreich, das vor jeder Reform wie vor einem Alles verschlingenden Ungethüm zurückschreckt, gab nach! Wie man oft im Leben der Mehrzahl gegen den Einzelnen beistimmt, so stimmt jetzt auch Oesterreich in den Krähengesang der polnischen Aristokratie und über den kaiserlichen Commissär wird der Stab gebrochen. Nun will man den ältern Stadion, den Grafen Franz, nach Galizien senden, damit der vollbringe, was dem Jüngern mißlang; — schon um dieses Mißlingen zu bestätigen, wird der galizische Grundadel diesem Beifall zurufen, wenn er auch in Manchem nur fortsetzen wird, was der Bruder begann. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese neue Sendung zu einem befriedigenden Resultate führen wird, denn Oesterreich könnte sich im Ganzen Glück wünschen, wenn überall die Zügel der Regierung Männern, wie die Gebrüder Stadion, anvertraut wären; allein wir werden auch sehen, wie viel Zeit und Mühe darauf gehen werden, um an das gewünschte Ziel zu gelangen, wenn überhaupt Oesterreich in dieser Angelegenheit ein Ziel vor Augen hat und nicht lieber die Augen schließt, um es gar nicht zu sehen. Vielleicht wäre es Oesterreich diesmal sogar lieber gewesen, nur schnell den Schein gerettet zu sehen, geschehe es wie immer; man hätte dabei den Vortheil gehabt, daß manche kahle Wahrheit und manche Blößen in diesem Scheine untergegangen wären; aber wenn man dies gewollt, so hätte man Männer hinsenden sollen, die in diesem Zweige österreichischer Diplomatie besser bewandert sind, als genannter Graf Stadion, den wir in diesem Punkte wirklich der größten Untüchtigkeit zeihen müssen. Uns bleibt nur noch zu wünschen, daß derlei Verkennung geleisteter Dienste, seien sie an sich auch noch so gering, was hier nicht der Fall war, das edle Wirken so ausgezeichneter Männer nicht hemme. Doch das zu glauben ist uns fern, denn erstens muß ein Staatsmann von jedem Andern, von jeder Nebenabsicht abstrahiren und sich allein mit dem Bewußtsein edlen Wollens und Handelns begnügen,

Digitized by Google

und zweitens ist Graf Rudolf Stadion nicht der Mann, der sich durch äußere Eindrücke entmuthigen ließe, wenn er von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß sein Wollen und Trachten das Wohl des Staats befördere, dem er angehörte. Und somit wollen wir mit Geduld der Dinge harren, die da kommen werden.

G. —

V.

Aus Lemberg*).

März.

Die neue Eintheilung. — Eine Carricatur. — Die Trauerringe. — Das adelige Casino. — Armuth und Hunger. — Spenden des Kaisers und der Regierung.

Wird Galizien in zwei Gubernien getheilt oder nicht? ist die Frage des Tages, welche Hauseigenthümer und Geschäftsleute nicht wenig beunruhigt und erfreuend nur auf jene Beamteten wirkt, die durch etwaige Versetzung einer Be-

*) Wir haben in letzterer Zeit mehrere Correspondenzen aus Galizien bei Seite legen müssen, weil sie eher für die weiland Adelszeitung, als für unser Blatt paßten. Gewisse Herren in Galizien sind offenbar der Meinung, daß, wenn man an ein liberales Blatt Einsendungen macht und diese reichlich mit Invectiven und Schimpfereien garnirt, werde die Redaction gleich zugreifen und über den sonstigen Kern der Pastete hinwegsehen. Wir müssen jedoch jenen Herren bemerken, daß unsere Polemik gegen Regierungsmaßregeln nur im Civilisationsinteresse des neunzehnten Jahrhunderts stattfindet, nicht aber im Feudalinteresse des sechzehnten und siebzehnten. Wir polemisiren gegen die neueste Robotentschließung, weil sie uns als eine flaue und halbe Maßregel erscheint, weil sie ohne einige wichtige Nebenpunkte und zumal ohne Errichtung einer Hypothekenbank, nur ein Scheinding bleibt. Es gibt viele edle Männer unter den böhmischen und namentlich unter den niederösterreichischen Ständen, welche diese Ansicht theilen. Der galizische Adel jedoch zürnt, weil diese halbe Maßregel ihm auch schon viel zu viel ist, weil er Alles, Alles behalten will, was das Mittelalter aufgehäuft, mit Inbegriff auch Desjenigen, was der Rost der Zeit noch außerdem an Mißbräuchen angesetzt hat. Unsere heutige Correspondenz, obschon sie in der Einleitung von allgemeinern Gesichtspunkten ausgeht, ist doch im Grunde nur ein Ausfluß der feudalistischen ablösungsfeindlichen Adelsstimmung. Sie ist ein Ton aus der „Gesellschaft" und zwar aus der „Gesellschaft" eines Landes, das keinen Mittelstand kennt. Der Herr Einsender möge uns verzeihen, wir haben keine große Sympathie für jene „genialen" Carricaturen, in welcher der edle Rudolf Stadion, der allerdings das Robotübel bei seiner Wurzel zu fassen suchte, lächerlich gemacht wird, weil er „dem Adel die Hosen ausziehen wollte, um sie unter die Bauern zu vertheilen." Der arme galizische Bauer hat allerdings kaum die Blöße zu bedecken, während dem reichen Adel immer noch viel kostbares Pelzwerk übrig bliebe, auch wenn er ein Paar alte Hosen weggeben würde. Hinterdrein schildert der Herr Einsender mit hochrothen Farben den Pauperismus und die Hungersnoth der untersten Klassen. Wie sollte diese auch ausbleiben, wenn schon das letzte Robotdecret trotz aller Flauheit auf solches Geschrei stößt und als Regierungscommunismus geschildert wird? Was würde man erst zu dem Communismus in Preußen, Sachsen, Baden und Würtemberg sagen, wo die Frohnen zum großen Theil bereits abgelöst sind, obschon der Adel allerdings manche Inexpressibles dabei opfern mußte.

Anmerk. d. Red.

Digitized by Google

förderung entgegensehen. Ob das ganze Land zu einer Theilung sich Glück wünschen darf, ist noch sehr zweifelhaft, obgleich der Wiener Correspondent der Allgemeinen Zeitung uns gern überzeugen möchte, daß die Regierung dafür eine herzliche Dankschrift verdiente. Nicht die sechs oder sieben Tage, welche aus den westlichen Kreisen eine Reise nach der Hauptstadt erfordert, nicht eine vielleicht zu geringe Beamtenzahl sind die Ursachen der fast unglaublich trägen Geschäftserledigung, durch die sich Jeder gedrückt fühlt, sondern das pedantische Festhalten an starren, lebenslosen Formen. Würden die Behörden nicht um jede Kleinigkeit von Einzelnen und Gemeinden sich kümmern, sondern bedenken, daß wir in einer nach den Bedürfnissen geregelten Gemeinde- und Städteverfassung für uns selbst sorgen könnten, würde statt der geheimnißvollen Aktenschreiberei, die für die Gesammtheit wie für den Einzelnen nachtheilig und kostspielig ist, eine offene, lebensfrische Handhabung der Gesetze eintreten: dann brauchten wir nicht diese Schaar von Federhelden und geschäftiger Müßiggänger, welche die Angelegenheiten der Privaten und der Regierung oft mehr verwirren als ordnen helfen.

In Privatkreisen macht eine sehr ergötzliche wahrhaft geniale Karrikatur auf das neue vielgepriesene Robotpatent verdientes Aufsehen. Man erblickt nämlich in einem Saale,. wie eine Schaar von Edelleuten uniformirte Gubernialräthe die Hosen abziehen, welche feierliche Handlung, damit sie auch gehörig vollzogen werde, vom Vice-Präsidenten des Guberniums beaufsichtigt wird. Die verschiedenen meist charakteristischen Stellungen der Sans-culottes sind pikant und von komischer Wirkung. Nur Ein Edelmann behält seine Hosen und er allein hat auch das Recht, mit stolzen Schritten selbstgefällig einherzuschreiten. Es ist der k. Landes-Vorschneider v. Guraiski, der seine Güter vor dem Ausbruche der letzten Unruhen verkauft hatte. Auf der Gasse sieht man den kais. Kommissair, Grafen Stadion emsig in der Mitte eines Volkshaufens, dem er die ihm überbrachten Hosen zuwirft. Das Interesse an dieser Zeichnung wird aber besonders dadurch erhöht, daß alle Personen wohlgetroffene Portraits sind. — Der talentvolle Maler ist ein sehr junger Mann, der aber seine Kraft in Kleinigkeiten zu zersplittern scheint und dem der hiesige Aufenthalt schwerlich von erheblichem Nutzen sein wird. Da sich unter dem Adel so viele Bewunderer seines Talentes finden, wie kommt es, daß sich kein reicher Edelmann entschließt, ihm zu einer Reise nach Rom oder Paris eine mehrjährige Unterstützung zu geben?

Ein an sich unbedeutender Vorfall, der aber Beamtete und Bauern charakterisirt, möge, da er gleichfalls die Robot betrifft, hier seinen Platz finden. Bei Verlesung des neuen Robotpatentes hielt ein von seinen Pflichten ganz beseelter Kreiskommissaire für nöthig, die kaiserliche Vatermilde und Gnade besonders zu erheben und anzupreisen. Aber seltsamer Weise erlaubte sich ein Bauer dies nicht begreifen zu wollen und hatte dagegen Folgendes zu erwidern: „Unser Großvater und Vater haben gearbeitet für den Gutsherrn und wir thaten es auch und thun es noch und so ist's auch recht, denn wir haben ja von ihm das Feld, das uns ernährt. Wenn man nun von unserer Arbeit uns Tage nachläßt, so gibt man uns was man dem Herrn genommen hat und das ist vom König keine Gnade. Will er uns aber eine solche erweisen, soll er uns etwas vom Seinigen geben." Die Beamteten, die, wenn sie nicht für ihren eigenen Vortheil ar-

Digitized by Google

beiten, nur nach Instruktionen und Paragraphen denken, reden und handeln, dachten daher, der Bauer müsse gleichfalls nach einer geheimen Instruktion gesprochen haben und er wurde nach der Kreisstadt Przemisl in Gewahrsam gebracht, wo weitläufige Untersuchungen angestellt wurden, um die Verführer des Sprechers zu entdecken. Die Herren der Feder können nicht begreifen, daß so ein schlichter Mann mehr gesunden Verstand und Selbständigkeit im Urtheil besitzen soll, als sie, die Hochstudirten, die, wie das Sprichwort sagt, die Weisheit mit vollem Löffel gegessen zu haben vermeinen.

Vor Kurzem sind hier patriotische Trauerringe von schwarzer Farbe verkauft worden. Sie trugen innen die Schrift: „Eine ewige Thräne," welche durch eine außen hängende Perle angedeutet war. Die Polizei, die sich sonst um Thränen wenig kümmert, möge sie ein Einzelner, eine Familie oder ein ganzes Volk weinen, war sehr besorgt um diese ewige Thräne und fahndete auf sie mit lächerlicher Aengstlichkeit und Hast, welche fast der Bemühung gleich kam, alle viereckigen Nationalmützen als staatsgefährlich zu unterdrücken, indem man selbst den Schulknaben eine Ecke daran abschnitt. Von den Goldarbeitern, die jener Ringe wegen in Erwerb und Geschäft nicht wenig gestört wurden, soll einer, der vielfach belästigt wurde, dem Polizei-Direktor gesagt haben: „Lassen Sie diese Ringe einem Polizei-Komissair tragen und Sie werden sehen, kein Pole trägt sie mehr."

Daß ein Jockey-Clubb, der fast ausschließend nur Edelleute als Mitglieder zählt, hier bestehe, dürfte bekannt sein, nicht aber, daß der von der Gesellschaft gewählte Sekretair, welcher die Journale zu besorgen und den Eintritt der Nichtmitglieder in's Kasino zu verhindern hat, jedes Mal von der Polizei der Bestätigung bedarf. Um aber die Genehmigung dieser Behörde zu erlangen, muß dieses Individuum sich verpflichten, über daselbst gehaltene Reden gewissenhaften Rapport abzustatten und Fragen wie folgende zu beantworten: „Gestern war bis gegen Morgen Licht im Kasino; wer war so lange dort? Man spielte, welche Spiele? was sprach man? und was darüber, daß die Nummer des Journal des Débats gestern von uns weggenommen wurde?" Da alle Mitglieder des Vereines wissen, daß ihr Sekretär ein Agent der Polizei sei, ja sein müsse, wenn der Verein sich der Gnädigen Duldung erfreuen will, so wird der dadurch beabsichtigte Zweck der Polizei: Verhinderung jeder freimüthigen Besprechung unserer politischen Angelegenheiten auch erreicht.

Nothgeschrei hallt durch ganz Europa und in den Hütten der Armen zeigen sich allüberall die gräßlichsten Jammer- und Schauderbilder. Nur in Oesterreich scheinen Alle in gesegnetem Wohlstand zu leben und wenigstens nicht darben zu müssen. O glückliche Kinder dieses Landes! o ihr noch glücklicheren Lenker desselben, die ihr durch eure hohe Staatsweisheit alle Schrecken des Hungers so klug entfernt zu halten wußtet! Wohl ziehen hier zahlreiche Schaaren halbnackter Greise, Mütter und Kinder von Dorf zu Dorf bettelnd umher, wohl legt sich Mancher von diesen, weil man ihn aus der Hütte stieß, auf den Dünger und stirbt, und mancher Andere, dem man Brot und Obdach versagen mußte, weil ihrer zu viele kommen, kehrt Nachts zurück und rächt sich durch Brandlegung. Wohl schlachtet hier ein Bruder die dreijährige Schwester für sein Mahl, wohl zwingt zu

Digitized by Google

Diebstahl, Raub und Mord die Noth, die Niemand ernstlich lindern mag, wohl ist das Brot aus geschrotnem, nicht gemalnem Hafer mit geriebner Baumrinde gemengt, wohl haben Viele dieses nicht, sondern sammeln sich Buchnüsse und essen sie — und sterben. Wohl erzeugt dieses grauenerregende Elend die verheerendsten Krankheiten, wohl dringt auch aus den übrigen Provinzen uns genug des Jammers und der Verzweiflung zu; aber alles Dies wird entweder mit Schweigen umhüllt, oder gradezu geleugnet, oder höchstens als einzelne stets nothwendige Ausnahmen im Staate zugegeben. Man weis't nach den eiternden Wunden von England, Belgien und Frankreich und meint dadurch die eigene Krankheit zu beschönigen. Wie, hat uns auch die allzu überhandnehmende Industrie so arm gemacht? O ihr glücklichen Kinder dieses Landes, ja dieser Monarchie!

Gestern am 21. März kamen aus dem Staatsschatze 300,000 Gulden C.-M. für Straßenbau (über die Karpathen) um Brotlose zu beschäftigen, an und eine gleiche Summe ward zu anderseitiger Abhülfe der Noth dem hiesigen Gubernio im Baaren zugeschickt. Diesem waren 100,000 Gulden C.-M. vom Privat-Vermögen des milden Kaisers beigeschlossen. Es freut mich, dies berichten zu können, obwohl ich in dieser Handlung der Regierung nur Genügeleistung einer Rechtspflicht wie in der gütigen Spende des Kaisers nur Erfüllung einer moralischen Pflicht*) erkennen kann, ohne aber deshalb die Unterthanen des dafür schuldigen Dankes entbinden zu wollen. Gebe Gott, daß diese Summen redlich und zweckmäßig verwendet werden, um doch einigermaßen die Noth zu lindern, denn geheilt wird sie dadurch nicht. Der Schaden liegt wohl überall tief; bei uns in Oesterreich dürfte er aber schwerer zu beseitigen sein, als anderswo, wo er durch die den Volksvertretern gestattete Theilnahme an der Berathung und Sorge für das allgemeine Wohl leichter erkannt und zu dessen Heilung die wirksamsten Mittel eher aufgefunden werden können. Eine Ständeverfassung ist es also, die wir wollen, weil wir sie brauchen und wäre sie auch unvollkommen, wie die preußische.

V.

Aus Prag.

Der Proceß wegen der Jesuitenschrift. — Der Erzbischof und die Abgeordneten des Jesuitenordens. — Erklärung des böhmischen Episcopats. — Zwei Geistliche und einige Anspielungen, welche die Redaction nicht versteht. — Erzherzog Stephan. —

Wir athmen freier, das heranziehende schwere Jesuitenwetter hat sich verzogen, Dank unserem erleuchteten Kirchenfürsten, Dank auch dem Pamphletisten

*) Es ist also eine Pflicht der Regierung, Summen, die aus den andern Provinzen fließen, nach Galizien zu senden, es ist eine „Pflicht" des Kaisers, eine so großartige Gabe grade nach Lemberg zu schicken; es ist aber nicht Pflicht des Adels, etwas von seinen Robotausſaugereien nachzulassen! Schöne Logik! Wir wünschten dem galizischen Adel nichts sehnlicher, als einige Jahre unter französischer Herrschaft zu stehen; das wäre eine Schule, in welcher er bald lernen würde, was Pflicht ist! D. R.

Digitized by Google

Arnold, der sein Flugblatt noch immer im provisorischen Arreste abbüßt, und wohl in der möglichst verlängerten Untersuchung allein seine Strafe empfangen, wenn auch nicht verdienen wird, denn es läßt sich ein strafbares Verbrechen oder Vergehen nicht recht formuliren und die Uebertretung der Censurvorschriften, welche ohnehin dem Drucker zunächst zur Last geht, kann an sich Arnold's Einkerkerung nicht rechtfertigen, man gibt sich alle Mühe communistische und czechische Umsturztendenzen in ihn hinein zu inquiriren, doch wird das ohne Erfolg bleiben; zu beklagen ist es jedoch, daß Arnold in jenem Flugblatt die deutschen Böhmen, somit die Amtspersönlichkeiten, so direct beleidigt hat.

Möge Arnold's Märtyrerthum seine guten Wirkungen auch auf die Dauer bewähren; so viel ist sichergestellt, daß allen Miethern jenes Hauses, das man zur Jesuitenhöle gewidmet, die Miethe für den Monat Mai gekündet gewesen, daß man jedoch neuerlich die Kündigung wiederrufen und die Miether zum Bleiben aufgefordert habe.

Die freudigste Sensation machte die verbürgte Kunde, daß unser Fürst Erzbischof den Sendlingen des Jesuitenordens, welche verkappten Gewandes hier gewesen in drei wohlgenährten Exemplaren um förmlich die Aufnahme in den Sprengel und Ertheilung der Jurisdiction zur Seelsorge zu erbitten, die feste Erklärung gegeben habe, er werde sich nie und nimmer diesem Ansinnen fügen, das gegen seine Ansicht, gegen seine Ueberzeugung, gegen sein Gewissen sei, und es verdient diese mannhafte Erklärung, diese ächt kirchenväterliche Fürsorge des Fürsten um so mehr unsern warmen Dank, da jene Sendlinge sich sogar auf Empfehlungen und Wünsche von Personen berufen haben sollen, deren Desiderien man bisher Befehlen gleich hielt, und dennoch ward die Admission versagt, dennoch ward dieselbe auf Veranlassung des geistlichen Fürsten auch von den drei übrigen Bischöfen Böhmens in einer Collectivnote an den Erzherzog-Landeschef als ungestattlich erklärt.

Interessant sind die Details der Unterredung jener Eindringlinge mit dem geistlichen Fürsten, welche im Publikum erzählt und als verbürgt geglaubt werden; jene Sendlinge haben ihre Race durchaus nicht verleugnet, sie sind ganz dasselbe unheilschwangere Ungethüm, wie sie es unter Clemens XIV., Maria Theresia und Joseph waren, die uns von ihnen befreiten, und ihre zurückgelassenen Termitenbaue, gemeinnützigen Zwecken widmeten; und gar lüstern blicket heute die späte Nachbrut, die unausrottbare, nach diesen Bauen, um sich von Neuem darin einzunisten.

Heil dem edlen Fürsterzbischof, dessen erleuchteter Weltblick, ächter Glaubenseifer, von jenem tückischen Nachtgebilde, Wahrheit von Trug zu unterscheiden weiß, und hinter der gleißnerischen Maske und dem schwarzen Talar den versteckten Pferdefuß gar wohl erkannte. Zu allgemeiner Freude wurden ganz kürzlich zwei Priester des erzbischöflichen Seminariums, welche an die Jesuiten als Vorläufer verdungen, das Verdammungs- und Verfinsterungswerk an den armen Alumnen sorgfältig übten und süße Andächteleien zum Herzen Jesu, im Rosenbusch des Herrn, mit Dienst boten, und mitunter auch hohen Herren cultivirten, energisch entfernt.

Entzückt sind alle Gutgesinnten darüber, Licht und Vernunft dort leuchten

Digitized by Google

zu sehen, wo man dämmerige Finsterniß zu finden gewohnt war; während die Finsterniß heute in Regionen vorwaltet, welche uns ehedem mit Licht versorgten, Doch mag immerhin mancher Finsterling jene Andächteleien zum Herzen Jesu, und jenen Rosenbusch ungern missen, sich nach denselben, wie auch nach Wiedereinführung der Tortur, christlich sehnen, solche Rückschritte sind heute nicht mehr möglich, und auch die Unmöglichkeit solcher Leute in höherer Stellung stellt sich täglich deutlicher heraus und wird, wir hoffen es, nächstens zur Thatsache werden.

Der liebenswürdige Erzherzog Landeschef ist seit Kurzem wieder in unsern Mauern, um, wie es heißt, noch einige Monate für Böhmen zu wirken. Alle, die es redlich mit Böhmen meinen, athmen freier seit des Herzogs Rückkehr, dessen langes Wegbleiben in der Geschäftsstagnation bedeutend fühlbar wurde; wir hoffen, es werde dem wohlmeinenden energischen Prinzen gelingen, feste Grundlagen des Besserwerdens aufzurichten, auf welchen sein uns verheißener Nachfolger wird fortbauen können; sind erst nur die tagblinden Fledermäuse verscheucht.

S. S.

VI.

Die Jesuiten in Tyrol.

Aus Inspruck.

Es gab eine Zeit in Oesterreich, wo die liebe Jugend durch volle sieben Jahre mit Auswendiglernen lateinischer Worte, Redensarten, Verse und Regeln ihr Gedächtniß martern, durch solchen Sprachkram allen Sinn für geistige Auffassung abstumpfen, und selbst von den sogenannten alten Classikern nicht dichterische Anschauung und Geschichte, sondern nur Latein lernen mußte; zu diesem Ende wurden dann noch durch zwei fernere Jahre Ovid und Curtius, Virgil und Cicero in Küchenlatein aufgelöst. Dies nannte man damals das Gymnasium. Um die Schüler nebstbei zu guten Dienern der Kirche zu bilden und lebelang an ihre Führer zu knüpfen, nahm man sie beim Eintritt in die Studien in eine geistliche Gesellschaft, die marianische Congregation, auf, und rechnete ihnen die Werke der Frömmigkeit als Verdienste im Fortgang an, z. B. das Abbeten des Rosenkranzes statt der Unterhaltungsstunden. Man liest es wohl am Rande, daß die Lehrer, von denen unsere Vorältern solche Wissenschaft und Religion einsogen, die Jesuiten waren. Kaiser Joseph II., unser großer unsterblicher Joseph, verbesserte — und bei welcher Einrichtung in Oesterreich verdanken wir nicht ihm das Beste? — den alten Schulplan, verwarf jene Lehrweise und ihre Bücher, und schrieb für die Gymnasien Natur- und Weltgeschichte, Erdkunde und Mathematik vor. Auch in die dunkeln Schulstuben brach Licht, es sollten darin nicht mehr Mönche und Kanzleisklaven, sondern Menschen und denkende Beamte erzogen werden. Allein der edle Kaiser starb zu früh für sein Oesterreich, die tonsurirten Herren, die in der Erziehung der Jugend stets die Wurzel ihrer Macht erkannten, ließen nicht ab, vorzustellen, wie nur sie die treuesten Diener der Krone und des Vertrauens würdig wären, die Jugend zu lenken; sie blieben am Ruder und sorgten fort und fort, daß das heranwachsende Geschlecht nicht koste vom Giftbaum des Wissens, nicht ahne, daß es noch treffliche Dichter, Geschichtschreiber, Denker gebe, die nicht die Sprache von Rom führen. Was lag solchen Be-

Digitized by Google

ſtrebungen näher, als die Wiedereinführung der Jeſuiten? Natürlich war die Sache damit noch nicht abgethan, man mußte ihnen freies Spiel gewähren, ſie ſollten die ſchlimmen joſephiniſchen Neuerungen beſchränken und uns allmälig auf den guten alten Stand zurückbringen dürfen. Männer von dieſer Farbe ſcheinen es geweſen zu ſein, die das Decret unſerer Studienhofcommiſſion vom 16. April 1836 erſchlichen, das den Jeſuiten geſtattet, „die von ihnen beſorgten philoſophiſchen und Gymnaſialſtudien nach ihrer ratio studiorum einzurichten.“ Es iſt ihnen zwar zur Pflicht gemacht, ſich „an die für öffentliche Schulen beſtehenden oder noch zu erlaſſenden Vorſchriften in der Art zu halten, daß die aus ihren Schulen Austretenden daſſelbe gelernt haben, was in den übrigen Schulen gelehrt wird, und der Uebertritt von einer dieſer Anſtalten zur andern ohne Nachtheil ſtattfinden kann“, aber wie ſoll ſich dies mit ihrer ratio studiorum vereinen, mit dem Kinde jenes Geiſtes, deſſen wir anfangs erwähnten? Noch tröſtlichere Ausſicht gewährt uns die wiederholte Erwähnung ihrer philoſophiſchen Anſtalten. „Wenn der Vortrag in ihren philoſophiſchen Studien“, heißt es daſelbſt weiter, „lateiniſch iſt, ſo ſind ſie vom Vortrage der lateiniſchen Philologie, überhaupt aber vom Vortrage der Religionsphiloſophie als eines Obligatſtudiums der Philoſophie enthoben.“ Somit haben wir in thunlichſter Bälde Jeſuiten ſogar auf den Kanzeln der Philoſophie zu gewärtigen. Was dieſe Leute wohl vom Denken lehren werden? Bekanntlich iſt es ihren Novizen verboten, Fragen über Gott und Freiheit zu erörtern, woraus wir uns auch die Nachſicht der Religionsphiloſophie für ihre Studien erklären mögen.

Die Früchte, welche die Saat der Jeſuiten trägt, kommen bei uns immer erfreulicher zu Tage. Von ihrem Seelſorgs- und anderm Eifer iſt ſchon Manches in „Steub's drei Sommer in Tyrol“ und dieſen Blättern berichtet, wir wollen hier nur des Einfluſſes erwähnen, den ſie bereits auf Fragen des öffentlichen Lebens gewonnen, ſie laſſen am beſten beurtheilen, welches Feld dem Jeſuitismus bei uns ſchon eingeräumt iſt. Ich berichtete Ihnen unlängſt *) von einer Entſchließung der k. k. Hofkanzlei, wodurch zwei proteſtantiſchen Fräuleins aus Magdeburg der Ankauf der Ruine Kropfsberg geſtattet wurde; die Jeſuitenpartei brachte es dahin, daß die Bewilligung aufgehoben und den Käuferinnen bedeutet wurde: „daß Dasjenige, was im Zillerthale durch allerhöchſte Verordnung vom 12. Januar 1837 den k. k. Unterthanen verboten wurde, eben dort proteſtantiſchen Ausländern nicht geſtattet werden dürfe.“ Schon erſchwert man ſelbſt akatholiſchen Arbeitern aus den gewerbtreibenden Klaſſen den Eintritt in hierländiſche Fabriken. Die Unternehmer jener in Matrei wußte man zur Erklärung zu bewegen, keinen dergleichen anzunehmen; ſei doch, hieß es in der an ſie gelangten Zuſchrift, nicht ſowohl auf techniſche Geſchicklichkeit als auf moraliſche Eigenſchaften, d. h. den Glauben, zu ſehen. Man beſorgt ſogar, daß dieſe Leute unter lauter Katholiken ihre Religionspflichten nicht erfüllen können, da akatholiſche Bethäuſer nicht erlaubt ſeien; auch dürften ſie ſich nie ſchmeicheln, hierlands

*) Siehe Heft 41 des vorigen Jahres.

Digitized by Google

das Staatsbürger- und Meisterrecht zu erwerben. Noch gefährlicher sind natürlich die Akatholiken vom Schreib- und Verschleißpersonal, deren mit besonderer Verwahrung gedacht ist, so wie auch alle bei der Fabrik beschäftigten Individuen unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurden. Aehnliches ist betreffs einer andern bei Bozen verfügt. Man glaubt sich fast in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges zurückversetzt, wo eben die Verfolgung aller Protestanten durch die Jesuiten recht in Gang kam, und erbebt beim Gedanken, daß es diese Missionäre des Lichtes sind, denen die Hut unseres jungen Adels, die Kanzeln der Humanität, die Bildung der Jugend in unserer Provinzialhauptstadt anvertraut ist.

VII.

Kleine Schriften von Prutz*).

Aus Sachsen.

Unter den Schriftstellern, welche sich an den lebendigern Bewegungen des deutschen Geistes auf dem politischen und literarischen Gebiete in den letzten Jahren betheiligt haben, nimmt Prutz eine ehrenwerthe Stelle ein. Ernste philologische und historische Studien und eine seltene Elasticität des Geistes bewahrte ihn vor den Extravaganzen der jungen philosophischen Schule, welcher auch er angehörte, sie bewahrten ihn vor dem Katzenjammer, in welchem manche seiner Genossen ihren frühern Grundsätzen und Bestrebungen untreu wurden. So sind denn die so eben erschienenen kleinen Schriften, in welchen Prutz einen Theil seiner zerstreuten Aufsätze, die früher in Zeitschriften erschienen waren, nach sorgfältiger Umarbeitung nebst einigen noch nicht gedruckten Abhandlungen zu einer Sammlung vereinigt hat, noch immer voll Interesse für den Leser; theils als historische Documente, welche Fragen und wie diese Fragen auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens in den letzten zehn Jahren angeregt und behandelt worden sind, theils weil darin ein Bildungsstoff verarbeitet wird, dessen Elemente die Masse der Gebildeten bei weitem noch nicht durchdrungen haben. Zudem geht in der That (wie der Verfasser in der Vorrede sagt) durch alle diese mannichfaltigen Aufsätze der Faden einer gemeinsamen Ueberzeugung. Die Schwächen der Zeit und der Nation, die Hindernisse unserer Entwickelung werden überall mit Schärfe kritisirt und mit Offenheit zugestanden; auf der andern Seite aber werden die in unserer jetzigen Lebensentwickelung schlummernden Keime einer bessern Zukunft überall nachgewiesen und freudig begrüßt, ohne Eigendünkel und Selbstgenügsamkeit. Prutz schreibt für ein größeres gebildetes Publicum und seine theilweise elegante Darstellung mag wohl geeignet sein, ein solches Publicum für die ernsten Gegenstände zu gewinnen, die hier abgehandelt werden. Vielleicht nimmt dieses auch an der zu behaglichen Breite keinen Anstoß, mit der sich der

*) Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur von R. E. Prutz. Merseburg, Garke 1847. 2 Bde.

Digitized by Google

Verfaſſer öfters in ſeinen Auseinanderſetzungen ergeht. Aber Andern dürfte dies weniger zuſagen. Was ſoll z. B. in dem: „Dichter und Krieger“ überſchriebenen Aufſatze über den öſterreichiſchen Dichter Hilſcher die drei Seiten lange Einleitung, daß hier weder von Cervantes, noch Lope de Vega, noch von Mendoza, nicht von Kleiſt und Körner, noch von den malcontenten Sonette dichtenden Lieutenants unſerer Zeit, ſondern von einem 1837 in der Garniſon zu Mailand lebenden öſterreichiſchen Unteroffizier die Rede ſei, der Gedichte gemacht und den Byron überſetzt habe*)? Sind die auf einer Seite Bd. 2 S. 285 zuſammengeſtellten Phraſen: „die Verbreitung, deren ihr Name genießt, der Ruf, der ſie ſchmückt, das Intereſſe, das ſie begleitet“, oder: „literariſche Leiſtungen, ſchriftſtelleriſche Werke“ u. ſ. w. nicht Pleonasmen? Ref. glaubt, daß Prutz ſehr wohl thäte, ſich künftig etwas mehr zuſammen zu halten und gedrängter zu ſchreiben, denn bei dem großen Publicum würde er dadurch nichts verlieren und bei Denen, welche in ſeinen Schriften mehr als eine gediegnere Unterhaltung zu ſuchen berechtigt ſind, nur gewinnen.

Es iſt uns noch übrig, die Aufſätze beider Bände zu verzeichnen und einige Bemerkungen beizufügen. Der politiſchen Aufſätze ſind vier: Der nächſte Krieg, Vaterland oder Freiheit? Theologie oder Politik? und über die gegenwärtige Stellung der Oppoſition in Deutſchland. — Darunter iſt der zweite Aufſatz beſonders intereſſant. Es iſt eine geiſtvolle und lebenswarme Herzensergießung Prutzens gegen ſeines frühern Kampfgenoſſen, Ruge's, Losſagung vom Vaterland, womit er gewiß überall, nur nicht bei Dem Anerkennung finden wird, der es ſich beſonders zu Herzen nehmen ſollte. — Der dritte Aufſatz enthält eine größtentheils treffende Kritik der in jüngſter Zeit Alles überwuchernden theologiſchen Polemik, und die Aufforderung, ſeine Landsleute möchten ſie, wenn nicht um des Vaterlandes und der Freiheit, doch wenigſtens um des guten Geſchmacks willen aufgeben!

Von den literariſchen Aufſätzen mögen die Ueberſchriften genügen, die Aufmerkſamkeit der Leſer zu erregen: Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungsliteratur, beſonders Sophokles; über die niederländiſche Literatur im Verhältniſſe zur deutſchen; über Reiſen und Reiſeliteratur der Deutſchen; über die Armuth der komiſchen Literatur, beſonders der deutſchen; Stellung und Zukunft des hiſtoriſchen Romans; Nik. Lenau, eine intereſſante Charakteriſtik, in welcher der Einfluß des Magyarismus auf das Leben und Dichten des unglücklichen Dichters nachgewieſen wird; die politiſche Poeſie; das deutſche Theater; über die Unterhaltungsliteratur, beſonders der Deutſchen; Wilhelm Waiblinger; Dichter und Krieger; Shelley und die Poeſie des Atheismus. Angehängt als Lückenbüßer ſind noch zwei Erzählungen.

C. B.

*) Joſ. Em. Hilſcher's Dichtungen, herausgegeben von L. A. Frankl. Peſth 1840.

Digitized by Google

IX.

Vom preußischen Landtag.

Aus Berlin.

Mehrere von den einflußreichsten Landtagsdeputirten sind bereits eingetroffen und die liberale Opposition hält allabendlich Berathungen über den gemeinschaftlich festzustellenden Feldzugsplan. Der preußische Adel bildet den Mittelpunkt; der Oberburggraf von Brünneck und der Landschaftsrath von Auerswald stehen an der Spitze; aber alle Tage wird die compakte Masse dichter, selbst aus Pommern und der Mark haben sich schon mehrere Abgeordnete mit Entschiedenheit angeschlossen. Bülow-Cummerow hat Einige mitgebracht. Sie haben folgende Idee: Im Allgemeinen sind sie mit den von Simon ausgesprochenen Ansichten einverstanden. Sie sind entschlossen, auf keine Berathung irgend welcher Art, auf keine Abstimmung einzugehen, bevor nicht das Punctum saliens entschieden ist. Sie wollen sich aber nicht für incompetent überhaupt erklären, sondern nur für incompetent insofern, als ihnen nicht die verheißenen, die den Reichsständen zukommenden Rechte, beigelegt werden. Ein in Preußen sehr angesehener Mann, Graf Fabian Dotina auf Finkenstein, der den spanischen Krieg mitgemacht, sich überhaupt überall höchst energisch und entschlossen bewiesen hat, der aber bis jetzt ganz gegen die oppositionelle Bewegung war, hat jetzt in diesem Sinne an die Landstände eine Art Sendschreiben erlassen, das durch die Vermittelung des Hrn. von Brünneck in der Weserzeitung veröffentlicht ist. Es scheint, daß sich die ungeheure Mehrzahl der preußischen Stände in diesem Sinne erklären wird.

Eine andere Ansicht haben die rheinischen Deputirten, so viel sich bis jetzt ausgesprochen haben. Sie wollen auf die extrahirte Verfassung eingehen und dieselbe benutzen, unmittelbaren Gewinn für die liberale Sache zu ziehen: Preßfreiheit, Geschworene ꝛc. Wie Sie wissen, ist diese Ansicht auch die meinige. Aber es ist zu erwarten, daß die preußische Opposition durchdringt. Sie ist entschiedener und bildet eine compacte Masse. Das Gouvernement soll unentschlossen sein; es heißt, daß den 11. April, nach Abhaltung eines feierlichen Gottesdienstes, die Berathungen drei Tage ausgesetzt werden sollen.

Jeder Aufschub vermehrt den Einfluß der Opposition. Die Mitglieder derselben wollen nichts Anderes, als ihre sofortige Auseinandersprengung, und in Folge dessen in Kurzem eine neue, wirkliche Constitution.

Worauf gründen sie ihre Voraussetzung? — Durch die Auflösung der Stände würde unmittelbar der Credit des Staats untergraben werden. Schon jetzt, da diese Gerüchte anfangen, sich zu verbreiten, fallen die Staatspapiere.

Die Mißstimmung der Deputirten — die übrigens in der Regel mit ihren Committenten ganz einverstanden sind — wird noch erhöht durch einzelne kleinliche Belustigungen, in Betreff ihrer Diät ꝛc. Doch ist das Nebensache. In kurzer Zeit ist der Würfel gefallen. In einigen Tagen erhalten Sie mehr Neues.

— Neukölln. —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die politiſche Pauſe in Frankreich.

Paris im April.

Selten hat eine ſo vollkommene Windſtille in dem pariſer Leben geherrſcht, wie in dieſem Augenblicke. Man muß an den Ufern ſtehen, um zu merken, daß das Meer, trotz der Ruhe ſeiner Oberfläche, dennoch den ewigen Geſetzen der Bewegung nach wie vor gehorcht. Aber ſelbſt an den Ufern ſind die Wellen der Brandung ſo unbedeutend, treten ſie ſo geräuſchlos vorwärts und zurück, daß man kaum die Nähe des furchtbaren Elements erräth. Es gibt auch Leute genug, die ſich einbilden, daß es mit dem franzöſiſchen Volke aus und am Ende ſei. Aber wer dieſen Glauben theilen und auf ihn bauen ſollte, würde noch oft genug Gelegenheit finden, ſich zu enttäuſchen. Frankreich iſt ſeit 1830 in eine Bahn hineingerathen, die nicht zum Guten führt, auf der ſich ſeine Kraft, wenn nicht ſein guter Stern es dereinſt wieder aus ihr hinauswirft, höchſt wahrſcheinlich vollkommen abnutzen wird. Aber noch iſt dieſe Kraft ſtark genug, dem Volke ſelbſt auf dieſer Bahn die mächtigſten Anſtrengungen zu erlauben. Die Sucht, raſch ſo reich als möglich zu werden, hat das ganze Volk ergriffen und zehrt an ſeinem geſunden Kern. Die Begeiſterung für eine Idee, das ritterliche Weſen des ehemaligen Frankreichs ſchwindet immer mehr; aber die materielle Kraft der Nation iſt nichts weniger als abgenutzt, ja wird durch den Geiſt, der ſie jetzt beherrſcht, eher vermehrt als vermindert. Wo die Intereſſen Frankreichs es zum Kampfe auffordern werden, wird ſich ſehr bald zeigen, daß gegenwärtig die ganze proſaiſche und berechnende Kraft der Nation noch immer Wunder zu thun im Stande. Es iſt vielfach in derſelben Lage, in der England bereits ſeit einem Jahrhundert und länger iſt. Auch hier fehlte der höhere beſeelende Funke, auch von England ſagen ſchon ſeit einem Jahrhundert die Denker *), daß es im Verfalle begriffen, während es immer

*) So unter anderm Rouſſeau und Friedrich II.

Digitized by Google

wieder mächtiger und größer aus jedem neuen Kampfe hervorging. Und dennoch hatten die Denker Recht, und dennoch spinnt sich die innere Kraft Englands seit länger als einem Jahrhundert eher ab als auf. Aber nur Wenige bedenken, daß die Völker wie die Menschen, lange aufhören stärker zu werden, wenn sie auch noch immer dicker werden. Rom war noch Jahrhunderte die unbesiegbare Macht der Welt, als es bereits im Innern faulte. Es ist zu fürchten, daß auch Frankreich nicht mehr stärker, vielleicht aber noch viel größer werden wird, als es gegenwärtig ist.

Man wittert oft die innere Fäulniß hier, ohne daß man stets den Finger auf den faulen Fleck legen kann. Sie sitzt aber tiefer, sie nagt am Kern und läßt die Schaale unberührt. Diese glänzt noch immer wie in bessern Zeiten. Das staatliche Leben hat seine äußere Strahlen so gut wie je, was auch die Feinde der Regierung sagen mögen. Wer bezweifelt, daß Louis Philipp seit funfzehn Jahren fast in allen Lebensfragen der Völker verneinend oder bejahend den Ausschlag gab? Belgien wurde nach seinem Plane geordnet; Polen wurde nach seinen Ansichten geopfert; Spanien nach seinen Wünschen regiert, bis zuletzt die spanische Königskrone halbwegs zu seinen Füßen liegt. In Italien, in der Schweiz gibt sein Einfluß den Ausschlag. England selbst lenkte seine Politik nach den Rathschlüssen der Tuilerien.

Auch das geistige Leben Frankreichs hat noch immer seine glanzvolle Seite. Vielleicht kein Land der Welt würde heute im Stande sein, eine Schaar so strahlender Berühmtheiten aufzuzählen wie Frankreich. Georg Sand, Lamartine, Eugen Sue, Victor Hugo, Scribe, Alexander Dumas, und wie sie alle heißen, sind in der ganzen civilisirten Welt so bekannt, wie in Paris, während die ersten Schriftsteller aller andern Nationen kaum bis an die Grenze der Sprache, die sie reden, oft nicht bis über die des Kirchspiels, in dem sie leben, dringen.

Dieser Glanz aber ist mehr im Aeußern als im Innern. In Frankreich selbst sind alle diese vielberühmten Namen fast ohne jeden Einfluß. Sie fahren wie Schiffe über einen Wasserspiegel hin, der nur eine Weile in Schaum die Spur ihres Weges zeigt, um dann für immer zu verschwinden. Man liest sie, man freut sich ihrer Gedankenspiele, ihrer geistigen Feuerwerke, aber wie sie abgebrannt sind, tritt augenblicklich wieder das frühere Dunkel ein. Die Seele des Volkes ist nicht mehr mit ihnen, sie finden keine geistige Gleichstimmung mehr, die ihre Bilder aufnimmt und bewahrt. Namen, die gestern noch in aller Welt Mund waren, sind heute wie verschollen, und grade die tüchtigsten unter dieser Schaar Tüchtiger

Digitized by Google

ſind am meiſten dieſer geiſtigen Todesurtheile ausgeſetzt. De Lamenair, der noch vor Jahren die ganze franzöſiſche Jugend aufzuregen ſchien, iſt heute ein Lebendigbegrabener. Die tiefen und geiſtreichen Werke Balzac's gehen nur noch wie Geſpenſter in den unermeßlichen Anzeigen der Journale um. Selbſt Georg Sand, vielleicht die größte Erſcheinung ihrer Zeit, iſt ſchon heute ohne allen innern und lebendigen Reiz für Frankreich, und lebt nur noch von dem Anklange, den ſie meiſt fand. Victor Hugo iſt in der Academie beigeſetzt. Eugen Sue hat ſeine Abſchiedsproceſſe, und Alexander Dumas wurde zum Spott und Gelächter derſelben Geſellſchaft, die kaum vor Wochen noch die Prinzen des königlichen Hauſes, die Miniſter der Regierung, die erſten Namen der haute volée veranlaßte, ihm den Hof zu machen.

Die Männer fehlen nie einer Nation, die zum geiſtigen Leben erwacht iſt — aber, wo dieſe Nation ſelbſt ſich dem geiſtigen Leben entzieht, ſich in den Strudel der materiellen Beſtrebungen hinabſtürzt, da fehlen bald der Nation die Männer. Ich denke, das iſt heute in Frankreich der Fall, und dauert dieſer Zuſtand lange genug, ſo kommt dann auch bald die Zeit, wo die höhern Geiſter der Nation zu fehlen beginnen. So etwas iſt unſtreitig ſchon heute in England der Fall. Das Land Schakeſpeares, das Land Sternes, Byron's, Walter Scott's iſt heute an geiſtiger Bethätigung das ärmſte der ganzen civiliſirten Welt, aber hat zum Erſatz die coloſſalſten ſtatiſtiſchen Werke, die je die Welt geſehen hat.

Ich fürchte, Frankreich iſt auf demſelben Wege, und wird noch lange, wie früher England, an äußerer Macht zunehmen, aber auch an innerer geiſtiger Thätigkeit hinſchwinden. Und es iſt ein erfreuliches Zeichen, daß Deutſchland grade jetzt weniger als je unter dem Einfluſſe Frankreichs ſteht, denn dieſer Einfluß kann heute nur vom Böſen ſein; was aber keineswegs verhindert, daß Frankreich noch immer das Land iſt, was Deutſchland am meiſten zu bieten, von dem es am meiſten zu fürchten hat, und noch mehr zu hoffen, wenn es, ſeine innere Selbſtſtändigkeit bewahrend, ſich in ſeinen äußern Bewegungen eher den Franzoſen als irgend einem andern Volke anſchließt. Aber erfreulich iſt es, daß Deutſchland ſeit funfzehn Jahren immer mehr den innern politiſchen und literariſchen Einfluß Frankreichs abgeſchüttelt hat, während alle andern Nationen ihm vor wie nach gehorchten. Daran iſt vor allem das eigne geiſtige Leben, das immer kräftiger in Deutſchland hervortritt, Schuld. Es iſt daſſelbe vielleicht noch lange nicht auf die Stufe angelangt, auf der Frankreich einſt ſtand, und deren ſich fortpflanzender Wellenſchlag wir noch heute in Frankreich ſehen. Aber das geiſtige

Digitized by Google

Leben in Deutschland ist ein wahrhaft volksthümliches, regt die Tiefen auf, während das französische nur noch die Oberfläche berührt. Die Namen unserer Schriftsteller sind, mit seltener Ausnahme, heute noch immer nicht so glänzend als die Frankreichs. Aber selbst in ihrer bescheidenern Bahn haben sie einen ganz andern Einfluß als heute die weltberühmten Heroen der französischen Literatur. Auch der kleinste deutsche Schriftsteller sieht die Spur hinter sich, die er zurückläßt. Es ist ein heiliges Feuer in ihm, das nicht erlöscht, wenn es auch nicht so sehr Flamme schlägt, als das Kunstfeuerwerk anderswo. Das deutsche Volk hat noch ein Herz für den Gedanken, und in dieser Einen Beobachtung liegt eine ganz andere Bürgschaft schönerer Zeiten, als in dem Prunke, der anderswo noch oft genug blamirt. —

J. — y.

Digitized by Google

Der unglückliche Hofmeister.

Novelle von Uffo Horn.

Zweite Abtheilung und Schluß.

Die Heimreise.

Wenzel saß oben auf dem Bock mit einem seelenvergnügten Gesichte, es ging nach Rischlowicz zurück, zu Anne und den Juchtenstiefeln, denn auch eine dreimonatliche Praxis hatte ihm die Kamaschen noch nicht beingerecht gemacht. Betti und Theodor theilten sich in den Rücksitz des Wagens, im Fond saßen die Baronin und der junge Herr. Theodor war, da sein Mäntelchen die mittlerweile empfindlich gewordene Kälte nicht sattsam abgehalten hatte, in einen alten Pelz des Grafen, den lediglich Betti's Fürsorge in der Garderobe entdeckt hatte, gewickelt worden und saß der Baronin gegenüber, deren Fußsack ihn nöthigte im Wagen zu sitzen, wie ein Reiter auf dem Pferd. Jaromir war nach Wenzel der Glücklichste, denn die zankende und hofmeisternde Tante war ihm gründlich zuwider geworden und er sehnte sich nach dem tollfreien Leben im väterlichen Hause. Betti hatte es einzurichten gewußt, daß sie ihre Hand aus dem Mantel herausstecken konnte, und Theodor hatte sich unter dem Schutze des Pelzes sogleich derselben bemächtigt. So saßen sie glücklich und schweigsam. Betti empfand nur ein Unbehagen, wenn sie an Karl den Jäger dachte — er konnte freilich auch Förster werden, aber was ist ein Förster gegen einen Studenten, der Amtsdirector, Magistratsrath oder gar Bürgermeister werden kann; sie machte sich die lebhaftesten Vorwürfe, ihr Herz leichtsinnig verschleudert zu haben und wußte nicht, wie sie ihre Verirrung Theodor mittheilen solle. Vorgebeugt mußte aber werden: denn wenn Karl beim Wiedersehen eine etwas zu lebhafte Freude an den Tag legte, so konnte das Theodor stutzig machen. Die Baronin beschäftigte sich ebenfalls mit dem Hofmeister; eine Ahnung sagte ihr, daß er den Beifall ihres Gatten nicht haben werde, aber daran lag ihr bei weitem weniger, als daß sie nicht recht einig war, wie sie eigentlich

Digitized by Google

den neuen Hofmeister in ihrem Hause stellen sollte. Sie war fast so sehr in Verlegenheit, als ob sie einen Liebhaber in ihr Haus einschwärzen sollte, denn so ungetrübt die freiherrliche Ehe bisher verlaufen war, so kam es der Baronin doch in den Sinn, daß sich das ändern werde. Der schüchterne Jurist mußte etwas magnetisches in seinem Wesen haben, denn das Herz der Baronin, das allen Offizieren der Umgegend bisher tapfer widerstanden hatte, schlug mit großer Unruhe und jeder Blick auf sein bleiches hübsches Gesicht ließ ihr das ihres freiherrlichen Gemahls röther und kupferfarbiger erscheinen. Betti errieth mit jener wunderbaren Hellsichtigkeit, welche verliebten Frauenzimmern eigen ist, den ganzen Gemüthszustand ihrer Gebieterin und wurde vermöge ihres lebhaften Temperamentes immer unruhiger, während der Gegenstand dieser rivalisirenden Empfindungen die allgemeine Stille durch allerhand schüchterne Gesprächsversuche zu unterbrechen sich bemühte. So hatte man einige Meilen zurückgelegt, war von der Chaussée abgebogen und holperte nun auf einem jener Landwege, die im November regelmäßig unfahrbar werden, bis der Schnee sich darüber legt. Es ging langsam dem Hronower Wirthshause zu, wo Wenzel seinen erschöpften Gäulen Rast gönnen sollte. Ein böhmisches Wirthshaus in solcher von der Hauptstraße abgelegenen Gegend ist ein langweiliger hoffnungsloser Anblick. Eine Mauer von gelben Bruchsteinen, oder ein hölzerner Zaun, dessen Thor und Pförtchen aber allenthalben steinern sind, zieht sich um das Gebäude, das niedrig und schmutzig hinter einem grünen Ententeiche steht und, wenn es nicht abgebrannt ist und von Ziegeln neu erbaut und mit Ziegeln neu gedeckt wurde, auch mit einer Dachschlafmütze von bemoostem Stroh und schwarzgrauen halbverfaulten Schindeln an die alte schlechte Zeit erinnert. Im Hofe steht eine nothdürftig gedeckte, nach allen vier Seiten offene Remise, knurrt ein schwarzer Spitz an der Kette, wälzen sich ein Dutzend Ferkel und schnattern einige Gänse und Enten den Wagen an. Trotz alles Hungers verliert man schon beim Einfahren den Appetit und bei aller Müdigkeit wird man beim Eintritte in diese schmutzigen Stuben, wo es nach Fett und Branntwein riecht, unruhig statt schläfrig. Als Wenzel in den Hof einbiegen wollte, traten zwei bekannte Gestalten vor das Thor, — der Baron und Karl der Jäger. Den Freiherrn hatte die Sehnsucht nach seiner Frau und seinem Sohne zu einem Actus der Galanterie vermocht, er hatte die Britschka anspannen lassen und war seiner Frau entgegengefahren. Karl hatte ihn gebeten mitfahren zu dürfen und so warteten sie schon seit einigen Stunden mit großer Ungeduld. Wenzel drehte sich um und rief in den Wagen: „Unser gnädiger Herr ist hier!“ aber schon hatte Karl geschäftig

Digitized by Google

die Thüre aufgerissen und hinter ihm erschien die breite Gestalt des Freiherrn im grünen Pelz mit Astrachan ausgeschlagen und mit Schnüren besetzt, aus dessen Pekesche sich stolz das kupfernasige Haupt, mit einer Jagdmütze stattlich bedeckt, wie die Sonne aus schwarzen Wolken hob. Er blies erst eine Rauchwolke in den Wagen, dann nahm er die Pfeife aus dem Mund, drückte seinen Sprößling an das Herz und endlich erfolgte auch eine zärtliche Umarmung der beiden Gatten. Die Baronin wischte sich nach dem Kusse den Mund, Karl küßte ihr die Hand und als der ganze Inhalt des Wagens sich auf dem Hofe befand, wurde auch Theodor bemerkt, der mit großer Beklommenheit in seinem Pelze stack und auf den Augenblick wartete, wo man seiner ansichtig werden würde. Die Baronin sah den Gemahl prüfend an, der den Hofmeister ganz mit derselben Miene wie die Branntweinochsen musterte, wenn sie zur Mastung in seinen Hof getrieben wurden, und endlich die Oberlippe hin und herziehend, denken mochte: „wollen sehen, ob er nicht wachsen wird, wenn er in besseres Futter kommt!“ — „Wenzel! ich hab' die Schecken mit, laß Dir eine halbe Bier einschenken und spanne sie an die Kutsche, wir werden gleich wieder weiter fahren — der Honsa spannt die Braunen an die Britschka und wird langsam nachkommen! Habt Ihr Hunger?“ — „Ja, Vater.“ — „Ich habe auch einen kalten Haasen und ein Paar Rephühner mitgebracht.“ —

Jaromir jubelte laut, Theodor im Stillen bei dieser Nachricht. Die dicke Wirthin, strahlend von Fett und Ofenhitze, kam nun aus dem Hause und küßte der Baronin die Hand. „Ei, ei, unterthänigste Dienerin! küsse tausendmal die Hand! Also aus der Prag wieder da! beliebten lang drinn zu bleiben gnädige Frau Baronin! Aber sehen sehr gut aus, so schön, so jung — und das junge Baronchen, ja, ja, junger Herr! hähähä! Gott behüt's!“ — „Gut, gut, Wotipkin! was hat Sie denn Warmes?“ — „Schönes Schweinbratel, gnädiger Herr! wie Mandeln ganz frisch und von gestern noch Gans, aber wie eine Torte!“ — „Wie machen wir es denn mit dem Nachhausefahren?“ fragte nun der Freiherr seine Gattin, „wir lassen den Hofmeister, die Betti und den Karl in der Britschka nachfahren.“ — „Was fällt Dir ein, Deinen Hofmeister und Deinen Büchsenspanner in einem Wagen?“ „Nu, was wär's denn?“ — „Der Karl kann auf dem Bock sitzen.“ — „Es ist aber sehr kalt!“ — „Wenn's der Wenzel von Prag her aushalten kann, wird der Karl auch nicht erfrieren!“

Die Baronin hätte sich noch großmüthiger gezeigt und den Hofmeister in ihren eigenen Wagen genommen, wenn sie es nicht für zweckmäßiger erachtet hätte, ihren Mann unter vier Augen erst zu sondiren und zu Gunsten

Digitized by Google

ihres Schützlings zu stimmen. Das mitgebrachte Wildpret wurde nun rasch verzehrt, der Kutscher und Karl mußten eben so eilig zu Mittag essen und dann wurde abgefahren. Karl bestieg mit sichtbarem Ingrimm den Kutschbock — Betti, die es vermieden hatte, auch nur ein Wort mit ihm zu reden, die ihm sogar sichtlich ausgewichen war, hatte seine waidmännische Eifersucht rege gemacht, nur wußte er noch nicht, wer ihn verdrängt habe. Er hatte einen seiner Prager Collegen in Verdacht und war doppelt wüthend, daß er seinen Zorn nicht an ihm auslassen konnte: dazu drei Meilen in der Kälte auf dem Bock zu sitzen — das war zu viel des Unglücks auf einmal! Als er sich beim Hinausfahren noch einmal umwendete, sah er, wie Betti dem Hofmeister die Hand bot: nun war ihm Alles klar. — „Also der? himmeltausendsakerment!" — Er wäre gern vom Bock gesprungen, aber die Schecken, denen Wenzel in seiner Ungeduld, Anne wiederzusehen, einen tüchtigen Schmitz gab, rannten wie besessen davon und entführten ihn mit seinem Zorne. Betti war das Herz um eine Centnerlast leichter geworden — das erste gefürchtete Wiedersehen mit dem entlassenen Liebhaber war glücklich vorübergegangen, nun hatte sie gewonnenes Spiel. Obwohl Honsa, der struppige Hofknecht von der Herrschaft den gemessenen Auftrag erhalten hatte, die Braunen volle drei Stunden ausruhen zu lassen, bewog ihn Betti doch durch einige Gläser Bier, eine Stunde früher aufzubrechen, und die Zeit lieber durch langsames Fahren einzubringen; denn vor sechs Stunden durfte er es nicht wagen, auf dem Schlosse zurück zu sein. Der Baron war ein Hyppophile von so reinem Wasser, wie Wilberforce ein Negrophile war, die Braunen waren zudem seine Staatspferde und nahmen nach Frau und Kind den ersten Platz in seinem Herzen ein. Die Wirthin setzte sich zu Betti, die ungeduldig am Fenster stand, während Theodor den Honsa zur Eile trieb.

„Na, Jungfer Betinka!" begann sie mit strahlendem Lächeln, „wie hat es Ihnen denn in Prag gefallen? ich war auch schon einigemal dort, das letztemal vor zehn Jahren zu Johanni!" — „Es hat mir sehr gefallen, Frau Wotipka!" — „Das kann man sich denken, aber was ist denn das für ein schöner Jüngling, den Sie mitgebracht haben?" — „Der neue Hofmeister des Herrn Barons!" — „Hofmeister? so! ein hübscher Mensch," Jungfer Betinka sieht so jung und so blaß aus — aber schelmische Augen hat er, he!" — Die Vettel kicherte dabei und sah Betti selbst sehr schelmisch an. — „Der Herr Karl hat sich die Augen aus dem Kopfe gesehen, drei Stunden hat er hier mit dem gnädigen Herrn gewartet!"

Die Betti ärgerte sich im Stillen über das boshafte Weib, aber sie bemühte sich, möglichst gleichgültig zu bleiben. — Da machte Theodor der

Digitized by Google

Conversation ein Ende, indem er mit der Meldung hereintrat, Honsa sei bereit, und nach kurzem Abschiede stieg das Pärchen in die Britschka. Die Frau Wotipka sah ihnen mit einem vielsagenden Blicke nach und wiegte pfiffig das Haupt hin und her — eine böhmische Wirthin sieht durch die Wände!

Der erste Abend.

Als Theodor und Betti, die mittlerweile Zeit genug gehabt hatten, sich auszusprechen, Liebe und ewige Treue zu schwören, und sich hinter dem Rücken des Honsa, der vollauf beschäftigt war, die ungeduldigen Braunen im Schritt zu halten, feurig zu küssen, in den Schloßhof hineinfuhren, war es ganz finster geworden. Die Hunde bellten im Dorfe, im Schlosse schimmerte eine Reihe Fenster, und der rauhe Novemberwind pfiff durch die hohen Ulmen und Linden, die im Hofe standen. Am Thore standen Karl und der Gärtner mit einer Laterne — die Beiden stiegen aus und der Gärtner belud sich mit ihrem Gepäck. Karl rührte keine Hand — seine Augen funkelten wie die eines Raubthieres durch die Nacht. Als Betti die Treppe hinaufstieg, ging er neben ihr her, sie sprach kein Wort mit ihm. An der Thüre ihres Zimmers sagte er halblaut: „Schon gut so! wir werden sehen!" — Betti maß ihn von oben bis unten mit majestätischem Blick und antwortete: „Mit Ihnen habe ich nichts mehr zu reden!" — worauf sie die Thüre zuwarf. Karl stieß ein rauhes Gelächter aus und ging in den Speisesaal, denn der Baron hatte befohlen, daß gleich nach der Ankunft des Hofmeisters angerichtet werden solle. Seine Hände zitterten, er hätte am liebsten unter die Teller und Gläser geschlagen und seinem eben eintretenden Nebenbuhler die große Suppenschüssel an den Kopf geworfen, die er in die Küche tragen sollte, um sie füllen zu lassen.

Der Speisesaal war hell erleuchtet, die Baronin saß am obern Ende in einem Lehnstuhl, rechts und links neben ihr der Gemahl und der Pfarrer, den man eilends hatte einladen lassen, um ihm den neuen Hofmeister vorzustellen. Er war eine behäbige Figur, roth und ausgefüttert, trug einen langen blauen Rock mit schmierigem Kragen, auf den die langen, aber spärlichen Haare herunterfielen. Er war früher Kapelan an der Kirche und der Ajo des alten Barons gewesen, der ihm dann auch die einträgliche Pfründe verliehen hatte. Im Hause galt er sehr viel, war fügsam gegen den Baron, erlaubte, daß am Sonntage geschnitten und eingeführt werden durfte, und fing das Hochamt nie früher an, bis die Patronatsherrschaft von ihren rothgepolsterten Kirchstühlen mit allem Gepränge Besitz genommen hatte. Zudem

Digitized by Google

war er ein eifriger Patriot, Mitglied des vaterländiſchen Muſeums, arbeitete ſogar an der böhmiſchen Monatſchrift mit und war ein tüchtiger Oekonom und Bienenzüchter. Der Baron bildete ſich daher auf ſeinen Pfarrer große Stücke ein, und ſchwur nicht höher, als bei ſeiner Gelehrſamkeit. Als daher Theodor in das Zimmer trat, wies ihm der Baron den Platz neben Jaromirchen, der in einem fort ſchrie, daß er fürchterlichen Hunger habe und dem Pfarrer gegenüber, an, der die reſpectvolle Verbeugung des Studioſen mit väterlicher Würde erwiederte und dann die Hände zum Tiſchgebet zuſammenſchlug, was von der ganzen Familie nachgeahmt wurde. Endlich ſagte der geiſtliche Herr mit ſalbungsvoller Stimme „Amen!“ und die Baronin legte vor. Das feierliche Stillſchweigen dauerte bis nach dem Braten, dann ſchob der Hausherr den Armſtuhl zurück, ſtreckte die Beine aus und rief „Karl!“ — Alsbald wurde ihm eine große Meerſchaumpfeife gebracht und angezündet, der Pfarrer nahm eine Priſe und auch Theodor ſchnupfte aus Höflichkeit mit. Der Baron fragte nun, „ſagen Sie mir Neſtásny“ —

Theodor nieſte.

„Was werden Sie dem Buben da Alles lehren?“

Theodor nieſte wieder — die Augen gingen ihm über — er wollte antworten, aber der rappirte Galizier, den der Pfarrer führte, rumorte noch eine gute Weile und machte es dem armen Menſchen unmöglich zu antworten.

„Man ſieht es, daß Sie kein Schnupfer ſind!“ bemerkte der Pfarrer, eine dicke Priſe nehmend. — „Junge Leute ſollen auch nicht ſchnupfen!“ warf die Baronin mit gerunzelter Stirne ein — Jaromir aber freute ſich und rief: „der Herr Neſtásny muß noch immer nieſen!“ — „Pſt Jaromir! nicht vorlaut ſein!“ ermahnte der Freiherr, „nun, mit was wollen Sie alſo anfangen?“ — „Ach Gott, damit hat es ja Zeit bis morgen!“ fiel die Baronin ein, „das können Sie mit dem Herrn Pfarrer beſprechen! heute wird ſo nichts zu reden ſein, wir ſind Alle müde vom Weg und von der Kälte! Karl ſchenk' ein!“

Karl ſchenkte dem Hofmeiſter ein, er hätte ihn am liebſten vergiften mögen. Der Pfarrer trank ſeinen Humpen aus: „Das Bier von dieſem Gebräu iſt wieder ſehr gut, Herr Baron!“

„Ja! das vorige hat zu wenig getrieben — ich hab's dem Brauer gleich geſagt, daß es trübe bleiben würde.“ — „Ich habe auch einen halben Eimer vom vorigen liegen, aber es geht jetzt auch damit! er hat beim Regen auskühlen laſſen, das war der Fehler!“ — „Können Sie das Fortepiano ſelbſt ſtimmen, oder ſoll ich morgen nach dem Schullehrer ſchicken?“ unter-

Digitized by Google

brach die Baronin abermals das prosaische Gespräch. — „O bitte unterthänigst, das kann ich selber —". — „Spielen Sie auch Orgel?" — „Ja, hochwürdiger Herr!" — „Und Geige auch?" — „Auch, hochwürdiger Herr!" — „Da können Sie gleich Sonntag in der Kirche mitspielen, was Sie wollen, Orgel oder Violin, wir haben recht gute Musikanten hier, der Schullehrer hat einen Mordbaß — und der Janda von Komar war Trompeter bei Kaiser Küraſſier, den müſſen Sie bei der Auferſtehung hören! Der Gehülfe ſpielt Baſſettel*) und ſingt Tenor — und die älteſte Tochter vom Schulmeiſter könnte alle Tage auf dem Theater ſingen!" — „Wenn ſie nur nicht ſolche Geſichter machte," warf die Baronin ein — Jaromir aber ahmte gleich die arme Sängerin nach, verdrehte die Augen und kreiſchte „Gloria, Gloria!" in den höchſten Tönen — „So macht's die Schulmeiſterpepka, Herr Neſtásny!" — „Jaromir! Du wirſt gleich ſchlafen gehen, ungezogener Junge Du!" — „Der Herr Neſtásny wird ihm das ſchon vertreiben," ergänzte der Freiherr und brachte das Geſpräch, das ihm zu poetiſch wurde, auf ſeine Braunen. — „Haben die Pferde ordentlich gefreſſen, Neſtásny?" — „Aufzuwarten, freiherrlichen Gnaden! von ein Uhr bis vier Uhr." — „Sie ſingen ja auch, Herr Neſtásny?" fragte die Baronin. — „Unterthänigſt aufzuwarten, ja! ich habe beim Chor im böhmiſchen Theater mitgeſungen!"

Jaromirchen hatte mittlerweile Brodkugeln gedreht, jetzt fing er an zu gähnen und legte den Kopf auf den Tiſch — die Uhr ſchlug zehn, der Pfarrer ſteckte die Doſe ein und brummte „hora canonica"!

„Gute Nacht allerſeits" — „Karl! leuchten!" — „Geruhſame Nacht! Küſſe die Hand Euer Gnaden!" — „Wohl zu ſchlafen, Herr Pfarrer!"

Das freiherrliche Paar und der Pfarrer gingen nach verſchiedenen Seiten ab, Theodor und Jaromir warteten noch auf Karl, der mit Stiefeln und Kleidern über dem Arme erſt nach langer Weile wiederkam und ohne ein Wort zu ſprechen den Hofmeiſter und ſeinen Eleven in ihr Zimmer leitete. Hier ſtellte er ihnen Waſſer und Handtücher zurecht, und empfahl ſich mit einem unverſtändlichen Brummen. Theodor, der in ſeinem Leben Niemand aus oder angezogen hatte, fand das ganz in der Ordnung, nicht aber Jaromirchen, der ſich auf einen Stuhl ſetzte und rief „Wer wird mich denn ausziehen?" — „Das müſſen Sie ſelbſt lernen!" ſagte Theodor! — „Das ſoll der Karl machen, der zieht auch den Papa aus!"

Theodor mußte, nachdem er zu müde war, um ſeinem Zögling noch eine Anleitung über die Vortheile und Handgriffe dieſer nachadamitiſchen Erfin-

*) Violoncello.

Digitized by Google

dung zu geben, den jungen Herrn ausziehen und zu Bett bringen, wobei wir nur bemerken wollen, daß diese Function noch nicht die letzte war, sondern daß Jaromirchen noch einige recht naive Anforderungen an ihn stellte.

Endlich streckte er die müden Glieder aus, verlöschte die Nachtlampe und schloß die Augen. Betti erschien dem Schläfer im Traum und tröstete für die Leiden des Abends.

Der erste Morgen.

Um acht Uhr wurde gefrühstückt — aber Theodor war schon um sieben Uhr auf den Beinen und räumte seine geringe Habe in den Schrank ein — ein Dutzend Bücher, einige Quartette, ein sauber geschriebenes Liederheft, einen geringen Vorrath von Wäsche, und seine ebenso bescheidene Garderobe. Das wurde zwar in drei Schubfächer vertheilt, hätte aber sehr gut in einem Platz gehabt. Er war sonst gewohnt, den Tag mit Stiefelputzen anzufangen, aber der Aufenthalt bei der Gräfin hatte ihn bereits belehrt, daß in herrschaftlichen Häusern die Bedienten dieses Geschäft zu versehen pflegen. Er ging daher blosfüßig und in den alten Pelz, den ihm Betti zugewendet, gehüllt in der Stube auf und ab, erwies Jaromirchen eine Gefälligkeit, die mit der Ausbildung des Geistes nichts zu thun hat und wartete in seltsamer Beklommenheit der Dinge, die da kommen würden. Eingeheizt war bereits worden — der Morgen ließ sich roth und sonnig an, vor den Fenstern rauschten ein paar halbentblätterte Ulmen und die Sperlinge trieben ihr Unwesen auf den gegenüberstehenden Dächern. Da kam endlich Karl — nahm die abgelegten Kleidungsstücke über den Arm und ging wieder fort, ohne ein Wort zu sagen. Theodor stutzte, aber Jaromirchen, der im Bette sich herumwälzte, nahm diese Unhöflichkeit sehr übel: „Der Karl hat nicht gesagt: guten Morgen junger Herr! Das werde ich dem Papa sagen!"

Theodor nahm sich vor, dem groben Büchsenspanner zu imponiren — als der mit den Kleidern zurückkam, faßte er Muth und sagte über und über roth werdend, denn eine so heroische Aeußerung hatte er in seinem Leben noch nicht gethan: „Karl! ziehen Sie den jungen Herrn an!" Der kleine Freiherr aber war mit dieser Genugthuung noch nicht zufrieden und schrie: „Ich werde es der Mama klagen, daß Du uns gestern nicht die Stiefeln ausgezogen hast!" — Karl gehorchte mit verbissenen Lippen, sein rothbrauner Schnurrbart stachelte hin und her, und als der junge Freiherr gewaschen und gekämmt wurde, handhabte er Kamm und Handtuch dergestalt, daß Jaromirchen alle Augenblick schrie und endlich zu weinen anfing. Theodor nahm sich zu einem zweiten Beweise von Energie zusammen und sagte:

Digitized by Google

„Aber so gehen Sie doch mit dem Kinde nicht so grob um! Sie thun ihm ja weh!“ — „Ich bin kein Kindweib,“ antwortete trotzig der Waidmann und verließ das Zimmer. Die Frühstücksglocke läutete wiederholt, und eine Minute darauf klopfte es bescheiden an die Thüre. Es war Betti, welche diensteifrig gegangen war, die jungen Herren zum Frühstück zu rufen, eigentlich aber, um Theodor zuzuflüstern, sie würde um zwölf Uhr bei ihren Eltern sein, er möchte doch ja dahin kommen. Theodor hatte nicht Zeit ihr darauf zu antworten, denn Karl kam die Treppe herauf und lächelte voll Ingrimm und Bosheit, als er an ihnen vorbeiging und die Thüre zum Speisesaal öffnete, in dem jetzt auch das Frühstück genommen wurde. Der Baron in einem grauausgeschlagenen Pelz, eine Hausmütze von rothem Sammet auf dem Kopfe, saß bereits vor einer dampfenden Tasse, die Baronin, ebenfalls winterlich angethan, mit einer Kazoweika die mit falschem Hermelin verbrämt war, und eine warme Haube auf den noch unfrisirten Haaren, schenkte den Erwarteten ein. Jaromir wurde erst von Mama, dann vom Papa geküßt, der Hofmeister befragt, wie das Söhnchen geschlafen habe, und als Alles auf's Genaueste rapportirt worden, ihm eine Tasse hingeschoben. Theodor befand sich überaus wohl, — o wie schmeckten ihm diese hausbackenen Kuchen und Brezeln, in deren Bereitung die böhmischen Köchinnen nicht ihres Gleichen haben, um so mehr, als eine hingeworfene Aeußerung der Baronin ihm verrieth, daß Betti diesmal die Künstlerin gewesen sei. Theodor aß mit Begeisterung, diese zarte Aufmerksamkeit wirkte gleich mächtig auf sein Herz und seinen Magen — deshalb küßte er jede Brezel erst, bevor er sie anbiß. Gleich nach dem Frühstück wurde Jaromirchen in das Frauenzimmer geschickt, damit ihm die Haare eingedreht würden, und Theodor befand sich mit seinen Gebietern allein. Ein freundlicher aufmunternder Blick seiner Gönnerin beruhigte ihn etwas. Der Freiherr zündete seine Riesenpfeife an und setzte nun dem aufhorchenden Hofmeister sein pädagogisches System auseinander.

„Anstrengen dürfen Sie mir den Jungen nicht,“ begann er, „der Bub' braucht nur zu lernen was nothwendig ist, was man so braucht, um doch ein gebildeter Mann zu sein, er soll gar nicht zum Politischen sondern zum Militär. Da lernt man Ordnung und das ist die Hauptsache. Bevor mein Vater starb und ich die Herrschaft übernahm, war ich auch Rittmeister bei Klenau Dragoner, was jetzt Kinski heißt, und so soll es mit dem Jaromir auch sein. Die kleinen Schulen können Sie mit ihm hier bleiben und zur Prüfung nach Prag hineinfahren, und wenn er in die Philosophie soll, so werden wir ganz hinein ziehen, wenigstens meine Frau mit den Kindern!

Digitized by Google

Halten Sie ihn nur recht scharf; wenn er nicht parirt, so geben Sie ihm nur — der Freiherr fuchtelte dabei mit der rechten Hand in der Luft herum — der Bub' ist ein Teufelsbraten, aber wissen Sie, Buben müssen lebhaft sein, sie laufen sich schon die Hörner ab!"

Theodor und die Baronin hörten diese ungewöhnlich lange und fließende Rede des Freiherrn mit tiefem Stillschweigen an — aber die Blicke der Baronin verriethen, daß sie noch mehrfache Additionalia zu dem Educationsentwurfe ihres Gatten zu machen habe. Dieser wandte sich nun an den Hofmeister mit einigen nicht minder wichtigen Fragen.

„Wie denn, mein lieber Nestásny, gehen Sie denn auch auf die Jagd?" — Theodor gestand mit großer Verlegenheit, daß er diese edle Beschäftigung zu treiben bisher keine Gelegenheit gefunden habe. — „Da müssen Sie mitgehen — ich will Ihnen schon Lust dazu machen — ich versichere Sie, mein lieber Nestásny, es geht gar nichts über die Jagd — spielen Sie auch „Tarok" oder „Sechsundzwanzig?" — „O ja, freiherrliche Gnaden!" — „Na, da wird es schon gehen!" Der Freiherr nickte huldvoll mit dem Haupte und erhob sich — wenn er seine Familie gesehen hatte, trat er jeden Morgen die Wanderung durch sämmtliche Ställe an. — Der Freiherr war den ganzen Vormittag ein Muster von Gemüthlichkeit — er klopfte jedem Pferde auf den Hals, streichelte jeden Mastochsen und liebkoste jedes Kalb — die Kuhmägde statteten verschämten Antlitzes die ausführlichsten Berichte über das Befinden der gehörnten Wöchnerinnen ab, und in dem weichen Fließ seiner Schafe wühlte er mit demselben Vergnügen, wie Amynth oder Daphnis in den Locken seiner Chloë. Als er daher die Sammtmütze mit einer andern von Edelmarder vertauscht, und derbe rehlederne Handschuhe angezogen hatte, ging er seine gewöhnlichen Visiten zu machen — den Hofmeister hielt ein Wink der Baronin in dem Saale zurück.

„Sie müssen das nicht so genau nehmen, was der Baron gesagt hat," hub sie mit gütigem Lächeln an, „nehmen Sie den Knaben nur immerhin etwas zusammen und fangen Sie bei Zeiten an, ihn auf dem Piano und im Französischen zu unterrichten, ich werde selbst alle Tage eine Stunde mit Ihnen wiederholen. Wenn man so lange auf dem Lande ist, vergißt man vieles, und ich habe beides einmal recht hübsch gekonnt! Versuchen Sie doch einmal unser Piano!"

Theodor, dem eine unerklärliche Befangenheit befallen hatte, schlug den Deckel zurück und fing an zu spielen. Das Instrument war ganz verstimmt und verstaubt; er hatte eine Stunde lang zu thun es wieder in Stand zu bringen. Seine Gebieterin sah ihm dabei zu, als wollte sie es ihm abler-

Digitized by Google

nen. Karl räumte das Frühstück ab, Betti kam herein, die Baronin zu fragen, ob sie nicht Toilette machen wolle, und Theodor zu erinnern — als er aber unausgesetzt an seinem Flügel handthierte, bat sie sich mit lauter Stimme die Erlaubniß aus, ihre Eltern besuchen zu dürfen. Die Baronin gab ihr diese und wandte sich wieder zum Piano, auf dem Theodor jetzt ein paar Takte spielte. Er war von der eifrigen Anstrengung leicht geröthet. — Betti warf beim Fortgehen einen seltsamen Blick auf ihn und die Baronin, die ihr viel zu theilnehmend und ganz ungewöhnlich musikeifrig vorkam. Es gibt kein unglücklicheres Verhältniß in einem Hause, als eine Intrigue mit Frau und Zofe zugleich, namentlich wenn die letztere ernstlich verliebt ist — da kommt der glückliche Liebhaber gewiß nicht dazu, mit der Dame fünf Minuten allein zu sein — und, als Betti hinausging, nahm sie sich auch fest vor, ihre Gebieterin auf das schärfste zu kontroliren. Diese bekam mit einmal Lust, vierhändig zu spielen und suchte aus dem Vorrath alter Noten, die auf einer Etagère lagen, eine früher oft exercirte Sonate heraus, rückte sich einen Stuhl neben Theodor und fing an mit ihm zu musiciren. Vierhändig spielen ist von jeher ein Hauptkniff des Liebesteufels gewesen, da berühren sich die Finger, da tritt in der Begeisterung die Dame statt auf das Pedal dem Herrn auf den Fuß, und dieser kommt mit seinen Lippen in die unmittelbarste Nähe der von dem Feuer der parnassischen Göttinnen angestrahlten Wangen. Beim Piano werden Vorbereitungen, die sonst unendlich viel Zeit, Mühe und Vorsicht brauchen, rapid übersprungen, und es muß schon ein sehr eifersüchtiger und ganz unmusikalischer Ehemann sein, der nicht lieber auf und davon geht, als zuhört!

Die Sonate wurde durchgespielt — zum großen Erstaunen sämmtlicher Hausleute, die von dem ungewohnten Klange angezogen, sich auf dem Corridor vor dem Speisesaale versammelt hatten. Als die Execution des alten Duschek vorüber war, wandte die Baronin sich mit einem bezaubernden Lächeln zu Theodor. „Nicht wahr, lieber Nestásny, es wird gehen?“

Der Hofmeister antwortete zaghaft: „Ja, freiherrliche Gnaden, es wird gehen!“ — „Wenn wir nur öfter gespielt haben werden! Aber warum sind Sie denn auch immer so befangen? es kommt mir vor, als gefiele es Ihnen noch immer nicht bei uns!“

Theodor wurde wieder roth — eine dunkle Ahnung sagte ihm, er würde mit edler Kühnheit hier eben so weit kommen, wie bei Betti, aber das Vorurtheil, der angeborne Respect gegen Standespersonen war mächtiger, als der Drang seines guten Genius — er stotterte etwas und küßte mit Aufwand aller moralischen Kraft die compacte Hand seiner Gönnerin. Sie ent-

Digitized by Google

zog ihm ihre rothen Finger nicht, aber er ließ sie nach einer kurzen Weile selbst los und zitterte förmlich vor den Folgen seiner Kühnheit. Diesmal war seine Schüchternheit übrigens ganz an Ort und Stelle gewesen, denn Betti trat in sichtbarer Aufregung herein und fragte mit spitziger Stimme: „Werden sich Euer Gnaden noch nicht anziehen lassen?"

Die Dame erhob sich und ging — Betti war unter einem Vorwande zurückgeblieben und flüsterte Theodor zu: „In einer halben Stunde bin ich bei meinen Eltern, kommen Sie gewiß!"

Theodor blieb nachdenklich im Saale zurück. Es befiel ihm eine große Bangigkeit und er wäre am liebsten von dieser Insel der Calypso auf und davongelaufen. Dann aber hielt es ihm wieder wie mit unsichtbaren Händen und richtete ihm den Kopf so weit in die Höhe, daß er in den gegenüberliegenden Spiegel blicken konnte. Vor der Hand war Betti noch die Alleinherrscherin seines Herzens, aber in seinem Innersten zuckte bereits der Dämon des Ehrgeizes, wie ein Küchlein im Ei — noch erdrückte ihn die Wucht des Gedankens, von einer Baronin geliebt zu werden! aber es hatte ihm die Möglichkeit durchblitzt und Jaromir, der tobend hereinsprang, entriß ihn sehr gefährlichen Träumereien.

Kabale und Liebe.

Im Garten, der freilich entlaubt, kahl und düster aussah, wartete Betti auf ihren Geliebten. Das Gewächshaus war zugedeckt, alle Beete mit Stroh bedeckt, junge Baumstämme umwunden und die Springbrunnen spielten nicht mehr. Sie fror und wurde ungeduldig, Theodor kam noch immer nicht, statt seiner erschien Karl mit einem Vorstehhunde, den er eben ausgeführt hatte. Betti schlug einen entgegengesetzten Weg ein, aber Karl nahm davon keine Notiz und sprang über die kahle Hecke, die ihn von Betti schied. Er lächelte tückisch und ließ seine Jagdpeitsche knallen. „Warum denn so eilig," hub er an, „warum laufen Sie denn so, Betinka! fürchten Sie sich vor mir?" — „Ich möchte wissen warum," antwortete sehr resolut die Kammerjungfer und sah ihn nach Möglichkeit geringschätzig an — „ich fürchte mich vor gar Niemand." — „Freilich, jetzt wo Sie einen Studenten haben, bin ich Ihnen zu schlecht," fuhr der gereizte Jäger heraus, „aber Sie werden schon sehen: ich schieße ihn todt, den Prager Kerl!" — „Das werde ich der Herrschaft sagen!" — „In Gottes Namen, ich gehe so aus dem Dienst — ich bekomme überall einen Dienst und eine Braut, aber Sie sollen an mich denken! Ich sehe Sie noch nicht in der Kirche mit ihm, Jungfer Betti!" — „Jetzt gehen Sie Ihrer Wege!" — „Gleich, gleich — aber

Digitized by Google

ich will doch noch sagen, daß Sie sich nicht zu sehr freuen, der Herr Student kann grade so geschwind wieder nach Prag zurückgeschickt werden, wie er herausgekommen ist!"

Betti wandte sich ab und ging rascher — der Jäger verlängerte seine Schritte ebenfalls und fuhr fort über Theodor zu schimpfen und zu lästern bis an die Thüre des Brauhauses, die ihm Betti vor der Nase zuwarf. Ganz erhitzt vor Eile und Aerger kam sie bei ihren Eltern an, die sie gestern nur auf einen Sprung besuchen konnte — Karl war mittlerweile umgekehrt und ging in's Schloß zurück. Da begegnete ihm Theodor. Der Jäger zog seine Mütze und hielt den Hofmeister an. „Der Herr Baron hat mir befohlen, Herr Nestásny, daß ich auf heute Nachmittag Alles in Ordnung bringen soll, wir werden nach Postupitz auf die Jagd gehen! Wollen Sie ein leichtes Gewehr?" — „Ja, ein leichtes wäre mir lieber!" — „Möchten Sie sich nicht eines aussuchen, daß ich es Ihnen vorbereiten kann?" — „Das wird wohl Alles eins sein." — „Ich bitte sehr, das ist nicht Alles eins — es könnte ein Unglück geschehen." —

Obwohl Theodor nicht recht einsah, wie so ein Unglück deshalb passiren könnte, weil er sich sein Gewehr nicht selbst ausgesucht, kehrte er doch, wenn auch verdrießlich, mit dem Jäger um, über dessen Gesicht sich ein häßliches boshaftes Lächeln zog. Wie sie neben einander hergingen, sagte er mit scheinbar gleichgültigem Tone; „ich bin aber unserer Jungfer begegnet, sie ist in's Brauhaus gegangen!"

Theodor wandte sich ab, dem Jäger die fliegende Röthe zu verbergen, die seine Wangen färbte. Er hustete verlegen und zwang sich zu einem gleichgültigen: „So?" — „Die möcht' gern heirathen," fuhr Karl fort, „aber es will nicht recht zusammen gehn. Ich hätte sie genommen, aber es ist nichts mit ihr." — „Ist es weit nach Postupitz?" fragte Theodor. — „Eine kleine Stunde — ich habe mit ihr über ein Jahr Bekanntschaft gehabt, aber — na, ich will nichts sagen — wenn Sie Ihnen gefällt, sie ist gut, sehr gut, sie schlägt einem nicht so leicht etwas ab!" — „Wozu sagen Sie mir denn das?" antwortete ihm Theodor aufs tiefste empört, und drehte sich rasch gegen den Jäger, der von der Heftigkeit dieser Anrede betroffen, einen Schritt zurückwich, aber bald gefaßt mit einem höhnischen Lächeln antwortete: „Wenn ich gewußt hätte, Herr Nestásny, daß Sie —" — „Wenn die Betti erfährt, daß Sie ihr nachreden, so kann sie es der Herrschaft klagen, und dann weiß ich nicht, ob die Frau Baronin damit zufrieden sein wird!" — „Das sage ich ihr in's Gesicht," sagte keck den Kopf emporwerfend der Jäger, „sie hat mich hundertmal geküßt, die Leute alle

haben es gesehen, der Wenzel, die Anne, es ist kein Hund im Schlosse, der [illegible] nicht weiß!"

Karl öffnete bei diesen Worten die Thüre, die aus dem Garten ins Schloß führte und stieg die Treppe zur Gewehrkammer des Barons hinauf, die wirklich reich und mit vortrefflichen Waffen ausgestattet war. Theodor wählte die erste Doppelflinte, die ihm der Jäger darbot und bemerkte in seiner Gemüthsbewegung nicht, daß dieser mit einem boshaften Lächeln fragte: „diese hier? ich will sie gleich ausputzen und laden!" — In heftiger Stimmung kehrte er auf seine Stube zurück — die Worte des Jägers waren ihm zentnerschwer aufs Herz gefallen.

Die arme Betti hatte mittlerweile ihren Eltern von dem eben überstandenen Aerger erzählt, ihr neues Verhältniß zu Theodor verschämt mitgetheilt und war namentlich von der Mutter höchlich belobt worden, daß sie die Liebschaft mit dem Jäger aufgegeben habe. Aber so oft sie auch hinter den Fuchsien und dem Blutblatt, das in grünen Töpfen in den Doppelfenstern prangte, nach dem Schloßgarten hinsah — war es immer umsonst. Theodor kam nicht und nach einer langen Stunde schickte sie sich unmuthig zur Rückkehr an. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, warum Theodor nicht gekommen sei und ging sogleich unter irgend einem Vorwande nach der Stube der jungen Herren. Theodor war wieder ausgegangen und lief zwischen den hohen kreischenden Pappeln umher, welche den Teich neben dem Schlosse einfaßten und zu beiden Seiten des Fahrweges standen. Er besann sich, daß ihm Betti auf der Reise mehrfache Andeutungen gemacht, daß sie so verlegen und befangen gewesen sei, als sie mit dem Jäger im Wirthshause zusammengetroffen — das Schicksal zog durch alle seine rosig gaukelnden Träume einen häßlichen schwarzen Strich.

Als er seine Wanderung um den Teich beendigt hatte, nöthigte ihn der rauhe pfeifende Wind, der sich erhob und alle Wipfel rauschend hin und herschwenkte, zur Rückkehr. Als er in seine Stube trat, fand er Betti nachdenklich an seinem Schreibtische sitzend. Bei seinem Eintritte erhob sie sich und eilte auf ihn zu — er blieb unschlüssig mit finsterer Stirn in der Thüre stehen. Aber das kluge Mädchen hatte den wahren Zusammenhang nach kurzem Nachdenken errathen und ohne sich an die gerunzelte Stirn zu kehren, nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn neben sich auf den Divan. Theodor hatte sich unter den rauschenden Pappeln eine Anrede ausstudirt, die von vernichtender Wirkung hätte sein müssen, wenn ihn Betti dazu kommen ließ, sie zu halten.

„Ich weiß schon, der Karl hat mich bei Ihnen verklatscht," fing sie an,

Digitized by Google

„ich bitte Sie, sagen Sie, was er mir Alles nachgeredet hat, ich möchte da mit zur Herrschaft gehen!“ — „Und Sie haben ihn geliebt,“ sagte Theodor mit vorwurfsvollem Ernst, „vielleicht ist er für alle seine Liebe und Treue ein Opfer Ihrer Unbeständigkeit geworden? Nein Betti, mit einem Herzen darf man nicht spielen!“

Der pathetische Ton verfehlte seine Wirkung, Betti war zu sehr an natürliche, wenn auch minder erhabene Ausbrüche männlicher Eifersucht gewöhnt, als daß sie viel Furcht vor dieser Weise gehabt hätte. Sie wiederholte daher mit Heftigkeit „Was hat der Karl von mir gesagt?“ — „Daß er Sie geliebt hat, daß Sie ihn auch geliebt haben, Betti!“

Nun war Betti doch roth geworden. „Ja wir haben Bekanntschaft zusammen gehabt, aber sonst nichts. Wenn er mehr gesagt hat, so ist er ein schlechter Kerl, den unser Herrgott strafen wird! Ich bitte Sie, er ist der Sohn vom Roketnitzer Oberförster und soll hier eine Anstellung bekommen, ich war vor zwei Jahren noch ein ganz dummes Mädel“ — ein Thränenstrom schoß aus ihren Augen, die ganze drückende Schwere der Schaam, sich mit einem Büchsenspanner eingelassen zu haben, fiel ihr auf das Herz.

„Die Frau Baronin hat schon Recht gehabt,“ schluchzte sie, „wenn sie mit mir gezankt hat, daß ich mich mit dem Karl eingelassen habe; sie hat immer gesagt, das schickt sich nicht und ich hätte ihr gleich folgen sollen! Ich bitte Sie, sagen Sie mir, was hat der Karl über mich gesprochen?“

Theodor war unter den Thränen, die seinetwillen flossen, bereits weich wie Wachs geworden, aber er nahm sich zusammen und sagte finster „Sie haben ihn sehr oft geküßt, vor allen Leuten geküßt — hören Sie Betti, wenn das so —“

„Der Lügner,“ schluchzte Betti, „der abscheuliche ruchlose Lügner, er thut als ob ich wer weiß was mit ihm vorgehabt hätte, und es ist Alles nicht wahr! Er hat mich geküßt, wenn ich mir's nicht versehen habe, aber vor den Leuten gewiß nicht, da hätte ich ihm eine Ohrfeige gegeben!“

Mit dieser Drohung sind die böhmischen Mädchen, die schönen Enkelinnen der Amazonen, gleich bei der Hand und es sind schon so häufige Beispiele vorgekommen, daß sie wirklich zuschlugen und in homerischen Zweikämpfen ihr Recht behaupteten, daß es nie gerathen ist, sie beim Wort zu nehmen.

Es ist wahr, Betti's Rechtfertigung war etwas mangelhaft, aber auf den gutherzigen Theodor hatte sie eine hinreichende Wirkung ausgeübt. Als daher Betti überwältigt von Wehmuth an seine Brust sank, machte er nur noch einen schwachen Versuch, sie abzuwehren. Aber auch dieser erschien der

Digitized by Google

[illegible]kelin Wlastà's als eine Grausamkeit — sie trocknete daher die Thränen, setzte sich auf und blickte Theodor fest an.

„Damals habe ich Sie noch gar nicht gekannt," sagte sie, ihre schluchzende weiche Stimme bis zum Tenor kräftigend, und wenn ich Jemand versprochen habe, ihm treu zu sein, so bleibe ich es auch für mein ganzes Leben. Aber Sie, Sie haben schon heute" — die Stimme ward wieder weich und die Thränen strömten unaufhaltsam. — „Was denn? was denn?" fragte Theodor etwas erschrocken. — „O ich hab's recht gut gesehen, wie Sie mit der Frau Baronin heute — ach das ist auch nicht schön von Ihnen — wenn sie auch eine Baronin ist, und ich nur ein armes Mädchen."

Theodor bekam einen so sichtbaren Schreck, daß Betti aufhörte zu weinen und ihre vorige entschiedene Haltung wieder annahm.

„Ich weiß schon, daß Sie der Baronin gefallen — ich habe es schon in Prag und auf der Reise gesehen, aber ich lasse mir meinen Geliebten nicht nehmen, nicht war mein Gold? Du hast mich lieb — die Baronin ist doch schon ein altes Weib."

Sie küßte Theodor und schlug die Arme um ihn — und der von all' den wechselnden Empfindungen, in die Betti mit aller Hast ihn hineingezogen, förmlich übergossene Liebhaber war froh, wieder etwas so Bestimmtes zu fühlen, wie ein Kuß von dem frischen blühenden Munde Betti's. Aber in dem Augenblicke, wo er sie an seine Brust zog, wurde die Thüre aufgerissen und die Baronin trat mit einem junonischen Blicke in das Zimmer. Obwohl das Paar beim ersten Geräusch weit auseinanderfuhr, so war die Situation doch eine so kritische, daß alle drei betroffen still schwiegen.

Die Baronin faßte sich zuerst, lachte höhnisch und ging hinaus, die Thüre mit einiger Vehemenz hinter sich zuwerfend. Theodor war vernichtet — Betti fand, wie die Gebieterin draußen war, ihre Fassung wieder und sagte „Was ist denn d'ran!"

Es wurde zu Tisch geläutet — Betti ging mit dem Troste, daß es ja am Ende gleichgültig sei ob es die Baronin wisse oder nicht, — Theodor aber wankte in den Speisesaal wie ein Missethäter, sogar sein akademischer Hunger war ihm vergangen und er verbrannte sich den Mund an der Suppe, biß sich in die Zunge und zuletzt blieb ihm ein Hühnerknochen dergestalt im Halse stecken, daß er aufspringen und hinausgehen mußte. Der Baron aß unbekümmert weiter, die Baronin aber machte eine bissige Bemerkung um die andere als Theodor mit einer Leichenbittermiene wiederkam und in seiner Herzensnoth ein Glas um das andere austrank.

Digitized by Google

Das concilium abeundi.

Die Jagd hatte bis in den späten Abend gedauert. — Die Baronin, statt, wie sie sich früh vorgenommen hatte, den Herren entgegenzufahren, war zu Hause geblieben und hatte Betti, wie man sagt, in's Gebet genommen. Betti hatte ihr ohne weiteres ihre zärtliche Neigung für den Hofmeister eingestanden und war außer einigen lebhaften Vorwürfen, daß es sehr unschicklich sei, zu einem jungen Manne auf das Zimmer zu gehen und ihn dort zu küssen, mit der Versicherung entlassen worden, daß, wenn noch einmal eine derlei Scene vorfiele, die Baronin sie nach Hause schicken und ihren Eltern Alles mittheilen werde.

Der Baron war im übelsten Humor von der Jagd zurückgekommen, und Niemand im ganzen Hause zeigte ein frohes Gesicht, als Karl, der mit einem satanischen Lächeln die Gewehre an Ort und Stelle brachte und sich dann händereibend in die Küche begab, wo ihn sein Abendbrot erwartete.

Es mußte etwas ganz Unerhörtes vorgefallen sein, denn der Baron sprach beim Souper kein Wort, die Baronin schützte Kopfweh vor und verließ schon um neun Uhr die Tafel, so daß nur der Baron, der Pfarrer und Theodor zurückblieben, der wo möglich noch zerknirschter aussah, als zu Mittag, und dessen Nase offenbar geschwollen war. Der Pfarrer führte allein das Wort, aber als Jaromirchen zu gähnen anfing und der Baron keine frische Pfeife verlangte, stand auch er vom Tische auf und Alles ging zur Ruhe. —

Als der Freiherr in Pantoffeln und Schlafrock, das Licht in der Hand, in das Zimmer seiner Frau trat, fand er diese noch wach und wurde sogleich mit der Frage empfangen, „was denn eigentlich vorgefallen sei?" — „Der Hofmeister ist ein Esel!" war die zornige Antwort, „denk' Dir, schießt mir der dumme Kerl meinen Sultan todt!" — „Den Sultan? ach das arme Thier —". „Einen Butterschnitt soll man ihm geben und kein Gewehr — nein, mit dem ist nichts, einem Menschen, der nicht einmal einen Hund von einem Hasen unterscheiden kann, sollen wir unsern Buben anvertrauen? Ich hab's dem Menschen gleich angesehen, daß er ein Esel ist! Ich weiß gar nicht, was ich anfangen soll, ich bekomme für alles Geld keinen Hund, wie der Sultan war!" — „Nun, ich bin auch hinter etwas gekommen, der Mensch würde uns schöne Geschichten im Hause machen — denke Dir, er hat eine Liebschaft mit der Betti. Ich komme heute zufällig in das Zimmer und finde sie bei ihm." — „Ach, dummes Zeug, wenn ich nur meinen Hund wieder hätte, so kann er noch die Alte mit dazu nehmen! Der Karl sagt ihm noch,

Digitized by Google

geben Sie Acht, daß ſie kein Unglück haben! Aber der dumme Menſch bekommt erſtens einen Schlag in's Geſicht, wie er abſchießt, daß wir Alle meinten, er hätte den Tod davon — und wie er den zweiten Schuß macht, ſo trifft er den Sultan. Ich dachte der Teufel holte mich, wie das arme Thier gewinſelt und geheult hat!" — „Nun, ich war auch außer mir, wie ich die zwei beiſammen finde." — „Nein, den ſchicken wir wieder fort — ſchade um das Geld, aber ich habe mir's gleich gedacht, wie Du hineinfuhrſt, daß Du mir einen ſolchen Schafskopf herausbringen werdeſt —". „Jetzt bin ich am Ende noch Schuld?" antwortete heftig die Baronin, „weißt Du was, fahre Du ſelbſt um einen Andern hinein —". „Und der Advokat empfiehlt ſo einen Menſchen —". „Nun, wer hätte ihm das auch angeſehen, man möchte glauben, der Menſch kann nicht drei zählen!" — „Der arme Hund — Gut' Nacht!"

Der Freiherr löſchte das Licht aus und ſchnarchte, trotz ſeines Aergers, ſchon in der nächſten Minute — die Baronin brauchte längere Zeit, um über die Treuloſigkeit Theodors zur Ruhe zu kommen. Der arme Student, deſſen Schickſal ſo eben in der ehelichen Conferenz entſchieden wurde, ſtand indeß vor dem Spiegel und legte kalte Umſchläge auf ſeine Naſe, die wirklich übel zugerichtet war. Karl, der boshafte Urheber dieſes Schlages, half ihm unter ironiſchem Mitleidsbezeugungen. Der argloſe Theodor ahnte gar nicht, daß ſein Gewehr abſichtlich überladen worden und deshalb ſo gewaltſam zurückgeprallt war, ſondern goß immerfort friſchen Branntwein auf die feuchten Lappen. Endlich empfahl ſich der Jäger und Theodor legte unverdroſſen bis ſpät nach Mitternacht die Bäuſchchen auf.

Es gibt kaum eine jammervollere Situation als die ſeine; mit gegeſchundener Naſe und ſorgenſchwerem Herzen ſtand er fünf lange Stunden vor dem Spiegel und wünſchte ſich wehmüthig in ſeine Dachſtube nach Prag zurück, wo er zwar öfter hungrig als ſatt zu Bette gegangen war, aber nie eine ähnliche Beklemmung empfunden hatte. Noch Vormittags zogen ſtolze Träume durch ſeine nun ſo gedemüthigte Seele, und eine finſtere Ahnung ſagte ihm, daß ſein Leiden noch nicht zu Ende ſei. Als er am Morgen erwachte, legte ihm Karl einen Brief auf den Tiſch — er erbrach das Siegel mit dem freiherrlichen Wappen und las, daß der Baron ihm den Poſten kündige.

Die Leiden der drei Monate, die er noch im Hauſe zu bleiben hatte, waren namenlos. Im Schloſſe waren ſeine unglücklichen Abentheuer kein Geheimniß. Alle, ſogar Wenzel, der die Winterkälte zu ſeinem Vortheile ausbeutete und Hoffnung hatte, den Gärtner aus Anna's Herzen zu ver-

Digitized by Google

drängen und im Glücke übermüthig wurde, machten sich lustig über ihn. Die Geschichte von dem erschossenen Sultan drang sogar bis in die Nachbarschaft, und sein einziger Trost, Betti's Liebe, wurde ihm durch die große Strenge verkümmert, mit der die Baronin, die plötzlich wieder alle Lust an Musik und französischer Conversation verloren, die Arme überwachte. Kaum daß sie ihm einen Blick der Ermuthigung zuwerfen und ihm einige Worte zuflüstern konnte. Der Schnee der ellenhoch lag, machte jedes Rendezvous in Freien, die Kälte jedes tête a tête in den unbewohnten Räumen des Schlosses unmöglich, und wenn die Baronin abgehalten war, so versah Karl das Amt eines Spions mit äußerster Sorgfalt und Pünktlichkeit. Jaromirchen hatte es ebenfalls bald weg, daß sein Gouverneur bei Vater und Mutter nicht in besonderer Gunst stehe und machte ihm das Leben alle Tage saurer.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung — der Kasten fuhr mit der Steuer in die Kreisstadt, und der Hofmeister mit, um von dort auf dem Stellwagen bescheiden in das königliche Prag zurückzukehren, das er stolz in der freiherrlichen Equipage verlassen hatte. Ach, wie war ihm so wohl, als er wieder die altbekannten Straßen dahinlief, und Tags darauf saß er wieder in einer Dachstube und dankte Gott für seine Freiheit, wenn ihn auch sein begehrlicher Magen noch manchmal an die verlassenen Fleischtöpfe Egyptens erinnerte. Betti schrieb ihn schon in der ersten Woche — aber sie begnügte sich nicht mit geistigem Troste allein. Theodor wurde fast wöchentlich mit einer Victualiensendung bedacht, der jedesmal auch eine große Anzahl jener Butterbrezeln beigefügt war, die ihm auf dem Schlosse so sehr geschmeckt hatten. Zu Johanni vor Nepomuk kam die alte Bräuerin mit Betti nach Prag und vor einem Korbe voll Kuchen wurde der Schwur der Liebe und Treue wie vor einem Altar erneuert, wobei die Mutter Thränen der Freude weinte. Theodor hat nun das Glück eine Braut zu haben, deren Treue um so unerschütterlicher bleibt, je älter sie wird — wenn er nach funfzehnjähriger Ausdauer die Stelle eines Magistratsrathes in einer kleinen Landstadt erlangt, so wird er sogleich Anstalten zur Hochzeit machen und mit seiner mittlerweile der Baronin sehr ähnlich gewordenen Gattin einen feierlichen Einzug durch die Reihen der Schuljugend halten. Bis dahin bleiben ihm alle Freuden eines solchen erwartungsvollen Brautstandes als Gewinn und Erinnerung aus der Zeit, in welcher er die Ehre hatte, hochfreiherrlicher Hofmeister zu sein. Gott stärke ihn — und wir wollen wünschen, daß bei der Emancipation der Juden und der Frohnbauern auch die der Hofmeister nicht vergessen werde!

Digitized by Google

Einige Verwaltungsfragen der böhmischen Stände.

Prag, Mitte April.

Es darf wohl nicht verkannt werden, daß die böhmischen Stände in jüngster Zeit manchen Beschluß gefaßt, der zeugt als ob es ihnen Ernst sein wollte, für das Wohl des Volkes etwas zu thun. Mehrere Mitglieder erscheinen in der Mitte dieser Versammlungen mit wahrhaft staatsbürgerlichen Absichten, leider kämpfen sie vergeblich gegen die Hyder des Eigennutzes und die alles Leben verkümmernde Gleichgültigkeit, die bereits die Verwirklichung so mancher guten Intention vereitelten. Einen schlagenden Beweis hiervon liefert der Landtagsschluß vom 5. und 6. October v. J., der bereits in diesen Blättern gebührende und hier mit Beifall und Uebereinstimmung aufgenommene Würdigung gefunden hat. Die Thatsache muß anerkannt werden, daß im Schooße der ständischen Versammlungen der Keim zu mehreren Anstalten gelegt wurde, die gegenwärtig ununterbrochen ihre Wohlthaten über das Land ausströmen, aber auch war es wieder übelverstandene Sparsamkeit oder vielmehr Laune, die das Fortkommen und Gedeihen derselben verkümmerte. So war es der Fall mit der Sparkasse, die aus diesem Bereich der ständischen Verwaltung entfernt wurde, lediglich aus der Caprice, damit nicht ein fremdes Kassageschäft im ständischen Amtshause bestehe; wiewohl dies ohne positiven Nachtheil für die ständischen Interessen geschehen konnte. Die Ursachen liegen wohl nahe, welche man in dieser Beziehung geltend gemacht, allein es waren ganz andere Motive, die der Ausweisung der Sparkasse aus dem Landhause zu Grunde lagen. Hauptanlaß war die willkürliche und unbillige Vertheilung der Remunerationen unter den bezüglichen Beamten, wodurch Uneinigkeiten, Denuntiationen und Beschwerden laut wurden, die zu den Ohren der Stände kamen und die hierüber diskutirt den diesfälligen Beschluß faßten. Die Behauptung, daß durch die Sparkassageschäfte der ständische Dienst beeinträchtigt würde, mag allerdings die Wahrheit für sich haben, warum gilt aber diese Wahrheit nicht auch für die vier noch immer in Geschäften der Sparkasse mit nicht unbedeutendem Zeitaufwande verwendeten Individuen? Die Anstalt der Sparkasse hat zwar nicht aufgehört ihre Thätigkeit und folgenreiche Wirksamkeit fortzusetzen, aber daß ihr Credit großartiger, umfassender war, ist unleugbar, weil allgemein dafür gegolten, daß sie unter der Garantie der Stände stehe. Jedenfalls war es ein Fehler von Seiten der Letztern, daß sie diese Anstalt nicht in den Ressort ihrer Verwaltung aufgenommen haben, denn wie solche einerseits dem Publikum Gelegenheit bietet zu sparen und zu sammeln und das Ersparte zu vermehren, so würde sie andererseits der befruchtende Canal geworden sein, durch welchen die eingesammelten Summen im Lande verbreitet werden, wenn nämlich das Elociren ihrer Capitalien auf die Besitzthümer der Bürger und Bauern ausgedehnt werden möchte, und nicht wie dies bisher blos ein Vorrecht der Besitzer von landtäflichen Gütern und prager Häusern war, durch welches Verfahren die wohlthätigen Wir-

Digitized by Google

kungen größtentheils neutralisirt werden. Unter den Auspizien der Stände wäre der Credit der Anstalt unerschütterlich gewesen, was jetzt, wenn die Sache subtil erwogen wird, nicht so ganz der Fall sein dürfte, zumal wenn berücksichtigt wird, daß für die Sicherheit der großen, hier zusammenfließenden Geldsummen gar Niemand einsteht. Durch das Verschmelzen der Sparkasse mit der zu errichtenden Hypothekenbank hätte sich aber das für beide Institute erfreuliche und nutzbringende Verhältniß gebildet, daß die baaren Geldüberschüsse des einen, für die Zwecke des andern vortheilhaft verwendet werden könnten, welcher Umstand dem Letztern um so mehr zu statten gekommen wäre, als ohnehin die Frage wegen Beischaffung der nöthigen Fonds für dasselbe die Hauptschwierigkeit bildet. Arm in Arm würden diese zwei Anstalten den Credit heben, dem das Mark des Bauers und Gewerbsmanns aussaugenden Wuchers steuern, die Circulation des Geldes fördern und so das Ziel erreichen, welches ihrer Errichtung zum Grunde gelegen. Nicht so gestalten sich derzeit die Verhältnisse, denn gerade die Sparkasse ist es, die zum größten Theil die Baarschaften absorbirt und solche in ihren eisernen Truhen versperrt hält, wodurch sie dem Verkehr entzogen werden. Zerstörend wirkt dieser Uebelstand vorzüglich auf den Land- und kleinen Gewerbsmann, indem der erstere, im Falle des Geldbedarfs, solches nur gegen hohe, sein Eigenthum verzehrende Zinsen erhält, der andere aber unter den obwaltenden Umständen weit bedauerlicher ist, wo alle Ersparnisse der Sparkasse zufließen, gar keine Darlehen, die ihm sonst immer bei Freunden zu Gebote ständen, erreichen kann; und so muß er verarmen, und zum Beschluß der allgemeinen Wohlthätigkeit anheimfallen. Um die durch die Sparkasse theilweise erzeugte Stagnation im Geldkurse zu vermitteln, wurde zwar von der Direction der Letzteren in Folge eines sachkundigen und prägnanten Artikels in der Prager Zeitung ein Wechsel-Escompte-Geschäft eingerichtet, in wiefern aber dies dem Zwecke entsprechen wird, muß die Zeit lehren. Dem Anscheine nach dürfte dieses Mittel dem Handelsstande wohl förderlich sein, allein außer dieser Sphäre werden die Verhältnisse ziemlich unverändert bleiben.

Weit bedauerlicher ist, daß die Stände nicht die Brandschädenversicherungsanstalt unter ihre Obhut gestellt und solche zu einem Geschäftszweig ihrer Verwaltung erklärt haben, umsomehr als ihre Interessen und selbst die des Staats mit derselben in unmittelbarer Berührung stehen. Immer sind es Steuerpflichtige, die vom Brandunglück Betroffenen, und so werden sie unfähig, sowohl die Steuer- als auch die obrigkeitlichen Giebigkeiten zu leisten. Unverkennbar sind die wohlthätigen Wirkungen und die ersprießlichen Folgen, welche dieses Institut über das Land verbreitet hat; denn in welcher Richtung immer der Reisende Böhmen durcheilt, überall werden ihm nicht nur neugebaute Häuser und Gassen, sondern ganze Dörfer und Städte vor die Augen treten, die im wahren Sinne des Wortes als Phönixe aus ihrer Asche hervorgestiegen sind und die vorzüglich, was ihre stattliche Bauart anbelangt, nur dem gedachten Institute ihr Dasein verdanken, denn Viele hätten es Jahre lang entbehren müssen, unter eigenem Dach und Fach zu leben, noch mehrere aber würden dieses Glück nie erreicht haben. Nichtsdestoweniger darf nicht verschwiegen werden, daß die Leistungen dieser Anstalt noch an Bedeutung gewinnen, und dieselben universel werden können, wenn der Beitritt nicht von freiem Willen abhängig, sondern, daß jeder Hausbesitzer gebunden wäre, Mitglied dieses ihn gegen das gräßliche Brandunglück schützenden Vereins zu sein. Die Beitragsgebühr würde unter solchen Umständen zu einer unmerklichen Auslage werden, so wie dies in Sachsen und Baiern der Fall; während sie gegenwärtig besonders in Jahren, wo sich die Brände häufen, für die im Verhältniß zu den eventuellen Brandschäden geringer Anzahl von Mitgliedern als eine empfindliche Beisteuer erscheint. Man

Digitized by Google

hat in früheren Jahren, wo vorzüglich in einigen Kreisen der Provinz, die durch Bosheit entstandenen Feuersbrünste bedeutende Verheerungen angerichtet haben, um die Ausfälle der Fonds zu decken, das ungeschickte Mittel in Anwendung gebracht, daß man die Theilnehmer mehr als das Doppelte der ohnehin nicht unbedeutenden Versicherungsgebühr bezahlen ließ, was zur nothwendigen Folge hatte, daß Tausende die Anstalt verließen und zum Theil ihr Heil anderwärts suchten, oder mit ihren Baulichkeiten außer dem Bereiche einer Versicherung blieben. Da der Bauer gleich ursprünglich Mißtrauen hegte und der festen Meinung war, daß aus diesen freiwilligen Leistungen mit der Zeit eine bleibende Steuer entstehen könnte, so erschreckte ihn die stattgefundene unverhältnißmäßige Erhöhung der Versicherungs-Policen umsomehr, er riß daher aus, und war nicht wenig froh, einer Gesellschaft los geworden zu sein, die ihm schon von vornherein nicht behagte. Natürlich unklug gedacht, aber der schlichte Bauernverstand konnte seinen Vortheil nicht begreifen. Deshalb und durch die nothwendig gewordene Vergütung bedeutender Brandschäden schwanden die Geldmittel der Anstalt so sehr, daß zu einer Anleihe Zuflucht genommen werden mußte; aber in neuerer Zeit haben sich diese Fonds bedeutend gesteigert, und dieselbe gebietet dermalen über ziemlich ansehnliche Capitalien, was sie dem Umstande verdankt, daß in dem letzten Lustrum verhältnißmäßig wenig Brandschäden vorgefallen sind. Die Geschäfte der Anstalt werden durch eine Generaldirection mit Beiordnung einer Verwaltungskanzlei geleitet, an deren Spitze einer der ehrenwerthesten böhmischen Cavaliere steht, der aber leider durch andere wichtige Geschäfte dergestalt in Anspruch genommen wird, daß er der Anstalt diejenige Aufmerksamkeit nicht widmen kann, deren sie mit Recht bedarf. Unter diesen Umständen liegt das Wohl und Wehe dieses Instituts in den Händen eines Individuums, das in seinem Wirkungskreise größtentheils willkürlich und nach eigenem Ermessen zu schalten gewohnt ist, ob zwar seine Handlungen den geschickten Anstrich erhalten, als ob sie der Ausfluß der Statuten wären. Jahrelang weiß sich Niemand einer Generalversammlung zu erinnern, in welcher über die wichtigern Angelegenheiten der Anstalt berathen worden wäre, so wie es das organische Statut vorschreibt. Die Amtsanlässe werden hier prima vista auf dem sogenannten Wege der Rolla (?) verhandelt, aber die Mysterien sind nicht so undurchdringlich, daß nicht bekannt werden sollte, wie beschlossene Gegenstände aus Gründen, die unerörtert bleiben mögen, nicht nur Monate lang verzögert, sondern auch gar nicht erledigt werden. Als Beweis spricht folgender gewiß nicht unwichtige Fall: Den karg bezahlten Beamten der Anstalt wurde auf Grundlage eines, von dem bewußten erleuchteten und humanen Directions-Mitgliede B. H. gestellten wohl motivirten Antrags eine Gehaltsvermehrung fast einstimmig bewilliget. Nur eine Stimme war gegen diese rechtliche und billige Verfügung, und diese, staune o Leser, gehörte einen der Dignitarien unserer Geistlichkeit an! Die bei ihrer luxuriösen Lebensweise und bei ihrem Ueberflusse an allen denkbaren irdischen Gütern, die sich vorzüglich in den Wein- und Bier-Kellern, dann Speise- und Vorrathskammern aufgespeichert finden, behaupten wollte, daß eine Beamten-Familie mit 300 Fl. in der Hauptstadt hinreichend auskommen könne. Eine Absurdität, der es nicht verlohnt, einige Worte hierüber zu verlieren. Trotz des Beschlusses aber, der sogleich Wirksamkeit erhalten sollte, wurde er durch das menschenfreundliche Zuthun der vorwärts gedachten Persönlichkeit im Zwinger ihres Aktentisches mehr denn ein Jahr verschlossen gehalten, während die dürftigen Beamten mit ihren Familien bei der zu jener Zeit täglich zunehmenden Theuerung schmachteten, bis ihr endlich die gnädige Laune beikam, solchen ins Leben treten zu lassen. Sollte dem Manne der Spruch unbekannt sein, daß schnelle Hülfe, doppelte Hülfe ist? —

Eben so einseitig und eigenmächtig wird mit manchen Geldangelegenheiten umge-

Digitized by Google

gangen, namentlich in Betracht der Capitalisirung der überschüssigen Kassabaarschaften, da es vorgekommen, daß in den Händen eines bestellten Agenten bedeutende Baarschaften gesehen wurden, die zum Ankauf von Staatspapieren bestimmt waren, und die, nachdem sie einer einzelnen Person ohne Controle und Dafürhaftung anvertraut waren, vom Gesichtspunkte der diesfalls bestehenden Normen immer als gefährdet betrachtet werden möchten.

Dies wäre aber um so mehr der Fall, wenn die eingekauften Papiere (so wie solches wirklich verlautet hat), nicht in der möglichst kürzesten Frist, da wo sie hingehören deponirt worden wären, denn es könnte unter diesen Verhältnissen immer angenommen werden, daß mit den Geldern negocirt werde, was um so verlockender erscheint, als mit diesen Summen nicht unbedeutende Gewinne erzielt werden könnten. Freilich geht dies auf Risiko des Oberkurators, Stellvertreters und der Directoren, welche vermöge ihres Amts jeden aus dieser unzulässigen und mangelhaften Manipulation entspringenden Verlust decken müßten, aber das Vertrauen zur Anstalt wird dadurch geschwächt und muß ihr jedenfalls zum Nachtheil gereichen.

Es ist anzunehmen, daß diese Unzukömmlichkeiten vermieden worden wären, wenn die Stände dieser wohlthätigen Anstalt ihr Protectorat hätten angedeihen lassen, denn sie wäre damit gewissermaßen aus dem Privat- in das öffentliche Leben getreten, ihre Verwaltung hätte unter einer steten gehörigen Aufsicht gestanden; und es ist dafür zu halten, daß die Stände, sobald sie sich mit dem Wohle dieser Verwaltungsbranche beschäftiget hätten, in ihren Berathungen, denen viele aufgeklärte Männer beiwohnen — die Idee verwirklicht hätten, daß alle Baulichkeiten des Landes ohne Unterschied unter die Beschirmung der Brandschadenversicherungsanstalt gestellt worden wären, wodurch das Heil der Gesammtheit, mithin auch jenen Hausbesitzern zu Theil geworden wäre, die aus Mißverständniß ihres eigenen Interesses der Anstalt bisher fremd geblieben sind*).

Immer bleibt es aber unerklärlich, daß die Regierung, die sich doch die oberste Controle aller öffentlichen wie immer benannten Institute vorbehalten hat, gar keine Notiz von der in Rede stehenden Anstalt nimmt, die unbezweifelt unter den wohlthätigen Anstalten des Landes in vorderster Reihe steht.

Seiner Zeit ist in den Grenzboten erwähnt worden, daß die Stände ihren Beamten in gerechter Berücksichtigung der drückenden Zeitverhältnisse und der mit dieser im nachtheiligen Widerspruche stehenden Gehalte, Zuschüsse aus dem Domesticalfonde be-

*) Es wurde zwar von Seite eines Landstandes ein Memoire eingereicht, in welchem die Absicht ausgedrückt war, daß die Anstalt dem Bereiche der ständischen Administration einverleibt werden möchte, allein als dasselbe zur amtlichen Begutachtung an die Geschäftskanzlei der gedachten Anstalt gelangte, nämlich um die Art und Weise kennen zu lernen, wie solches am zweckmäßigsten zu bewerkstelligen sei, da wurde die Angelegenheit von einem dadurch empfindlich Getroffenen aus persönlichen Interessen changirt und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Der Patriot hat eingesehen, daß er bei Umgestaltung des Instituts in ein ständisches Departement entbehrlich geworden wäre, und 1800 fl. nebst Anhängseln für die pr. Tag halbstündige Anwesenheit im Bureau verliert man nicht gern. Und so mußte eine gute Absicht Privatrücksichten weichen, wie es häufig im Leben vorkommt. Dieser Ritter ohne Eigennutz und Tadel, wußte es durch eine geschickte Tactik zu Stande zu bringen, daß seine Besoldung von Zeit zu Zeit erhöht wurde, und seine Tendenz geht dahin, solche bis 2000 fl. zu steigern, und da er weiß, daß diese Stufe nach dem allgemeinen Besoldungssysteme nicht übersteigen, er aber nachher nicht gefährdet werden kann, so erscheint ihm dermal das Wohl der Anstalt, die ihm eine ergiebige Melkkuh war, gleichgültig. Aus seinem Streben leuchtet ziemlich deutlich hervor, daß er der Entwicklung dieses folgenreichen Instituts nicht fördernd, sondern vielmehr hinderlich entgegentritt, um damit seine Arbeiten vermindert werden und er seine Zeit mehr der Advocatur widmen könne, die ihm eine größere Ausbeute in Aussicht stellt.

Digitized by Google

willigt haben. Leider fand die Sache bei Hof keine gute Aufnahme. Man sah es scheel an, daß die ständischen Beamten systemisirte Theuerungsbeiträge erhielten, während den Staatsbeamten blos Unterstützungsbeträge gereicht wurden. Die Auszahlung dieser Zuschüsse wurde von Wien aus scharf gerügt, indeß behielt sie für das Jahr 1846 ihren ungestörten Fortgang. Nunmehr aber hört man Zweifel äußern ob die Stände für 1847 diese Zuschüsse bewilligen würden; allein bei Cavalieren, deren Reichthum europäischen Ruf hat, unterliegt es keinem Zweifel, daß sie dieselben für das Jahr 1847 um so zuversichtlicher anweisen werden als es für sie zur Ehrensache wurde und sie zuverlässig die Consequenz beibehalten werden, da sie in ihrem vorigen Landtagsbeschluß ausdrücklich bestimmten, diese Beiträge auf die ganze Dauer der Theuerung zu bewilligen.

Und daß die Theuerung aller Lebensmittel und in Folge davon aller übrigen Lebensbedürfnisse bedeutend größer ist als im Jahre 1816 braucht keiner Beweise, da sie jeder in seinem Haushalte genugsam erfährt. Es bleibt immerhin ein Räthsel, wie eine Beamtenfamilie mit einem Gehalte unter 800 fl. existiren könne. Sie muß entweder lediglich Brot und Erdäpfel essen, aber auch diese sind theuer, oder sie muß Schulden machen, die sie nie bezahlen kann. Die Folgen werden und können nicht ausbleiben und es werden Veruntreuungen und Unterschleife zum Vorschein kommen, die den Ruin der Familie herbeiführen müssen. Eine traurige Thatsache, wenn dem Beamten als Lohn für seine Leistungen, zu deren treuer und emsiger Erfüllung er mit den heiligsten Eiden gebunden ist, Noth und Entbehrungen auferlegt werden! Offenbare Immoralität, die auf geradem Wege zum Meineid führt.

Die Besoldungen der Beamten sind unter den gegenwärtigen Umständen zur Bestreitung der einfachsten Bedürfnisse nicht mehr ausreichend, denn die Bemessung derselben rührt aus einer glücklicheren Zeitperiode der Regierung Maria Theresia's her, wo die Lebensbedürfnisse und selbst Gegenstände des Luxus dergestalt wohlfeil waren, daß die große Kaiserin in der Bestallung für einen k. k. Fähnrich sagt: ich verleihe ihm deshalb eine monatliche Gage von 19 fl., damit er anständig und sorgenfrei leben und zu seiner Bequemlichkeit eine Equipage halten könne. O Zeiten wo seid ihr hin? und wann kehret ihr wieder?

P.

Digitized by Google

Der preußische Landtag *).

Aus Berlin.

Stimmungen. — Die liberale Opposition. — Zweierlei Richtungen derselben. — Practische Klugheit und Ehrgefühl. — Worüber man einig ist? — Heinrich Simon. — Die Schrift von Gervinus. — Der sittliche Conflict.

Es gibt Zeiten, wo der Pulsschlag des Lebens rascher geht; wo man mit einer gewissen Art banger Erwartung, mit einem Herzklopfen, das halb Hoffnung halb Furcht ist, dem Schlage einer jeden Stunde lauscht, was sie bringen möge. Die Zeit ist aus ihrem Alltagsgeleise getreten; die Geschichte wird Wahrheit.

Es ist eine fieberhafte Anspannung, die sich gegenwärtig aller Herzen bemächtigt hat, so viel noch überhaupt für Ideen empfänglich sind. Poeten, Romantiker, die sonst lieber Tagelang den musikalischen Combinationen lauschten, welche der Wind in einer Aeolsharfe erregte, die dem Interesse für die sittliche Entwickelung des Geistes ganz abgestorben zu sein schienen, sind mit ergriffen von dem Hauch der Begeisterung, der plötzlich der Zeit Schwingen gibt. Diese Begeisterung ist deshalb von nicht geringerer Bedeutung, weil sie bedingt, weil sie, ich möchte sagen, unsicher ist. Sie ist mit einem doppelten Mißtrauen zersetzt: Mißtrauen gegen die Macht, in der sie schon geneigt ist, nur den Widerstand gegen ihre Ideen zu sehen; Mißtrauen gegen die Männer, denen die große Aufgabe zu Theil wurde, sie zu leiten. Man ist nicht zweifelhaft über ihre Gesinnung und ihre Einsicht, man hat aber Bedenken über ihren Charakter.

Die gute Gesinnung reicht aus in den gewöhnlichen Fällen, wo Alles ungefähr denselben Trab geht, an den man sich nun seit Jahrzehenden gewöhnt hat. Aber ein außergewöhnlicher Fall, der keine Analogien zuläßt, erfordert einen festen, harten Muth. Und wie schwer ist es da, auf sittliche Stärke, auf einen zugleich gebildeten und festen Willen zu rechnen in einer Zeit, deren eigentlicher Charakter die Halbheit ist, das Schönthun mit guten Gesinnungen, die Coquetterie mit aller Welt, das Drehen und Wenden nach den entgegengesetzten Polen sittlicher Magnete? Doch zur Sache.

*) Als Einleitung zu dem Bericht im Tagebuch. D. R.

Digitized by Google

Dem allgemeinen Streben, eine Constitution für Preußen zu erringen, liegt eine doppelte Idee zum Grunde, soweit überhaupt in diesem Drängen von einem klaren Bewußtsein die Rede ist: man betrachtet die Verfassung, oder, um es gleich bestimmter zu sagen, das politische Wesen überhaupt, als Mittel oder als Zweck. Ich hebe diesen ziemlich trivialen Gedanken darum hervor, weil er maßgebend sein wird für die Beurtheilung der verschiedenen Richtungen in der liberalen Opposition, wie sie sich gerade in den gegenwärtigen Verhältnissen geltend machen. Der rein politische Enthusiasmus bewegt sich im Ideellen und wird vorzugsweise in solchen Lebenskreisen zu finden sein, die dem unmittelbaren Bedürfniß entweder enthoben sind, oder die es noch nicht so weit gebracht haben, an die Befriedigung desselben denken zu können: Adel und Volk. Der Mittelstand wird überall suchen dem politischen Wesen die praktische Seite abzugewinnen, wenn er nicht durch einen, seinem eigentlichen Wesen fremdartigen Enthusiasmus mit fortgerissen wird.

Es kommt noch ein anderer Punkt dazu. Jene ideelle, ich möchte sagen politische Richtung der Politik wird mehr in solchen Ständen, in solchen Lebensverhältnissen hervortreten, in denen das Gefühl der persönlichen Würde lebhafter erweckt und ausgebildet ist, während der an beständige Arbeit gewöhnte Mittelstand sich zuerst nach dem Zweckmäßigen umsieht. Ich bin fern davon, eine oder die andere dieser Richtungen als die ausschließlich anzuerkennende behaupten zu wollen. Es gibt Zeiten, in denen die eine oder die andere hervortreten muß. Es gibt Verhältnisse, in denen es lächerlich wäre, sein Ehrgefühl anzuspornen, sich in seine Würde zurückzuziehen, wo dann das Wohl und Wehe eines ganzen Volks von einem besonnenen Entschluß abhängt. In solchen Augenblicken wird der Kaufmann das Wort führen. Aber es gibt ebenso Verhältnisse, wo es niederträchtig ist, dem gekränkten Gefühl Schweigen zu gebieten; wo die Ehre mehr zu sagen hat, als alle Klugheit der Welt. In solchen Fällen muß der Kaufmann schweigen.

Ueber drei Punkte sind die meisten Stimmen einig.

Erstens. Die Staatsform, wie sie aus dem Patent vom 3. Februar hervorgeht, bietet den Ständen weniger Rechte, als die früheren Versprechungen es verheißen haben; unendlich weniger, als ein loyales und intelligentes Volk zu erwarten berechtigt ist. Fast jeder Paragraph ist mit einer an Mißtrauen grenzenden Vorsicht abgefaßt.

Zweitens. Diese Staatsform gewährt rechtlich weniger als selbst der gegenwärtige Zustand, denn sie hebt gerechte Ansprüche auf.

Drittens. Sie kann dennoch, bei einer sorgfältigen, behutsamen

Digitized by Google

Pflege, vielleicht zu größerer Wirksamkeit gebracht, zu größerem Gedeihen des Volkswohls angewendet werden, als der bisherige Zustand.

Die Frage ist nun die. Sind die Beschränkungen, welche sie den Repräsentanten und den durch sie vertretenen Ständen auflegt, so beeinträchtigend für die Ehre derselben, daß kein Nutzen sie aufwiegen kann?

Um einen Beitrag zur Lösung dieser Frage zu geben, werde ich eine kurze Skizze der bisherigen „Versuche und Hindernisse" folgen lassen, die den vereinigten Landtag bei seinem Entstehen begleiteten.

Vorher aber muß ich noch aus der unendlichen Menge von Flugschriften, die über diesen Gegenstand erschienen sind, zwei herausheben. Die eine, von Simon, ist schon vielfach besprochen. In der Darstellung des Faktischen wird man wohl in den meisten Fällen mit ihm übereinstimmen. Der Rath dagegen, den er den Ständen gab: „sich für incompetent zu erklären;" dem Volk: „die octroyirte Verfassung zurückzuweisen," war aus zwei Gründen bedenklich. Einerseits rief er einen offenen Kriegszustand hervor, wo man noch Hoffnungen auf einen aufrichtigen Frieden hegen konnte, und verschloß jeden Weg der Verständigung; andererseits war er dazu geeignet, wie jeder Entschluß der Resignation, ein deprimirendes Gefühl hervorzurufen, das eben nicht geeignet sein konnte, die Vorkämpfer des Volks zu neuen Anstrengungen zu begeistern.

Die Stände haben nach meiner Meinung Recht daran gethan, diesem Rath nicht zu folgen; sie haben Recht daran gethan, auch wenn der Erfolg gegen ihren Entschluß sprechen sollte. Jenes Patent, wenn auch auf eine bedauernswerthe Weise mit Mißtrauen durchwebt, war immer an sich selbst ein Act des Vertrauens; es war die Pflicht der Stände, diesem Act mit Vertrauen entgegenzukommen, wenn auch mit Behutsamkeit.

Die andere Schrift, die zu nennen ist, hat Gervinus verfaßt; ein Mann, den herabzusetzen ein Hauptgeschäft der sogenannten „radikalen" Schwindler geworden zu sein scheint. Folgendes ist der wesentliche Inhalt seiner Darstellung.

„Die vereinigten Landstände sind durch das Patent vom 3. Februar zu einem Antheil an gesetzlichen Bestimmungen berufen, wofür in den ältern Gesetzen Reichsstände mit einem verschiedenen Berufe vorgesehen wurden, sie können sich aber nicht füglich, weder in Form noch Wesen, für diese Reichsstände halten. Entweder also sind die vereinig. Reichsst. jene Reichsstände in der That so wenig, als sie so heißen, dann aber können sie auch deren Functionen nicht erfüllen; oder sie sollen diese Functionen erfüllen, dann aber müssen sie

Digitized by Google

auch mit allen Rechten und Formen als Reichsstände ausgestattet sein. So lange dies nicht geschehen ist, wäre nichts möglicher, als daß sie es ablehnten, sich leichtfertig in eine schwere Verantwortlichkeit vor der Nation zu stürzen; nichts möglicher, als daß sie sich entweder für incompetent, oder auch für mehr competent erklärten, als das Patent will."

Ja diese Erklärung sollte fast unzweifelhaft scheinen, da sie in den schicklichsten Formen geschehen könnte und nach aller Natur des Rechts, nach der gewissenhaftesten Prüfung des Verstandes, nach dem Anstoß des reinsten Gefühls geschehen mußte.

Die Allgem. Preuß. Ztg. hat unlängst, sobald das Wort Incompetenz zum erstenmal gefallen war, geäußert, man stelle sich damit außer dem Gesetz. Außer welchem Gesetze? Wenn die Allgem. Preuß. Ztg. meint, außer dem Gesetze vom 3. Februar, und wenn sie dies schon für die Discussion unstatthaft findet, dann freilich wäre die preußische Verfassung vollendet, dann aber hätte die Allgem. Preuß. Ztg. auch nur die Dankadressen registriren und nicht selbst in Discussionen eintreten müssen.

Meint sie aber: außer dem Gesetz im Allgemeinen, außer dem Boden des Rechts, so ist es sehr einfach, dagegen zu sagen, das Patent und die Verordnungen sagen es vielmehr, die sich unableugbar außer allen den frühern Gesetzen über die Bildung einer Repräsentation in Preußen gestellt haben. Die preußischen Regierungsorgane haben den bestehenden politischen und Rechtszustand in Preußen so oft eine Verfassung genannt; soll diese Bezeichnung irgend einen Sinn haben, so kann sie nichts anderes sagen wollen, als daß mit allen übrigen, auch die wenigen auf das Verfassungswesen beziehbaren Gesetze, die in Preußen existiren, verbindliche Kraft für Volk wie Regierung haben, und nicht einseitig verändert werden können.

Die Frage bleibt aber übrig, was, das streng Rechtliche bei Seite gesetzt, das politisch Räthliche in der Sache sei? Es fragt sich, ob hier ein Fall vorliegt, in dem man lieber sehe, daß sich die Klugheit auf die Seite eines begehrenswerthen gemeinen Nutzens stelle, als die Gewissenhaftigkeit auf die Seite des einfachen Rechts.

Wenn die Rechtsansprüche des preußischen Volks auf eine Verfassung, wenn der Widerspruch der jetzt gewährten Einrichtungen mit dem damals Versprochenen ein einfacher Rechtshandel wäre zwischen einfachen Gegnern, so möchte eine friedliche Schlichtung, ein gegenseitiges Ertragen allerdings das Rathsamste sein.

Ja, wenn es denkbar wäre, daß ein Verfassungsstatut, wie das vorliegende, die blos zufällige Arbeit weniger Einflußreichen um den Thron herum

Digitized by Google

wäre, die ein anderer Wurf des Zufalls ganz anders hätte gestalten und wählen können, dann würde es vielleicht unkluger Eifer verrathen, eine auffallende Anstrengung gegen ein Werk zu setzen, das der Zufall wieder hinwegnehmen möchte, wie er es brachte.

Allein es verhält sich mit diesem Verfassungswerke ganz anders. Wer ihm auch diese Gestalt gegeben habe, und wie zufällig die Wahl dieses Gesetzgebers gewesen sein möchte, der ganze Geist, in dem die Verordnungen von 3. Februar abgefaßt sind, gehört keineswegs einem einzelnen Menschen an. Es ist ein Geist vielmehr, der in der Geschichte unserer Tage weit zurückreicht, der seit 30—40 Jahren in allen Theilen Europa's sich geltend macht; es sind hier Ansichten und Grundsätze, Standestendenzen und Staatsmaximen gesetzlich verkörpert, die eine breite Wurzel in der Zeit geschlagen haben. Es sind die Nachwirkungen derselben Kräfte, die nach 1815 in England mehrmals die habeas corpus Acte suspendirten, die in Deutschland die Carlsbader Beschlüsse hervorriefen, die in Italien und Spanien die Revolution provocirten und nachher unterdrückten, die in Frankreich triumphirten und scheiterten, und die seitdem vorsichtiger, aber mit immer gleicher Consequenz und Unablässigkeit thätig sind. Natürliche Gutartigkeit und Milde, Geduld und Indolenz, Vertrauen und Schwerfälligkeit, die besten und verächtlichsten Eigenschaften unsers Volkscharakters, haben gemacht, daß in Deutschland diese Kräfte auf der einen Seite nicht so aufreizend und unterdrückend gewirkt haben, wie in den romanischen Landen, daß auf der andern ihre Wirkung nicht so reizbar und elastisch empfunden worden ist; daß sie weniger grell operirten, aber, wie wir nun in diesem Verfassungswerke neu erfahren, desto länger, zäher und ausdauernder.

Einem Menschen, und menschlicher Gemüthsart läßt sich vertrauen; der Zufall und seine Wirkungen lassen sich abwarten; *aber mit einem mächtig gewordenen Prinzip in der Zeit, mit dem Geiste entschlossener Parteien, mit Grundsätzen und ihrer folgerichtigen Wirksamkeit läßt sich nicht gefühlig und empfindsam transigiren.* Es streitet hier nicht der anerkannte gemeine Nutzen mit einem starren Rechte, sondern Partei gegen Partei wirbt um den Preis, daß ihr der gemeine Nutzen, Glück und Befriedigung des Volks, die Palme zuerkenne. Um Thätigkeit handelt es sich in solch einem Wetteifer auf alle Fälle zuerst; es lassen sich Erfolge nicht erträumen, so wenig sich die Befriedigung von Rechtsansprüchen erschleichen läßt. Sind beide Seiten erst zu gleicher Thätigkeit gestählt, dann ist die glücklicher, die, die in alten Erinnerungen die Bürgschaft großer Erfolge und Befriedigungen, und die ein strenges

Recht für ſich hat: Klugheit und Gradheit treffen dann auf Einem Punkte zuſammen. Man muß dann ſein Recht zu bekennen und deſſen Verletzung abzuhalten wiſſen. Denn wie ſollte man ſonſt Vertrauen auf den Geiſt eines Volkes faſſen, das frei zu werden wähnt, ohne vorher wahr geworden zu ſein.

Sobald wir den Muth haben, wir ſelbſt zu ſein, mit dem Willen unſern Ueberzeugungen und unſern Anſprüchen nachzuarbeiten, ſo wird der Apparat jener reactionairen Scheinkräfte verſchwinden für immer, weil der ganze Geſichts- und Ideenkreis der Gegenwart, die ganze Sphäre der Thätigkeit und Beſtrebungen, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters bilden, weil die ganze Geſchichte der letzten Jahrzehenden mit einer ſiegesſichern Gewalt an ihrem Untergange arbeitet. —

Es kommt uns hier nur darauf an, die Anſicht nachzuweiſen, welche der berühmte Geſchichtsſchreiber über die gegenwärtigen Stände hat; ſein Werk enthält im Uebrigen Andeutungen, die einer nähern Beſprechung werth ſind. Vielleicht komme ich nächſtens darauf zurück.

Es iſt augenſcheinlich, daß, wenn auch kein beſtimmter Rath ertheilt wird, die Grundanſicht ſich im Weſentlichen der Simon'ſchen zuneigt. Nur iſt dabei noch eins zu bemerken. Gervinus iſt kein Preuße und kennt daher die noch immer unbezwingliche Ehrfurcht nicht, die auch die Häupter des preußiſchen Liberalismus mit dem Thron verbindet; er kann daher die Bedenklichkeit des ſittlichen Conflikts nicht überſehen, die auch dem unerſchrockenſten Herzen im Augenblick des Entſchluſſes ſich bemächtigt.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Vom preußischen Landtage.

Erste Woche.

Etwa eine Woche vor dem Beginn der ständischen Versammlungen traf allmälig die Mehrzahl der Deputirten ein. Die liberale Opposition, die sich vorher, wie es ihre Pflicht war, mit ihren Committenten berathen hatte, suchte sich nun über einen Feldzugsplan zu verständigen. Zwei verschiedne Ansichten über den Weg, den man einzuschlagen habe, machten sich geltend.

Die eine Partei, deren Kern im ostpreußischen Adel bestand, kam der Ansicht Simon's nahe: Wir sind, nach der bestimmt ausgesprochenen Erklärung des Königs, nach allen einzelnen Bestimmungen des Patents, weder der Form noch dem Wesen nach die Reichsstände, welche dem Volk verheißen sind; wir können also auch von ihren Functionen Nichts ausüben, ohne Hochverrath am Volke zu begehen; wir sind Stände, wenn wir die den Ständen zukommenden Rechte haben; wo nicht, nicht.

Diese Partei war entschlossen eine Adresse zu entwerfen, in welcher der König gebeten werden sollte, den Reichsständen diejenigen Befugnisse in die Hände zu geben, die ihnen nach den Gesetzen zukämen; bevor diese Petition gesetzlich bewilligt wäre, wollte sie sich überhaupt auf Nichts einlassen, zu keiner Wahl, zu keiner Berathung schreiten. Die hervorragendsten Männer dieser Gesinnung sind aus Ostpreußen. Der Landtagsmarschall v. Brünneck selbst, v. Auerswald, v. Bardeleben, Graf v. Dohna-Wesselshöfen, Siegfried, Heinrich aus Königberg, der später hinzukam. Ich nenne diese Namen, weil sie in ihrer Provinz die bekanntesten sind, und vom besten Klange.

Es lag in diesem Plane etwas bedenkliches. Wer sind jene Männer! Nicht etwa leichtfertige, ungestüme Jünglinge, sondern begüterte, erfahrene Männer, voll von der aufrichtigsten Hingebung an das königliche Haus. Es müßte dies für sie ein schwerer Schritt sein, gegen den sich das Gemüth empörte. Wenn das Gewissen dem Gemüth widerspricht, so tritt ein sentimentaler Zustand ein, bei dem ein

Digitized by Google

Hauch, ein unvorhergesehener Zufall, bestimmend und ändernd einwirken kann. Man übertäubt sich gewissermaßen mit dem Heroischen des Schrittes; aber diese Uebertäubung hält nicht Stand; man geht nicht mit dem rechten, frischen Muth ins Feuer; man bringt in die Schlacht das Vorgefühl und die Resignation der Niederlage mit. Ein Gemüth, das in einer sittlichen Collision liegt, kann nicht frei handeln.

Die andere Ansicht wurde von den Rheinländern vertreten, namentlich den berühmtesten Vorkämpfern derselben, Camphausen und Hansemann. Es sind in dieser Provinz die Städte, der Reichthum, die Industrie, die den Vortritt nehmen. Der Bürgerstand ist seinem Wesen nach praktisch; zu theoretisch-resignirten Eingebungen ist der Adel geneigter. Wenn nämlich in dem Patent ein doppeltes Moment enthalten ist: die Einberufung selbst und die Anweisung der Grenzen innerhalb deren sich die Stände zu bewegen haben; wenn die letztern so enge sind, daß alle Bedeutung der Stände durch sie aufgehoben würde, wenn sich also zunächst der theoretische Entschluß darzubieten scheint: lieber Nichts sein als etwas Halbes! so liegt dem praktischen Sinne ein zweiter näher. Wir sind nun als Stände hier; es ist die Frage, ob jene Grenzen nicht eine blos theoretische Bedeutung haben. Es ist uns verboten, sie zu überschreiten; wie weit aber dies Verbot hinreichen wird, müssen wir erst versuchen. Wir wollen unsre Rechte in einer Adresse verwahren; wir wollen keine Handlung vornehmen, durch die wir uns präjudiziren, z. B. nicht die Finanz-Deputation, nicht den Ausschuß wählen u. s. w., bis diese Rechte gesetzlich anerkannt sind; im Uebrigen uns aber nicht abhalten lassen, die wohlthätige Wirksamkeit, welche der vereinigte Landtag in seiner Hand hat, auszuüben.

Auch in diesem Vorschlag lag etwas Bedenkliches. Die Idee der Preußen war einfacher; sie durften nur einmal die Majorität für ihren Vorschlag gewinnen, dann war jeder weitere Kampf unnöthig; so aber müßte der Kampf bei jedem neuen Geschäft erneut werden; bei jedem müßte eine schwankende, unbestimmte Majorität entscheiden, ob es den Befugnissen der Provinzialstände, ob es dem des vereinigten Landtags nach dem Patent vom 3. Februar zukäme. Man konnte keinen Augenblick seines Bodens gewiß sein.

Aber diese Idee klang versöhnlicher. Theils dieser Gedanke, theils der Einfluß jener beiden ausgezeichneten Redner bestimmte die preußischen Stände, nachzugeben. Auch die später hinzukommenden Deputirten aus den andern Provinzen, namentlich Graf Schwerin, schlossen sich dieser Ansicht an. Man entwarf eine Adresse, — Camphausen war der Haupturheber — zugleich ehrfurchtsvoll, gemessen und bestimmt. Man glaubte der Majorität gewiß zu sein; man trug sich mit der Hoffnung, auch den König, wenigstens in den wesentlichsten Punkten, umzustimmen. Man hielt diese Hoffnung künstlich fest, obgleich einzelne Aeußerungen hoher Personen hinlänglich zu erkennen gaben, daß an keine Concession zu denken sei.

So nahte der 11. April. Indessen war das Gouvernement nicht müssig gewesen. Um jeden Anlaß zur Unzufriedenheit abzuschneiden, so weit das strenge Aufrechthalten der absoluten Monarchie dies zuließ, wurden unmittelbar vor Einsetzung der Stände in den Zeitungen eine Reihe neuer Gesetze publizirt, die alle

Digitized by Google

in liberalem Sinne abgefaßt waren. So vor allen Dingen das Patent vom 30. März, die Bildung neuer Religionsgesellschaften betreffend, publizirt am 9. April. Die praktisch wichtigste Bestimmung desselben war folgender Zusatzartikel von Seiten des Königs: „Wenn Ich denjenigen, welche ihre Kirche verlassen und zu einer besondern Religionsgesellschaft sich vereinigen oder einer solchen sich anschließen, nur insoweit, als ihre Vereinigung vom Staate genehmigt ist, den fortdauernden Genuß ihrer bürgerlichen Rechte und Ehren ausdrücklich zugesichert habe, so darf dieser Bestimmung, wie Ich dem Staatsministerium zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse hierdurch eröffne, nicht die Auslegung gegeben werden, als ob der Beitritt zu einer vom Staate noch nicht genehmigten Religionsgesellschaft ohne Weiteres den Verlust jener Rechte und Ehren zur Folge habe. Eine solche Auslegung würde ganz Meiner Absicht entgegen sein. Insbesondere mache Ich darauf aufmerksam, daß kein Militär- oder Civilbeamter blos deshalb, weil er sich von seiner Kirche getrennt und einer bisher noch nicht genehmigten Religionsgesellschaft angeschlossen hat, in den mit seinem Amte verbundenen Rechten, sofern nicht das Amt selbst, wie z. B. bei den Schullehrern u. s. w., durcheine bestimmte Confession bedingt ist, eine Schmälerung erleiden darf."

Ferner: „Der Austritt aus der Kirche kann nur durch eine vor dem Richter des Orts persönlich zum Protokoll abzugebende Erklärung erfolgen. Diese Erklärung hat nur dann rechtliche Wirkung, wenn die Absicht, aus der Kirche auszutreten, mindestens vier Wochen vorher dem Richter des Orts in gleicher Weise erklärt worden ist."

Wäre dies Patent einen Monat früher erschienen, so hätten manche gehässige Conflicte, namentlich in Königsberg, vermieden werden können, und es würde ein allgemeiner Jubel sich erhoben haben. Jetzt war man von dem freien Gedanken der Verfassung so erfüllt, daß jenes Gesetz — ich will nicht sagen ohne Theilnahme, aber doch ohne die rechte Wärme hingenommen wurde.

An demselben Tage erschien eine Verordnung, in welcher denjenigen Personen, die aus der Kirche ausschieden, die Civil-Ehe anheimgegeben würde. Ein höchst bedeutungsvoller Act, weil bei der Leichtigkeit, die Kirche zu verlassen, über kurz oder lang die Nothwendigkeit sich ergiebt, die Civil-Ehe allgemein einzuführen. Den folgenden Tag wurde die Oeffentlichkeit der Criminal- und Civil-Gerichtssitzungen festgestellt, mit Ausschluß von Frauen und unanständig Gekleideten; eine Einrichtung, die bei der in Kurzem bevorstehenden Erweiterung des bei den Berliner Gerichten eingeführten Verfahrens über die ganze Monarchie eine noch viel größere Bedeutung gewinnt.

Durch eine gleich darauf publizirte Verordnung wurde das Verfahren bei Competenzconflicten zwischen den Gerichten und Verwaltungsbehörden auf eine zweckmäßige Weise regulirt.

Wer sollte aber an dergleichen noch lebhaften Antheil nehmen, in einem Augenblick, wo die Eröffnung der Stände bevorstand, wo die Thronrede den Hoffnungen und Wünschen eines großen Theils des Volks entweder neuen Boden gewähren, oder alle und jede Aussicht abschneiden mußte.

Das letzte ist geschehen!

Ich werde mich hüten, die Ehrfurcht gegen die Majestät dadurch zu ver-

Digitized by Google

letzen, daß ich an die Rede des Königs den Maßstab der Kritik lege. Ich werde nur referiren.

Das Wesentliche ist, daß jede bedeutendere Veränderung der gesetzlichen Bestimmungen vom 3. Februar auf das Entschiedenste im Voraus abgeschlagen ist; ja, daß das Aussprechen von Wünschen, die früher gesetzlich erlaubt waren, jetzt bei der Vollendung des Verfassungsentwurfs als ein Verbrechen bezeichnet ist.

Hören wir die eignen Worte des Monarchen, die geeignet sind, uns jeden Zweifel darüber zu benehmen.

„— Ehren wir das Andenken des hochseligen Königs auch in dem Stück, daß wir sein endlich und eben vollendetes Werk nicht gleich durch Neulingshast in Frage stellen. Ich versage im Voraus jede Mitwirkung dazu. Lassen wir die Zeit und vor Allem die Erfahrung walten, und vertrauen wir das Werk, wie sich's gebührt, den fördernden bildenden Händen der göttlichen Vorsehung." —

„Ich habe Mir die Befugniß vorbehalten, auch ohne die gesetzlichen Veranlassungen, diese große Versammlung dann zusammen zu berufen, wenn Ich es für gut und nützlich halte, und Ich werde es gern und öfter thun, wenn dieser Landtag Mir den Beweis gibt, daß Ich es thun könne, ohne höhere Regentenpflichten zu verletzen." —

„Mein treues Volk hat die Gesetze vom 3. Febr. mit warmer Dankbarkeit empfangen, und wehe dem, der ihm seinen Dank verkümmern und ihn gar in Undank verkehren wollte." —

„Ich weiß gewiß, daß Manche dies Kleinod verkennen, daß es Vielen nicht genügt. Ein Theil der Presse z. B. findet von Mir und Meiner Regierung geradezu Revolution in Kirche und Staat, und von Ihnen, Meine Herren, Acte zudringlicher Undankbarkeit, der Ungesetzlichkeit, ja des Ungehorsams. Es sehen auch Viele, und unter ihnen sehr redliche Männer, Unser Heil in der Verwandlung des natürlichen Verhältnisses zwischen Fürst und Volk in ein conventionelles, durch Urkunden verbrieft, durch Eide besiegelt." —

„Es drängt Mich zu der feierlichen Erklärung: daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, Mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein conventionelles, constitutionelles zu verwandeln, und daß Ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unserm Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen." —

„Von Einer Schwäche weiß Ich Mich gänzlich frei. Ich strebe nicht nach eitler Volksgunst." —

„Ich wende den getrübten Blick von den Verirrungen Weniger (der Presse, der religiösen Neuerer) auf das Ganze Meines Volks. Mein Volk ist noch das alte."

„Von allen Unwürdigkeiten, denen Ich und Mein Regiment seit zwei Jahren ausgesetzt gewesen, appellir' Ich an Mein Volk! Von allen schnöden Erfahrungen, die Mir vielleicht noch vorbehalten sind, appellir' Ich im vor-

Digitized by Google

aus an Mein Volk! — Mein Volk will nicht das Mitregieren von Repräsentanten, die Schwächung der Hoheit, die Theilung der Souverainität, das Brechen der Vollgewalt seiner Könige, die ihm seine Geschichte, seine Freiheit, seinen Wohlstand begründet und seine theuersten Errungenschaften allein schützen können und — sie schützen werden." —

„Ich lese aber die Gesinnungen des Volks nicht in den grünen Pforten und im Jubelruf des Festes, noch weniger im Lobe und Tadel der Presse, oder gar in den bedenklichen, zuweilen verbrecherischen Forderungen gewisser Adressen, wie sie wohl an Thron und Stände oder sonst wohin gelangen; ich habe sie aber mit Meinen Augen in dem rührenden Dank der Menschen gelesen für kaum verheißene, kaum begonnene Wohlthaten, hier, wo breite Landstriche unter Wasser standen, dort, wo die Menschen kaum vor Hunger genasen: in ihrer schönen Freude, in ihren nassen Augen hab' ich sie gelesen vor drei Jahren bei der Königin und Meiner wunderbaren Lebensrettung!"

„— — In Meiner Monarchie steht Keiner der drei Stände über dem andern oder unter dem andern. Sie stehen alle in gleich wichtigen Rechten und in gleich geltenden Ehren neben einander, ein jeder aber in seinen Schranken, ein jeder in seiner Ordnung — das ist mögliche und vernünftige Gleichheit, das ist Freiheit!" —

„Noch ein Wort über die Lebensfrage zwischen Thron und Ständen. Der hochselige König hat das ständische Wesen nach reiferer Ueberlegung im geschichtlich-deutschen Sinn in's Leben gerufen und Ich habe an seinem Werke allein in diesem Sinne fortgebaut. Durchdringen Sie sich, Ich beschwöre Sie, mit dem Geist dieser uralten Einsetzungen. Sie, Meine Herren, sind deutsche Stände im althergebrachten Wortsinn, d. h. vor Allem und wesentlich Vertreter und Wahrer der eigenen Rechte, der Rechte der Stände, deren Vertrauen den bei weitem größten Theil dieser Versammlung entsendet. Nächstdem aber haben Sie die Rechte zu üben, welche Ihnen die Krone zuerkannt hat. Sie haben ferner der Krone den Rath gewissenhaft zu ertheilen, den dieselbe von Ihnen fordert. Endlich steht es Ihnen frei, Bitten und Beschwerden, Ihrem Wirkungskreise, Ihrem Gesichtskreise entnommen, aber nach reiflicher Prüfung, an den Thron zu bringen."

„Das aber ist Ihr Beruf nicht: Meinungen zu repräsentiren, Zeit- und Schulmeinungen zur Geltung bringen zu sollen. Das ist vollkommen undeutsch und obenein vollkommen unpraktisch für das Wohl des Ganzen, denn es führt nothwendig zu unlösbaren Verwickelungen mit der Krone, welche nach dem Gesetze Gottes und des Landes und nach eigner freier Bestimmung herrschen soll, aber nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren **kann und darf**, wenn Preußen nicht bald ein leerer Klang in Europa werden soll! Meine Stellung und Ihren Beruf klar erkennend und fest entschlossen, **unter allen Umständen** dieser Erkenntniß treu zu handeln, bin Ich in Ihre Mitte getreten, und habe mit königlichem Freimuth zu Ihnen geredet. Mit derselben Offenheit und als höchsten Beweis Meines innigen Vertrauens gebe ich Ihnen hier nun mein königliches Wort, daß ich Sie **nicht** hieher gerufen haben würde, wenn Ich den geringsten Zweifel

Digitized by Google

hegte, daß Sie Ihren Beruf anders deuten wollten und ein Gelüst hätten nach der Rolle sogenannter Volksrepräsentanten. Ich würde es darum nicht gethan haben, weil alsdann nach Meiner tiefinnersten Ueberzeugung Thron und Staat gefährdet werden, und weil Ich es als Meine erste Pflicht erkenne, unter allen Verhältnissen und Schickungen Thron und Staat Meiner Regierung zu bewahren wie sie sind." —

„Bedenken Sie auch, daß die Zeit der Ungewißheit über die Gestaltung des ständischen Wesens vorüber ist. Manches, was die Nachsicht bisher mit dieser Ungewißheit entschuldigen konnte, hat hinfort kein Entschuldigung mehr. Der 3. Februar dieses Jahres hat, wie der dritte Februar 1813, den echten Söhnen des Vaterlandes die Bahn geöffnet, die sie zu wandeln haben." — —

Wenn wir den Geist, der in dieser Rede athmet, im Großen und Ganzen auffassen, so ist es, wie der König es ganz richtig bezeichnet, eine großartige Offenherzigkeit, durch welche die Frage in das allein richtige Verhältniß gestellt wird. Nur eine sinnlose Verblendung oder eine feige, kriechende Heuchelei können noch den Wahn hegen, im Einverständniß mit der Krone an der Entwickelung des constitutionellen Wesens, d. h. derjenigen politischen Einrichtungen zu arbeiten, nach welchen die Stände und das Volk absolute Rechte, der Krone gegenüber, in Anspruch nehmen dürfen.

Die Sache steht jetzt entschieden anders, als vor drei Tagen. Es sind im Wesentlichen die Ansichten der historischen Doctrin, die uns nicht nur als der unbedingte Entschluß des Königs, sondern als der Maßstab der Gesetzlichkeit und des Rechts dargestellt werden. Was bleibt nun den Ständen übrig?

Es bleibt nach meiner Meinung, wenn sie nicht alle sittliche Würde der Nation untergraben, alle Achtung, die das deutsche Volk in Anspruch nehmen kann, mit Füßen treten wollen, nur zweierlei übrig. Entweder entsagen sie unbedingt und aufrichtig allen Hoffnungen und Illusionen über eine constitutionelle Entwickelung des Staats; sie gehen ohne Rückhalt auf den nun deutlich und unwiderruflich ausgesprochenen Willen des Königs ein. Sie weisen alle Petitionen, die gegen diesen Sinn des Königs auftreten, entschieden zurück, und suchen in aufrichtigem Einverständniß mit dem König und seiner Regierung das Gute, was sich aus einer solchen Art des Staatswesens, wenn die Stände wirklich das Vertrauen der Krone gewinnen, ergeben kann, zu finden. Sie mögen ihr Gewissen ernstlich prüfen, ob sie alle entgegenstehenden Bedenken beschwichtigen können; wenn das aber geschehen, nur nicht auf dem Wege stehen bleiben! Es läßt sich in der That Manches für einen solchen Ausweg sagen. Der heimliche Krieg, wie er bis jetzt geführt worden ist, wirkt demoralisirend auf das Volk.

Können die Stände sich aber, nach Pflicht und Gewissen, zu dieser unbedingten Hingebung nicht entschließen, so bleibt ihnen — oder denen unter ihnen, die entschlossen sind, die Opposition fortzusetzen — nur Ein Entschluß übrig. Sie müssen eine Adresse entwerfen, in der sie erklären, in diesem Sinn an der ständischen Wirksamkeit nicht Theil nehmen zu können. Ob diese Adresse die Majorität erlangt oder nicht, ist vollkommen gleichgültig. Wird diese Adresse, wie

Digitized by Google

zu erwarten steht, zurückgewiesen, so müssen sie ohne weiteres Zaudern ihre Vollmacht in die Hände ihrer Committenten zurückgeben. Jeder Mittelweg ist nicht allein moralisch verwerflich, er ist auch politisch verderblich, denn er sanktionirt die heimliche Fehde.

Jeder Einzelne steht hier für sich selbst; ein Verstecken hinter den andern ist nicht möglich. Es gilt nicht, etwas zu erreichen, sondern für seine Person die Pflicht zu wahren. — Es wird sich nun zeigen, was die Stände thun! —

Leider war der erste Eindruck, den die Thronrede auf die Stände machte, nicht eben erhebend. Sie fühlten sich deprimirt; ihr Herz zog alle Schleußen auf, und sie waren unschlüssig. Als ob die Thronrede, dem Wesen nach, etwas Unerwartetes enthalten hätte!

Ein guter Theil der entschiedensten Liberalen hatte nicht übel Lust, sofort abzureisen. Das hätte einer Flucht so ähnlich gesehen, wie ein Ei dem andern. Nicht auf das Gehen kommt es an sondern wie man geht.

Vorläufig wurde wenigstens eine Adresse beliebt; Graf Schwerin sollte sie in Antrag bringen. Ehe wir zu der Sitzung vom 12. April übergehen, müssen wir über die vorgelegten Propositionen und die Geschäftsordnung Einiges vorausschicken. Die Propositionen sind von großer Bedeutung und tragen durchaus einen wohlthuenden Charakter. Außer der Vorlage des Finanzetats — über den später — sollen nämlich folgende Gesetzvorschläge der Berathung unterzogen werden:

1) Eine Proposition, betreffend die Aufhebung der Mehl- und Schlachtsteuer, die Beschränkung der Cassensteuer und die Einführung einer Einkommensteuer. (Mit welchem Jubel würde man diesen Gesetzentwurf begrüßt haben, wenn man nicht durch andere Empfindungen gestört wäre!)

2) Wegen einer aus dem Eisenbahn-Fond zu verzinsenden und zu amortisirenden Anleihe zur Ausführung der großen Preußischen Ostbahn.

3) Wegen Uebernahme der Garantie des Staats für die zur Ablösung der Reallasten von bäuerlichen Grundstücken zu errichtenden Rentenbanken.

4) Wegen Errichtung von Provinzial-Hülfskassen in sämmtlichen Provinzen der Monarchie, und zinsfreier Ueberweisung der dazu nöthigen Fonds aus Staatskassen.

Einen minder erfreulichen Charakter trägt das Geschäfts-Reglement des vereinigten Ausschusses. Abgesehen von einzelnen Bestimmungen, die der Würde des Landtags nicht gewäß scheinen, wie z. B. das Recht des Königl. Commissarius, die Veröffentlichung von Verhandlungen, die ihm unangemessen scheinen, zu inhibiren, trägt das Ganze das Gepräge eines detaillirten Mißtrauens, das grade, weil es so sehr in's Einzelne geht, in jedem Augenblick zu Collisionen Veranlassung geben, und eine beständige Bitterkeit unterhalten muß. — Als die Sitzung der Stände den 12. April eröffnet war, erhob sich der Graf von Schwerin, und beantragte (wie die P. A. Z. berichtet) eine Adresse an den König, in welcher der Dank für die Einberufung der Stände und die darin nicht zu verkennende wohlwollende Gesinnung abgestattet, zugleich aber auch die Bedenken über die Schmälerung der dem Volk und den Ständen rechtlich zustehenden Ansprüche ausgedrückt werden sollten. Vor diesem wichtigen Act dürfe nichts Anderes angenommen werden. Der Landtagsmarschall fragte, ob dieser Antrag von der nothwendigen Zahl unterstützt werde. Sofort erhob sich eine sehr große Majorität. Von

Digitized by Google

den Preußen blieben nur Wenige sitzen. Die Hauptstütze scheint die „conservative Partei" in der schlesischen Ritterschaft zu haben. Der Landtagsmarschall ernannte darauf das zur Entwerfung dieser Adresse bestimmte Comité, aus 18 Personen bestehend, darunter mehre liberale, v. Auerswald aus Preußen, Beckerath vom Rhein, Abegg aus Danzig ꝛc. Ueberhaupt ist das Comité so zusammengesetzt, daß von den 18 eine Majorität von 13 diejenige Meinung vertritt, welche in der Adresse eine ernstliche Verwahrung — ob mit Angabe der Eventualität, steht noch dahin — anzubringen für nöthig erachtet.

Darauf erklärte Hansemann (aus Aachen), er müsse wegen der dem vereinigten Landtag auferlegten Geschäftsordnung mannigfaches Bedenken und den Antrag stellen, daß sobald als möglich ein Comité erwählt würde, dieselbe zu revidiren. Der Landtagscommissarius machte ihn darauf aufmerksam, daß dieses nur auf dem Wege einer Petition angehe. Hansemann erklärte sich damit einverstanden, forderte aber den Königl. Commissarius auf, dafür zu sorgen, daß die Möglichkeit einer solchen Petition beschleunigt werde. v. Auerswald bemerkte, das liege nicht in den Befugnissen des Commissarius, die Geschäftsordnung gehe lediglich dem Landtagsmarschall an.

Ein Abgeordneter aus Posen suchte auseinanderzusetzen, daß es im Interesse einer jeden Versammlung liegen müsse, ihr Geschäftsreglement selbst zu entwerfen und nicht von anders woher zu erhalten. In seiner Rede kam der Passus vor: Gibt es einen König ohne Volk? — Nein, unterbrach ihn der Marschall, aber das gehört nicht zum Geschäftsreglement.

Bei dem Diner, welches Se. Majestät an demselben Tage den Ständen gab, zeigte sich dieselbe gegen die einzelnen Deputirten sehr huldvoll; erinnerte die Preußen daran, daß auf ihrer Provinz die Krone ruhe, daß sie die festeste Stütze des Thrones sei, die Westphalen, daß in ihrer Provinz der Stammsitz der deutschen Nationalität sei, u. s. w.

Den folgenden Tag hielt das Comité seine Sitzungen. Beckerath wurde mit Abfassung der Adresse beauftragt, die morgen (den 14. April) im Comité, übermorgen (den 15. April) in der Ständeversammlung berathen werden soll. Heute sind viele von den Deputirten bei dem Prinzen von Preußen.

† †

II.

Aus Wien.

1.

Friedrich List. — Nicolaus Lenau. — Hofrath Werner und seine Mission. — Krakauer Universität. — Die Akademie. — Leiden und Freuden Jenny Lind's. —

Die eben bekannt gewordenen Verhandlungen der Generalversammlungen des juridisch-politischen Lesevereins brachten auch den Antrag eines Mitgliedes zur Kenntniß, welcher eine Sammlung für die Hinterbliebenen Friedrich List's vorschlug. Eine Stimmenanzahl neigte sich dahin, daß der Verein, der das geistige

Digitized by Google

Element Wien's mehr als jeden andern Kreis repräsentirt, auch auf eine geistige Art das Andenken des deutschen Patrioten feiere durch Aufstellung einer Büste, Prägung einer Medaille oder dergleichen; um so mehr, da es in Wien bekannt ist, daß der reiche Schwiegersohn des Hingeschiedenen (Herr von Pacher) sich mehrfach verletzt gegen die öffentlichen Colletten aussprach, wobei freilich die Frage entsteht, warum er dies nicht öffentlich that. Wahrscheinlich durch seine bekannte Ansicht der Sache geleitet, begnügte sich der Verein in der vor einigen Tagen abgehaltenen Generalversammlung, List eine glänzende, gesinnungsvolle Denkrede durch den k. k. Professor Hye halten zu lassen, und die Mitglieder aufmerksam zu machen, daß ein hiesiges Großhandlungshaus eine Subscriptionsliste eröffnet habe, wohin die Mitglieder ihre Beiträge liefern könnten, indem überhaupt es mehr dem Gewerbsvereine und dem Handelsstande zukäme für seinen Vorkämpfer eine Sammlung einzuleiten. Wie richtig diese Ansicht auch immer sein mag, so können wir doch nicht unerwähnt lassen, daß es mehr als 1000 fl. Conv.-M. kostete, als man List zur Ehre ein Jahr früher ein Festessen gab und es in der Leipziger illustrirten Zeitung in Holz schneiden ließ. —

Wir freuen uns durch eine Notiz in Ihrem Blatte, rücksichtlich Lenau's seine Angelegenheit zur Sprache gebracht zu haben. Seine Freunde haben für drei Jahre den fehlenden Betrag zu seiner Subsistenz gesichert, die er in dem Görgre'schen Institute in Döbling bei Wien finden wird, nach dem die aus Winenden einlaufenden Berichte sein Leiden als unheilbar erklären. Noch läßt das Verweilen des Manuscripts seines fast vollendeten Don Juan, in den Händen des Hofraths R. in Stuttgart, einige Besorgniß übrig, indem es in keiner weitern Abschrift existirt, und ein Zufall oder ein Todesfall es leicht in Verlust gerathen lassen könnte. Mögen diese Worte genügen, um auf die Gefahr eines Nationaleigenthums aufmerksam zu machen. —

Freiherr von Pillersdorf befindet sich zur Freude Aller, die den freisinnigen Fortschritt in Oesterreich wünschen, wieder vollständig auf dem Wege der Genesung. — Hofrath von Werner, der mit einer außerordentlichen Mission nach Berlin abgeordnet war, ist nach einem kurzen Aufenthalte daselbst von wenigen Tagen, bereits wieder hier eingetroffen. Daß die Mission wichtig, sehr wichtig sein mußte, beweist, daß man grade diesen Staatsmann dazu gewählt, der zu den innigsten Vertrauten der Staatskanzlei gehört; daß es jedoch die preußische Verfassungsfrage nicht betrifft, davon dient schon der Umstand als Beweis, daß Baron Werner einen Tag vor der Thronrede von Berlin abgereist ist.

Professor Endlicher wird am 15. dieses Monats eine Reise nach Krakau antreten, um die dortigen Universitätszustände genau kennen zu lernen und über dieselben zu berichten. Leider fehlt ihm jede Kenntniß einer slavischen Sprache.

Komisch ist es, daß die seit einem Jahrzehent so heiß betriebenen Wünsche des Herrn v. Hammer so unerwartet in Erfüllung gehen, indem Oesterreich von der Republik Krakau eine Akademie der Wissenschaften geerbt hat, und es ist begreiflich, daß bei einem solchen embarras de richesse (die Monarchie besitzt jetzt vier Akademien der Wissenschaft: in Mailand, Prag, Pesth, Krakau) die Akademie in Wien nicht ins Leben treten will; wenigstens verläßt uns dieser Tage der Cura-

Digitized by Google

tor der nicht existirenden Akademie ohne Aussicht auf deren Realisirung. Das Aktenstück befindet sich jetzt in den Händen des Bundestagsgesandten, des Grafen Münch-Bellinghausen.

Vor mehrern Tagen hat Meyerbeer Wien verlassen, es sind ihm die glänzendsten Auszeichnungen in künstlerischen und gesellschaftlichen Kreisen zu Theil geworden. Was den Hof betrifft, so scheint der Sängerin Lind über den schöpferischen Künstler der Vorzug eingeräumt zu sein. Der Erzherzog Franz Karl warf der Sängerin einen Kranz auf die Bühne und die Erzherzogin nahm in ihrem Salon ein Bracelet vom Arm und legte es der Lind an. Selbst die officielle Wienerzeitung, die noch immer dem groben Kanzleistyl des vorigen Jahrhunderts huldigt und kurzweg zu berichten pflegt: der Kaiser hat dem Professor oder dem Grafen so und so das und das verliehen, berichtete: der Kaiser hat „die ausgezeichnete Künstlerin", Jenny Lind, zur Kammersängerin ernannt. Uebrigens hat die Lind hier den Ruf einer rücksichtslosen Launenhaftigkeit, eines erziehungslosen Benehmens, gegen Personen und Familien die ihr mit dem größten Wohlwollen, das die Sängerin auch annahm, entgegengekommen sind, zurückgelassen. Nur dem Publikum sagte sie bei ihrem letzten Auftreten: „man habe sie in Wien am besten verstanden." Was meinen die Berliner dazu? Leider versteht man in Wien alle geschminkte Kunst besser als die ungeschminkten wichtigsten Wahrheiten und einige Staatsmänner sollen dies nicht ungern bemerken. —

o — o

2.

Das Anlehen. — Die große und die kleine Bank. — Eine Berechnung. — Die Reduction des Militäretats und die Büreaukratie. — Macht und Unmacht. —

Kaum hat sich der Wienerwitz über die providentielle Lola Montez beschwichtigt, an der er sich vermuthlich aus Theilnahme für den Hof so lebhaft interessirte, kaum erfreut sich der Wiener des Vortheils, daß Kain (kein) Minister ist, seit Abel abgetreten; so will hier die öffentliche Meinung im Gefühle ihres Berufs als Puls- und Taktschlag des staatlichen Lebens, unserm trefflichen Hofkammerpräsidenten, diesem energischsten aller Staatsmännern Oesterreichs, die Zumuthung unterschieben, gleichfalls abzutreten, weil gegen seinen Willen, ganz mit Vergessung des glänzenden Lobes, das die Augsburger Allgemeine dem blühenden Zustande unserer Finanzen spendete, dennoch ein solch enormes und abnormes Anlehen gemacht werden konnte, durfte und mußte. Dieser new way to pay old debts verdient wohl eine nähere Beleuchtung. Jenes Anlehen beträgt 80 Millionen zum Cours von 105; Provisionen u. s. w. abgezogen, reduciren ihn jedoch auf 102, so daß der Staat 102 bekömmt für jede 100, die er ausstellt, immer aber zum Cours von 5 Prozenten. Es ist in 65 monatlichen Raten zahlbar, wo die erste am 1. Juni 1847 beginnt. Die erste Hälfte von 40 Millionen besteht in 5 Proz. Staatspapieren, d. h. der Staat creirt um 40 Millionen Metalliques mehr zu 5 Prozent. Für die übrigen 40 Millionen

Digitized by Google

haben die Contrahenten, die Herren privilegirten Hofbankiers Rothschild, Sina und Eskeles das Recht, Staatspapiere zu 5, 4, 3 und 2½ Prozente auszugeben. Sie erklärten sich für die 2½ Prozentigen. Hieraus erfolgt, daß, weil die 5 Prozentigen zu 102 übernommen wurden, die 2½ Prozentigen zu 51 standen, mithin der Staat für jede 51 Gulden eine Obligation von 100 Gulden verschreiben muß. Hierdurch wird zwar die Zinsenlast nicht vermehrt, denn von 80 Millionen zu 2½ verinteressirt, zahlt man nicht mehr als von 40 Millionen zu 5 Prozenten, aber das Schuldencapital wird verdoppelt, da für die eine Hälfte ein Capital von 80 Millionen creirt, daher mit jener andern auf den Betrag von 120 Millionen erhoben wird. Die übrigen Bedingungen sind noch: Wenn binnen dieser 6 Jahre der Cours unter einen gewissen Gefrierpunkt fällt, so sind die Contrahenten ihrer Verbindlichkeiten enthoben, d. h. die Nationalehre, der Ruf und die Wohlfahrt unseres Vaterlandes sind an die Geldchatoullen der Herren Hofbankiers geknüpft; weil zu ihrer Bereicherung der Frieden um jeden Preis gewahrt werden muß. Ferner darf kein neues Anlehen innerhalb dieser 6 Jahre gemacht werden, außer mit den Contrahenten selbst. Das Monopol wäre gesichert, die kleine Bank, die Industrie und das Bürgerthum ausgeschlossen. Von der kleinen Bank werden nur jene Häuser mit 2½ Prozentigen zu 51 betheiligt, welche bei den Herren Hofbankiers um diese Gnade bittlich einkommen, so z. B. Königswarter, Todesco u. s. w. Binnen 10 Tagen wurde die ganze Geschichte, zum eigenen Erstaunen der Contrahenten abgemacht, die kaum auf das Eingehen ihrer Propositionen zu hoffen wagten. Das Tadelnswerthe an diesen Anleihen dürfte man, wie folgt, zusammenfassen können: 1. Ist es ein wenig zu wucherisch gemacht, da der Nominalwerth auf 100 zu 2½ Prozente lautet, kein Mensch aber weiß, wenigstens nicht wissen soll, daß der Staat dafür nur 51 bekommen hat. Ein bischen christliche Decenz hätten die Herren doch beobachten und sich nicht so sehr auf das Geheimniß steifen sollen. 2. Kann, so lange der allgemeine Zinsfuß nicht unter 2½ Prozent gesunken ist, keine Reduction stattfinden. Die Partisane der Contrahenten gebrauchen den Ausdruck: Es ist keine Kleinigkeit bei den jetzigen Aspecten und sozialen Convulsionen 6 Jahre lang vor der Kanone zu stehen. — Ja, aber aus der Kanone haben sie den Schuß herausgezogen. 3. Kann der Tilgungsfond auf jene Hälfte des Anleihens, die in den Händen der Bankiers ist, gar nicht operiren, d. h. sie kann nicht eingelöst werden, weil die Papiere alsogleich einen Cours bekommen werden, der höher als 51 ist. Sie standen gleich kurz nach der Ausgabe auf 56; weshalb der Tilgungsfond vielmehr dafür zahlen müßte, als der Staat bekommen hat. Und 4. ist es unpolitisch, da gerade jetzt das Geld rar ist, weil Rothschild so vielen Puissancen unter die Arme zu greifen hat, ein Anlehen auf 6 Jahre im Voraus zu machen. Gerade so, wie Einer, der für 20 Pferde den Hafer auf 6 Jahre vorauskauft, jetzt, wo er am theuersten ist. Warum nicht, da man Geld brauchte, lieber ein kleineres Anlehen machen, und dann auf die Conjuncturen warten? Zur Begründung dieses Anlehens wurden die finanziellen Vorlagen gemacht. Trotz der um 8 Millionen gestiegenen Staatseinnahmen betrug das Defizit von 1846 dennoch 7½ bis 8 Millionen, ein Defizit, das sich auch in der Zukunft wiederholen muß.

Digitized by Google

Achzig Millionen in 6 Jahrgänge getheilt, geben jährlich . .	15	Mill.
Hiervon für obiges Defizit alle Jahre	8	"
Für den Fortbau der Mailänder-Eisenbahn . . .	2½ bis 3	"
Für den vertragsmäßigen Fortbau der übrigen Eisenbahnen, wozu die Mittel ohnehin schon auf das Minimum reduzirt worden, so daß sie mit geringerer Energie fortgesetzt werden müssen als bisher	6	"
Summa	17	Mill.

Also 2 Millionen mehr als die Jahresquote des ganzen Anleihens beträgt. Alle Auslagen für Galizien, die Befestigungen, den Nothstand und für unvorhergesehene Fälle sind noch gar nicht berücksichtiget. Deshalb ist die Nothwendigkeit eingetreten, eine Reduction im Staatshaushalte auf's Tapet zu bringen, wozu die Herren vom Civil natürlicher Weise das Militär ausersahen. Diese Reduction soll 7 Millionen betragen, so daß nach Deckung des Defizitchens vom Defizit noch 5 Millionen als Extraordinarium disponibel blieben. Ja, die Armee soll abermals das Bad ausgießen, sie, die 300,000 Mann schwache, damit das Heer von 140,000 Beamteten und von 112,000 Provisionisten und Diurnisten mit mehr Ruhe für die Sicherheit und Ehre des Staates — — — — schreiben können; eine Armee die als Kaste betrachtet, wenigstens nach Traditionen die Ehre bewahrt, wo Gemeine und die niedern Officiere sich ohnehin kaum satt essen können, soll von den Herren des Civils durch das Sieb der Oekonomie geschüttelt werden, damit nur der feine Sand bleibe und der körnige Kies auf die Seite geworfen werde. Und dies zu einer Zeit, wo Frankreich und Rußland auf der Börse einander in den Armen liegen, und Herz an Herz, d. i. Säckel an Säckel gedrückt, das große Bündniß der Ruhmsucht und des Ehrgeizes, die Gewährung der gallischen und moskowitischen Volks- und Cabinetsleidenschaften durch Verne und Kisseleff beschwören. Gewiß, es muß zu den interessantesten Forschungen der politisch-ökonomischen Historik gehören, sich Rechenschaft zu geben über jene Unmacht, die Anleihen der beschriebenen Art möglich macht, sich aufzuklären über die Wucht jener Bankokratie, die sich vermißt mit den Geschicken eines Staates wie Oesterreich zu spielen und selbe an ihre Geldkoffer zu binden, dort mit Heine und Börne liberal zu prunken, hier aber durch die Büreaukratie der Wechselstube das Beamtenthum des Kaiserstaates zu gängeln. Diese Wucht ist der Zwang des Egoismus, des Säbels, auf welchen die Differenzen der Börse mehr Einfluß üben als schöne Augen auf schwache Herzen; jene Unmacht ist der Mangel der Oeffentlichkeit, es ist der Mangel des Vertrauens unseres Staates zu seinen Kräften, zu dem Willen und gesunden Sinne des Volkes.

— Von der Freiung. —

Digitized by Google

3.

Anfangs April.

Die Noth. — Der Bürgermeister vor dem Kaiser. — Holzmonopol und Kornwucher. — Brünner und Pesther Märkte. — Die Bauernverblendung. — Culturzustände.

Der Winter, diese schwere Bürde des Armen, ist endlich vorübergegangen; sonnigen Blickes zieht das Frühjahr ein, den einen mächtigen Feind der Armuth, die Kälte, verscheuchend. Des Elends viel hat der heurige Winter in dem üppigen Wien erzeugt; noch nie waren die Spitäler so überfüllt, noch nie war die Sterblichkeit ohne Seuchen so groß gewesen. Allerdings hat sich die Regierung bemüht durch Geldvertheilungen das Elend zu mildern. Herzensgüte und Wohlthätigkeitssinn, Menschenliebe und Gnädigkeit sind ja die auszeichnenden Attribute unserer Kaiserfamilie. Was nützen aber dem Armen ein paar Gulden von Heute auf Morgen, wenn er Uebermorgen abermals keine Arbeit und keinen Verdienst findet, wenn er die Lebensmittel theuer bezahlen muß? — Er vervöllert die schmale Gabe, und hat „Durst, viel Durst." Nach der herben Noth, den Krallenschlag der Angst im Herzen, das fröstelnde Schauern der Hoffnungslosigkeit in den Adern tragend, will er vergessen, wenigstens für Heute, für Morgen vergessen, was er gelitten, er will nicht daran denken, was er noch leiden muß. Die Wahrnehmung, wie das Elend dennoch trinkt und sich betrinkt, mag wohl — so erzählt man — den Bürgermeister Czapka von Gewinnstetten bewogen haben, dem Kaiser auf die Frage: Ob es den untern Classen wirklich so schlecht ergehe? zu antworten, daß eigentlich keine Noth in Wien sei, da alle Wirthshäuser beständig gefüllt wären. Jedermann begreift diese Antwort in der Voraussetzung, daß man von einem Wiener Bürgermeister Anno 1847 das Geständniß noch nicht erwarten dürfe, wie die Regierung keine Vorkehrungen getroffen, um durch städtische Getraidevorräthe, welche zu Zeiten der Theuerung auf den Markt gebracht würden, dem Kornwucher, um durch ähnliche Maaßregeln dem Holzmonopol die Spitze zu bieten. Autonomisch organisirte Communen hätten sich selbst geholfen. Immer aber ist hier der Preis des Waizens, im Vergleich gegen Baiern, um mehr als die Hälfte geringer. Gesegnetes, dreimal gesegnetes, daher um so strafbareres Oesterreich, wenn dennoch des Mangels grinsende Züge, wenn des Hungers Drängen den Friedlichen erschrecken! Möge diese Lehre zur Warnung dienen. Leider aber gibt es keine Warnung ohne Oeffentlichkeit. Die Brünner und Pesther Märkte sind trotz der wachsenden Industrie und des aufblühenden Handels — so schlecht ausgefallen, daß die Verkäufer nicht einmal die Waarenkisten zu öffnen nöthig hatten. Viele Weber sind brodlos geworden. Mehrere große industrielle Häuser fallirten. Die National-Bank steht ja nur den Sina's und Consorten offen. Man erzählt sich von Tumulten gegen die Bäcker, von Zusammenrottungen des Plebs in Prag. Auch hier soll Aehnliches stattgefunden haben. Ein Factum aber besteht, nämlich daß in jeder Caserne eine Compagnie mit zwei Offizieren in steter Bereitschaft sein muß. Diese Mannschaft führt die Benennung: Politische Reserve. Nach Raindorf wurde eine Polizeiabtheilung mit einem Polizeicommissär verlegt. Auch in Galizien — Viele lebten von Gras und Wurzeln, wie es die Autopsien zeigten — war die Noth

Digitized by Google

gräßlich; in Schlesien nicht minder. Die Robotablösung soll dabei auf Renitenzen beim Landvolke stoßen. Arm und roh, daher mißtrauisch und störrig, will es nicht die Segnung erkennen, wenn der Werth der abzulösenden Robot auf seinen Grund und Boden als erste Hypothek vorgemerkt würde. Arm und roh gebraucht es die Waffen der Armuth und Rohheit, jene plumpe aber gewichtige Waffe des Nichtverstehenwollens, der Vorliebe für das Alte, an das es so sehr gewöhnt, für das es von Jugend auf erzogen worden. Jetzt soll es auf Ein Mal, Knall und Fall, Zeitgeist haben, aufgeklärt fühlen, liberal denken. Wie sich alle Extreme berühren, so berühren sie sich auch hier. Sklaverei und Zügellosigkeit, Rohheit und die instinctive List des Egoismus, Unglaube und Aberglaube, waren von jeher Geschwister, und lehren auch jetzt den Bauer sich mit der Hoffnung trösten: In ein paar Jahren haben wir die Robot- und Zehntablösung umsonst. Weit hinausgeschobene, an der Selbstsucht des status quo auf die lange Bank gelegte Zeitfragen lassen sich nicht übers Knie brechen. Die Aufklärung, die öffentliche Meinung müssen sich „de longue main" vorbereitet haben. Beide hat man in Oesterreich bei Thor und Thüren hinausgejagt, obwohl ihnen Joseph den Einzug gestattet hatte.

— Von der Freiung. —

III.

Aus Paris.

Anfang April.

Das Banquett der Fourieristen.

Das französische Volk, dies so oft als frivol und oberflächlich verschrieene, hat doch einen idealischen Drang, eine Kraft des inneren Aufschwungs in sich, die ihm auch bei den widerstrebendsten Naturen Bewunderung erringen muß. Das hab' ich gestern bei dem zu Fourier's Gedächtnißfeier gegebenen Banquett gesehn. Die lautgewordene Begeisterung in der Brust der Hunderte um mich herum, riß mich hin, daß ich ein anderer davonging, als ich hinzugekommen, daß ich sagen mußte: eine Nation, wo Hunderte solches idealischen, solches rein humanitären Aufschwungs fähig sind, ist doch ein großes, herrliches, bevorzugtes! Es sind nun schon zehn Jahre her, daß die socialistische Schule Fourier's ein Festmahl zum Angedenken ihres Meisters feiert. In der ersten Zeit war es nur von wenigen Adepten besucht und hatte sogar mit Hindernissen von Seiten der Regierung zu kämpfen. Aber man kann sich keine Vorstellung von der Hingebung, von der Begeisterung machen, mit der die Schüler Fourier's, Victor Considerant an der Spitze, für die Ausbreitung ihres Systems arbeiteten. Journale wurden gestiftet und in den ersten Jahren mit den größten Kosten erhalten! Die Erklärung der Fourier'schen Lehre, daß waren sie überzeugt, sollte alles thun. Sie selbst sehen in ihr den lebendigen Quell, die lebendige Offenbarung. Es hieße nur noch sie deuten und den Massen zugänglich zu machen; die dem Worte innewohnende Kraft würde das Weitere thun. Nun steht die Fourieristische Gemeinde ziemlich fest und die Zahl der Schüler wächst. Das Fourieristische Mahl, diese

Digitized by Google

Manifestation des Socialismus in Paris und Frankreich war diesmal stattlicher als je. An tausend Gäste waren im Saal Valentino versammelt, darunter wohl an hundert Frauen von allen Ständen. Auch Kinder, mit Blumen bekränzt, saßen an einer langen Tafel; diese „haben das Reich des Friedens, der Glückseligkeit schon, für die die Väter streiten und dulden." In der Mitte des Saals stand Fourier's Büste aus Marmor. Kaiserkronen, die Lieblingsblumen Fourier's, weil er sie als Märtyrkronen gedeutet, umhüllten das Piedestal. Welcher Parthei man auch angehört, immer ist es ein großer Anblick, Hunderte zur Verehrung eines Genius versammelt zu sehen. Da steht er, ihr Gott, sie fühlen sich in ihm und durch ihn gehoben, sie lesen in seinen Zügen, in seinem Blick seine Gedanken. Ob solch ein Sichunterordnen aber nicht ein bewußtloses Argument gegen den Socialismus ist? — Fröhliche, rauschende Musik erscholl und rasch und lebendig ging das Mahl vorbei. Es war ein Liebesmahl; man fühlte sich vertraut und verwandt. Dann begannen die Toaste. „Dem Genius Fourier's, diesem Offenbarer der menschlichen Geschicke" ruft der Eine. „Der friedlichen Begründung der Einheit aller Menschen" ruft der Andere. Andere Redner besteigen die Tribune. Sie bringen den Toast und den Gruß des Friedens „allen Völkern des gesitteten Europa." Deutschland vor allem sei gegrüßt! „Deutschlands Völker werden Frankreich nicht abweisen, wenn sie überzeugt sein werden, sie kämen nicht als Eroberer, nein, wie befreiende Brüder." Dem sterbenden Polen wird ein „Heil" getrunken. „Es wird wieder erwachen, es kann nicht sterben, denn seine Mission ist noch nicht zu Ende. Der Vernichtung alles Kriegs auf Erden — dem Eigenthume und redlichem Besitze — der allmäligen Emancipation des Weibes — der Ordnung und dem Gesetze!" galten die anderen Toaste. Auch der Todten, die für die Ideen der Menschheit gestritten, wird gedacht. „Sie bilden die unsichtbare Kirche, sie sind gegenwärtig bei diesem Mahle, daß einem ihrer Brüder, einem der größten Genien der Menschheit, Fourier, gilt!" Und Thränen stürzen aus den Augen der Gäste, Freunde umarmen sich und alles stimmt in den Jubel ein. Selbst der Fremdeste muß von der Macht solcher Augenblicke ergriffen werden, was diese Männer weinen, was diese Augen feucht macht und Herzen an Herzen wirft, sind doch im Grunde Losungen der Zeit, Losungen der Menschheit. Unwillkürlich spricht eine Stimme im Herzen des fremden Gastes, vielleicht wohnst du da einer Versammlung der wahren, wenn auch noch unklaren und unterdrückten Kirche der Menschheit bei. Gewiß, die große Association ist das Ziel der Menschheit. Manches wird anders werden, als diese Leute es denken und lehren. Ihr Friedensreich ist Quietismus, ihre Ansicht, daß die sociale Reform unter jeder Regierungsform möglich sei, ein thörigtes Verdammen jeder That; aber sie besitzen dennoch manche Worte, die als Losungen in die Zukunft hinüberkommen werden. Mit solchen Gedanken und innerlich gedrückt und doch nicht wenig gehoben verließ ich den Saal Valentino. Erinnere mich Niemand daran, daß ein paar Stunden später diese „Kirche" in einen Ballsaal verwandelt wird und daß in denselben Räumen, wo die Herrnhuter der Politik predigten und prophezeiten, ein paar Stunden später die pariser Adamiten mit ihren Hohenpriesterinnen, Königin Pomare und Mogador die wilden Saturnalien und seltsamen cheonographischen Uebungen halten, die hier zu Lande cancan genannt werden.

IV.

Aus London.

Victoria als Mutter und Hausfrau. — Der kleine Kronprinz. — Steife Etiquette. — Czaar Nicolaus. — Die Gouvernanten in England. — Das deutsche Spital. — Biographien von Schiller und Friedrich II. — Varnhagen, Pückler, Freiligrath und Winterhalter. — Neue Romane. — Schrift über Krakau.

Die Königin von England ist als Gattin und Mutter in der Uebung ihrer Pflichten eine so musterhafte Frau, daß es zu wünschen ist, sie würde in dieser Beziehung von den übrigen Fürstinnen Europa's und besonders von den Frauen ihres eigenen Hofes nachgeahmt. Leider aber bleibt ihr Beispiel grade in ihrer nächsten Umgebung ohne Wirkung. Während sie selbst sich jeden Morgen um sieben Uhr erhebt, eine Stunde spazieren geht und dann vor neun Uhr schon frühstückt, erwachen die Damen der fashionablen Welt erst, wenn die Sonne im Mittag steht und genießen ihr Frühstück im Bette oder doch unangekleidet in ihrem Boudoir. Den ganzen Tag ist die Königin ununterbrochen beschäftigt. Außer mancherlei Staatsgeschäften, denen sie sich widmen muß, leitet sie auch die ganze Erziehung und Aufsicht ihrer Kinder durchaus selbst, und weiß zu jeder Zeit und Stunde des Tages, wie und womit diese beschäftigt sind. Die älteste Prinzessin, die jetzt fast sieben Jahre alt und das Ebenbild der Mutter ist, wird jeden Morgen nach dem Frühstück zu ihr gebracht, wo sie sie selbst im Englischen und in der Religion unterrichtet. Die Kleine ist über alle Beschreibung heftig. Die Königin ist sehr aufmerksam auf diesen Fehler und empfahl der Gouvernante, jedes Strafmittel anzuwenden, das ihr nützlich dünke, aber nie ihrem Eigensinne nachzugeben. Die Kinder alle sind daher auch überaus höflich und bescheiden gegen die bei ihnen angestellten Personen, und so schwierig auch die Stellung im Punkte strenger Pflichterfüllung und Aufmerksamkeit auf den Dienst ist, so können doch Alle die Großmuth, Güte und Freundlichkeit der Königin nicht genug rühmen. Um zwei Uhr werden die drei ältesten Kinder zu der Königin geführt, um bei dieser und unter ihrer Aufsicht das Mittagsmahl einzunehmen. Keine Dame des Hofes nimmt sich zu ihren Mutterpflichten Zeit, ja die meisten derselben sehen ihre Kinder nur dann und wann — bei Gelegenheit. Die älteste Prinzessin spricht vollkommen gut deutsch und französisch und hat jetzt bei der Mrs. Anderson Musikunterricht begonnen. Der Kronprinz, ein wunderschöner Knabe und das Ebenbild seines Vaters, ist ein gesundes, blühendes und sehr gut gearte tes Kind; er ist fünf Jahre alt und soll eben jetzt einer deutschen Gouvernante übergeben werden. Die Kinder müssen täglich vier Stunden in der freien Luft sein, reitend, gehend oder fahrend. Die Königin selbst macht sehr viel körperliche Bewegung. Zu Pferde ist sie nicht muthig und reitet nicht gern ohne ihren Stallmeister zur Seite. Hat sie in ihren Morgenstunden ein wenig Zeit übrig, so benutzt sie diese, um mit Prinz Albert zu musiciren. Sie hat eine angenehme, aber keine bedeutende Stimme.

In den Abendzirkeln der Königin muß Alles stehen. Der Czaar Nicolaus soll gesagt haben, „Mais, mon Dieu! vous-êtes enormement debout-ici“ und hat darauf keinen Sitz für sich selbst annehmen wollen, so lange noch eine Dame gestanden. Dies hat die Königin genöthigt, während seiner Anwesenheit ein we-

Digitized by Google

nig in ihrer gewöhnlichen Hofetiquette nachzulassen und der Kaiser hat auf diese Art alle Frauenherzen davon getragen. Besser wäre es freilich, wenn der russische Kaiser andere Fesseln lösen würde, als die der Hofetiquette. In Warschau wäre seine Güte besser an ihrem Platz als in London.

Da ich so eben von der Erziehung der Prinzessinnen sprach, so muß ich eines Instituts erwähnen, welches unter dem Schutze der Königin Adelheid hier besteht; es ist dies eine „Anstalt für bedürftige Gouvernanten," aus deren Fonds solche, die in ihrem 50 Jahre brodlos sind, eine Unterstützung erhalten. Leider sind der Candidaten viel mehr, als der Dividenden. Bei der letzten Ausgabe fanden sich 50 solcher, die bedürftig und zur Arbeit unfähig waren und zwei nur konnten eine Unterstützung erhalten. Die Art, wie man auf diese Klasse selbstständiger und sich ehrenvoll ernährender Lehrerinnen herabsieht, ist wirklich eines freien Landes unwürdig, und ein Schandfleck für die Nation. Zwei junge trefflich unterrichtete Mädchen, die keine Stelle finden konnten, und deren Geldvorrath erschöpft war, vergifteten sich vor 14 Tagen.

Eine andere wohlthätige Anstalt, die uns Deutschen namentlich nahe geht, verdient eine vortheilhaftere Erwähnung; es ist dies das unter der Leitung des Herrn Dr. Freund angelegte „Hospital für Deutsche." Im Laufe von acht Monaten hat es 1200 Kranke aufgenommen, und durch die Wohlthätigkeit der deutschen Damen von Manchester waren die Vorsteher sogar im Stande, jedem Genesenen bei seiner Entlassung aus der Anstalt eine kleine Unterstützung zufließen zu lassen, die ihn gegen die Noth des ersten Augenblickes sicherte. Im Juni nächsten Jahres wird ein großer Bazar zum Besten des Hospitals veranstaltet werden, wozu an alle deutsche Frauen ein Aufruf ergehen wird, damit sie durch Einsendung kleiner Arbeiten ihren Antheil an dem Schicksal ihrer armen Landsleute in der Fremde bethätigen. Gewiß werden sie auch diesmal den mit Recht von ihnen gehegten Erwartungen entsprechen. Der Generalpostmeister von Preußen hat freie Einsendung aller für das Hospital eingesandter Sachen zugesagt, und auch der hiesige Gesandte, Ritter von Bunsen, der sich dieser wohlthätigen Anstalt mit ganzem Herzen annimmt, wird mit Vergnügen Alles vermitteln, was man ihm zustellen will.

Man bedauert in London sehr, daß man in Deutschland nicht so großmüthig gewesen, der „London Library" ein Exemplar der Werke Friedrich des Großen von Preußen zu verehren. Thomas Carlyle beabsichtigt eine große Biographie dieses großen Königs zu schreiben und sein Andenken dadurch von dem Schandfleck zu reinigen, den Lord Brougham demselben durch sein Urtheil in seinen „Men of letters" in England angehängt hat.

Schiller's dreißigjähriger Krieg so wie seine Geschichte der Niederlande, sind so eben im Englischen erschienen. Ein englisches Blatt sagt, indem es „Briefe von und an Göthe, herausgegeben von Riemer" anzeigt: daß die Deutschen eine Unmasse von Schriften über ihre bedeutenden Schriftsteller erscheinen lassen, aber nie eine Biographie derselben liefern. So habe man es einem Schotten, Thomas Carlyle — überlassen, Schiller's Leben zu schreiben; ein Amerikaner habe das Jean Paul's verfaßt, und mit Nächstem werde von einem Engländer eine Biographie Goethe's herausgegeben werden.

Digitized by Google

Varnhagen's „Denkwürdigkeiten" werden so eben von Sir Alexander Gordon, dem Schwiegersohn der als Uebersetzerin so gekannten und geschätzten Mrs. Sarah Austin für die englische Presse vorbereitet.

Fürst Pückler Moskau hat sein ganzes Vermögen in der englischen Bank auf Leibrenten angelegt. — Freiligrath lebt hier ruhig, da ihm ein Buchhändler, Herr Huth, gleich bei seiner Ankunft auf seinem Comptoir eine Anstellung mit 300 L. anbot.

Der Maler Winterhalter ist in diesem Augenblicke hier und wird in Windsor damit beschäftigt, die ganze königliche Familie zu malen. Er ist ein kleiner bleicher Mann von unansehnlichem Aeußern, aber der Königin großer Liebling.

Auerbach's Schwarzwälder Dorfgeschichten sind von einer Deutschen, Meta Taylor, geborne Dochow aus Mecklenburg in's Englische übersetzt worden. Dieselbe hat auch Grimm's Mährchen für das englische Publicum bearbeitet. Seit Fanny Tarnow ist dies die erste Frau, welche sich aus diesem Ländchen auf dem Felde der Literatur versucht.

Wales scheint seit einiger Zeit der beliebteste Schauplatz der neuen Romane, und die bis dahin unbekannte Welt seiner Helden und Zauberer, seiner Sitten und Vorurtheile eröffnet dem Dichter ein ganz neues, bisher unbetretenes Feld. Als das Beste in dieser Art wird gerühmt: „Llewelyn's Erbe oder Nord-Wales", ein Roman in drei Bänden, herausgegeben bei Smith u. Comp., Cornhill.

Ein gewisser Konbrakiewicz hat so eben in London erscheinen lassen: „Mittheilungen über Oesterreich und die kürzlich in Galizien und Krakau stattgefundenen Unruhen", in welchem Werke sich der Verfasser die gröbsten Irrthümer in Bezug auf Namen, Jahreszahlen und die frühere Geschichte des Landes zu Schulden kommen läßt, so daß man versucht ist auch den Rest seiner Mittheilungen in Zweifel zu ziehen und das wohl mit Recht.

— Amely*). —

*) Unsere Londoner Correspondenz (in Nr. 10) aus derselben Feder brachte einige biographische Notizen über Lola Montez, welche von mehreren Blättern und unter andern auch von der Kölnischen Zeitung nachgedruckt wurden. Die vielbesprochene Dame richtete in Folge dessen nachstehendes Schreiben an die Redaction der Kölnischen Zeitung: „So eben lese ich in der Kölnischen Zeitung vom 26. d. M die Abschrift eines Correspondenz-Artikels, welcher sowohl die Ehre meiner Person angreift, als meinen Charakter verdächtigt, indem man mich fälschlich mit einer Madam James in London verwechseln will einer Frau, von sehr übeln Rufe, noch lebend und wenigstens zweimal so alt, als ich. In Folge dessen halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß mein Name Maria Dolores Porris y Montez ist, daß mein Vater ein carlistischer Offizier war, nach dessen Tode meine Mutter, eine geborene Habaneserin, sich mit einem irländischen Adeligen verheirathete. Ich bin im Jahre 1823 in Sivilla in Andalusien geboren, und in Folge unglücklicher Familienverhältnisse sah ich mich genöthigt, beim Theater mein Fortkommen zu suchen, was ich, seit ich mich in München häuslich niedergelassen, für immer verlassen habe.

Indem ich Sie ein für allemal bitte, meinen Namen nicht mit den politischen Angelegenheiten Baierns zu vermischen, mit welchen meine Person nicht das Geringste zu schaffen hat, ersuche ich Sie, diese meine Erklärung in Ihr geschätztes Blatt aufnehmen zu wollen, und so das Ihrige dazu beizutragen, daß der Wahrheit ihr Recht werde. Somit ich die Ehre habe mich zu nennen Ihre ergebenste

München, den 30 März 1847. Lola Montez.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Empfangsfeierlichkeiten.

Ein Genrebild.

Im Gasthofe zum goldnen Löwen war eine lebhafte Gesellschaft versammelt. Der Kellner an der Thür empfing die Eintretenden mit tiefen Reverenzen, obwohl er sich nicht erwehren konnte, hinter mancher Gestalt spöttisch her zu lachen; denn er hatte in einer großen Stadt früher servirt und dort den vornehmen Ton begriffen. — Ich glaube kaum, daß Du fragen wirst, welches Ereigniß diese sehr ehrbare Gesellschaft zusammenführte. Was anders könnte heutzutage Deutschland, jede Stadtgemeinde, jede Harmoniegesellschaft zusammenhalten als das Essen, welches andre Band besser die Herzen zusammenketten als die unter dem Kinn zugebundene Serviette? So war es auch hier im Gasthof zum goldnen Löwen, unter dessen Aegide — er hing an der Hinterwand des geräumigen Saales in grimmiger Gestalt und zerriß mit seinen Vorderklauen ein Stück Fleisch von ziemlicher Größe — die Schützengesellschaft des Städtchens sich versammelt hatte zum Schmause und zur Berathung.

Man erlaube mir das Amt eines Cicerone zu übernehmen und dem geneigten Leser die ganze Schützencompagnie vorläufig vorzustellen.

Oben am Tische präsidirt der Major und Bierbrauer Wangenkern, ein gar stattlicher, dicker Herr, dessen volles Gesicht der Barometer war, an welchem man den Stand und das jezeitige Schicksal, Freuden und Leiden der ganzen Compagnie, so gut ermessen konnte, als daß er ein tüchtiger Kenner seines Gewerbes sei. Spottvögel pflegten ihn deshalb kurzweg „die Tonne“ zu nennen und behaupteten, es sei die höchste Zeit einen Reif darum zu legen. Hüten wir uns, diesen Reif mit der hellgrünen Schärpe, die stattlich über seine rechte Schulter fällt, zu verwechseln. Der Major blickt mit unbeschreiblicher Wonne zuweilen auf dieselbe herab, wenn seine Augen grade nichts besseres zu thun haben, z. B. nicht die vorliegende Speise zu

Digitized by Google

prüfen, oder rechts und links nach den ſchweren, bordenreichen Epauletts zu ſchielen. Neben ihm zur Rechten ſitzt der Hauptmann Zimpler, ein emeritirter Magiſter mit dünnem, grauem Haar, der am liebſten von den Oden des Horaz ſpricht; zur Linken der zweite Hauptmann Roberſtein, ein kleiner unterſetzter Mann, mit geſtülpter Naſe und ſtechendem Blick; dann folgten rechts ſechs Lieutenants und links ſechs Lieutenants, rechts ſechs Gemeine und links die fünf übrigen Gemeinen. Die ſechſte Gemeinſtelle auf der Linken war vakant. — Der Hauptmann Zimpler, den man den Vorſtand der Compagnie nennen konnte, hatte den Major ſchon öfterer heimlich an der Schärpe gezupft und geflüſtert: „Herr Obriſtlieutenant, ich denke es iſt Zeit, die Rede zu halten;“ aber der Major hatte immer geantwortet: „Subordination, Herr Hauptmann, erſt wollen wir ſpeiſen, dann reden;“ worauf der Magiſter jedesmal aus ſeiner gebückten Stellung auffuhr, ungemein ſubordinirt ausſah und einige Minuten darauf wehmuthsvoll lächelte. Denn er glaubte, daß die herrliche Rede die er ausgearbeitet, mit gefülltem Magen geſprochen und genoſſen lange nicht den Eindruck bereiten werde, als wenn ſie nüchtern gehalten wäre. Er hatte Cicero's Reden gegen den Varros für die Rede, welche das Thema der heutigen Feierlichkeit abgeben ſollte, eigends noch einmal geleſen und zum Muſter genommen; ſehnlichſt erwartete er den Augenblick, wo ſeine Beredtſamkeit, wie der heilige Geiſt, über die Verſammlung ausgegoſſen würde. Endlich, als Herr Wangenkern den letzten Biſſen gehörig conſumirt hatte, ſchlug dieſer feierliche Augenblick. Der Major ſtärkte ſich noch einmal durch einen herzhaften Trunk, räuſperte ſich und begann: „Herr Hauptmann, gebieten Sie Ruhe!“

Der Hauptmann Zimpler rief mit ſeiner feinen, näſelnden Stimme: „Silentium!“ Das heißt: „Nicht gemuckſt!“ commentirte dieſe ſchwierige, aber claſſiſche Stelle der Hauptmann Roberſtein mit ſeiner Donnerſtimme. Vor dem Hauptmann Roberſtein hatte die ganze Compagnie ordentlichen Reſpect; er war männiglich wegen ſeiner ſtarken Fäuſte bekannt, und, um mit den letzteren nicht nähere Bekanntſchaft zu machen — ſie lagen auf dem Tiſche dräuend geballt — ſaß Alles mäuschenſtill und hörte, die Augen auf den Teller geheftet, folgende An-, Stand- und Anſtandsrede des Majors Wangenkern zu.

„Theuerſte Waffengefährten, Mitbürger, Freunde, vor allen Dingen, ſag' ich immer, Subordination! Es iſt nicht allein, daß der Menſch ißt; wenn er gegeſſen ziemt ſich auch wohl ein vernünftiges Wort, plenus venter, ſagt der Magiſter; und darum ſind wir verſammelt. Nämlich erſtens um die Uniformen, zweitens um den Erbprinzen und drittens — das hab' ich

Digitized by Google

wieder vergeſſen; der Magiſter wird's übrigens wohl behalten haben und gehörigen Orts einhelfen können."

Der Magiſter ſchwitzte Blut; denn der Major ſprach nicht ſeine varriniſche Rede, ſondern aus dem Stegreif. „Herr Major," flehte er mit gefaltenen Händen, „ich bitte —" — „Nichts, Subordination, Hauptmann Zimpler," fuhr der Major fort — „ja, das Dritte fällt mir jetzt ein, das geht die Fahne an, und darnach zerlegen wir die ganze Geſchichte in drei Theile: der erſte Theil beſteht aus den Uniformen, der zweite aus dem Erbprinzen, und der dritte aus der Fahne. Das wollt' ich nur vortragen, das übrige iſt Nebenſache und ſoll der Hauptmann auseinanderſetzen, weil mich das Sprechen zu ſehr angreift, und es dem Magiſter leichter wird, der die ganze Affaire ordentlich zu Hauſe auf's Papier gebracht hat." —

Der Magiſter zitterte an allen Gliedern. „Aber, Herr Major," ſeufzte er, „ſo war's ja gar nicht verabredet; ich habe in meinem Leben noch nicht öffentlich ohne Concept diſſerirt und erinnere mich in dieſem Augenblicke an gar nichts." — „Subordination!" ſagte Herr Wangenkern. — „Dummes Zeug, Kamerad!" donnerte Herr Roberſtein, mit ſeinen Händen auf den Tiſch ſchlagend. „Ihr ſollt reden!"

Der arme Magiſter fuhr bei dem heftigen Geſtus ſeines Kameraden erſchreckt zuſammen, richtete einen verzweiflungsvollen, kläglichen Blick auf den Ungeberdigen hinüber, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn und begann:

„Alſo ad 1. Die Uniformen. Der Herr Major und der Herr Hauptmann Roberſtein ſind ſchon ſo gütig, eine dergleichen zu und gegenwärtig anzuhaben. Die alten Deutſchen lebten, nach Tacitus, ſehr einfach. Von den Thieren, die ſie erlegten, welches wohl meiſtens Auerochſen waren, nahmen ſie die Hörner zu Bechern und die Felle zur Kleidung, welches jedoch unſerm fortgeſchrittenen Zeitgeiſte nicht mehr ſo recht conveniren will. So geht es aber den Menſchen immer; cupiditas cupiditatum mater; unſer Stammvater war mit einem Feigenſchurz zufrieden, wir heutzutage können ohne Uniformen nicht exiſtiren. Doch braucht uns das nicht zu kümmern. Die Philoſophen ſind darüber einig, daß der Menſch, je mehr Bedürfniſſe er hat, deſto freier iſt. Und was die Freiheit beſagen will, das wißt Ihr, Kameraden, und wenn Ihr's nicht wißt, müßt Ihr die Haude- und Spener'ſche Zeitung, die Kölner Zeitung und zuweilen die Mannheimer Zeitung leſen. — Doch muß ich mir eigentlich ſelbſt zurufen: Quousque tandem! Mit den Uniformen verhält es ſich ſo: Der Tuchhändler, Herr Saalfließ, unſer erſter Lieutenant — er machte demſelben eine Reverenz, die tief und

Digitized by Google

ergebenst erwiedert wurde — hat noch einige Reste alten rothen Tuches, welche er um ein Billiges der Schützencommune abzulassen gedenkt. Da jedoch das Communalvermögen bedeutend durch das heutige Mittagsessen aufgezehrt ist, möchte die Gemeinheit, wenn ein Plenarbeschluß gefaßt werden könnte, wohl geneigt sein, diesmal eine Exemtion von der Regel zu statuiren, und als eine außerordentliche Personalsteuer jedem einzelnen Mitgliede auferlegen, sich zu uniformiren." (Unwilliges Gemurmel auf der Linken. Der Hauptmann Roberstein blickt scharf hin. Alles ist still.) „Ich will jetzt versuchen, die Vorzüge der Uniformen zu schildern, und dies wird den besten Uebergang zu dem zweiten Punkte, ad 2 Erbprinz, bieten. Die Entstehungsgeschichte verliert sich in das tiefste historische Dunkel, doch finden wir schon frühe Anfänge derselben. Adam hat unbestritten eine solche getragen, denn er war der erste und einzige Mensch. Bei den Römern trug jedes Alter seine besondere Uniform, und die römischen Jünglinge waren höchst erfreuet, wenn sie die toga virilis anlegen durften. Kannt der Große soll seinem sämmtlichen Heergefolge Stierfelle zu tragen befohlen haben. Am meisten begünstigte aber wohl die Einrichtung der stehenden Heere dieses Institut. Da nämlich nichts schwerer ist, als dem Feinde ein stehendes Heer entgegenzustellen, so hat man diese Stabilität in die Uniformen gelegt und läßt mit selbiger ordnungsmäßig oft sechs hintereinander eintretende Rekrutenleiber überziehen. Der Ausdruck stehendes Heer sagt also so viel ungefähr, als stehende Uniform. Welch ein erhebender Gedanke aber ist es — hier gerieth der Magister in Begeisterung, und die Rede hätte wie Gewittersturm aus seiner Brust gedonnert, wenn die hektische Lunge es erlaubt hätte — welch ein Gedanke, ein stehendes Heer zu bilden, selbst ein Mitglied des stehenden Heeres zu sein!"

Dem Major, den zwölf Offizieren und eilf Gemeinen gingen die Augen vor Wonne und Selbstgefühl über.

„Jeder Gedanke, jedes Gefühl," ging dann der Magister nach einer stillen Pause auf das Lob der Uniformen über, „muß sein Symbol, seinen Ausdruck in der Wirklichkeit haben. Welche Gefühle, welche Gedanken können uns als Mitglieder der Schützengilde wohl erfassen und bewegen? 1) Das Gefühl der Liebe und Treue gegen unseren verehrten Landesvater, die reinste patriotische Gesinnung. 2) Der Gedanke: Wir bilden ein geschlossenes Corps, welches die Thatkraft und Kriegslust unsrer sämmtlichen Mitbürger repräsentirt und das Recht hat, einen Schützenkönig aus seiner Mitte zu wählen. 3) Der Gedanke: Wer anders soll die Lösch-Wach-Boten-Wächter-Gefangenentransports-Bautendienste übernehmen und zum Wohl der

Digitized by Google

Stadt verrichten, wenn die Miliz einmal ausrücken sollte, als wir, die hochlöbliche Schützencompagnie?"

Bei diesem begeisterten, Allen einleuchtenden Passus brach ein allgemeiner Jubel aus, der sich kaum legen wollte, so daß der Magister Mühe hatte, folgendermaßen fortzufahren:

„Alle diese Gedanken, alle diese Gefühle finden ihren Ausdruck, ihre Repräsentation nach Außen in der Uniform. Zum Schlusse laßt uns ein Beispiel aus dem öffentlichen Leben nehmen: Nur das Militär macht unsern Staat furchtbar und also gesichert. Was soll der Krieger in demselben weiter sein, als eine Menschenvertilgungsmaschine? Muß es auf den Feind aber nicht einen weit gefährlichern Eindruck machen, wenn ein ganzes Regiment uniformirter Soldaten seine Gewehre gegen ihn abfeuert — weil er weiß, daß diese Leute zu nichts anderem auf der Welt da sind, als eben hierzu — als wenn er eine gleiche Anzahl zusammengerafft er Bürger in ihren Werkeltagskleidern gegen sich anmarschiren sieht, von denen die Meisten bisher nur die Nadel oder das Scheermesser geführt haben? Ist es nicht gefährlicher mit Maschinen, als mit Menschen zu kämpfen? Auch wir, Kameraden, wollen Eindruck machen, und zwar nicht nur auf die Weiber und Jungfrauen unsrer Stadt — obwohl auch hierzu der Glanz der Uniform uns eher verhelfen wird — sondern auch (laßt es mich sagen) auf die Feinde des Vaterlandes, wenn einst der Erbprinz ruft zum Kampfe für Heerd und Familie!

Vorläufig aber macht er nur eine Vergnügungsreise. Wohin? ob nach London, oder Paris, oder Petersburg steht unserem geringen Verstande nicht an zu erfragen. Genug, er reiset und wird übermorgen unsere Stadt mit seinem Besuche beglücken. Nun wird er zwar — wie wir armselige Creaturen durch das Leben — incognito durch die Stadt passiren und hat sich deshalb Triumphbogen, Geläut, Kränze, Reden und Gedichte verbeten. Aber ein treues Unterthanenherz kann doch nicht umhin, seine Gefühle an solchem Tage laut werden zu lassen. Darum trägt der Herr Major darauf an, daß das Schützencorps, als Repräsentant der Stadt, vor dem hiesigen Gasthofe den Erbprinzen in Reih und Glied bewillkommne, und daß der Hauptmann Zimpler, der jetzt die Ehre hat zu sprechen, eine Rede und ein Carmen ausarbeite. Dazu sind nun, wie männiglich einsieht, wieder Uniformen nöthig. — —

„Nun weiß ein Jeder, was wir beabsichtigen," unterbrach hier der Major, „und wer sich uniformiren will, der hebe die Hand in die Höhe. Wer's nicht thut, wird als ein Feind des Vaterlandes angesehen."

Alle streckten, und auch der Major selbst die Hände wie zum Schwur in die Höhe. Nur Einer nicht, der Stubenmaler Matz Pump.

Digitized by Google

„Herr Pump," fragte der Hauptmann Roberstein, während Alle den Unglückſeligen entſetzt anblickten, „warum heben Sie die Hand nicht auf?" — „Ich bitte um's Wort," verſetzte der Angeredete. „Schon oftmals hab' ich den Stab der Compagnie erſucht, auf meinen Stand Rückſicht zu nehmen und zu bedenken, daß ein Künſtler nicht füglich Gemeiner ſein kann. Der verehrliche Stab hat bis jetzt immer noch angeſtanden, mich zum Offizier zu befördern. Ich erkläre hiermit feierlichſt, daß ich mich gewiß nicht eher uniformiren werde, ehe man mich nicht zum Offizier ernannt hat. Ja, ich gehe jetzt noch weiter und drohe der Geſellſchaft förmlich an, daß ich, wenn man mir nicht willfährig iſt, dieſelbe nächſtens als Carricatur aufnehmen und an ſämmtliche deutſche Buchhandlungen verſchicken werde. Vorn auf dem Bilde, als Kopf und Kern des Kometen ſoll der Herr Major in Geſtalt eines Oxhoftes marſchiren, mit Epauletts und Bandelir, an der Seite den Degen. Dann ſoll der Magiſter kommen in der Geſtalt einer Gans und der Hauptmann Roberſtein als Bulldogg neben ihm her ſtolziren. Dann kommen zwölf Haſen mit Flinten und das geht auf die Offiziere, und dann die Gemeinen, natürlich ohne mich, mit geſenkten Köpfen und in Schafsgeſtalt. Ich bemerke nur noch, daß die Phyſiognomien aller Thiere gar nicht zu verkennen ſein werden, da ich ſie nach der Natur zeichnen werde. Kaulbach ſoll's nicht beſſer können."

Eine ſolche Bosheit war der Compagnie noch nicht vorgekommen. Alle ſaßen wie verſteinerte Leichen auf ihren Stühlen, ſelbſt der Hauptmann Roberſtein war blaß wie die Wand.

„Und das wollen Herr Pump an ſämmtliche deutſche Buchhandlungen verſchicken?" ſtammelte abgebrochen der Magiſter, als wie aus einem Starrkrampf erwachend. — „Sicherlich", erwiederte der Maler, kalt und triumphirend. „Ich werde jetzt ein neues Zimmer oben auf dem Rathhauſe anſtreichen, und wenn ich bis zur Vollendung dieſer Arbeit mein Patent nicht habe, ſo mach' ich mich an die Carricatur. Inzwiſchen mag die Geſellſchaft meinen Vorſchlag in Erwägung ziehen."

Hiermit empfahl er ſich mit ächtem Künſtlerſtolze.

Nun hörte alle Subordination auf. Alles ſtürzte über und durcheinander, als kaum der Maler die Stube verlaſſen hatte. Man umdrängte lärmend und ſchreiend den Major, der auf ſeinem Lehnſtuhle, wie auf dem Armenſünderſtuhle ſaß, während dicke Schweißtropfen ihm über die Stirne rannten. Jeder ſetzte ſeine Meinung ſchreiend und tobend auseinander und wie die Geſellſchaft auf ewige Zeiten durch die Carricatur blamirt ſein würde. Endlich donnerte der Hauptmann Roberſtein wieder auf den Tiſch, daß die Gläſer und Teller klirrend emporhüpften. „Heiliges Kreuz!" rief er, „jetzt

Digitized by Google

will ich eine Rede halten. Jeder ſei ſtill! Wir dürfen den übermüthigen Maler nicht zum Offizier machen; denn in acht Tagen droht er vielleicht wieder und will Hauptmann, oder gar Major werden. Malt er die Carricatur, ſo ſoll mich dieſer und der, ich zermalme ihn, wie ich dies Stück Brod hier zerquetſche!" — „Aber die Carricatur," wimmerten die zehn Gemeinen und zwölf Offiziere. — „Mir geht ein Licht auf," ſagte plötzlich der Magiſter mit freudeſtrahlendem Geſicht. „Ich bitte mich ruhig anzuhören." — „Aber nur keine lange Rede," bat Herr Wangenkern, wehmüthig und mit Thränen in den Augen, „ſonſt wird unter der Zeit die Stube auf dem Rathhauſe ausgemalt, und dann geht er an die Zeichnung, auf der ich das große Faß darſtelle." — „Wir thun", fuhr der Magiſter fort, „als wäre gar keine Unterbrechung in der Rede eingetreten und gehen ohne Weiteres über zum dritten Punkte, nämlich auf die Fahnenweihe. Sein Sie unbeſorgt, Herr Hauptmann Roberſtein; ich werde das übrige kurz und ſummariſch zuſammenfaſſen. Nämlich die Gemahlin unſeres verehrten Wirths zum goldnen Löwen hat der Compagnie eine Fahne, welche ſie, die Dame, eigenhändig geſtickt hat, verehrt. Das Wappen auf derſelben ſtellt daſſelbe dar, was das Wirthshausſchild, welches Sie auch hier im Saale abkonterfeiet finden, nämlich einen Löwen, welcher ein Stück Fleiſch zerreißt. Ich hätte gern über dieſe ſinnreiche Allegorie und ihre Beziehung zu unſerem Vereine einige bedeutſame Worte fallen laſſen, indeſſen non patitor bellum amorem et dulcem artem! Freunde — die Fahne iſt da, Leute, die zu derſelben mit bewegten Herzen ſchwören ebenfalls, nicht minder ein Prediger, der ſie einweihet. Aber das Affixum, ein Menſch, der dieſelbe tragen und von dieſem Heiligthum ſinnbildlich wieder getragen werden könnte, fehlt. Wie wär' es — hier wurde er ordentlich ironiſch und anzüglich auf Herrn Pump — wenn wir die Carricatur dadurch vermieden, daß wir den Malerpinſel zum Fahnenſtiele verlängerten?" — „Bravo, Magiſter," ſchrie Herr Roberſtein, und lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

Auch die übrigen Mitglieder der Compagnie ſtimmten unter lauten Freudebezeugungen dem Magiſter bei und noch bevor die Verſammlung ſpät ſich trennte, wurde beſchloſſen, den Magiſter als Abgeordneten an den Maler abzuſenden, um mit demſelben zu verhandeln und im Fall ſeiner Einwilligung demſelben die Inſignien ſeines neuen Amtes zu übergeben.

Ich muß Dir geſtehen, wie ein Kind hab' ich mich gefreuet auf all' den Glanz und die Pracht, welche von ſämmtlichen Einwohnern bei der Weihe

Digitized by Google

der von der Wirthin zum goldnen Löwen geſchenkten Fahne entwickelt wurde, und wie bei dieſer Gelegenheit der Maler Pump als Fahnenjunker die Ehre und Reputation der Compagnie durch ſein feines und anmuthiges Betragen wieder hergeſtellt. Indeſſen, es iſt Schade; der Stadtprediger Pendelbein hat durch ſeine ſalbungsvolle Rede uns den ganzen Spaß verdorben, und ich für meine Perſon würde lieber ſechs Reden des Magiſter Zimpler referiren, als nur eine Periode aus der Rede des Stadtpredigers. Nur eines Vorfalles, der dem armen Major beinahe übel bekommen wäre, will ich kurz gedenken. Während des Auszuges ſchritt nämlich ein junger fremder Menſch immer dicht neben dem Major, gravitätiſch wie der Major ſelber einher. Statt daß dieſer junge Mann nun aber dem Takt und Rythmus des Marſches hätte folgen müſſen, hob er immer, ſobald der Major das rechte Bein ausſetzte, ſelber das linke empor, welche Taktloſigkeit den Major ſo ſehr außer Haltung brachte, daß er fünf Minuten lang ſelbſt nicht wußte, ob er Rechten oder Linken zählen ſollte (welches er beſtändig leiſe bei ſich zu thun pflegte) und endlich, weil Alles vor ſeinen Augen ſchwamm und er kaum ſein Bein von dem des Nebenmannes mehr zu unterſcheiden im Stande war, Halt! commandiren mußte. Kaum war die Compagnie wieder im Takte, ſo trat jener junge Menſch nicht allein wieder falſch an, ſondern ſagte ſogar Folgendes, offenbar in boshafter Abſicht, als man bei dem Wirthshauſe zum goldnen Löwen vorbei defilirte, zu dem Major: „Herr Obriſtlieutenant darf nur befehlen und alsbald hol' ich das Duplikat der Compagniefahne, nämlich das Schild des Wirthshauſes zum goldnen Löwen herab und creire mich ſelber zum zweiten Fahnenträger." — „Rechten! Linken!" zählte der Major ingrimmig weiter. — „Die Compagnie," fuhr ſein Spötter fort, „wird ſinnreich durch den Löwen repräſentirt. Das ſteht feſt. Aber das Stück Fleiſch, welches ſelbige Compagnie zwiſchen den Tatzen hält, iſt Gegenſtand vielfacher Auslegungen. Einige halten es für den Braten, welchen der Wirth zum goldnen Löwen der bei ihm ſpeiſenden Schützencompagnie vorzuſetzen pflegt und das Bild zeigt, wie ſauer es der letztern wird, denſelben zu zerreißen. Andere ſagen das Umgekehrte: der Löwe repräſentire den Wirth ſelber, und das Fleiſch ſeine Gäſte die Schützen, denen er bereits — —" „Schikaniren Sie nicht!" donnerte der Major, ohne von ſeinen Füßen aufzublicken. „Rechten! Linken!"

Der Fremde trat wieder mit dem unrechten Fuße an und ſagte kaltblütig: „Ich beabſichtige eine zweite Schützencompagnie zu bilden. Wir tragen keine Uniformen und wollen den jetzigen Schützen den Garaus machen; kampfbereit ſind wir und todesverachtend. Dann werden wir der Löwe ſein,

Digitized by Google

und das Stück Fleisch, die nackte Schützencompagnie, deren Uniformen wir zerrissen haben." — „Rechten, Linken!" schrie der Major außer sich vor Wuth, keine anderen Worte zum Ausdruck seiner Gefühle findend, als die, welche er beständig vor sich hingemurmelt hatte und — — hieb mit dem Degen nach dem Spötter. Geschickt parirte dieser den Hieb und verschwand lachend in der Volksmenge. Inzwischen hatte er dem Major einen solchen Aerger bereitet, daß vier Flaschen Bier, welche der Major heimlich während der Rede des Stadtpredigers trank, seinen Durst nicht zu löschen vermochten.

Nachmittags wurde der Erbprinz erwartet, und da er sich alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten hatte, so hatte der Hochweise Magistrat nur das Rathhhaus bekränzt und mit Fahnen geschmückt. Sonst blieb Alles ruhig. Nur die Schützenmannschaft nicht. Auf dem Krähenberg, welcher, dicht vor dem Thore gelegen, die ganze Heerstraße beherrscht, wurde ein Posten mit geladenem Gewehr aufgestellt, ein Signal abzufeuern, wenn der Erwartete nahe. Die übrige Mannschaft versammelte sich indessen im goldnen Löwen, wo der Erbprinz zu logiren gedachte, festlich geschmückt und mit ernsthafter, feierlicher Miene. Ueber der Thür des goldnen Löwen hatte der Magister eine ausgestopfte Siegesgöttin von Gyps postirt und im Transparent darunter geschrieben: Te duce vincam!

Da es übrigens sehr lange währte, ehe das Signal ertönte, so suchte man sich die Zeit mit Trinken zu vertreiben.

Es schlug vier Uhr; das Signal fehlte noch immer. Man befürchtete, der Posten auf dem Krähenberge könne eingeschlafen sein; er wurde abgelös't.

Es schlug fünf Uhr. Die Gesichter wurden länger, manche vom Trinken schon erhitzter. Eine Stunde später machte sich der Wind auf und wirbelte Staubwolken auf den Gassen empor. Schon brach die Dunkelheit, durch das aufsteigende Gewitter noch verfinsterter, herein. Viele von den Schützen konnten den Donner nicht gut ertragen; der Magister sagte, er bekäme allemal Leibschmerz bei einem heranziehenden Wetter. Man schickte dem Posten zwei Reitermäntel zu. Viele wurden mißmuthig und schwuren: wenn der Erbprinz in einer halben Stunde nicht da sei, so zögen sie ab. Der Major, der der Flasche schon wacker zugesprochen hatte, theils weil er in Angst war vor der, von ihm zu haltenden Anrede, theils wegen des vielen Aergers, den er unabläßig heute schon gehabt hatte, mußte sein Möglichstes thun, sie zurückzuhalten. Endlich, als einige nach den Federhüten griffen und ihre Drohungen durch ihren Abgang wahr zu machen sich anschickten, griff er zu dem letzten Rettungsmittel und sagte: „Kinder, um

Digitized by Google

des Himmels Willen, verlaßt uns nicht, blamirt uns nicht! Ich gebe einige Bowlen Punsch zum Besten, wenn Ihr bleibt!"

Das wirkte. Die Gewehre wurden hingestellt und bald dampfte der Napf mit dem süßen, berauschenden Getränk auf der Wirthstafel. Ach, der arme Major! Er ahnte nicht, daß er, um die Ehre der Compagnie zu retten, sich selbst hinopfern mußte! Schon nach dem siebenten Glase sank er dahin, bewältigt von den verschiedenartigsten und mannigfachsten Einflüssen, die heute sein Innerstes bewegt hatten; die beiden Hauptleute brachten ihn zu Bett, während die Uebrigen, theilnahmlos um seinen Fall, unbekümmert um sein schweres Geschick, auf seine Rechnung forttranken. Ach! das ist der entsetzlichste Gedanke, der uns im Untersinken erfassen kann, daß diejenigen, für die wir uns opferten, lachend und uns vergessend, einen fortwährenden Leichenschmaus durch ihr Leben über unserm Grabhügel halten. Zum Glück war dem Major jeder und mithin auch dieser Gedanke in seiner jetzigen Stimmung undenkbar; er neigte lächelnd sein Haupt, als der Magister den ihm entsunkenen Commandostab aufraffte.

Sollen wir nun einen Blick in das Innere dieses armen Successors thun? Geneigter Leser, er hatte drei Glas Punsch heute getrunken; all' seine Gedanken lagen im Kreisen. Horaz, Cicero und noch einige andere alte Römer standen als Accoucheurs daneben. Er nannte das Gasthaus die Thermopylen, den Major Leonidas, die Compagnie seine Spartaner. Dann wieder einmal kam die liebe Jugend mit all' ihren sehnsüchtigen Wünschen, ihren goldnen Hoffnungen vor seine verstaubte Seele zurück: „Commilitonen," rief er, „laßt uns den Landesvater singen!" Aber ach! an ihrer „Rusticität" scheiterte jedes derartige Unternehmen. In all' diese brennenden und lodernden Feuerwerke versendete der Abfall des Majors einen eisigen Wasserstrahl. Der Magister wurde stiller, trank ein viertes Glas, es begann ihn zu frieren und die Röthe seiner Wangen wich allmälig zurück. „Himmel!" rief sein innerer Mensch, während sein äußerer krampfhaft die Hände verknotete, „vor dem Erbprinzen eine Rede halten! Ich!? Ach, wenn man nur Zeit, Gedanken, Papier und Bibliotheken hier hätte. Aber keinen Gedanken kann man fassen, denn kann nicht schon in der nächsten Secunde das erwünschte — Gott verzeih mir die Sünde — Signal ertönen!"

Er trat in seiner Bekümmerniß an's Fenster. Tiefe Nacht war herabgesunken, die Gassen waren leer und nur einige Nachtlampen schimmerten aus verschiedenen Kammern und spiegelten sich in den Sümpfen auf dem Straßenpflaster wieder. Denn das Gewitter war zwar vorübergezogen, hatte sich indeß in einen fürchterlichen Landregen aufgelöst. „Wenn nur der

Digitized by Google

Schildwacht draußen das Pulver auf der Pfanne nicht naß geworden iſt!“ dachte der Magiſter, als es eben 11 Uhr ſchlug.

Sein letzter Gedanke war ein prophetiſcher. Denn kurz darauf trat die Schildwacht von dem Krähenberge, trotz ihrer beiden Mäntel bis auf's Hemde durchnäßt herein. „Der Teufel mag da länger ſtehen!“ ſagte der Mann. „Ihr habt's bequemer, wie ich ſehe. Auch hab' ich kein Pulver mehr auf der Pfanne.“ Hier trank er raſch hintereinander mehrere Gläſer Punſch.

„Aber Menſch!“ ſagte der Magiſter zerknirſcht, „durch Ihre Poſtenverlaſſung ſind wir gänzlich ruinirt. Woher wiſſen wir nun, wenn der Erbprinz kommt?“ — „Durch mich, verſetzte der Poſten; er wird in einer kleinen Viertelſtunde hier ſein, hat mir der Stallmeiſter geſagt, der ihm vorausgefahren und mit mir zugleich hier eingekehrt iſt.“ — „Zu den Waffen, Spartaner!“ ſchrie nun der Magiſter aus Leibeskräften. „Er naht, er iſt da!“

Ach, wie der Ruf des Feldherrn nach verlorner Schlacht, ſo ertönte der Ruf des Hauptmanns Zimpler. Können die Todten Antwort geben? Nur wenige Brave rafften ſich trotz ihrer brennenden Wunde auf und folgten der Fahne des Führers. Grabesſchweigen deckte das Gefild. So taumelten acht Schützen von den Stühlen auf und ergriffen die Büchſen und folgten dem Hauptmann, ſich auf dem Markte zu poſtiren. Stromweiſe ſchoß der Regen hernieder; ein Hund würde, um ſeinen rückkehrenden Herrn zu begrüßen, ſich nicht hinausgewagt haben — die hochlöbliche Schützencompagnie, ihr Reſt, wagte es. „Front!“ commandirte der Magiſter mit zitternder Stimme. Sie ſtanden, d. h. wankten bald mit den Köpfen, bald mit den Unterleibern vor, aber bildeten doch eine gerade Linie. Schon raſſelte der prinzliche Wagen über das Straßenpflaſter daher.

„Präſentirt das Gewehr!“ bebte der Magiſter.

Der letzte Flügelmann fiel den Pferden in die Zügel; der Magiſter ſchwankte an den Wagen heran. „Willkommen zu Thermopylä, Landesvater!“ ſtotterte und ſtammelte er, „ich bin der Magiſter Leonidas, der Knecht, das ſind die Spartaner, die ich commandire und Ew. Durchlaucht präſentire; wir weichen und wanken nicht und ſterben Alle wie Ein Mann zu Dero Füßen!“

Der Erbprinz bog ſich etwas aus der Wagenecke hervor, zog aber ſeinen Kopf wegen des ſtrömenden Regens haſtig wieder zurück und ſagte erzürnt aus dem Fond des Wagens: „Haben Wir nicht allen Empfang verboten? Albernes, kindiſches Zeug. Er muß ſich glücklich ſchätzen, Magiſter,

Digitized by Google

wenn ich ihn einen Esel nenne. (Den Mantel wieder zusammenfassend.) Kutscher, fahr zu und die Kanaille über, wenn sie nicht Platz macht!“

Der Magister taumelte wie bedonnert vom Kutschenschlage zurück, besann sich aber plötzlich wieder und schrie: „Seine Durchlaucht, unser gnädiger Erbprinz lebe hoch!“

„Hurrah!“ stimmte die Compagnie verabredetermaßen aus voller Kehle ein.

„Was hat er gesagt, Herr Magister?“ umdrängten dann die Schützen den Hauptmann, „erzählt, erzählt!“ — „Er war sehr gnädig, Kinder,“ erwiederte der bleiche Magister und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne. „Er hat mich und die ganze Compagnie sehr gelobt.“ —

Am andern Morgen gewährte die Siegesgöttin über der Thür des Gasthauses zum goldnen Löwen einen gar kläglichen Anblick. Der Regen der Nacht hatte den Gyps theilweise demolirt und die Strohеingeweide der Göttin und flatternden Lumpen hingen ihr aus dem zerfetzten Körper. Darunter aber prangte das verglimmende Transparent: „Te duce vincam!“

August Hesse.

Digitized by Google

Der preußische Landtag.

Aus Berlin.

Die entscheidende Schlacht ist nun geschlagen; sie ist für die constitutionelle Partei verloren. Ist dieses ein Unglück oder nicht? — Die Antwort können wir zunächst dahingestellt sein lassen; machen wir uns vor Allem den Sinn dieser bedeutungsvollen Tage klar. Es berührt dies eine allgemeinere Frage, die, nicht allein für Preußen, zur Sprache kommen dürfte. Ist ein legaler Zustand, er sei wie er wolle, unbedingt dem patriarchalen Vertrauens- und Aufsichtszustand vorzuziehen? Ist eine halbe „Verfassung" besser als gar keine? Denn so steht es nun. Der einzige Augenblick, in welchem die Vertreter des Volks es bestimmt auszusprechen hatten, ob sie die im Patent vom 3. Februar enthaltene Verfassung als diejenige begrüßen und anerkennen, auf welchem die Entwickelung des preußischen Staatswesens vor sich gehen sollte, oder nicht, ist nun vorübergegangen: keines von beiden ist geschehen. Nachdem seit dem Huldigungslandtag von 1840 die Landtage sich aus allen Kräften abgemüht hatten, diesen großen Augenblick herbeizuführen; nachdem Presse, Volk, Regierung, Stände, im verschiedenartigsten Sinn gewetteifert, ihn möglich oder unmöglich zu machen, kommt dieser große Augenblick; und — die Entscheidung wird vertagt; aber vertagt in einer Weise, die eine ehrenvolle Wiederaufnahme des Kampfes nicht wohl möglich macht.

Da man diese einzige Gelegenheit, dem Fürsten, der mit königlicher Offenheit gesprochen, gegenüber diese ehrerbietige, aber volle Wahrheit auszusprechen, vorübergehen ließ? Man könnte sagen: „Es ist im Wesentlichen noch nichts verloren; die liberale Opposition war nicht gehörig organisirt; sie ist ungeschickt, schlecht angeführt, aus zu heterogenen Elementen zusammengesetzt;" aber sie ist da, und was einmal versäumt ist, kann in günstigen Momenten nachgeholt werden; diese Momente müssen sich finden, ja sie sind wesentlich durch die weiten Geschäfte des Landtags bedingt. Zum Beispiel. Es ist dem Landtage der Entwurf einer Anleihe zum Behuf der östlichen Eisenbahn vorgelegt.

Digitized by Google

Er könnte etwa bei der Berathung dieſes Entwurfs erklären: er fühle ſich nicht competent, denſelben anzunehmen, ſo lange ihm nicht die Prädicate beigelegt wären, die nach den frühern Erklärungen dem Reichstage zukämen.

Er kann das in der That! Allein, was unmittelbar durch die Wirkſamkeit des gegenwärtigen Landtags erreicht wurde, war eigentlich Nebenſache; es kam darauf an, der Krone, dem preußiſchen Volk, der deutſchen Nation und dem Auslande gegenüber die ſittliche Würde, die politiſche Entſchloſſenheit, die klare Einſicht der Volksvertreter zu bethätigen. Es iſt im Allgemeinen in den deutſchen Ständen, oder ich will lieber ſagen, um nicht zu weit zu gehen, in der Auffaſſung der landſtändiſchen Verhältniſſe von Seiten der hiſtoriſchen Schule, die Anſicht die anregende geweſen, die Regierung als über den Ständen ſtehend zu betrachten; nicht nur an Macht, denn das verſteht ſich von ſelbſt, ſondern auch an Einſicht. Das Gouvernement verwirft nicht nur die Anſichten der Stände, es belehrt ſie; es ſetzt ihnen nicht nur Schranken, ſondern es weiſt ihnen nach, daß dieſe Schranken ihnen heilſam wären, ihrer politiſchen Unmündigkeit wegen.

Es kam nun darauf an, dieſen Begriff zu widerlegen. Es kam darauf an, der Regierung, die nicht als Regierung, ſondern als Schule ſprach, die nicht den Willen, ſondern den Verſtand der Volksvertreter zu lenken unternahm, durch ein ebenſo anſtändiges als beſtimmtes Verhalten zu zeigen, daß auch außerhalb ihrer Sphäre eine beſtimmte, feſtabgeſchloſſene Bildung, eine entſchiedene politiſche Geſinnung, eine durch Praxis und unmittelbare Anſchauung geſchulte Doctrin zu finden ſei.

Der König und ſeine Beamten, ſo weit ſie in ſeinem Namen handeln, haben das Recht, Geſetze zu geben, ſie auszuführen, zu richten, zu belohnen und zu beſtrafen. Sie haben das Recht, ſie haben die Macht. Aber wenn die Regierung meiner politiſchen Anſicht eine eigene entgegenſetzt, ſo ſtellt ſie ſich mir gleich. Es mag eine Frage des Rechts, es mag eine Frage der Politik ſein; die Akten liegen vor, wenn ich überhaupt ein Urtheil habe, ſo kann ich auch darüber urtheilen, ſo weit meine Kenntniß reicht, ſo weit meine Bildung mich trägt. Aber eine Meinung iſt werthlos, ſo lange man nicht den Muth ſeiner Meinung hat. Die liberalſte Geſinnung ohne Charakter iſt leer und eitel; die höchſte Bildung unfruchtbar, ſobald ſie nicht das Innere, das Gefühl läutert und erhebt. Ausländer und Einheimiſche haben gewetteifert, dem deutſchen Volk die Fähigkeit einer politiſchen Wirkſamkeit abzuſprechen. Nie gab es in der deutſchen Geſchichte einen Moment, in welchem dieſe Anſicht auf eine glänzendere Weiſe hätte widerlegt werden können. Der ſchönſte Lorbeer war feil!

Digitized by Google

Der preußische Landtag hat diese Gelegenheit vorübergehen lassen; in seiner Adresse murrt und schmeichelt er gleichzeitig; hofft er und zagt; nimmt er Lehren an und opponirt. Wenn er den Kampf jetzt von neuem unternimmt, so kann er wohl den Zorn der Regierung erregen, aber nicht mehr ihre Achtung erzwingen. Ich möchte nicht gern mißverstanden werden! Ich bezweifle nicht im Geringsten die vollkommene Ehrenhaftigkeit, die redliche Gesinnung, die ausgezeichnete Einsicht der einzelnen Mitglieder der Ständeversammlung; aber als Gesammtheit können sie aus dieser Stellung, in die sie durch die Adresse gerathen, nicht mehr heraustreten.

Die Verfassung vom 3. Februar leidet vielleicht an größern Mängeln als eine andere der mir bekannten; aber es gilt von ihr, was von allen „geschriebenen Papieren" zu halten ist, sie wird unter den Händen entschlossener Männer zu dem, was sie daraus machen wollen. Es war möglich, durch einen gesetzten, seiner selbst sichern Willen aus dem Factum der Einberufung die Grundlage eines gesetzlich gesicherten Baues zu machen. Dies ist nicht geschehen. Jene Verfassung besteht nun zu Recht, wie man sich ausdrückt, d. h. es gibt kein legales Organ mehr, durch das sie angegriffen werden könnte. Allerdings haben die Stände erklärt, sie hätten Manches an ihr auszusetzen; sie haben Meinungen, Wünsche, Hoffnungen vorgetragen, aber keinen Entschluß.

Wenn sie jetzt mit dieser Erklärung nachträglich auftreten, so ist die nächste Folge ein durchaus unsittliches Verhältniß zwischen Fürst und Volk; ein der Moral nach anarchischer Zustand, der auf die politische Bedeutung Preußens nur verderblich einwirken kann. Die einzelnen Mitglieder haben nicht einmal mehr das Recht, sich zu entfernen, wenn sie in der Minorität bleiben; und wenn die Opposition die Majorität gewinnt, so ist es ein unsicherer, unklarer und darum unsittlicher Kampf. Einem Pessimisten, der nur aus der Fäulniß des Bestehenden die Saat der bessern Zukunft keimen sieht, möchte ein solches Verhältniß gefallen. Wer es wohl mit dem Volke meint, kann einen so bedenklichen Weg nicht einschlagen. Was sollen denn also die Stände jetzt thun? Ich habe nur Eine Meinung darüber — Sie kennen dieselbe schon aus meinem frühern Bericht. Nachdem die offne, feierliche, ehrenvolle Ankündigung der Fehde unterblieben ist, bleibt nur ein ehrenvoller Friede.

Die liberale Opposition muß ihren prinzipiellen Widerstand aufgeben. Sie kann noch Gutes und Vortreffliches wirken, wenn sie aufrichtig dem neuen Rechtszustand sich anschließt, und aus demselben im Einzelnen, auf eine organische und natürliche Weise das Bessere sich entwickeln läßt.

Digitized by Google

Damit ist durchaus nicht gesagt, daß sie überhaupt den Widerstand aufgeben soll. Die Verfassung bietet eine Menge Widersprüche und Inconvenienzen, die durch sich selbst, wenn Krone und Stände einig sind, zu einer gedeihlichen Weiterausbildung veranlassen. Langsamer jedenfalls, aber vielleicht nicht nachtheilig für das Wohl des Ganzen, wird sich auf diese Weise ein Rechtszustand herstellen lassen.

Man höre auf, die Faust in der Tasche zu ballen, mit liberalen Redensarten überall, wo es nicht am Ort ist, sich geltend zu machen. Das, so zu sagen, dramatische Interesse der Verfassungsgeschichte ist vorüber; aber auch im Kleinen, im Einzelnen, in der prosaischen Alltäglichkeit des praktischen Lebens läßt sich Gutes erreichen.

Man verzage nicht an der Sache der Freiheit, weil der zauberische Schein der Größe sie nicht mehr umkleidet. Ein Großes ist immer gewonnen, wenn der Unsicherheit, der Heuchelei, dem Mißtrauen ein Ende gemacht wird.

— „Ohne Resultat," sagt Biedermann in seiner Brochüre über den vereinigten Landtag — „und zwar ohne entscheidendes Resultat, kann, darf der vereinigte Landtag nicht auseinandergehen." —

Die Entscheidung ist erfolgt, in anderm Sinn, als Biedermann es meinte; ob sie das Verderben des Volks nach sich ziehen werde, — diese Frage kann nur eine abstracte Theorie unbedingt bejahen.

††

Digitized by Google

Parteistimmen aus Oesterreich.

1.

Vorbemerkung der Redaction.

Die Kölnische Zeitung vom 15. April enthält einen größern Artikel über österreichische Zustände, in welchem unter Andern folgende Stelle vorkömmt:

„Ein Beispiel für Hunderte, daß es leichter ist zu Verbieten als Verbote aufrecht zu halten, liefern jetzt eben wieder die gegen die „Grenzboten" angeordneten Maßregeln. Das gegen selbe seit Jahren bestehende Verbot wurde in jüngster Zeit auffallend geschärft; vergeblich verwendete sich selbst der sonst noch mit einer gewissen Nachsicht behandelte hiesige juridische Lesevereín, um für seinen geschlossenen Zirkel dieses Journal beibehalten zu dürfen. Man motivirte die mündliche Weigerung mit dem festen Entschlusse, jenes Blatt gänzlich von Oesterreich auszuschließen, dessen Redacteur eben, weil er ein Oesterreicher „den Ausfall empfinden soll," den man durch dieses allgemeine Verbot herbeiführen, und dadurch seine beharrliche Tendenz bestrafen wollte. Mit ungewöhnlicher Strenge wurden die Leipziger Ballen behandelt, manche in selben ertappte Lieferung jenes Blattes confiszirt, und diese Bemühungen mit einem Eifer fortgesetzt, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Ist aber irgend Etwas damit erreicht worden? Gewiß nicht. Denn die „Grenzboten" werden eben so eifrig in den weitesten Kreisen gelesen wie früher und ihre Art der Besprechung österreichischer Zustände hat sich auch nicht im Mindesten geändert. Abgesehen aber von dieser Erfolglosigkeit, so ist überhaupt schwer zu begreifen, warum gerade jenes Blatt mit solch einem wahren Luxus von Strenge zurückzudrängen versucht wird, da es doch neben der — freilich mitunter tief einschneidenden aber keineswegs gehässigen — Besprechung unserer Mängel andererseits sichtbar

bestrebt ist, wie wenig andere freisinnige Blätter, Allem, was bei uns Lobenswerthes geschieht, Geltung zu verschaffen, ja sogar manche wichtige Angelegenheit wie z. B. die ständischen Regungen meist in einer Art bespricht, die den Absichten der Stillstandspartei nur willkommen sein kann."

Die Redaction der Grenzboten glaubt gegen diesen letztern Satz entschiedene Einsprache thun zu müssen, um so mehr, als der Vorwurf, der hier gemacht wird, bei dem sonstigen Wohlwollen, den uns der Artikel schenkt, um so gewichtiger in die Wagschale fällt.

Wir müssen dem unbekannten Verfasser gratuliren, daß er in seiner Ansicht über die neuen ständischen Bewegungen in Oesterreich sich bereits so klar geworden ist, um sie als einen Fortschritt bezeichnen zu können. Wir unsererseits gestehen unverhohlen, daß wir noch nicht so weit sind.

Werfen wir einen raschen Blick auf die innere Lage Oesterreichs, so sehen wir uns an der Schwelle einer Uebergangsepoche, deren Endpunkte Niemand berechnen kann. Oesterreichs Stellung nach außen, Oesterreichs Verhältnisse nach innen lockeren mit jedem Tage das Festhalten an dem starren conservativen Prinzip mehr und mehr auf. Wie wird Oesterreichs Zukunft sich gestalten, von welcher Seite wird der Stoß, die Initiative ausgehen? Noch liegt Alles in den Händen der Regierung, noch kann sie die Initiative zu einer bessern Organisation ergreifen und im Interesse des Friedens, im Interesse des deutschen Geistes in Oesterreich, im Interesse der Hemmung russischer Intrigues in den slavischen und halbslavischen Provinzen, wünschen wir aus voller Seele, daß die Regierung die Zeit begreife und ihre Position durchschaue und nütze, ehe es zu spät wird. Und wehe dem Staat und wehe uns, wenn es zu spät wird! Eine Confusion in Oesterreich würde ein so fürchterliches Schauspiel bieten, wie die Geschichte ihrer nur wenige aufzuweisen hat. Denn hier stehen nicht blos Prinzipien, sondern auch Nationalitäten einander gegenüber, Provinzen der verschiedenartigsten Bevölkerung, von denen im Augenblicke der Verwirrung jede ihren eigenen Traditionen, jede ihrem eigenen Ehrgeiz folgen würde. Nicht blos jede Provinz für sich, sondern im Herzen einer jeden würden die verschiedenen Stämme ihre Leidenschaften gegen einander entzünden lassen, und die gleißnerische, lechzende Politik Rußlands würde ihre Hand mit zahllosen vergifteten Fingern in diese Wunden stecken und das Blut zersetzen in so viel Theile, als nur möglich. Man sieht, wir sind kein Freund einer Volksbewegung in Oesterreich, wir sind keine Liebhaber einer solchen Initiative, bei der das souveräne Volk der slovakischen Rastelbinder, und der galizischen Branntweinbauern eine Rolle zu spielen hätte, um hinterdrein von jener Macht

Digitized by Google

ausgebeutet zu werden, welche die Revolutionen an der untern Donau so schlau zu benutzen wußte.

Von diesem Gesichtspunkte aus haben die Grenzboten bisher die österreichischen Zustände betrachtet, von diesem Gesichtspunkte aus haben sie ihre Opposition gegen den unmoralischen, gedanken- und energielosen Mechanismus, des alten entnervenden und gefährlichen Prinzips gerichtet, das jeder freien Bewegung, jedem geistigen und nationalen Aufschwung abhold, gerade dasjenige hervorruft was er zu vermeiden erzielt, und in diesem Sinne sind sie entschlossen, sie fortzuführen, so lange sie Athem haben. Wir könnten hier mit vielem und nicht unbelohnendem Pathos die Schicksale und mannigfachen Verfolgungen aufzählen, welche die Redaction dieser Blätter für ihr Prinzip zu erleiden hatte und noch hat, aber die Grenzboten vertreten keine persönliche sondern eine allgemeine Sache. Nie haben wir über das Verbot unseres Blattes in Oesterreich und über die vielfachen Verschärfungen desselben ein Wort verloren, so wie wir nie einen Schritt gethan haben, um das Verbot zu mildern, oder gar rückgängig zu machen. Wir haben uns durch die Verschärfungen nicht erbittern lassen, so wie wir uns durch Milderungen nicht umstimmen lassen würden. Die Grenzboten kämpfen für ein Prinzip und nicht für ihren eigenen Nutzen, und so mögen denn diese Blätter immerhin in Oesterreich verboten und verfolgt werden, so lange die aufrichtigen Freunde Oesterreichs, so lange die Stimme der Wahrheit dort noch verboten und verfolgt bleibt! Auch unser Tag wird kommen und wenn wir die Zahl der Freunde und Meinungsgenossen in allen Kreisen unseres österreichischen Vaterlandes überschauen, so dürfen wir hoffen, daß dieser Tag nicht allzulange ausbleiben wird!

Bis zu diesem Tage aber werden die Grenzboten noch manchen bittern Kelch zu leeren haben; denn nicht blos der Strenge von oben müssen sie Stand halten, sondern auch auf die Verfolgungen, die ihnen von andern Nuancen der Opposition bevorstehen, müssen sie sich gefaßt machen. Die Grenzboten repräsentiren blos den Liberalismus des österreichischen Mittelstandes, dessen Wünsche unseres Erachtens die gerechtesten, die zweckmäßigsten und die am nächsten zu realisirenden, so wie sie unstreitig die am weitestverbreiteten sind. Aber neben dieser Opposition, die man die nationale nennen könnte, wenn Oesterreich so glücklich wäre, eine gemeinsame Nationalität zu besitzen, neben dieser dynastischen, mittelständischen, deutsch-österreichischen Opposition gibt es noch viele andere Nüancen: seperatistische, revolutionaire und aristokratische. Diese Elemente concentriren sich mehr nach innen als nach au-

Digitized by Google

ßen, ſie haben in der Preſſe noch nicht ihr Organ gefunden, und wenn ſie es gefunden, ſteht uns ein noch bitterer und erweiterter Kampf bevor, der fortgeſetzte Kampf nach oben und der neue Kampf nach der Seite.

Die ariſtokratiſche Partei, als die reichſte, wenn auch keineswegs die mächtigſte, hat in letzterer Zeit zuerſt verſucht, ſich ein Organ nach außen zu verſchaffen, und ſie hat dazu ein viel legaleres und breiteres Feld, als das Bürgerthum: ihre ſtändiſchen Verſammlungen. Ziemlich zaghaft und mit halb unſichern, halb ungeübten Schritten, keineswegs noch einig mit ſich ſelbſt, iſt ſie in die Arena getreten. Gleichzeitig aber griff ſie zu einem modernen, ausgebildeten und wirkſamen Mittel: zu der Preſſe. Die Schrift: „Oeſterreich und ſeine Zukunft“ iſt das Programm der landſtändiſchen, liberalen Adelspartei. Dieſes Programm iſt mit großem politiſchem Talente und mit noch größerem Takt entworfen. Der landſtändiſche Adel, wohl wiſſend, daß er allein und ohne Unterſtützung der öffentlichen Meinung machtlos bleiben muß, reicht in dieſem Buche dem Bürgerthum die Hand. „Unſer gemeinſchaftlicher Feind,“ ſagt er zu ihm, „iſt die Bureaukratie, ſie hemmt allen Fortſchritt, ſie beeinträchtigt die perſönliche Freiheit, ſie hemmt die Intelligenz, den materiellen Aufſchwung, ihre Macht zu entwurzeln iſt in unſerm wie in eurem Intereſſe; unſere alten Privilegien und Rechte verbrieſen uns zwar die Unabhängigkeit und den Widerſtand gegen ſie, aber dieſe Verbriefungen ſind beſtaubt und halb vergeſſen; ſollen wir ſie zur erneuerten Kraft bringen, ſo müſſen ſie durch die Sympathieen des Landes, durch die öffentliche Meinung unterſtützt werden. Gebt uns eure Zuſtimmung, laßt uns unſere alten Rechte, unſere alte Stellung als Landesvertreter wieder aufnehmen, wir meinen es wahr und ehrlich mit euch. Zwar gibt die alte Landesordnung den meiſten Provinzen, uns (Prälaten) Herren und Rittern, allein das Recht, zu ſtimmen und im Landhauſe zu ſitzen, die Städte, das Bürgerthum ſind ausgeſchloſſen — allein ſitzen wir erſt feſt, ſo wollen wir euch die Schranken öffnen und euch gleichfalls einen Antheil an der ſtändiſchen Verwaltung zuertheilen. Jetzt freilich können wir noch nicht darauf antragen, denn erſtens iſt der ſtändiſche Einfluß noch zu gering, um eine ſolche Reform der Landesordnung durchzuſetzen, zweitens ſind nach den jetzigen Statuten die Städte am Landtage nur durch die Bürgermeiſter vertreten; die Bürgermeiſter aber ſind von der Regierung eingeſetzte Beamte. Vermehren wir alſo die Zahl der ſtimmfähigen Städte, ſo vermehren wir zugleich die Stimmen der Bureaukratie innerhalb der landſtändiſchen Wirkſamkeit. Bevor wir daher die Städte zu dem Landtag zuziehen können, müſſen wir auf eine neue und beſſere Städteordnung hinarbeiten, worin wir

Digitized by Google

Landstände euch gern unterstützen, wenn ihr uns in der öffentlichen Meinung unterstützt ....."

Diesen Sinn haben wir aus dem zweiten Theil von „Oesterreich und seine Zukunft" herausgelesen. Daß die Schrift ein Programm des liberalen landständischen Adels ist, hat vor wenig Wochen die niederösterreichische Ständeversammlung gezeigt, indem sie aus eigenem Antriebe den städtischen Vertretern, die bisher blos die Postulate anhören durften, von den übrigen landständischen Funktionen aber ausgeschlossen waren, die volle Mitwirkung an den ständischen Berathungen zuerkannte. Das ist ein Akt, der Vertrauen erregt, und wir unsererseits, die wir persönlich mehrere der hervorragendsten und einflußreichsten ständischen Mitglieder kennen, und mehrfache Unterredungen mit ihnen gepflogen haben, setzen keineswegs ein Mißtrauen in den ehrlichen Willen der landständischen Partei.

Wir aber, d. h. die Redaction dieser Blätter, sind nur eine einzige Person, eine einzige Stimme aus der großen Masse des liberalen Bürgerthums in Oesterreich, sowie jene Herren nur einzelne Personen aus den landständischen Kreisen sind und so wie sie keineswegs einstehen können für die gesammte und gleichmäßige Stimme des landständischen Adels, so wenig können wir unsern Mangel an Mißtrauen unsern Meinungsgenossen aufdringen und die Stimmen unterdrücken, die von Josephinischen Standpunkten aus gegen den neuen Aufschwung, den der landständische Adel nehmen will, polemisiren, wie dies namentlich einer unserer geistreichsten Mitarbeiter in Prag und mehrere Andere in Wien thun.

Und sollen wir offen und ehrlich unser eigenes Geständniß ablegen, so müssen wir unverhohlen gestehen, daß wir nirgends eine Garantie sehen für die Versprechungen, welche der Verfasser von „Oesterreich und seine Zukunft" dem Bürgerthume macht, dessen Zustimmung er in Anspruch nimmt. Mögen seine näheren Freunde es auch treu und ehrlich mit diesen Versprechungen meinen, wer sagt es uns, daß seine Standesgenossen, wenn sie einmal den alten vollen landständischen Einfluß wieder erlangt haben, wenn sie in alle Privilegien wieder eingesetzt sind, die ihnen als Beirath, ja sogar als Steuerbewilliger in den alten Landrechten zugesichert sind, wer bürgt uns dafür, daß sie die bürgerlichen Schemel nicht wegschleudern, die ihnen zur Besteigung ihrer alten Sitze geholfen haben. Der antideluvianische Stolz und Hochmuth, mit welchem der österreichische Hochadel bisher auf die Bürgermassen herabsah, ist eben kein Beweis, daß er sich so plötzlich bekehrt haben kann.

Und dann, in welcher Weise soll dem bisher ausgeschlossenen Bürger-

Digitized by Google

thume (und wir verstehen unter dieser Bezeichnung nicht etwa blos die aristokratischen Städtebewohner, den Geldbeutel der hohen Finanz und Industrie, sondern alle jene Elemente, welche den Kern des Volkes bilden, die Capacitäten, die Gewerbe aller Art in Stadt- und Landgemeinden) die Betheiligung bei den ständischen Rechten erworben werden? Durch Zusätze zu den alten Landesverfassungen! Durch Zusätze, die der Regierung nur nach langjährigem Kampfe abgerungen werden könnten, während gleichzeitig ein zweiter Kampf mit der ultraaristokratischen-antiliberalen Partei zu führen wäre, der gewiß diese Zuständnisse in die allerengsten Schranken einzuengen trachten wird. Und dieses alles um eine alte Landesverfassung wieder zu beleben, deren Grundprinzipien im Mittelalter wurzeln und die in noch gar vielen andern Stellen faul und moderhaft ist!

Wir verkennen nicht den Werth und die Wichtigkeit der historischen Entwickelung und des Fortbauens auf bestehenden Grundlagen, aber wo dieser historische Stufengang einmal unterbrochen ist, da ist es besser, an dem Neuen statt an dem Alten zu bauen. In einem großen Theil Oesterreichs ist nun einmal die Geltung der alten Landesordnung durch funfzig Jahre und noch darüber unterbrochen geblieben und der Adel, der die Hände in den Schooß legte und zusah, hat sich's selber zuzuschreiben, daß es so kam. Und nun, nach so langer Unterbrechung, während welcher die meisten gebildeten Staaten Europa's eine ganz andere Richtung in ihrer Entwickelung genommen haben, sollen wir, die Masse der österreichischen Bevölkerung, dem Adel helfen, seine alten Privilegien wieder restauriren, damit er uns dann nach sich ziehe. Der Umweg ist etwas weit, etwas sehr weit! Wir glauben, das Interesse des Bürgerthums, des Gesammtvolkes hat ein viel näheres Ziel. Wenn die Presse, wenn die öffentliche Meinung der Regierung bessere Zustände abgewinnen soll, so sollen diese nicht in einer Restauration alter Verhältnisse, sondern in einer Organisation von neuen, die den Bedürfnissen der Gegenwart, den Erfahrungen der neuern Politik und dem wahren Schwerpunkte der heutigen Bevölkerung, der nicht mehr im Adel liegt, besser entsprechen, als die alten Wladislav'schen und Ferdinandinischen Landesordnungen.

Dennoch aber wollen wir keineswegs übersehen, daß die landständischen Bewegungen in ihren Prinzipien durchaus berechtigt sind und wir gestehen gerne zu, daß ihre Wirksamkeit, wenn sie ihre Aufgabe verstehen, von großem praktischem Nutzen für die Gesammtheit werden könnte. Zuerst wird der Fortschrittspartei durch die Landtage ein wichtiger und

Digitized by Google

legaler Boden gewonnen, gegen den das „hiſtoriſche Rechtsprinzip" der Regierung ſich auf die Länge keineswegs ſo ſtark ſträuben kann, wie gegen die Preſſe und andere moderne Oppoſitionshebel. Zudem wird den Progreſſiſten ein Zuwachs von einflußreichen Perſonen, von Geldmitteln und Capacitäten zugeführt, die bisher brach lagen. Dem Ehrgeiz der Ariſtokratie iſt ein neues weites Feld geöffnet und der öſterreichiſche Adel beſitzt der hochherzigen, wahrhaft adeligen Männer genug, die, wenn ſie erſt die tiefere Bedeutung ihres Wirkungskreiſes ſich klarer bewußt werden, weit größerer und ſchwungvollerer Opfer fähig ſind, als das lederne, zuſammengeſchrumpfte Herz der Ariſtokratie vom Geldſäckel.

Und ſo dürfen wir Andern die dargebotene Hand keineswegs von uns weiſen und durch Standesvorurtheile und unzeitiges Mißtrauen unſere ohnehin ſchwachen Kräfte zerſplittern. Vor der Hand gilt es Einigkeit und Zuſammenwirken Aller, die in Oeſterreich eine beſſere Zeit heranzubilden bemüht ſind. Jeder Zuwachs an Streitkräften, vorausgeſetzt daß ſie nicht die Revolution erzielen, ſei uns willkommen!

Nach wie vor werden daher dieſe Blätter die Stimmen ſammeln, die aus Oeſterreich für geſetzliche, aber durchgreifende Reformen ſich erheben; ſie werden ihre Unabhängigkeit nach beiden Seiten hin wahren, und ſo bereitwillig ſie auch das Gemeinnützige und Fruchtbare, das aus den landſtändiſchen Bewegungen erwächſt, einregiſtriren wollen, ſo wenig werden ſie ſich auch abhalten laſſen, eine begründete Polemik gegen ariſtokratiſche Uebergriffe und Selbſtzwecke und eine gerechte Kritik der landſtändiſchen Thätigkeit und Unthätigkeit aus dem Geſichtspunkte jener Geſellſchaftsklaſſen zu üben, die keine Freiheiten, ſondern Freiheit, keine Privilegien, ſondern gleiches Recht für Alle erzielen. —

Leipzig. J. K.

2.

Was wollen die Landſtände in Oeſterreich?

Aus Wien.

Ueber den Verfaſſer Oeſterreichs und deſſen Zukunft zirkuliren noch immer die verſchiedenſten Gerüchte. Bald iſt es ein Comité der Stände, welchem man das Buch zuſchreibt, bald iſt dieſer, bald jener Cavalier der Autor. Was aber den ſprechendſten Beweis liefert, daß die Schrift großen Anklang in höheren Kreiſen als jenen findet, die ſo gerne jede ſelbſtſtändige

Digitized by Google

Meinung unterdrücken, ist der Umstand, daß keine Nachforschungen und Verfolgungen angestellt werden. Wenn auch die wegen des ersten Theiles gemachten geheimpolizeilicher Natur waren, da Campe 20,000 Fr. (???) für Auslieferung des Manuscriptes angeboten wurden, so ist wenigstens bis jetzt wegen des zweiten Theiles nichts geschehen. Der Verfasser ist ein noch junger Mann, dessen nächste Verwandte die höchsten Personen des Hofs in nächster Nähe umgeben. Vor Allem gefällt der ruhige leidenschaftslose Ton des Autors, der von seinem Standpunkte aus den Gegenstand klar beherrscht, fest und deutlich ausspricht was er will, und auch dem Wiederstrebendsten, dem fossilen Zopfe wie dem im Amtsfracke Patriotismus heuchelnden Egoisten, die Ueberzeugung aufdringt, daß er es recht und ehrlich meint. Eine solche Gesinnung muß vor Allem dem hohen Kaiserhause selbst, den unter Vorwand der äußern amtlichen Pseudoverantwortlichkeit im Thun und Wirken von der Bureaukratie gehemmten Prinzen wohl thun, den Hof über die Absichten der Stände beruhigen, und ihm die willkommene Ueberzeugung gewähren, daß Oesterreich noch Patrioten besitzt, die den Staat nicht als Pachthof, das Amt nicht als Pfründe ausbeuten.

Der Standpunkt des Verfassers stützt sich auf die einfache Frage: Wo ist in Oesterreich die Institution, welche noch einige Kraft, den nöthigen Willen, die geistigen Mittel und ein wahrhaftes Interesse besäße, dem Sinken der Zustände in der Tintenpfütze des Bureaukratismus und Monopolismus vorzubeugen, den Staat durch das Volk mehr als durch die Formen der Verwaltung zu erkräftigen. Er, selbst ein Landstand Tyrols, findet dieses Institut in den Landständen überhaupt, und mit Recht. Denn leider sehen wir in Oesterreich das Volk ohne alle Bildung und Gesinnung, den Bauer unwissend und roh, den Bürger ohne Geist und Kraft (?), die Geistlichkeit herrschsüchtig und blos kirchlich, die anderen Stände meist ohne Selbstbewußtsein, darum ohne Würde, mit Ausnahme der äußern Formen; das Ganze also ohne Tiefe und Ernst, gewohnt an den Schlendrian des Systems, über Aeußerlichkeiten das innere Wesen vergessend, von Heute auf Morgen lebend; hier also kein Entsagen, kein Muth, keine moralische Kraft, daher keine Basis für eine Reform darbietend. Nur die Stände haben Lebenszeichen gegeben, nur sie haben zu sprechen gewagt, wo vor dem dynastischen Egoismus, vor dem bureaukratischen Despotismus der Questenberge Alles verstummte; nur sie haben ihre Rechte wenigstens durch das Wort gewahrt, in der Zeit dafür geblutet. Und diese Rechte fordern sie jetzt nach dem Grundsatze der Regierung, die mit dem Recta tueri sich selbst am meisten zu schützen vermeint.

Gerade der fragliche zweite Theil, der jetzt selbst gegen Scheda nicht

Digitized by Google

einmal großen Herren erlaubt wird, weil die papierne Bureaukratie die Weckung eines echten aristokratischen Geistes im Adel, des Gefühls seines großen historischen Berufs zu fürchten beginnt, hat unter den Landständen eine tiefe Sensation erregt und den Anstoß gegeben, daß mehrere ihrer edeln Geister die Zeitfragen in entsprechende Bearbeitung genommen haben. Die Zeiten des: „Let Curzon hold what Curzon held," des Motto der Lords Howe, sind vorbei, und die De Mauley (Ponsonby) haben sich jenes: „Pro rege, lege et grege," weislich des Volkes nicht vergessend, die Lowther (Grafen von Lonsdale) haben sich die den jetzigen Standpunkt des Adels ziemlich richtig bezeichnende Devise: „Magistratus indicat virum" gewählt. Das Parlament ist die historische Magistratur des Adels. So arbeiten denn die österreichischen Landstände an einem Plane zur Verbesserung des Volksunterrichtes, dieses unseres größten Krebsschadens, der Ursache unserer totalen Gesinnungslosigkeit und Charakterschwäche; so verfaßt ein Comité ein Operat über die Einführung freier Communalverfassungen; so trachten Andere durch ihre Anstrengungen den vierten Stand zur gehörigen Geltung zu bringen. Diesen Weg zur stufenweisen Heranbildung und Entwickelung des politischen Elements in Oesterreich halten wir für den einzig richtigen, und rufen deshalb den Landständen ein frisches „Glück auf!" zu.

Durch eine verbesserte Schulerziehung wird das geistige Element im Volke rege gemacht, der Sporn des Selbstdenkens in seine faulen Flanken gedrückt, indessen selbstständige Communal-Verfassungen nicht verfehlen können, das moralische Gefühl zu wecken, den Bürgern Spannkraft und Gesinnung zu geben und sie zu wahren Söhnen des Vaterlandes zu bilden, wie dies Preußen Anno 1813 und 14 zeigte. Hieraus folgt schon natur- und zeitgemäß eine erweiterte Thätigkeitssphäre des vierten Standes, der, zur Selbstständigkeit gelangt, alsdann jene Stellung einnimmt, die den Hauptcontribuenten des Staatsschatzes gebührt. Auf dieser Basis müssen und werden die Landstände vorgehen. Haben sie nur erst Vertrauen beim vierten Stande erweckt, beweisen sie sich ihres historischen Ursprungs und Berufs würdig, so wird ihnen auch der Schutz der öffentlichen Meinung, das starke Bollwerk einer Hand in Hand mit ihren Anträgen gehenden Volksgesinnung nicht fehlen. Diese Volksgesinnung bildet zugleich die feste Grundlage einer gesunden frischen Oeffentlichkeit. Durch hundert Beispiele können wir beweisen, daß der Staat durch seine Geheimnißkrämerei sich selbst um seinen Ruf und das allgemeine Vertrauen bringt. Und doch

iſt man ſo thöricht, ſie noch als Regierungsarcanum in allen Apotheken der Bureaukratie beizubehalten.

Möge der Wille der Stände durch die Ueberzeugung geſtählt werden, daß in ihren Händen das Schickſal Oeſterreichs, ſein Erſtarken oder ſein — Verfall ruht. Die Nachwelt wird ihre Namen feiern, wie jene De Thou's, Franklin's und Hampden's, wenn ſie nebſt Gott, Fürſt und Vaterland auch pro lege et grege ſtreiten werden.

von ⊙

3.

Die öſterreichiſchen Landſtände.

Aus Prag.

In der Vorbemerkung der Redaction zu den Gegenſtimmen zu Oeſterreich und ſeine Zukunft, welche ſich im zwölften Heft der Grenzboten aus Wien und Prag vernehmen laſſen, wird ſehr richtig darauf hingewieſen, daß derlei Beurtheilungen um ſo wichtiger erſcheinen, als ſie einen Höhenmeſſer abgeben für die politiſche Bildung und die Wünſche der verſchiedenen Kreiſe der Monarchie. Beide Artikel ſind vorzüglich gegen die in dieſer Schrift hervorgehobene Wiederauflebung und Entwickelung der in Oeſterreich factiſch beſtehenden landſtändiſchen Provinzialverfaſſungen gerichtet. Sie ſchließen ſich in ihrer allgemeinen Tendenz mehrern frühern ähnlichen Artikeln an, welche uns die Grenzboten in der letzten Zeit gebracht haben, und können bei allen, welchen der Fortſchritt wirklich am Herzen liegt, nur ein trauriges Meſſungsreſultat hervorrufen. Statt ſich freudig der von hiſtoriſchen Grundlagen ausgehenden Bewegung anzuſchließen — ſie mag ſchon kommen von wem ſie will, ſtatt durch ein kräftiges Beiſpringen der öffentlichen Meinung das einzig noch beſtehende geſetzliche Organ derſelben zu heben und zu leiten, und zwar unter dieſen ariſtokratiſchen Reformern, welche wirklich das Gute wollen, zu ſtärken und zu unterſtützen im doppelten Kampfe gegen die Bureaukratie und viele ihrer eignen Collegen, ſtatt den endlich in Bewegung gerathenen Strom für den Anfang in dem bereits vorhandenen Bette zu erhalten und nach und nach dahin zu leiten, wo er einſt Oeſterreich's Verjüngung und neue Größe befruchtend gründen ſoll; — ſtatt allen dem zieht man ſtolz den demokratiſchen Harniſch an, von dem ſelbſt das wirklich Gute machtlos abprallt, weil es aus privilegirten und ariſtokratiſchen Händen kömmt und hofft doch zugleich monarchiſch-gläubig auf eine große all-

Digitized by Google

gemeine Selbstverbesserung der Bureaukratie und auf die Fortschritte, die die Nothwendigkeit und der Drang der Zeit herbeiführen muß. Nothwendigkeit! Drang der Zeit! Inhaltsschwere Worte, wo es sich um politische Bewegungen handelt, dringende und rauhe Mahner, denen man so bald als möglich Thüren und Wege öffnen soll, wenn man nicht will, daß sie am Ende durch das Dach oder durch die Mauer in das Haus brechen. Hier sind wir auf dem Punkt, auf welchem der Vorposten von Oesterreich's Zukunft steht, indem er mahnend auf die neu erwachten Landstände hinweist, als die Wege und Thüren, durch welche die öffentliche Meinung die gefährlichen Gäste ruhig einführen und als feindliche Rathgeber der Regierung gegenüber stellen soll. Wenn wir nun die beiden erwähnten Artikel und ihre Vorläufer betrachten, wenn wir sehen, wie zugleich das vorhandene Element des Fortschritts verworfen und doch dieser Fortschritt in seiner vollsten Ausdehnung verlangt wird; wie dem ärgsten Mißtrauen gegen eine, wenn auch zumeist aristokratische, doch mit des Landes Wohl und Wehe innig verbundene Corporation das Vertrauen auf besoldete Beamte entgegengestellt wird; wie endlich einerseits auf den Drang der Zeit und die Nothwendigkeit gehofft und andererseits der einzige friedliche Weg diese Mahnungen der Regierung mit Ernst entgegenzustellen verleitet werden will -- so wissen wir wahrlich nicht, ob wir über dieses Kauderwälsch einer öffentlichen Meinung lächeln oder trauernd ausrufen sollen: Männer des Fortschritts legt euch schlafen wie jener große Kaiser und laßt euern Bart bis auf bessere Zeiten um den Tisch herum wachsen. Vornämlich wenn man weiß, wie gut es sich in Oesterreich lebt, wenn man von Adel und gar noch reich ist, so muß man sich staunend fragen, welche egoistische Standesinteressen denn diese Herren ängstlich vertheidigen und was Großes sie denn in den jetzigen Zeitverhältnissen für sich dadurch gewinnen wollen, daß sie dem, nach allgemeiner Nivellirung strebenden Fortschritt huldigend einen politischen Wirkungskreis ansprechen. Wäre es ihren egoistischen Standesinteressen am Ende nicht angemessener, Alles so lange als möglich hübsch beim Alten zu erhalten, und statt Geld und Zeit in Privatvereinen zu opfern, in den ständischen Sälen über Steuern, Hypothekenbank, Straßenbau, Lottospiel u. s. w. zu sprechen, und sich mit der Bureaukratie zu verfeinden, solche Lapalien unserm lieben Herr Gott und dem betreffenden Commissair oder Referenten überließen, den Herrn Bureaukraten, die am Ende nicht gar so bärbeißig sind, hie und da die Hand drückten und so das traurige Leben angenehm und sorgenlos genießen würden? Und wenn es die ernste Mahnung der Zeit, wenn es die

Digitized by Google

gewonnene Ueberzeugung der Pflicht als hiſtoriſche und factiſche Vertreter der Provinzen iſt, was, wenn auch nicht alle, doch gewiß die beſſern unter ihnen leitet! Warum dann die Hand zurückſtoßen, welche ſie der allgemeinen Bewegung, dem Fortſchritte bietet, weil dieſe Hand von oben kommt und gegenwärtig noch vielſeitig gefeſſelt und gebunden iſt? Wir ſind durchaus weder Freunde noch Verehrer von Titeln, Würden und Privilegien, aber auch keine Ariſtokraten-Freſſer. Dies Geſchäft gleicht jenem der Danaiden, fräßen wir auch wirklich die Einen bei Putz und Stengel auf, es kämen Andere nach und es ging uns ſicher wie den Fröſchen in der Fabel. Ehre dem Ehre gebührt und Unterſtützung dem vernünftigen und geſetzlichen Fortſchritte, von wem immer er auch ausgehe. Das iſt unſer Loſungswort!

von † †

Tagebuch.

I.

Michelet's Geschichte der Revolution.

Aus Paris.

Sie erhalten diesmal Ihre Correspondenz von einem Halbkranken, der übrigens vollkommen Zeit hat das Bett zu hüten, denn — es geschieht hier Nichts. Die Kammer fängt zwar nun nachgerade an in Bewegung zu kommen, die Arbeitzeit naht; vorerst hat sie gestern die Verhandlung über eine kleine Bankreform angefangen; die Verhandlung über das neue Unterrichtsgesetz steht bevor; ebenso die über eine Duodez-Zollreform. Von all' dem Nächstens, für heute in Ermangelung eines Bessern die folgende Würdigung eines der neuen Geschichtswerke über die Revolution. —

Für einen Kranken ist Herrn Michelet's — „Histoire de la Revolution francaise" ein ganz guter Fund. Die Revolution in einer Harlekinsjacke — das ist freilich oft sehr böse, aber hat auch seine lustige Seite. Und deswegen, wenn Sie etwa auch unpäßlich sein sollten, lesen Sie Herrn Michelet; das wird Ihnen wohl thun.

Die französische Revolution, oder besser die Schreckenszeit charakterisirt Victor Hugo, der Große, mit dem Stich-, Schlag-, Knall- und Fallwort: quatre vingt treize — un point noir-dans un ciel bleu! „Ein schwarzer Punkt in einem blauen Himmel!" Das war schon anständig, schon aller Ehren werth; aber Kinderspiel gegen meinen Krankenpfleger und Tröster. Herr Michelet ist die vollkommene tollgewordene Phrase der Victor Hugo'schen Poesie. Sein ganzes Werk hat nur als eine letzte Ausartung der gräßlichen Unnatur, zu der die Phrase in neuester Zeit hinaufgeschraubt wurde, Bedeutung. Herr Victor Hugo ist nichts weniger als der Erfinder dieses hochtrabenden Hahnenschritts, aber einer der gewaltigsten Heroen desselben. Die Phrase ist überhaupt ein französisches Lebenselement und in der Geschichte Frankreichs von der größten Bedeutung. Jeder wirklich volksthümliche Charakter hat wenigstens eine oder ein paar Phrasen, die ihm mehr geholfen, sein Ansehen zu erlangen und zu erhalten, als

Digitized by Google

Alles, was er ſonſt gethan. Heinrich IV. lebt im Volke durch den guten Witz: „Ich will, daß jeder Bauer alle Sonntage ſein Huhn im Topfe haben ſoll!“ Ludwig XIV. ſagte faſt in Hugo'ſchem Tone: „Il n'y a plus de Pyrénées!“ Napoleon zeigte ſeinen Soldaten die Pyramiden, und rief ganz ſtolz aus: „Vierzig Jahrhunderte bewundern Euch von dieſen Pyramiden herab!“ Später hieß er: „Le soleil d'Austerlitz!“ und heißt noch heute ſo, wenn ſich eine paſſende Gelegenheit zeigt, und wenn man nicht mit der „meilleure des républiques“ zufrieden iſt.

Herrn Michelet's Werk über die Revolution, und beſonders ſeine Vorrede, iſt die ſchlagendſte Carrikatur dieſer Auffaſſungsweiſe; es iſt ein vollſtändiger Sieg des geſunden Menſchenverſtandes, weil es den Unſinn in ſeiner Haltloſigkeit ſo klar als möglich macht. Wenn Herr Ponſard den Verſuch macht, ein wenig bon sens in die franzöſiſche Poeſie zurückzuführen, ſo wird das auch nächſtens in der franzöſiſchen Geſchichtſchreibung eine andere Wendung nehmen. Das Werk des Herrn von Lamartine's lenkt ſchon in eine beſſere Bahn ein, iſt aber leider, trotz der größten Schönheiten, keine Geſchichte.

Für Heute ein paar der ſchlagendſten Redensarten Herrn Michelet's. Ganz zu Anfang ſeiner Einleitung hält er eine Standrede an die Revolution: „Du lebſt, ich fühle es jedesmal, wenn im Herbſte mein Lehrgeſchäft mich verläßt, die Arbeit laſtet, und die Jahreszeit ſchwerer wird .... dann gehe ich auf das Marsfeld, ſetze mich auf das trockne Gras und athme den großen Wind ein, der über die Ebene läuft! Das Marsfeld! das einzige Monument, das die Revolution hinterlaſſen hat! Das Kaiſerthum hat ſeine Colonne, und es hat überdies noch faſt ganz den Arc de Triomphe genommen; das Königthum hat ſeinen Louvre, ſeine Invaliden; die Feudalkirche von 1200 thront noch in der Notre Dame, ſelbſt die Römer haben ihre Thermen Cäſar's. — Und die Revolution hat zum Monumente — die Leere!“ — Der leere Raum, das iſt das einzige Monument der Revolution. Wenn es wahr wäre, ſo wäre es ſchlimm genug, aber es iſt nicht wahr, ſondern nur eine Phraſe. Das ſchnaubt: Et la révolution a pour monument .... le vide! Man muß nothwendig nach einem ſolchen Satze die große Trommel ſchlagen, und die Schüler Herrn Michelet's werden ſie ſicher mit dem lauteſten Beifall beklatſcht haben.

In dieſer Art durchläuft Hr. M. die ganze Geſchichte Frankreichs bis zur Revolution. Es kommt dabei mancher ſinnige Gedanke zum Vorſchein. Aber Alles unter einer ſolchen Maſſe von ſinnloſer Hoch- und Schönrednerei verſteckt, daß der geſunde Same vor dem Unkraute kaum aufkommen kann. Er beginnt damit, daß er ſagt: „Ich definire die Revolution als den Anfang des Geſetzes, die Wiedergeburt des Rechts, die Auferſtehung der Gerechtigkeit!“ Und hierin liegt dann ſein ganzes Syſtem. Vorher gab es nur Gnade, kein Recht, weder im Staate, noch in der Religion. Es iſt etwas Wahres in dieſer Anſicht, aber ſie iſt nicht wahr in dem Umfange, wie Hr. Michelet ſie auffaßt. Doch will ich hierüber nicht an dieſem Orte mit ihm rechten. In dieſem Gedanken aber greift er dann die Kirche, das Chriſtenthum, ſo weit ſie die Gnade über Alles ſtellten, an, und zeigt wie ſie nach und nach im 17. und 18. Jahrhundert untergraben und geſtürzt wurde. Der Widerſpruch, der in der Art, wie Voltaire

Digitized by Google

und seine Bundesgenossen das Knie vor dem Gotte beugten, dessen Altäre sie zerstörten, führt Hrn. Michelet zu der Phrase: „O meine Väter, o meine Brüder, Voltaire, Molière, Rabelais, geliebten Freunde meines Gedankens, seid Ihr es, die ich dort sehe, zitternd, bebend, lächerlich, in trauriger Verkleidung. Sublime Genies, die Ihr den Beruf übernommen, den Gedanken Gottes weiter zu tragen, Ihr habt also ebenfalls für uns das unförmliche (?) Märtyrthum übernommen, die Lustigmacher der Furcht zu sein?" — Ich führe diese Phrase an, denn in ihr gehen der wahre Gedanke und die überschwängliche Sprache sehr schlagend Hand in Hand und bezeichnen so die Art des Verfassers. Ebenso charakteristisch ist eine andere, in der er die Ansicht der Philosophen des 18. Jahrhunderts zu der seinigen macht: „Euer Gesammtwille — ruft er der Welt und den Völkern zu — ist die Vernunft selbst. — Mit andern Worten: Ihr seid Gott! Und wer, ohne zu glauben, Gott zu sein, könnte etwas Großes thun! — An dem Tage könnt Ihr ruhig die Brücke von Arcola passiren; an dem Tage reißt man sich, im Namen der Pflicht, seine theuerste Liebe, sein Herz aus. Seien wir also Gott! Das Unmögliche wird dann möglich und leicht. Eine Welt umzustürzen, ist dann wenig; aber man schafft dann eine Welt." — Und in dieser Art geht es weiter, bis endlich die Revolution kommt. Und als er gleich zu Anfang die Bastille erstürmt hat, verliert er alsbald den Kopf und zwar weil er sieht, daß „Une femme se bat à la Bastille!" und so ruft er aus: „O! Frankreich, du bist gerettet. O! Welt, du bist gerettet! Ich sehe am Himmel meine junge Flamme, auf die ich so lange hoffte, das Licht der Johanna von Orleans. — Was liegt daran, daß das Mädchen — ein junger Mann geworden, Hoche, Marceau, Jaubert, Kleber!" Dies Wunder, das aus der Jungfrau ein halb Dutzend Kernburschen gemacht hat, stimmt ihn dann ganz mild und religiös, und so hebt er eine Hymne an und singt: „Gerechtigkeit, du meine Mutter, Recht, du mein Vater, die ihr Eins seid mit Gott! — Denn auf wem soll ich mich berufen, mich, Einer des großen Haufens, Einer von denen, die unter zehn Millionen Menschen geboren wurden, welche nie geboren worden wären — ohne unsere Revolution. Verzeihe mir, Gerechtigkeit, ich habe dich für ernst und strenge gehalten und ich habe nicht eher gesehen, daß du dieselbe Sache bist, wie die Liebe und die Gnade!" Dieser Schlußgedanke stößt dann wieder das ganze System, auf das Hr. Michelet „seine Revolution" baut, um; denn wenn am Ende die Gnade und die Liebe doch wieder nichts als die Gerechtigkeit sind, so begreift sich schwer, wozu die Revolution nöthig war, um von der vorrevolutionairen und christlichen Gnade und Liebe, zur revolutionairen und philosophischen Gerechtigkeit zu gelangen. Wahrlich, hätte die Revolution keine andern Vertheidiger als ihren „Sohn" Hrn. Michelet, so würde sie, die als Monument nichts als die „Leere" hinterlassen und die der Gnade und Liebe nur einen andern Namen gegeben hat, sicher vor dem Gerichte der Menschheit schlecht genug wegkommen.

Aber die „Mutter" Gerechtigkeit und der „Vater" Recht werden Mitleiden mit ihrem armen Sohne haben und Gnade für Recht ergehen lassen. Er thut ja sein bestes und meint es so gut. An ein paar Stellen genügt auch dieser gute Wille, um ein halbwegs leidliches Ergebniß zu erlangen. Hr. Michelet

Digitized by Google

zeigt oft schlagend, wie das Volk mehr werth war als seine Führer. Er bekämpft die neuere Geschichtsauffassung Mancher, die um des Erfolges willen nur die Männer des Schreckens gerechtfertigt finden. Er ist ein Gegner der Fraternité ou la mort! und nennt diese einfach: Encore la fraternité de l'esclavage! Weswegen in grausamem Unsinn den Tod und den heiligen Namen der Freiheit fesseln?"

Diese Ansicht geht durch sein Werk durch und ist die gute Seite. Er sieht nicht wie der Todgedanke bereits beim Sturme der Bastille lebendig war, wie er sich schon vorher am Tage der Sitzung im Ballspielsaale in der Bewaffnung der Wähler von Paris neben die Vertreter des Volkes stellt, wie er in den Jakobinern sich über die Nationalversammlung erhebt, wie er in der Kammer von Paris den Nationalconvent beherrscht. Er schwebt zu hoch in den Lüften, um ein wenig in die Tiefen zu sehen. Aber wenn er dem: „ou la mort!" mit blutiger Hand begegnet, da schaudert sein besseres Gefühl zusammen. Und um dieses bessern Gefühls willen bitten wir Mutter Gerechtigkeit und Vater Recht dem etwas verwilderten und wirren Sohne seine tollen Streiche und Sünden gegen sie in Gnaden zu vergeben.

J. —y.

II.

Aus Berlin.

Der Landtag. — Uriel Acosta. — Die Schauspieler. — Preußische und sächsische Stenographen. — Ein Brutus für drei Thaler.

Berlin gleicht in diesen Tagen einem Schlachtfelde nach dem Gefechte, auf dem der Dunkelheit wegen, beide Parteien nicht wissen, wer den Sieg davontrug. Weder die Regierung, noch die Partei des Fortschrittes haben können triumphiren; sie haben Beide verloren und hoffentlich Beide durch ihren Verlust gelernt, was ihnen zu wissen Noth that. Das Schlimmste, was den Liberalen begegnen könnte, wäre ein Streit im Innern der Partei. Die Preußen behaupten, die Rheinländer hätten Alles verdorben durch ein unnützes Diplomatisiren. Die Rheinländer werfen den Preußen vor, es habe ihnen im entscheidenden Augenblicke an politischem Takte gefehlt, und statt die matte Adresse des Herrn von Auerswald anzunehmen, hätten sie sie verwerfen sollen, wodurch man zu der ersten viel entscheideneren Adresse hätte seine Zuflucht nehmen müssen. Herr von Vincke aus Westphalen verlangte in der ersten Sitzung Minister, die wie in England mit ihrem Kopfe verantwortlich wären. Herr von Bodelschwingh hat geantwortet, „sie wären nur Diener des Königs und in keiner Weise verantwortlich, man möge bedenken, wohin solche Redensarten von Verantwortlichkeit mit dem Kopfe, in einem monarchischen Staate führen müßten."

Mitten in dieser Aufregung politischer Parteikämpfe, die Männer und Frauen in gleichem Maße ergriffen hat, ward Gutzkow's Uriel Acosta gestern zum ersten Male dargestellt. Muß der Autor sich mit Recht beklagen, daß man sein Gedicht dem Publicum grade in einem Zeitpunkte vorführte, wo das allge-

Digitized by Google

meine Interesse von den bedeutendsten Lebensfragen in Anspruch genommen ist, so hatte er anderseits ein Auditorium, das aus den Bewohnern der verschiedensten Provinzen zusammengesetzt, in seinem entschiedenen Beifall, ihm gewissermaßen die Anerkennung der gesammten preußischen Nation kund gab, für ein Drama, das ohne Frage die bedeutendste dramatische Schöpfung der letzten zehn Jahre ist.

Das Haus war gedrückt voll, der Beifall allgemein, stürmisch und wohl verdient. Jedes Wort, das in den jetzigen Zeitzuständen einen Widerklang fand, ward mit lebhafter Theilnahme aufgefaßt und zuletzt der Dichter dringend verlangt, der jedoch leider nicht anwesend war. Das Trauerspiel ist auf der Bühne von großer Wirkung, und muß dies noch viel mehr sein, wenn es nicht von Berliner Schauspielern dargestellt wird, die wahrhaft den Namen „Comödianten" in seiner schielendsten Bedeutung verdienen. Es ist kaum mehr ein Funke wahrer Menschennatur auf unserer Bühne zu bemerken und mit wenigen Ausnahmen ward das Stück sehr schlecht gespielt. Vor Allen hatten Herr Handrichs und Herr von Lavallade — Acosta und Jachai — sich gleich von Anfang an zu einem so leidenschaftlichen Affect gesteigert, daß sie gradezu komisch wurden. Der strenge, ruhige Denker Acosta, betrug sich wie ein rasender Lear, wie ein wahnsinniger Massaniello, als er am Ende des dritten Actes fortging, den Widerruf zu thun. Als ob innerliche Vernichtung des Heiligsten in uns, als ob der furchtbare Kampf, der diesem schwersten Opfer vorangeht, nicht auch die Kraft des Körpers bricht! als ob Jemand, der in sich untergeht, dessen eigentliches Leben gebrochen ist, noch toben könnte! — Und das auf einer Hofbühne, zu Ehren des besten neuen Trauerspiels, das seit Jahren über die Bretter gegangen ist! Eine Theaterschule wird den Berliner Künstlern nicht zu Nutzen kommen, so lange das Publicum dies Carrikiren und Tragiren noch für Kunst hält und Beifall klatscht bei jeder unmäßigen Lungen- und Körperanstrengung seiner Lieblinge. —

Die Mittheilungen über den Landtag gehen in der Preuß. Allgem. Zeitung sehr langsam von Statten. Einen Theil der Schuld trägt die Ungeschicklichkeit der Stenographen, die eben so ungeübt in ihrer neuen Thätigkeit sind, wie ein großer Theil unserer Landtagsdeputirten. Man hat sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, über Hals und Kopf drei Stenographen von Dresden zu verschreiben, die Mittwoch (21) hier angelangt sind und in der Sitzung vom Donnerstag bereits fungirten. Das tägliche Honorar eines solchen Stenographen beträgt einen Louisd'or, er genießt also höhere Diäten, als ein Landtagsabgeordneter. Außerdem sind den Stenographen 32 Copisten beigegeben, die gleichfalls von der Regierung bezahlt werden.

Es ist in diesem Augenblicke ein wahres Gedränge von fremden Schriftstellern hier. Englische, französische, deutsche, ja sogar belgische Blätter haben Correspondenten hieher geschickt. Unter letztern befindet sich auch Herr Dr. Emil Frensdorf, der vor Kurzem in Brüssel ein Buch unter dem Titel „l'Allemagne moderne" herausgegeben hat.

Die französischen Blätter haben übrigens die Thronrede sehr spät gebracht, zum wenigstens um zwei Tage später als es geschehen konnte. Wahrscheinlich hat

Digitized by Google

man nach Pariser Methode einen Nothsetzer und Uebersetzer Abends in petto gehalten, um bei der spät eintreffenden Post rasch die Thronrede noch liefern zu können. Wie groß mag aber das Erstaunen der Pariser Redactionen gewesen sein, als sie, die vielleicht nur auf 50—60 Zeilen gefaßt waren, das umfangreiche Aktenstück zu Gesicht bekamen! — Das Journal des Débats scheint zu einer großen Polemik auszuholen. Die Stelle der Thronrede über Frankreich und Louis Philipp wird auf lange eine große Rolle in der französischen Presse spielen. Courier français, National und Commerce wüthen!

P. S. Seit gestern dreht sich die Conversation der ganzen Stadt um die bedenklichen Zeichen, welche in einzelnen Volkshaufen sich kundgeben. Es haben wiederholte Unruhen, Plünderungen der Marktverkäufer, Angriffe auf Bäckerläden, Insultirung der Polizeibeamten an verschiedenen großen Plätzen stattgefunden. Der Molkenmarkt, der Gensd'armenmarkt, Charlotten- und Friedrichstraße sind der Schauplatz von Zusammenrottungen gewesen, die zwar mit der Tagespolitik auch nicht den mindesten Zusammenhang haben, die aber doch den Politikern große Ursache zum Nachdenken geben. Wie überall urtheilt jede Partei in ihrem Sinne. Die Absolutisten beweisen daraus die Nothwendigkeit einer größern Centralmacht, die Constitutionellen beweisen daraus die Nöthigung zu einer ausgedehnteren und einflußreichern Vertretung des Volks. Jedenfalls wird diese Episode nicht ohne Einfluß auf einige unserer nächsten Landtagsverhandlungen sein. Der Polizeipräsident hat einige sehr zweckmäßige Proclamationen erlassen; die Mannschaft, Gendarmerie ꝛc. ist überall verstärkt. Es ist mit dem Berliner Pöbel, wenn er einmal anfängt, eben so wenig gut Kirschen essen wie mit großen Herren! Hoffen wir, daß er wenigstens mit Mehl und Kartoffeln versehen wird. Von den gestern auf der Eisenbahn hier angelangten Kartoffeln ward der Wispel, der sonst 8 bis 10 Thlr. galt, mit 43 Thlrn. bezahlt! Die Regierung hat bekanntlich die Mahlsteuer, so wie auch die Kopfsteuer (für die unterste Stufe) bis zum 1. August d. J. suspendirt.

A. M.

Die Adreßdebatte des preußischen Landtages.

In der Sitzung des 12. April hatte die Versammlung den Antrag des Grafen Schwerin angenommen, eine Adresse an den König zu entwerfen, in welchem neben dem Dank für die Einberufung der Landstände zugleich die Rechtsbedenken ausgesprochen werden sollten, welche sich gegen den neuen Verfassungsentwurf erhoben. Der Landtagsmarschall hatte in Folge dieses Beschlusses das Comité ernannt, welches sich mit der Entwerfung der Adresse beschäftigen sollte. Das Comité nahm nach zweitägiger Berathung mit einer Majorität von 13 gegen 5 Stimmen den Entwurf des Rheinischen Abgeordneten v. Beckerath an.

Dieser bestand aus zwei Theilen. Der erste sprach in schicklichen Ausdrücken den Dank der Stände für ihre Einberufung aus. Der zweite sollte die Rechts-

Digitized by Google

bedenken spezificiren. Er beginnt mit einer nicht ganz deutlichen Einleitung. „Nachdem Ew. Maj. den in dem Gesetz vom 5. Jan. 1823 ausgedrückten Vorbehalt verwirklicht und der Versammlung, welche in jenem Gesetz eine allgemeine ständische, in dem vom 12. Jan. 1820 eine reichsständische Versammlung genannt wird, den Namen des Vereinigten Landtags beigelegt haben, sind dadurch dem letztern die in den angeführten Gesetzen begründeten Rechte erworben.“ Diese Rechte, insofern sie in jenem Patent ihre Erledigung nicht finden, werden im Einzelnen dargestellt: die Verpflichtung zu einer jährlichen Rechnungsablegung der Staatsschulden-Verwaltung; die Nothwendigkeit der ständischen Mitgarantie zu allen Staasanleihen; die Mitwirkung der Stände bei Verfügungen über die Domainen; die Einholung eines Gutachtens derselben bei allen allgemeinen Gesetzen.

Die Adresse fährt fort: „Das Wort unsers königlichen Gebieters, auch wenn es schmerzlich berührt, als treue Unterthanen ehrend und eines Eingehens auf die Thronrede in Ehrfurcht uns enthaltend — protestiren wir vorläufig nur gegen die rechtsgültige Vertretung der Reichsstände durch andere ständische Körperschaften.“

„Gehorsam dem Ruf Ew. Majestät, und im Begriff, unsere Wirksamkeit zu beginnen, fühlen wir uns in unserm Gewissen gedrungen, zur Wahrung der ständischen Rechte die gegenwärtige ehrfurchtsvolle Erklärung am Throne niederzulegen . . .“

Auf welche Weise man diese Wahrung eventuell zu bethätigen gedenke, wird nicht gesagt, aus Ehrfurcht, oder weil man es selber nicht weiß? Im Gegentheil enthält der dritte Theil der Adresse eine Vertrauens-Erklärung, der König werde wohl im Einverständniß mit den Ständen handeln. Dieser Adreßentwurf wurde in der Sitzung vom 15. April dem Vereinigten Landtage vorgelegt.

Vorher war noch eine Nebensache zu erledigen. Da die Redaction der stenographischen Berichte sich verzögerte, hatte die A. Pr. Ztg. zur vorläufigen Benachrichtigung des Publicums eine Uebersicht der Verhandlungen vom 12. April publizirt, und der Kürze halber den Antrag des Grafen v. Schwerin auf eine Adresse, in welcher gedankt und protestirt werden sollte, in eine einfache Dankadresse umgewandelt.

Gegen diese Abkürzung erhoben sich mehrere Redner, namentlich der Deputirte v. Saucken-Tarputschen, eines der ehrenwerthesten Mitglieder der Preußischen Ritterschaft. Er forderte dringend den Königl. Commissarius auf, ähnlichen Bitten ins Künftige vorzubeugen, damit nicht Erklärungen im Volke verbreitet würden, die am andern Tage zwar durch die Protokolle berichtigt würden, die aber den Eindruck, den sie im Volke gemacht hätten, nicht mehr aufheben könnten. In meiner Provinz, setzte er hinzu — und mit vollem Recht, wie ich aus eignem Wissen bekräftigen kann — wird es augenblicklich die Gemüther erregt haben, wenn man glaubt, wir hätten es versäumt, unsre Bedenken auszusprechen. Der Königl. Commissar gab hierauf eine beschwichtigende Antwort und nach Beseitigung dieser Zwischenfrage begann die Berathung über den Adreßentwurf.

Der Minister erklärte, daß sämmtliche Räthe der Krone, mit Einschluß der

Digitized by Google

drei Juſtizminiſter, bei Mitunterzeichnung des Patents vom 3. Febr. die Ueberzeugung gehegt, daß keine Verletzung der frühern Verſprechungen irgendwie in dem neuen Geſetz enthalten ſei. Die Miniſter müßten ſich daher überraſcht fühlen, jetzt in dem Entwurf eine Reihe von Punkten feſtgeſtellt zu finden, wodurch die Verſammlung eine Verletzung des beſtehenden Rechtszuſtandes in demſelben zu finden glaube.

Der Miniſter unternahm es, die einzelnen Punkte zu widerlegen:

Drei Erklärungen deſſelben waren beſonders von Wichtigkeit. Ich laſſe ſie wörtlich folgen.

„Es iſt keineswegs geſagt, daß der enge Ausſchuß die Zuſtimmung der großen Verſammlung ergänzen ſoll; ſondern nur, daß er zugezogen werden ſoll, damit er Kenntniß erlange, ſo von der Nothwendigkeit des Darlehns (die alſo objectiv feſtſteht), wie von der ökonomiſchen Beſchaffung deſſelben, und in der großen Verſammlung, die berufen werden ſoll, ſobald die Umſtände es geſtatten, damit die Regierung Rechenſchaft gebe über Nothwendigkeit und Verwendung des Darlehns, das Organ ſei, Zeugniß abzulegen über die Art, wie die Regierung gehandelt. (Die Stände haben dann alſo ebenfalls Kenntniß davon zu nehmen; ihre Mitgarantie verſteht ſich von ſelbſt.)

Zweitens. „Wenn die Verſammlung einen andern beſſern Weg zu bezeichnen vermag, welcher vereinbar mit unſern Inſtitutionen (mit welchen?) das Geſetz vom 12. Jan. 1820 mit dem Geſetz vom 3. Febr. c. in Uebereinſtimmung bringt, ohne das Vaterland zu gefährden, ſo kann ich im Voraus die Verſicherung geben, daß die Regierung ihn mit Freuden betreten wird . . .“

Endlich verwahrte ſich der Miniſter — und hier könnten wir ihm unbedingt beiſtimmen — gegen den Sinn, den ein Theil der Preſſe den Worten habe unterlegen wollen: daß die Zuſtimmung der Stände (nur) für ſolche Darlehen erfolgen ſolle, für welche das geſammte Eigenthum des Staats verpfändet iſt. Er zeigte, daß hier an eine Ausnahme nur für ſolche Fälle gedacht worden ſei, wo mäßige Geldſummen zur Beſtreitung augenblicklichen Bedürfniſſes für kurze Zeit angeliehen werden. „Möchte aber die Verſammlung eine beſſere Garantie für dieſe Interpretation verlangen, als mein Wort geben kann, ſo mache ich mich verbindlich, daß der König ſolche auf eine Weiſe geben werde, die jeden Zweifel umſtößt . . .“

Die Rechtsanſprüche der Stände auf Zuziehung bei der Verfügung über Domainen wies der Miniſter dadurch zurück, daß ſie in den frühern Geſetzen nicht begründet wären. Falls die Stände in dieſer Beziehung etwas zu erlangen wünſchten, bliebe es ihnen anheimgeſtellt, dieſes auf dem Wege der Petition zu betreiben.

Was die Vertretung der Reichsſtände durch die Ausſchüſſe betrifft, ſo habe der König unzweifelhaft das Recht gehabt, ſie gradezu zu Reichsſtänden zu machen? Es handle ſich hier jedenfalls nur von einer Nützlichkeits-Frage, keineswegs von einer Frage des Rechts.

„Ich glaube,“ ſchloß der Miniſter, „meine Anſicht, daß kein beſtehendes

Digitized by Google

Gesetz irgendwie verletzt sei, genügend nachgewiesen zu haben. Sollte aber die Versammlung nicht überzeugt sein, so steht es frei, die Bedenken in gesetzmäßigem Wege, d. h. im Wege der Petition oder der Beschwerde an den Thron zu bringen." —

Der Abgeordnete von Beckerath folgte in einem klaren, ruhigen und doch bestimmten Vortrag den Deductionen des Ministers Punkt für Punkt.

Zuerst die Frage über die Domänen. „Bei der Mitgarantie von Anleihen kommt es wesentlich auf den Bestand des Staats-Vermögens, auf die Masse, auf den Ertrag der vorhandenen Domänen an. Die Verpflichtung, welche die Stände bei der Mitgarantie von Anleihen übernehmen, hängt also mit einem bestimmten Zustande auf das Innigste zusammen. Wird dieser Zustand, der die Bedingung ihres Handelns bildet, ohne ihre Mitwirkung alterirt, so ist die Voraussetzung, unter welcher sie die Anleihe bewilligten, aufgehoben.

Das Bedenken gegen die Vertretung der Reichsstände durch die Ausschüsse wird dadurch motivirt, „daß diese ein provinzialständisches Institut seien, dessen Verwandlung in Reichsständen der König selbst in dem rheinischen Landtagsabschied vom 30. December 1843 als gegen das Wesen der preußischen Verfassung bezeichnet habe; außerdem durch die Verwirrung, die zwei, oder gar drei reichsständische Versammlungen, deren Berechtigungen unmöglich genau abzugrenzen seien, nothwendig erregen müßten."

Das Recht, eine jährliche Einberufung der Reichsstände zu verlangen, wird aus der Bestimmung des Gesetzes vom 12. Januar 1820 hergeleitet: daß die Staatsschulden-Verwaltung der reichsständischen Versammlung alljährlich Rechnung abzulegen verpflichtet sei.

Was der Minister gegen diese letztere Deduction einwandte, verdient alle Aufmerksamkeit. „Ich darf versichern, daß keiner unter Allen, die in allen Instanzen dem König bei der neuen Gesetzgebung Rath zu ertheilen hatten, auf den Gedanken gekommen ist, daß aus dem zitirten §. zu folgern sei, daß behufs der Rechnungslegung die reichsständische Versammlung alljährlich versammelt werden müsse. Es steht allerdings darin, daß die Haupt-Verwaltung der Staatsschulden der reichsständischen Versammlung alle Jahre Rechnung zu legen habe; daß aber die Versammlung alle Jahre die Rechnung auch abzunehmen habe, steht nicht darin." — Mit Recht sagte Camphausen darauf: „man kann einer Versammlung nur dann Rechnung legen, wenn sie versammelt ist; eine Versammlung, die nicht versammelt ist, ist keine Versammlung."

In Beziehung auf die Ausschüsse erklärte der Minister, sie seien zwar factisch dieselben, von denen der König früher erklärte, daß sie zu Reichsständen zu erheben gegen das Wesen der preußischen Verfassung streite, aber rechtlich werden. — Die Rede des Abgeordneten Camphausen, der darauf das Wort nahm, und sich anfangs mit ziemlich langen Deductionen beschäftigte, von denen Keiner der Zuhörer recht wußte, worauf sie eigentlich hinausliefen, hatte vorzüglich den Zweck, diejenigen Punkte des Patents, welche die Adresse als gesetzwidrig bezeichnete, zugleich als unzweckmäßig zu verwerfen.

Digitized by Google

Bis dahin war die Sache, mit einzelnen Abweichungen, im Ganzen im Geleise geblieben; sie nahm aber plötzlich eine neue Wendung durch das Einschmuggeln sentimentaler Rücksichten.

Ein Mitglied der Herrencurie, der Fürst Felix Lychnowski nahm das Wort: „Es hat sich bei Vielen von uns das Bedenken erhoben, ob es uns zustehe, ob es der Würde der Herrencurie angemessen sei (Murren der Versammlung) einer Berathung beizuwohnen, aus der eine Berufung auf die Geschäftsordnung uns entfernen könnte....“ Nachdem aber diese Zweifel durch die Erklärung des Landtagsmarschalls beseitigt waren, haben wir uns ebenso entschieden gegen den Vorschlag erklärt, uns auf eine bloße Dankadresse zu beschränken. Die höchste Loyalität liegt in der höchsten Wahrheit. Es wäre Lüge, dem König zu sagen, daß sein Volk nichts mehr wünscht. Es wäre aber ebenso Frevel, es ihm auf eine Weise zu sagen, die sein großes, weiches, warmes Herz verletzen, ihn schmerzlich berühren, als Undank ausgelegt werden könnte....

Darum beschwöre ich Sie, wenn Sie auch Alles sagen, was Ihnen das Herz bewegt, es in Formen zu hüllen, die uns dem Zwecke einer Verständigung nähern, ohne deshalb unsrer Unabhängigkeit zu schaden....“

Der Redner beantragte deshalb die Auslassung derjenigen Stelle der Adresse, welche „mit Schmerz“ auf die Thronrede hinweist, und die Ersetzung des Ausdrucks „Verwahrung“ durch eine Erklärung des „Vertrauens“, daß der König auf die Wünsche der Versammlung eingehen werde.

Dieser Vorschlag gewann dadurch an Bedeutung, daß der ehemalige Staatsminister, Graf Armin sich seiner annahm. Ich habe schon früher erwähnt, daß bereits in den Vorberathungen dieser Staatsmann versucht hatte, eine Mittelspartei zwischen den entschiedenen Liberalen und den entschiedenen Conservativen zu bilden. Alles sah daher seiner Rede mit Spannung entgegen.

Er erklärte sich mit dem ersten und dritten Theil der Adresse einverstanden; gegen den zweiten dagegen, der die Bedenken der Versammlung ausführt, glaubte er aus drei Gründen stimmen zu müssen.

Einmal sei eine solche Ausführung nicht nöthig. Die Stände könnten sich ihrer Rechte nie vergeben, weder durch eine neue Dankadresse, noch auch, wenn sie keine Adresse votirten; ein Vorbehalt ihrer Rechte verstände sich immer von selbst.

Sie sei ferner nicht vollständig begründet. Es seien allerdings in der Versammlung Ansichten laut geworden — und er selber sei zum Theil mit ihnen einverstanden, namentlich in Betreff der alljährlichen Einberufung der Stände —, nach denen durch das Patent vom 3. Februar die Versprechungen der Krone nicht vollständig erfüllt seien; aber um diese Ansicht als die Ansicht der ganzen Versammlung dem König vorzulegen, dazu sei man noch nicht berechtigt. (Hier entsteht die Frage: wie soll man anders darüber in's Klare kommen, als durch eine ausführliche Discussion und endliche Abstimmung?)

Endlich sei sie schädlich. In der ersten Ansprache der Stände an Se. Majestät ist Alles, was darin überflüssig, nicht dahin gehörig; und es schadet dem Charakter dieser Ansprache, es schadet dem Eindrucke, den sie auf das Volk machen

Digitized by Google

soll. „Ich glaube," setzte er hinzu, „daß Sie durch eine Verwahrung der Art, wie sie hier liegt, den Weg des Fortschritts in Frage stellen. Sieben Jahr hat der König gebraucht, um über die Form der Reichsständischen Verfassung mit sich und seinen Räthen zum Ziel zu gelangen. Um Alles in der Welt wollen wir nicht wünschen, daß dies schwer und langsam erreichte Ziel wieder in Frage gestellt werde, indem wir in demselben Augenblick an unsre Gewährung die Bedingung der Verehrungen knüpften, die mit den ausdrücklichen Worten bezeichnet sind, daß zwischen dem, was gerecht ist, und dem, was die Stände für nöthig halten, noch Lücken sind. Liegt denn darin nicht eine nur bedingte Annahme? (Entschieden!) ...

Dem König mit aller Lebendigkeit und Aufrichtigkeit zu sagen, was wir wünschen, das wollen wir, aber, in der Adresse auf diese Weise ausgesprochen, ist es nicht ein Wunsch, sondern ein Fußen auf ein Recht. (Sehr wahr, und gerade der Punkt, worauf es ankommt!) Der König kann dann nur sagen: die Stände haben Recht, oder: Ich! und wenn er die Rechte der Stände anerkennt, so würde er nicht so frei erscheinen, wie ich glaube, daß es wünschenswerth ist. ..."

Deshalb schlägt der Redner an Stelle des zweiten Theils der Adresse folgende Erklärung vor:

„Zu Ew. Maj. hegen wir das Vertrauen, daß Allerh. es nicht als einen Mangel an Dankbarkeit betrachten werden, wenn wir im Laufe unsrer Verhandlungen auf diejenigen Punkte der Verordnung vom 3. Febr. näher eingeben, in welchen Viele unter uns die volle Uebereinstimmung mit den ältern Gesetzen vermissen. Denn damit Ew. Maj. getreue Stände dem Thron eine wahrhafte Stütze sein, damit wir Ew. Maj. wirksam mittheilen können, muß in denen, die wir vertreten, die Ueberzeugung leben, daß uns wie die Ehre und Kraft der Krone, so auch die uns von unsern Königen verliehenen ständischen Rechte theuer sind, daß wir beide als unschätzbare Kleinode bewahren und pflegen.

Sollte der Landtag durch seine Berathungen, sollten Ew. Maj. durch seine ehrfurchtsvoll vorzutragenden Gründe sich von dem Vorhandensein solcher Abweichungen zwischen den ältern und den gegenwärtigen Gesetzen überzeugen, so zweifeln wir nicht, daß Ew. Maj. Weisheit und Gerechtigkeit die Wege wählen werden, welche zu ihrer Ausgleichung in einer mit der Wohlfahrt Preußens vereinbaren Weise führen, der Wohlfahrt, die auf der Stärke des monarchischen Prinzips und auf einem sichern und geordneten ständischen Rechtsboden beruht. ..." —

Die Verwahrung wird also darauf reduzirt, den König vorzubereiten, daß derartige Punkte noch zur Erörterung kommen werden, so daß man dann nicht sagen kann, es falle auf, daß die Stände ihren Dank ausgesprochen und kein Wort erwähnt haben, daß in dem neuen Gesetz Dinge enthalten sind, die bei einem Theil der Mitglieder Bedenken erregen.

Der Marschall wollte diesen Vorschlag sofort zur Abstimmung bringen, da sich aber mehr als 24 Mitglieder erhoben, die eine weitere Discussion wünschten, so wurde die Debatte fortgesetzt.

Digitized by Google

Zuerſt erhob ſich ein Mann, auf den ſchon ſeit Beginn des Landtags Alles nicht weniger aufmerkſam geweſen war, als auf den Grafen Arnim, der weſtphäliſche Abgeordnete Landrath von Vincke, Sohn des verſtorbenen Oberpräſidenten, der vor zwei Jahren auf dem weſtphäliſchen Landtag mit großer Beredſamkeit den Antrag auf eine Petition um Erfüllung der alten reichsſtändiſchen Verſprechungen geſtellt hatte; ein entſchiedener Ariſtokrat, aber ein Mann von Kopf und Herz. Indem ich an dieſe Rede gehe, die glänzendſte, die bisher auf dem vereinigten Landtag gehalten worden iſt, erlaube ich mir eine Bemerkung. Es kommt nicht allein darauf an, daß man gut und vernünftig ſpricht, ſondern auch, daß man es zur rechten Zeit thut. Es wäre möglich, daß der glänzendſte Redner unſrer Stände durch Verſäumung des richtigen Moments in dieſelbe falſche Stellung einer unausgeſetzten Oppoſition verſetzt werden könnte, als in der franzöſiſchen Pairskammer der Marquis von Boufflv. Eine Organiſation der oppoſitionellen Partei iſt das einzige Mittel, eine zweckloſe und eben darum bedenkliche ſyſtematiſche Oppoſition abzuſchneiden.

„Ich theile mit dem vorigen Redner," begann der Abgeordnete, „die Grundanſichten: daß der König frei ſein müſſe in ſeinen Entſchließungen, wie auch wir in den unſrigen; daß wir Sicherheit gewähren müſſen den Rechten unſrer Committenten, und daß wir beide Zwecke verbinden mit weiſer Mäßigung in der Form. Aber ich komme zu ganz anderen Schlüſſen....

Ich erkäre mich gegen jede Adreſſe.

Zunächſt erinnere ich daran, daß der König nach der Thronrede keine andere Erwiderung erwartet, als durch die That. Ich möchte die Verſammlung nicht gern in den Verdacht der Zudringlichkeit bringen, wenn ſie ſich dem Thron naht, ſei es mit Dank, ſei es mit Bitte.

In conſtitutionellen Staaten hat eine Adreſſe als Antwort auf die Thronrede einen ganz andern Sinn; denn dort beſteht ein verantwortliches Miniſterium. Durch eine billigende Adreſſe ſucht man dieſes zu conſerviren, durch eine mißbilligende zu ſtürzen. Wir wenden uns aber mit unſrer Antwort direct an die Krone und würden zunächſt auf die Thronrede zu antworten haben, um die Gefühle zu ſchildern, welche dieſelbe in uns erregt hat. Ich halte es aber für unerlaubt, einen Tadel oder ein Lob Sr. Majeſtät auszuſprechen und die königlichen Worte zu kritiſiren....

Ferner frage ich, ob wir uns in einer Lage befinden, einen Dank und eine Verwahrung zugleich auszuſprechen? Ich frage, ob dies die richtige Form iſt, zwei ſo verſchiedene Gegenſtände zu vereinigen? Es ſchuldet Jemand einem Andern die Gewährung einer Zuſage, die er ihm dann nur zum Theil erfüllt, wird er ihm nicht vorläufig über die theilweiſe Erfüllung ſeiner Anſprüche quittiren, mit Vorbehalt des Rechts auf die vollſtändige Befriedigung? Wir können dem König nicht danken, denn wir könnten dies nur in einer Weiſe, die mit der Ehrfurcht gegen Ihm unvereinbar iſt....

Der Redner geht darauf auf die einzelnen Punkte ein.

„Wenn unter dem Wort Garantie nur ein Beirath begriffen werden ſoll, ſo iſt eine ſolche Auslegung mit meinem Rechtsgefühl nicht vereinbar, wenn auch

Digitized by Google

die Justizminister das Gegentheil behaupten, denn das Wort Garantie enthält eine klare Bestimmung, es enthält den Begriff einer Bürgschaft, und eine Bürgschaft ist an eine Willenserklärung gebunden; denn ich kann nicht Bürge sein, wenn ich nicht gesagt habe: ich *will* mich verbürgen ....

Der Minister hat gesagt: daß im Fall eines Krieges es unmöglich werden könne, den Landtag so schnell zu berufen, um die erforderlichen Geldmittel zu beschaffen. Wir werden indeß bei dem raschen Fortschreiten der Eisenbahn-Anlagen bald in der Lage sein, daß wir uns aus allen Provinzen des Staats in acht Tagen hier versammeln können. Ich bin der Meinung, daß grade im Falle eines Krieges die Zusammenberufung der allgemeinen Stände am nothwendigsten sei. Sollte es aber auch wirklich unmöglich sein, so würde es doch ein anderes Auskunftsmittel geben, wie es namentlich in dem glücklichen Lande üblich ist, dessen Verfassung die Jahrhunderte und eine Erbweisheit ohne gleichen gemacht haben (Worte Sr. Maj.) *Die Minister scheuen sich dort nicht, in einem solchen dringenden Fall für die Rettung des Vaterlandes ihren Kopf auf's Spiel zu setzen, und begehren dann nachträglich von den Volksvertretern eine Indemnitätsbill, die ihnen dann auch nicht verweigert wird; daß ist der gesetzliche Weg.* Eine solche Ausnahme muß man nun im Fall dringender Nothwendigkeit machen und nicht die Ausnahme zum Gesetz erheben. ...

Es handelt sich immer zunächst darum, ob eine solche Bestimmung ohne die Einwilligung der Stände-Versammlung in's Leben treten kann. Es würde dies den Credit des Staats gefährden. Wir lasen vor Kurzem in einem Artikel, den das allgemeine Gerücht der Feder des Landtags-Commissars zuschreibt, daß der Staat bis zum Erscheinen der Verordnung vom 3. Febr. rechtlich creditlos gewesen sei; aber eben darum müssen wir einen andern Zustand herbeiführen. Es sind den Staatsgläubigern durch frühere Gesetze Garantien gegeben. Diese sind bisher nicht ausgeführt worden, da die Abschließung von Anleihen an die Zustimmung der Stände gebunden ist, und die Gläubiger nicht wissen können, ob die Reichsstände die kontrahirten Schulden später anerkennen werden....

Freilich bin ich nicht der Ansicht, daß der Staat auf diese Weise ganz creditlos werden würde; auch Espartero und seine Gegner haben Darlehen erhalten und es hat immer europäische Juden gegeben, welche selbst den Republiken jenseit des Meeres bereitwillig ihr Geld gereicht haben. Hat aber die Mitgarantie der Stände für den Gläubiger einen Werth, so wird, wenn sie nicht ertheilt ist, der, der das Geld hergibt, sich eine größere Risiko-Prämie oder einen höhern Zinsfuß bedingen müssen, *und wir Alle werden die größern Zinsen aus unserm Beutel zu bezahlen haben* ....

Allein weit größer, als die materiellen, scheinen mir die unmateriellen Folgen zu sein, ich meine den bedenklichen Zustand, daß durch die neuen Gesetze die Existenz aller ständischen Rechte gewissermaßen in Frage gestellt ist. Nun gehören diese aber zu unsern verfassungsmäßigen Grundgesetzen, und in dieser Ueberzeugung verlange ich unsere ausdrückliche Zustimmung, nicht blos unsern Beirath zu Aenderung jener Gesetze. Es kommt hinzu, daß für diejenigen Provinzen,

Digitized by Google

die dem Staat erst später hinzugetreten sind, durch die Besitzergreifungspatente bestimmt geworden ist, daß der König sie der Verfassung anschließen wolle, die er seinen gesammten Staaten verleihen wolle. Für uns ist also dadurch ein vertragsmäßiger Rechtszustand begründet. Wir haben seither unsern Theil des Vertrages als treue Unterthanen erfüllt, und wir dürfen daher erwarten, daß der Vertrag auch andererseits erfüllt werde . . . . .

Es wird nur die Frage sein, in welcher Form wir unsere Rechte verwahren wollen?

Auch ich sage, daß wir unsern Committenten Sicherheit schuldig sind; doch bin ich der Ansicht, daß dies weder in der Form des Adreßentwurfs, noch in der des Amendements geschehen kann, wodurch wir uns erst die Erlaubniß zur Wahrung unserer Rechte erbitten. Die Rechte, die wir bereits besessen haben, können wir nicht erst erbitten auf dem Wege der Petition, sondern es handelt sich hier blos um die einfache Erklärung, daß wir diese uns durch die frühern Gesetze verbürgten Rechte noch haben, daß die erwähnten Bestimmungen der früheren Gesetze durch die widersprechenden Bestimmungen der neuen Gesetze nicht aufgehoben worden sind, und daß jene Gesetze nicht aufgehoben oder umgeändert werden können, es sei denn mit ausdrücklicher Zustimmung der verfassungsmäßig berufenen Stände....

Diese Erklärung ist klar, denn sie sagt bestimmt, was wir wollen; sie ist farblos, denn sie steht nicht auf dem Boden der politischen Parteien, sondern auf dem Boden des Rechts; sie ist einfach, denn sie hüllt sich nicht in schöne Redensarten, sondern erscheint in der nackten Gestalt der Wahrheit; sie wird zur Kenntniß Sr. Majestät gelangen, denn sie wird abgegeben in Gegenwart des Landtags-Commissarius; sie wird Se. Majestät nicht drängen; wenn wir auf eine Adresse vielleicht eine unliebsame Antwort zu erwarten hätten, so läßt eine solche Erklärung unserm königlichen Herrn seine freie Entschließung. Se. Majestät werden nicht getrieben, und wir müssen geduldig erwarten, daß Allerhöchst den gestörten Rechtszustand durch eine Erklärung wieder herstellen werde. Diese Art der Verwahrung entspricht unsern Verpflichtungen gegen unsere Committenten, denn sie beweist ihnen, daß wir ihre Rechte kennen und sie ungeschwächt erhalten wollen, sie entspricht den Pflichten gegen die Staatsgläubigen, denn sie sagt ihnen: daß wir ohne Zustimmung contrahirte Schulden nicht anerkennen, sie entspricht den Pflichten der Offenheit und Wahrheit gegen Se. Majestät, und sie schließt jede Dankadresse aus. Eine pure Dankadresse neben dieser Verwahrung halte ich für unmöglich; denn ich kann nicht danken mit den Reformideen auf den Lippen....“

Wäre dieser glänzende Vortrag zur rechten Zeit gehalten worden, d. h. bevor die Versammlung beschlossen hatte eine Adresse zu entwerfen, oder noch besser, hätte der Redner sich dazu hergegeben, seine Ansichten in den Vorberathungen der liberalen Partei auseinanderzusetzen, so hätte die ganze Berathung eine andere Wendung, nach meiner Meinung die allein richtige genommen. So aber konnte die Versammlung nicht heute das Gegentheil von dem beschließen, was sie gestern mit ungeheurer Majorität beschlossen hatte. Der Marschall war daher in seinem

Digitized by Google

Recht, den Vortrag zu unterbrechen, und die Versammlung, dem Antrag keine Folge zu geben.

Nur einen Passus in der Erwiderung des Ministers hebe ich als bemerkenswerth hervor.

„Ich habe," sagte er, „noch den Punkt zu berühren, wo uns der Redner gerathen hat, wir Minister sollten unsere Köpfe daran setzen, wenn wir im Kriege Anleihen zu machen hätten und dann vor die Versammlung hintreten und sagen: Köpft uns oder bewilligt die gemachten Schulden. Der Fall paßt auf uns nicht. Wir preußischen Minister können keine Schulden machen, sondern nur das Staats-Oberhaupt; und es wird doch wohl Niemand sagen, der König solle es nur wagen, solche Anleihen zu contrahiren und dann den Ständen sagen — doch ich bitte, mir den Schluß zu erlassen!..."

Nach einigen curiosen Zwischenfällen, auf die hier einzugehen der Ernst des Gegenstandes verbietet, trat der rheinische Abgeordnete Mevissen auf, den Adreßentwurf zu unterstützen. Er ging auf den Geist zurück, in welchem die Gesetze von 1820 erlassen waren, den Geist seiner politischen Entwickelung; fügte die speziellen Ansprüche seiner Provinz hinzu und fuhr dann also fort:

„Durch das Gesetz vom 22. Mai 1815 wird den künftigen Reichsständen das Recht beigelegt, bei allen allgemeinen Gesetzen gehört zu werden, und in dem Augenblick, wo Reichsstände zusammenberufen werden, sind sie in den Besitz dieses Rechtes eingetreten. —

Neben dieser Rechtsbegründung finde ich noch einen stärkern Grund zur Rechtfertigung der in der Adresse niedergelegten Verwahrung darin, daß nach dem allgemeinen Volksbewußtsein diese Rechte, die uns in den ältern Gesetzen gegeben sind, das Minimum der Rechte bilden... Das Rechtsbewußtsein im Volke hat sich Jahre lang an diese in den ältern Gesetzen begründeten Rechte angeklammert, es hat vertrauungsvoll dem Augenblick entgegengesehen, wo diese Rechte verwirklicht werden würden, weil das Volk wußte, daß bei ungeschwächter Rechtsbeständigkeit des Gesetzes vom 17. Jan. 1820 dieser Augenblick endlich, wenn auch spät, kommen müßte. Ich will in den tiefen Abgrund nicht hineinsehen, der sich eröffnet, wenn diese Rechte von den Vertretern des Volks nicht gewahrt, von den Räthen der Krone nicht in ihrem ganzen Umfange anerkannt werden.

Stellen Sie sich die Frage, ob dann, wenn alle diese Rechte, die wir in Anspruch nehmen, uns eingeräumt werden, die Verfassung Preußens mit der Verfassung anderer constitutioneller Länder auf gleicher Stufe stehen wird? Täuschen wir uns darüber nicht, es bestehen auch dann noch die allererheblichsten Unterschiede. —

Die Krone Preußen hat sich so lange, als Preußen historisch existirt, auf die im Staat vorhandene Intelligenz gestützt. So lange als diese Intelligenz hauptsächlich im Beamtenthum conzentrirt war, hat die Krone ohne alle ständische Mitwirkung nach bester Einsicht mit dem Beamtenthum das unumschränkte Regiment im Lande geführt; aber die Zeiten sind fortgeschritten, die Intelligenz, die sich früher vorzugsweise im Beamtenthum fand, sie findet sich heute außerhalb

Digitized by Google

desselben. Das selbstständig gewordene Volk ringt nach einem Organ, nach einer Arena, in welcher es vereint mit seinem Fürsten sein Ziel erstreben kann. Soll die lebensvolle Einheit zwischen Fürst und Volk wieder hergestellt werden, so dürfen in dem Bau der ständischen Verfassung keine dem heutigen Rechtsbewußtsein des Volks widersprechende Lücken bleiben.

Das Fundament des vereinigten Landtags ist aber ein durchaus schwankendes, ein gänzlich unsicheres, so lange die periodische Berufung nicht durch das Gesetz fest und bestimmt, ganz frei von allem Belieben, vorgesehen ist. Es muß die höchste Aufgabe der Staatsmänner Preußens sein, Mißtrauen und Schwanken aus unsern staatsrechtlichen Institutionen zu entfernen, damit ein gesicherter Rechtszustand herbeigeführt werde, damit das Streben aller Parteien sich innerhalb gesetzlicher Schranken zum Heil des Staates frei entwickeln könne. Ein fester Rechtszustand kann nur herbeigeführt werden, wenn die gerechten Forderungen anerkannt werden, die in dem verbrieften Rechte, wie in dem Bedürfnisse des Landes, auf's Tiefste begründet sind. . . ."

Nach dieser glänzenden Rede trat allgemeine Abspannung ein, und die Debatte mußte, da die Majorität der Versammlung sich für die Fortsetzung derselben entschied, da selbst Arnim darauf antrug, auf den folgenden Tag vertagt werden.

Machen wir uns nun mit der Stellung der Versammlung klar.

Da dem Vinck'schen Antrag keine Folge gegeben war, so blieben nur zwei Propositionen übrig: das Amendement Arnims und der Adreßentwurf.

Beide waren darin einig, mit dem Dank für die Einberufung der Stände, Bedenken über die Fassung des Gesetzes zu verbinden.

Beide vermieden es, eine Eventualität aufzustellen, sich über das Verhalten der Stände im Fall einer abschlägigen Antwort auszusprechen. Beide stellten es also dem König anheim, auf die Adresse Rücksicht zu nehmen oder nicht.

Dennoch fand ein wesentlicher Unterschied statt.

Der Adreßentwurf stellte Rechtsansprüche fest und legte, wenn auch in ehrfurchtsvoller Form, Verwahrung ein und das Amendement gab den Ständen das Ansehn von Schülern, die ihrem Lehrer schmeicheln, um ihn zu überlisten. Es war zu erwarten, daß die conservative oder reactionäre Partei, die Partei der Trägheit, wenn es eine solche innerhalb der Versammlung gab, einmüthig dem Amendement beitreten würde, das die Sache in suspensu ließ und die Wiederaufnahme des Kampfes unwahrscheinlich machte; das übrigens breit genug angelegt war, um jeder beliebigen Deutung Raum zu lassen.

Andererseits hätte man von dem Adreßentwurf zwar wünschen mögen, daß er in manchen Punkten bestimmter abgefaßt worden wäre. Aber es wäre nicht rathsam gewesen, ihm eine schärfere Fassung gegenüberzustellen, denn dadurch wäre die liberale Opposition gespalten, der sichere Haltpunkt genommen, die Verwirrung gesteigert. Es war die Rede von einer solchen schärferen Fassung; es wurde ein Entwurf gemacht; es fanden sich Deputirte ihn zu unterstützen; aber von vornherein mit dem Vorgefühl der Unsicherheit und des Mißlingens.

Außerdem vergesse man nicht, daß der Adreßentwurf im Laufe der Debatte

Digitized by Google

kommentirt worden war; daß er nach den Erklärungen Beckeraths, Camphausens und Mevissen's (alle drei vom Rhein) ein ganz anderes Ansehn genommen hatte.

Die liberale Partei konnte keinen andern Entschluß fassen, als sich dem Adreßentwurf anzuschließen. Blieb sie in der Majorität, so hatte sie das Recht gewahrt und konnte dann den weitern Begebenheiten ruhig entgegensehen. Wurde sie überstimmt, so blieb ihr das Recht, durch eine Resignation ihrer Stellung eine Appellation an das Volk einzulegen.

In beiden Fällen wäre man um einen wichtigen Schritt weiter gekommen.—

Die Sitzung vom 16. April wurde eröffnet. Vincke versuchte noch einmal umsonst, sich Gehör zu verschaffen. Darauf trat der Abgeordnete Milde aus Breslau (Kaufmann), Mitglied des Comité, zur Vertheidigung des Adreßentwurfs auf.

Graf Renard (Schlesischer Standesherr) der ihm folgt, will vor Allem Einheit.

„Der königliche Erlaß ist gegeben, er ist eine historische Thatsache; keiner menschlichen Macht ist es möglich, ihn aus den Annalen der Geschichte zu streichen. Stehen bleiben kann Nichts in der Welt, das ist naturwidrig. Alles Bestehende strebt nach Rundung, nach Ergänzung, nach Vollendung. Was der Natur gemäß ist, das wird kommen, das muß kommen zur rechten Zeit. . ." — Indeß, um der Einigkeit willen schließt er sich dem Arnimschen Amendement an.

In demselben Sinne spricht sich der Fürst zu Wied, die Abgeordneten von Diettrich, Conze, Naumann aus. Letzterer trägt eine Art Widerlegung der Simonischen Ansicht vor, und erklärt, es könnten zwar manche Wünsche zu begründen sein, aber keine Rechte.

Die Versammlung fängt an zu ermatten.

Aber das Interesse wurde sofort wieder angespannt durch den neuen Redner, der nun das Wort nahm, den Abgeordneten Hansemann (vom Rhein). Er dankte zuerst dem Minister, daß er die Mit-Verantwortlichkeit für die Verordnungen vom 3. Februar übernommen habe, und wies dann auf den prinzipiellen Unterschied hin, der zwischen dem Adreßentwurf und dem Amendement stattfinde. Der erste setzt sich klar und bestimmt auf den vorhandenen Rechtsboden und sagt, wir haben Rechte; das Amendement setzt dieses noch in Zweifel. Der Adreßentwurf stellt sich bestimmt auf den Grund der frühern Gesetze; er erklärt, wir sind die reichsständische Versammlung, und als solche gehen die frühern Rechte auf uns über. (Beifall.) Das ist der große Unterschied, und wenn es zur Abstimmung kommt, so prüfen Sie wohl Ihr Gewissen. Es handelt sich um einen wichtigen Moment, es handelt sich darüber, ob das lebendige Gefühl des Rechts in Ihnen lebt, oder ob Sie nur von Vertrauen, von Gnade leben wollen. (Große Bewegung.) Ich liebe und achte meinen König, aber als freier Mann gestehe ich: Recht, das ist der Boden der Vaterlandsliebe. . . .

Was ist einer der großen Fehler unserer bisherigen Gesetzgebung über Rechte der Stände? Es ist die Ungewißheit, die Unklarheit, es ist der Umstand, daß man ändern kann nach Grund der Zweckmäßigkeit selbst, schnell ändern kann. Indem wir uns nun erklären: Wir sind die reichsständische Versammlung, wie

Digitized by Google

die Gesetze sie vorgesehen haben, so folgt daraus, daß alsdann ein Vertrag mit der Krone über das, was etwa abzuändern ist, künftig stattfinden werde. Auf diese Weise wird das Mißtrauen beseitigt, was vielseitig sich eingeschlichen hat. Wir sind hier dem Lande, dem Throne Wahrheit schuldig, und ich spreche es unumwunden aus, es ist höchst bedenklich, daß das Vertrauen, was früher statt fand, nicht mehr in gleichem Maße für die Regierung vorhanden ist.

Das ist gerade aus diesen Verordnungen in Verbindung mit der Geschäftsordnung entstanden; diese Aktenstücke sind, indem sie die ständischen Rechte vielseitig beschränken, mit Mißtrauen von den Räthen der Krone geschrieben, mit Mißtrauen, daß wir unsere Rechte mißbrauchen würden.

Bedenken Sie, daß es sich nur von sehr wenigen Rechten handelt, von kleinen im Vergleich zu denjenigen, denen sich die Stände anderer Staaten zu erfreuen haben. Wir wollen ruhig abwarten, was weiter von der Krone beschlossen wird, aber diese wenigen Rechte, die wollen wir wahren. Die Kraft der Nationalität wird geweckt durch's Rechtsgefühl.

Preußen ist allerdings in einer, unter gewissen Eventualitäten, mißlichen Lage, und lassen Sie es uns wohl begreifen, wir müssen uns stärken. Was ist der tiefliegende Grund, warum vom äußersten Westen und von der andern Seite vom Osten her das Bedürfniß der Entwickelung des öffentlichen Rechts am stärksten gefordert wird? Es besteht darin, die östlichen wollen nicht russisch und die westlichen wollen nicht französisch werden. Sie wollen Deutsche, wir wollen Preußen bleiben, aber das öffentliche Recht entwickeln . . .

Auf diese Rede erwiderte zunächst der Prinz von Preußen: „Wir haben gehört, daß gesagt worden ist, die vorliegenden Verordnungen seien aus dem Mißtrauen der Räthe des Königs hervorgegangen. Vermöge meiner Geburt bin ich der erste Unterthan des Königs, vermöge des Vertrauens des Königs sein erster Rathgeber. Als solcher gebe ich die heilige Versicherung in meinem und der übrigen Rathgeber Namen (die Minister erheben sich), daß kein Mißtrauen Einen von uns beschlichen hat, als diese Verordnungen berathen worden sind. Aber eine Voraussicht haben wir gehabt, daß diese Verordnungen, die zum Besten des Vaterlandes gegeben worden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Unkosten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren sollen . . ."

Darauf setzte der Landtagscommissär hinzu: „Der Redner hat angeführt, es gehe aus den Aeußerungen, die ich gemacht habe, hervor, daß das Ministerium sich für verantwortlich erklärt habe. Ich weiß nicht, aus welchem meiner Worte diese Schlußfolge gezogen ist. Ich weiß aber, daß wir uns allerdings für verantwortlich halten für Alles was wir thun, vor Gott, vor dem König und vor unserm Gewissen. Wir sind aber nicht verantwortlich für das, was Se. Majestät als Souverän beschließen und befehlen . . ."

34 Redner hatten sich zum Wort gemeldet; der Marschall that, was er konnte, die Debatte zum Schluß zu bringen.

Herr v. Auerswald-Blauthen erhielt das Wort, und stellte, in seinem gewöhnlichen Vermittlergeschäft, das neue Amendement, daß die von Arnim vorgeschla-

Digitized by Google

gene Fassung beibehalten, von dem ursprünglichen Entwurfe aber die beiden folgenden Stellen hinzugesetzt werden sollten.

1) Nachdem Ew. Majestät den in dem Gesetze vom 5. Jan. 1823 ausgedrückten Vorbehalt verwirklicht und der Versammlung, welche in jenem Gesetze eine allgemeine ständische, in demjenigen vom 12. Jan. 1820 eine reichsständische Versammlung genannt wird, den Namen des vereinigten Landtags beigelegt haben, sind dadurch den letztern die in dem angeführten und in frühern Gesetzen begründeten Rechte erworben.

2) Gehorsam dem Rufe Ew. Majestät, und im Begriff unsere Wirksamkeit zu begründen, fühlen wir uns in unserem Gewissen gedrungen, zur Wahrung der ständischen Rechte die gegenwärtige ehrfurchtsvolle Verwahrung am Throne niederzulegen.

— Ich komme noch auf diesen Antrag, den ich einen unglückseligen nennen muß, zurück; zunächst bemerke ich nur, daß diese Stellen, die in dem ersten Entwurf durchaus organisch und natürlich sich entwickeln, in dem Zusammenhange des Amendements gegen alle Logik verstoßen.

Die darauf folgende Debatte bringt nichts wesentlich Neues; die beiden Antragsteller von Arnim und von Beckerath, begründeten ihre Ansicht auf's Neue; Arnim ermahnte vorzugsweise zur Einheit. Aus der Rede des zweiten Redners hebe ich noch Einiges von Wichtigkeit hervor.

„Ich halte es für einen der wesentlichsten Vorzüge des Entwurfs, daß er die Krone gar nicht in den Fall bringt, sich sofort auszusprechen. — Ich glaube, daß der Weg der Reformen der gedeihlichste ist. Damit aber dieser Weg uns erhalten bleibe, damit auf diesem Wege nicht nur die Regierung, sondern auch das Volk wandeln könne, liegt die Nothwendigkeit vor, in der Adresse die betreffenden Rechte zu wahren. Denn von den jetzt geschaffenen ständischen Institutionen hat nur der vereinigte Landtag das Recht, in ständischen Angelegenheiten, also in Bezug auf Fortbildung der Verfassung, Petitionen zu stellen. Der vereinigte Landtag hat aber nicht das Recht der periodischen Einberufung. Da er das Recht nicht hat, so steht nichts entgegen, die Möglichkeit anzunehmen, daß er nicht mehr einberufen wird. Geschieht das, so ist dem Volke jeder Weg abgeschnitten, seine Bitten und Wünsche in Betreff der staatlichen Entwickelung an den Thron gelangen zu lassen. . . .

Das Amendement (— auch das von Auerswald —) ist nicht freimüthig, denn es verleugnet das Bewußtsein des Volkes und dieser Versammlung; es stellt Dinge in Zweifel, die seit Jahrzehenden abgemachte Fragen sind. Es ist nicht parlamentarisch.

Es gibt im Leben der Nation Augenblicke, wo sich all ihr Fühlen und Denken, der ganze Inhalt ihres Gesammtdaseins, wie in einem einzigen Punkte zusammendrängt. Dann treten die Gegensätze scharf einander gegenüber, eine Wahl muß getroffen werden, und diese Wahl entscheidet über die höchsten Interessen des Volks. — Es handelt sich darum, ob Alles das, woran unser Herz hängt, was wir als das Fundament unsrer Zukunft betrachten, was uns bisher ein Trost war, wenn wir über die Nichterfüllung vaterländischer Hoffnungen trauerten, ob

Digitized by Google

alles das ein leerer Schatten, ein zweifelhaftes Wesen war, dem wir auf ungewissen Wegen nachgehen müssen, oder ob wir die edle Errungenschaft unsers Volkes, wie es unsere Pflicht ist, unsern Kindern ungeschmälert erhalten wollen. Es handelt sich darum, ob wir dazu beitragen wollen, der Krone eine unrichtige Meinung von den inneren Zuständen des Landes beizubringen und so die Gefahren zu vermehren, die früher oder später hieraus hervorgehen müssen. Das Amendement entspricht nicht der Wahrheit, ich verwerfe es. . . ."

Der Marschall erklärte, daß eine einfache Majorität in dieser Frage genüge. Er ordnete die Reihe der Fragen so, daß das Amendement Arnim's die erste, das Amendement Auerswald's die zweite, der Adreßentwurf die dritte Stelle einnehmen sollte. — (Wir folgten hier im Ganzen der Allgem. Preuß. Zeitung.)

Das Amendement wurde verworfen mit 305 gegen 290 Stimmen; die liberale Partei hatte gesiegt.

In diesem Augenblick hatte Auerswald nicht den moralischen Muth, seinen Antrag zurückzuziehen, und so seine Anhänger mit den entschiedenen Liberalen zu vereinigen.

Arnim erklärte, er werde für das Amendement Auerswald's stimmen.

Dasselbe erhielt nun eine Majorität von 484 gegen 107 Stimmen.

Die Versammlung erklärte somit, sie behaupte ihre Rechte und behaupte sie nicht, sie hege Vertrauen und Mißtrauen u. s. w.; sie erklärte, sie habe die Einsicht in ihren eigenen Willen verloren.

Laßt uns bei diesem Resultat nicht vergessen, die Männer auszunehmen, die nicht nur das Herz auf dem rechten Flecke, sondern auch den Kopf in der rechten Ordnung hatten; vor Allem die edlen Rheinländer, Beckerath, Hansemann, Mevissen, Camphausen; und den edlen Aristokraten Vincke trotz seines unparlamentarischen Verfahrens. Was sie zum deutschen Volke gesprochen wird nicht verhallen, wenn auch die Stände es nicht verstanden haben. Sie können den größten Rednern Englands und Frankreichs würdig an die Seite gestellt werden.

Berichtigung.

(Wir müssen heute wegen Mangel an Raum unsere Wiener Correspondenz und einige andere Briefe bei Seite lassen.)

Einer unserer Wiener Correspondenten hat im vorigen Hefte bei Besprechung des neuen Anlehens einen Rechnungsfehler, den wir im Manuscript übersehen haben, sich zu Schulden kommen lassen (s. Heft 15). Es muß heißen: „Achtzig Millionen in sechs Jahre getheilt, geben jährlich 13⅓ Millionen; hierab für obiges Defizit alle Jahre 8 Mill. für den Fortbau der Mailänder Eisenbahn, 2½ bis 3 Mill. Für den vertragsmäßigen Fortbau der übrigen Eisenbahnen ꝛc. 6 Millionen. Summa 17 Millionen." — Leider stellt sich durch die Berichtigung dieses Druckfehlers kein günstigeres Resultat für die Anleihe heraus. Denn diese 17 Millionen würden um 3⅓ Millionen die Jahresquote des ganzen Anlehens übersteigen. D. R.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Griechenland, die Schutzmächte und die Türkei.

Was den Diplomaten Europa's in der Neuzeit zur unbestreitbaren Wahrheit sich aufgedrängt hat — der Zustand des immer mehr dem Einsturz drohenden ottomanischen Staatsgebäudes — das hatte der scharfsichtige Auffassungsgeist der neueren Hellenen, durch den Augenschein überzeugt, schon längst erkannt. Die früheren Versuche Griechenlands (1770—79 und 1792—98), das unverdiente Sclavenjoch abzuschütteln, mißlangen zwar wegen nicht kräftiger Unterstützung von außen her, eben so wurde Napoleon's Riesenplan (1810—11) den gesammten Orient, also auch die Heimat der Hellenen, von türkischer Botmäßigkeit zu befreien, durch den Ausbruch des ihm verderblichen Krieges gegen Rußland vereitelt: allein die Manen der 200,000 nach dem Frieden von Kutschuk Kainardschi (1774) als Opfer muselmännischer Rache gemordeten Peloponnesier und des edlen Rhigas Martyrthum (Mai 1798) riefen das begeisterte, durch Sprache und Religion trotz Jahre langen Druckes stets eng verbunden gebliebene Volk zur blutigen Sühne abermals unter die Waffen, und, von den thätigen Führern der zu Wien (1814) gestifteten Hetärie geleitet, brach im Jahr 1821 zuerst (Februar) in der Wallachei, später (März) im Peloponnes, auf dem Festlande und auf den Inseln des Archipelagus der Befreiungskampf aus. Der Hülferuf der um ihr väterliches Erbtheil verzweiflungsvoll kämpfenden Hellenen durchdrang die ganze civilisirte Welt, mit lebendiger Theilnahme wurde dieses Zeichen von Griechenlands politischer Wiedergeburt begrüßt und kräftige Unterstützung wurde ihm von den Völkern zu Theil, obschon gleichzeitig mehre europäische Cabinete die Mißbilligung dieses Unternehmens unverholen zu erkennen gaben.

Die Seiten des (III.) Nationalcongresses zu Trözene beschlossene Wahl (7/14 April 1827) des Grafen Johann Capodistrias zum Statthalter und Präsidenten der provisorischen Staatsregierung Griechenlands, die Seeschlacht

Digitized by Google

bei Navarin (20. Oct. 1827), die Besetzung der messenischen Festungen durch eine französische Occupationsarmee (August 1828) und endlich der Friede zu Adrianopel (14. September 1829) machte dem neunjährigen mit abwechselnden Kriegsglück geführten Kampfe der Griechen und Türken ein Ende; Griechenland begann, aus schmachvoller Knechtschaft erlöst, freier aufzuathmen und unter dem Schutze einer nach Ordnung strebenden Regierungsform die nach blutigen Anstrengungen mühsam errungene Selbstständigkeit wohlthuend zu empfinden.

Bezeichnend und bis in die neueste Geschichte des Landes sich verzweigend verdient der Umstand hervorgehoben zu werden, daß während des ganzen Verlaufs des Befreiungskampfes es keinem einzigen Griechen gelingen wollte, die oberste Leitung des Staates im Innern und nach Außen dauernd in sich zu vereinigen, gleichsam als ein vom Volke ausgegangener Dictator das Ruder der neugeschaffenen Republik kühn zu erfassen und mit kräftiger Hand zu führen. War es Mangel an Talenten oder Energie, Vorhandensein überwiegender Eifersucht untereinander, zu großes Selbstvertrauen auf die politische Macht Einzelner u. dgl. m., welche keinen der Volksführer jener Zeit, als: Markos Botsaris (gest. 20. April 1824), J. Kolettis, Theod. Kolokotronis (gest. 15. März 1843), G. Kondouriottis, Alex. Mavrokordatos, Petros Mavromichalis, And. Miaulis (gest. 1835), D. Ypsilanti's (gest. August 1832) u. a. m. befähigte, jeden andern neben und mit ihm kämpfenden Einfluß zu paralysiren und sich selbst mit der repräsentativen Alleingewalt über das Volk zu betrauen? Wohl möglich, daß, hätte ein solches Ereigniß stattgefunden, die staatlichen Verhältnisse Griechenlands eine von der Gegenwart ganz verschiedene Gestaltung erlangt haben würden.

Demnach ihre eigene Macht zu schwach fühlend und in der Absicht, dem auf ihre Landsleute durch sie ausgeübten Einfluß kräftigere Stützen zu verschaffen, ließen sich jene griechischen Notablen und mit ihnen noch manche Andere willig finden (freilich schwebte ihnen dabei die Grundidee vor, ihrem bedrängten Vaterlande dadurch einen Dienst zu erweisen), den Rathschlägen und Einflüsterungen fremder diplomatischer Agenten, häufig mehr als räthlich Gehör zu geben, und solchergestalt als untergeordnete Organe ausländischer Diplomatie mehr oder weniger die Interessen des Auslandes auf Kosten des Vaterlandes zu wahren. Die Geschichte bezeugt dies bei verschiedenen Anlässen, z. B. durch das Manifest der provisorischen Regierung (26. Juli/7. August 1825), wodurch die griechische Nation unter den Schutz Großbritanniens sich stellte, ferner durch Contrahirung der 1. und 2. Anleihe in England (21. Febr. 1824 und 7. Febr. 1825), wo statt 2,800,000

Digitized by Google

Pfund Sterling nur 1,110,000, also 1,218,000 Pf. St. weniger an die griechische Staatskasse gelangten u. A. dgl. m.

Die erste Spur offizieller Einmischung Seiten europäischer Cabinete in die Angelegenheiten des Landes zeigt sich im Jahre 1827, wo von den Griechen dringend um Vermittelung ersucht Frankreich und England, denen auch Rußland auf Grund des Petersburger Protokolls vom 4. April 1826 sich anschloß, zu gemeinschaftlichen, planmäßigen Maßregeln in der Griechensache sich vereinigten und von diesen drei Mächten bald darauf der Londoner Tractat vom 6. Juli 1827 den betreffenden künftigen Verhandlungen zu Grunde gelegt wurde.

Je nachdem politische Denkungsart, persönliche Zuneigung, oder vielleicht andere geheimere Motive bei den einzelnen Führern der griechischen Nation vorherrschend waren, schlossen sich selbige an die in örtlicher Beziehung ihnen damals zunächst stehenden Repräsentanten von Frankreich, England und Rußland — anfänglich die Stationscommandanten der levantinischen Escadres jener Staaten, später die definitiv ernannten Residenten — an, und daraus entstanden endlich wie von selbst im Inneren Griechenlands eine englische, französische und russische Partei, deren moralische Existenz Niemand, welcher nur einigermaßen mit den griechischen Zuständen bekannt ist, leugnen dürfte, obschon sie in neuerer Zeit sowohl von den diplomatischen Vertretern jener Großmächte in Athen, als auch von verschiedenen ministeriellen Rednern in den Verhandlungen der französischen Kammer und des englischen Parlaments häufig in Abrede gestellt wurde. Welchen Einfluß diese politischen Spaltungen auf den Gang der innern und äußeren Angelegenheiten des griechischen Staats ausübten, namentlich während der Verwaltung des Präsidenten Capodistrias (1828—31), bei Beschließung der erbmonarchischen Staatsform und Wahl des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, jetzigen Königs der Belgier, zum souverainen Fürsten von Griechenland und dessen Nichtannahme der ihm gebotenen Würde (Febr. 1830), während des Bürgerkrieges (1831—32) im Peloponnes und auf dem Festlande, bei der Erhebung des Königs Otto, damaligen Prinzen von Baiern, auf den griechischen Thron (1833—35) u. s. f., ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt und in den gründlichen Werken von Thiersch, Klüber, Fallmerayer, u. a. m. ausführlich behandelt.

Aber — dürfte ein Unbefangener hier mit Recht die Frage aufwerfen — fanden diese beklagenswerthen Wirren, diese überlästigen diplomatischen Einmischungen vor Constituirung des Königreichs Griechenland, vor dessen Einreihung in den europäischen Staatsverband, vor der Thronbesteigung

Digitized by Google

des Königs Otto statt, warum dauern diese, die innere Entwickelung des Landes behindernden Zustände noch fort, aus welchem Rechtsgrund hat sich ein fast vormundschaftliches Verhältniß herangebildet, welches von England, Frankreich und Rußland in Einzelkraft dem hülflosen Griechenland gegenüber ausgeübt wird, und letzteres nur seufzend erträgt, wer hat seit 1833 jene vielköpfige Hyder der Zwietracht heraufbeschworen, welche jede politische Verbreitung des neuhellenischen Reiches schon im Keime erstickt und nach neuer Beute lüstern selbst die Träger des europäischen Gleichgewichts zu erschüttern droht? Dieses gerechte Bedenken erklärt der Londoner Staatsvertrag vom 7. Mai 1832, Art. 12, §. 6, wornach, den Bestimmungen des Conferenzprotokolles vom 20. Februar 1830 gemäß, und unter Verbürgung von England, Frankreich und Rußland, ein Anlehn im Totalbetrag von 60 Millionen Franken zu Gunsten Griechenlands kontrahirt wurde, wofür:*) „der Souverain Griechenlands und der griechische Staat verpflichtet sein soll, zu Berichtigung der jährlichen Zinsen und Rückzahlungsfristen der unter der Bürgschaft der drei Höfe realisirten Abtheilungen der Anleihe, die ersten Staatseinkünfte dergestalt anzuweisen, daß die wirklichen Einnahmen des griechischen Staatsschatzes vor Allem der Zahlung besagter Zinsen und besagter Tilgungsfristen gewidmet sein und zu keinem andern Zweck verwendet werden sollen, so lange die Zahlungen der unter Bürgschaft der drei Höfe realisirten Abtheilungen nicht für das laufende Jahr vollständig gesichert sein werden. Die diplomatischen Repräsentanten der drei Höfe in Griechenland werden besonders angewiesen werden, auf Einhaltung dieser Stipulation zu wachen."

Begreiflich ist es, wie diese letzte Bedingung, Ueberwachung des in den ersten Jahren der Regentschaft (1833—35) ohnehin nicht ganz geregelten griechischen Staatshaushaltes, nur hemmend auf den innern Staatsmechanismus einwirken konnte, wie dies eigenthümliche Verhältniß ganz geschaffen war, störend zwischen König, Regierung und Volk einzugreifen, wovon die aufrührerische Bewegung am $^3/_{15}$ September 1843 in Athen eine vorherzusehende Folge war. Denn schon damals sollten auf Grund einer dem König Otto am 5. September (a. St.) 1843 überreichten Collectivnote der Londoner Conferenz „die einträglichsten Steuern zur Zahlung der rückständigen Anleihezinsen und Amortissementsquoten verwandt, die Steuercontrole einem besonders hierzu zu bestimmenden Agenten des Rothschild'schen Banquier-

* S. Klüber. Wiedergeburt Griechenlands. S. 485.

hauses überantwortet, alle Baiern sofort aus Staatsdiensten entfernt und endlich die Vertreter der Nation zu einem Congreß einberufen werden."

Oberst Dimitrios Kallergis — ein Mann von geschichtlich anerkannter Unerschrockenheit vor dem Feinde, gefällig in äußerer Sitte, verschwenderisch im Umgange mit seinen Freunden und von aufopfernder Vaterlandsliebe erfüllt — hatte die ihm von den Verschwornen am $^{3}/_{15}$ September 1843 zugetheilte Rolle, als improvisirter Befehlshaber der eine „Constitution" verlangenden Heeresabtheilungen zu Athen, unter Beistand der Obersten Scaravellis und Spyros Milios glücklich durchgeführt und war keineswegs gemüßigt, von der vortheilhaften Stellung zurückzutreten, in welche sein Wagniß an jenem Tage, die Gunst des Augenblicks und sein gewandtes Betragen nach der bedeutungsvollen Katastrophe ihn bei König und Volk gesetzt hatten. Seiner Energie sich bewußt hielt er, später zum Generalgouverneur der Residenz ernannt auf innere Ruhe und Ordnung, schützte einschreitend gegen Parteiumtriebe die königliche Gewalt, wahrte die Unverletzlichkeit der zur Berathung einer freisinnigen Verfassung in einen Nationalcongreß versammelten Volksvertreter (20. November 1843 bis 30. März 1844), und nahm sich mit Hochherzigkeit selbst Derjenigen an, welche, obschon durch langjährige Dienstzeit in Griechenland nationalisirt, dennoch als Ausländer von Geburt, in Folge der Ordonnanzen vom $^{3}/_{15}$ September, aus griechischen Staatsdiensten schieden und dabei mit mancherlei Ungesetzlichkeiten zu kämpfen hatten. Sein bei diesen Anläßen so entschieden lobenswerthes Benehmen wurde von seinem Souverain durch Beförderung zum Generalmajor und Ernennung zum königlichen Generaladjutanten, sowie vom Ausland durch ehrenvolle Zuschriften und namentlich vom König Ludwig Philipp durch Verleihung des Commandeurkreuzes der Ehrenlegion würdig anerkannt. Der Sturz des Ministeriums Mavrokordatos (18. August 1844) hatte zur unmittelbaren Folge, daß auch Kallergis von seinen bisherigen Functionen in Athen zurücktrat, und, auf eine neue ihm angebotene, jedoch ungleich beschränktere Verwendung im Peloponnes verzichtend, sich zu freiwilligem Exil ins Ausland und zwar erst nach Corfu, später nach England begab, wo er überall mit der seinem Namen und Verdiensten gebührenden Anerkennung auf das zuvorkommendste aufgenommen wurde.

Finanzielle Verlegenheiten waren es jedoch nicht allein, gegen welche die griechische Regierung während der letzten zehn Jahre anzukämpfen hatte. Das der Nation inwohnende kriegerische Element, welches so wesentlich zur Losreißung von türkischer Herrschaft, zur Schaffung des neuen Staates so mächtig beigetragen hatte, vermochte sobald noch nicht sich zu beruhigen;

Digitized by Google

bewaffnete Banden, unter welchen bewährte Führer aus der Zeit des Freiheitskampfes, jetzt als Phalanxoffiziere in königlichen Diensten stehend, im Geheimen thätig sich bewiesen, überschritten häufig die Grenze in Rumelien, wodurch nothwendig Reibungen mit den türkischen Grenztruppen, Klagen und diplomatische Noten wegen Gebietsverletzung zwischen Athen und Constantinopel veranlaßt wurden. Das kühne Unternehmen des Obersten — jetzt königlichen Flügeladjutanten — Joannis Karatassos — eines Mannes, welcher im Mai 1830 die unter ihm als Bataillonschef im Lager von Eleusis stehende Infanterieabtheilung zum offenen Abfall von der Regierung verleitete und deshalb vom Präsidenten Capodistrias als Rebell geächtet wurde, worauf er sich von 1200 Mann leichter Infanterie unter Graf Augustin Capodistrias und 300 Chasseurs unter Oberst Dimitrios Kallergis verfolgt und gedrängt in das benachbarte Grenzgebirge zurückzog und endlich auf das türkische Gebiet flüchtete, später in die Verschwörung gegen die damalige Regentschaft (1833) verwickelt und in Haft gebracht, seine Straflosigkeit nur der königlichen Nachsicht verdankte — der früher schon, als Sultan Mahmud II. starb (1. Juli 1839) und die orientalische Frage wegen des Sieges bei Nisib (24 Juni 1839) und Ueberganges des Kapudan Pascha mit der türkischen Flotte zum Pascha von Egypten ein höchst bedenkliches, den Griechen jedoch nur günstig scheinendes Aeußere genommen hatte, die Fahne des Aufruhrs und zum Abfall von Constantinopel in Makedonien auf Hagion Oros, auf eigenem türkischen Grund und Boden, erheben wollte, ferner die darauf folgende Empörung der griechischen Bevölkerung in Kandia (1841), und andere derartige herausfordernde Versuche zum Aufstande der Griechen in der Türkei, wie unter Major Velentzas u. a. m. scheiterten an der klugen Mäßigung der griechischen Regierung und wurden sogleich im ersten Ausbruch gedämpft.

Das gegenwärtige Ministerium Kolettis, welches dem Ministerium Mavrokordates am 18. August 1844 folgte, trägt nach seinem Leiter, der mit guten Grundlagen ausgestattet, neun Jahre (1834—43) als griechischer Gesandter am Hofe zu Paris zubrachte und daselbst in der höhern Diplomatie unter einem bewährten Meister sich ausbildete, unbedingt eine vorzugsweise französische Färbung und die seit zwei Jahren merklicheren Bestrebungen Frankreichs in Athen, seinen Einfluß immer mehr zu befestigen, z. B. durch Gründung und Dotirung eines französisch-griechischen Lyceums daselbst, Sendung junger Architecten nach Griechenland, um sich auf classischem Boden in der Baukunst zu vervollkommnen, Verabfolgung namhafter Geldsummen an die griechische Staatscasse, angeblich zu wohlthätigen oder gemeinnützigen

Digitized by Google

Zwecken und dergleichen mehr, konnten von England nur mißliebig aufgenommen werden. Dürfte auch letztgenannte Macht bei dem in neuester Zeit zwischen dem geistlichen Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche und dem Chef des Islamismus eröffneten diplomatischen Verkehr von geheimer Bethätigung nicht ganz frei zu sprechen sein, weil dadurch das seit der Zeit der Kreuzzüge von Frankreich beanspruchte Schutzrecht der katholischen Christen im Orient mehr deren weltlichem Beherrscher d. h. dem Sultan mittelbar zugewiesen wird: so konnte England's Politik nicht umhin, die erste günstige Gelegenheit zu erspähen, seinen politischen Widersacher in eigenem Lager, wenn auch auf neutralem Boden, aufzusuchen. Veranlassung hierzu ward bald durch einen günstigen Zufall geboten. Der obenerwähnte Flügeladjutant Karatassos hatte von seinem Herrn einen mehrwöchentlichen Urlaub nach Constantinopel, angeblich um Familienangelegenheiten (?) daselbst zu ordnen, erhalten. Der türkische Gesandte in Athen Moussouris*) handelte unbezweifelt nach den von seinem Hofe ihm früher ertheilten allgemeinen Instructionen, wenn er ohne vorherige Anfrage bei seiner Regierung einem Manne den Eintritt in das türkische Reich nicht gestattete, welcher, obschon jetzt in einer hohen Stellung, in der nächsten Umgebung des Königs von Griechenland, dennoch von früherer Zeit her bei den Unruhen im Innern der Türkei schwer betheiligt gewesen. Sowohl des Premierministers Kolettis, welcher gleichzeitig auch das Portefeuille des Aeußeren verwaltet, Verfahren bei Unterhandlung über diese Angelegenheit, als auch eine vom König Otto auf dem Kammerballe geschehene Aeußerung, bestimmten Moussouris seine Pässe zur Abreise aus Griechenland zu verlangen, um dadurch wegen der ihm als Repräsentanten der ottomanischen Macht seines Erachtens nach zugefügten Beleidigung Genugthuung zu erhalten, nöthigenfalls seinem Souverain gegenüber sich zu rechtfertigen. Die Diplomatie blieb natürlich bei diesen Vorgängen nicht unthätig und seit jener Zeit begann ein lebhafter Noten- und Courierwechsel zwischen Athen, Constantinopel und den übrigen Hauptstädten Europa's. Die Pforte stellte endlich ein Ultimatum, welches als zu drückend das Cabinet zu Athen nicht annahm, worauf, nach Ende der anberaumten Frist, aller diplomatischer Verkehr mit Griechenland am 1. April für abgebrochen erklärt und dem hellenischen Geschäftsträger in Constantinopel Argyropoulos nur noch eine Zeit von 30 Tagen, zu seinem längeren Verweilen und Ordnung eigener Angelegenheiten daselbst, gestattet wurde.

Türkischerseits, vielleicht durch Zusicherung nicht ausbleibender fremder

*) Recte Moussourus, wie viele Zeitungen irrig schreiben.

Digitized by Google

Unterstützung, scheint man keineswegs wegen Entstehen dieses Bruches besorgt gewesen zu sein; dafür spricht die Concentrirung von Truppen längs der rumeliotischen Grenze, die Absendung von türkischen Kriegsschiffen nach den Häfen Volo und Salonichi, die Verfügung des Pascha's von Kydonia, daß alle jene Griechen, welche mit griechischen Pässen dort leben, das Land verlassen oder wieder Raja's werden sollten u. dgl. m., und nicht unwahrscheinlich gelüstet es den Osmanen, sich wiederum im Kampfe mit einem Volke zu versuchen, dessen stolzes Emporsteigen der ächte Moslim von jeher nur mit lauerndem Haß betrachtet; andererseits hegen die eroberungslustigen Hellenen unwiderstehliches Verlangen nach den herrlichen Fluren von Thessalien, Makedonien, Epirus u. s. f., und das hellenische Volk ist insgesammt der vollsten Ueberzeugung (welche Aristidis Rhentis, Abgeordneter für Korinthos im Nationalcongreß zu Athen, in der Sitzung am $^{11}/_{23}$ Jan. 1844, auch von der Rednerbühne herab auszusprechen kein Bedenken trug), „daß der Tag herannaht, wo Osmans Reich fallen und zum zweiten Male das Kreuz auf der Sophienkirche erglänzen wird!" Möglicherweise, daß griechischer Enthusiasmus für eine Nationalsache die eigene streitbare Kraft überschätzt, allein für die Griechen spricht die im Orient seit Generationen überlieferte und stets lebendig erhaltene Tradition, wornach der Moslim mit Ingrimm den Tag erwartet, der ihn für immer aus Europa verbannt. Mit dem begeisternden Rufe des schwertumgürteten Dichters:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?"

würde Griechenlands gesammte waffenfähige Bevölkerung, viele Tausende an Zahl, den Grenzen zueilen, über Thessalien und weiterhin einem reißenden Bergstrome gleich sich ergießen, wo ihre dortigen Landsleute nur auf den Augenblick warten, um sich mit ihren Brüdern aus dem freien Griechenland zu vereinigen und den Volksaufstand der christlichen Bewohner im türkisch-europäischen Reiche massenweise zu beginnen. Aehnliche Sympathien werden selbst unter den Augen der türkischen Regierung laut; die griechischen Kaufleute in Constantinopel sollen, wie aus glaubwürdiger Quelle versichert wird, der königlichen Regierung in Athen das Anerbieten gemacht haben, „bei demnächst etwa zwischen Griechenland und der Türkei ausbrechenden Kriege ihre gesammten Einnahmen des laufenden Jahres, welche wegen bedeutender Getreidetransporte zur See seit September 1846 auf 1 Million spanischer Thaler monatlich veranschlagt worden, der griechischen Staatscasse zur Verfügung zu stellen"; in der türkischen Hauptstadt und deren nächste Umgebung kann man auf 10,000 Griechen rechnen, und zwar nach den Berichten des glaub-

Digitized by Google

würdigen Reisenden Dr. Karl Koch, welche, mit Waffen und Kriegsbedarf hinlänglich versehen, bereit sind, für den Glauben den Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.

Und Griechenland wird es nicht gleichsam mit Gewalt zu den Waffen getrieben? Oder wie wäre das plötzliche Erscheinen einer englischen Kriegsflotte im Hafen von Piräus, Angesichts des königl. Schlosses zu Athen, mit 3000 Mann disponibler Landungstruppen, deren längeres Verbleiben durch verschiedene auf drei Monate Zeit abgeschlossene Lieferungsverträge angedeutet wird, zu erklären? Denn daß Eintreibung der rückständigen Anleihezinsen oder etwaige Verletzung der griechischen Verfassungsurkunde hierbei nur als Vorwand dienen, leuchtet jedem Unbefangenen gewiß ein. Oder sollte vielleicht England das „quousque tandem abutere patientia nostra“ auf die Türkei und Griechenland gemeinsam anwenden wollen? Bringt man diese jetzige Drohbewegung in Verbindung mit der seit 1843 zählenden Nichtbesetzung des russischen Gesandtschaftspostens in Athen, mit dem früheren Gerüchte einer möglichen Besitznahme der Insel Aegina durch englische Seetruppen, mit der jüngsten Anwesenheit des englischen Parlamentsmitgliedes Cochrane in Athen, mit dem seit Kurzem wahrgenommenen Hinneigen des Generalmajors Th. Grivas und dessen bedeutenden rumeliotischen Anhange von der französischen zur englischen Partei, mit der Rückkehr des Generalmajors Kallergis aus England und dessen Landung von Corfu aus auf dem griechischen Festlande, im Gefolge des bekannten Oberst Spyros Milios und einer Schaar griechischer Insurgenten, welche unzufrieden mit der Politik des jetzigen Ministeriums aus Griechenland sich geflüchtet und auf den jonischen Inseln Aufnahme gefunden hatten, und mit anderen Anzeigen mehr, deren entsprechende Deutung dem in Beurtheilung jener politischen Verwickelungen Erfahrnen vor Augen liegt, wenn auch zur Zeit die Oeffentlichkeit auf deren Mittheilung noch verzichten dürfte: so ist man zu dem Geständniß hingeleitet, daß die nächste Zukunft und Gestaltung der Dinge im Orient nur eine höchst bedeutungsvolle werden kann, wobei jedoch zweierlei zu beachten kömmt, nämlich daß sowohl dem übrigen Europa, gestützt auf seine eigene moralische und politische Kraft, stets die definitive Entscheidung vorbehalten sein wird, als auch daß Griechenland, welchem die nicht zu bergende Eifersucht seiner Schutzmächte einen staatlichen Schwerpunkt gewährt — was für Beutetheile auch von dem hinsterbenden ottomanischen Staatskörper den harrenden Erben zufallen mögen — als neuhellenisches Reich dabei nur gewinnen kann. Hz.

Digitized by Google

Der Papst und seine Reformen.

Paris, Ende April.

Zwischen den übertriebenen Hoffnungen und dem mehr oder weniger feindseligen Mißtrauen, deren Gegenstand die ersten Regierungshandlungen des Kirchenoberhauptes gewesen sind, muß man besonders seit der Veröffentlichung des neuen Censuredicts die rechte Mitte innehalten und Alles, was in Rom oder in Italien in der Umgebung des neuen Papstes vorgeht, sowohl von dem Gesichtspunkte der Religion als auch von dem der Politik aus mit möglichster Unparteilichkeit betrachten.

Man kann die liberalen Absichten Pius IX. nicht mehr in Zweifel ziehen. Sie treten täglich in allen seinen Worten und Handlungen auf die unzweifelhafteste Art und Weise an's Licht. Wenn man seine politischen und administrativen Reformen im Einzelnen prüft, so erkennt man auf den ersten Blick, daß sie alle von einem neuen Geiste durchdrungen und von der Idee des Fortschrittes gestempelt sind. Jede derselben hebt einen Mißbrauch oder ein Vorrecht auf, um der öffentlichen Meinung Genüge zu leisten, um die Interessen und Rechte gleichmäßiger zu ordnen, um die Verbesserungspläne zu begünstigen und das Wohlbefinden der Massen zu vermehren. Offenbar hat der neue Papst eben so viel Vertrauen zu dem Volk als zu seiner eigenen Macht, und daher kömmt diese tiefe Zuneigung, die die Römer jetzt schon mit ihm verbindet, daher kommen jene Worte der Ermuthigung, die er aus dem Munde des Volkes selbst zu hören bekommen hat: „Coraggio, coraggio, santo Padre, fidatevi nel vostro popolo.“

Der Geist des modernen Liberalismus, den man nicht mit der Gemeindefreiheit oder irgend einer anderen Freiheit des Mittelalters verwechseln darf, ist also endlich bis in die Concile Roms und des heiligen Stuhles gedrungen, und es ist unbestreitbar, daß er dort in derselben Art und Weise wie überall auftritt, daß er dort Reformen zu Stande bringt in dem Sinne und nach den Plänen, die ihm eigenthümlich sind, das heißt, indem er ge-

Digitized by Google

gen gewisse alte Traditionen ankämpft und das Werk derselben auflöst. Ja noch mehr, und das ist gerade der Hauptpunkt, das Zeichen, an welchem man überall das Eindringen dieses neuen Geistes erkennt: das Laien-Element ist zum ersten Male als ein besonderer Bestandtheil in der Administrativverfassung des Kirchenstaates anerkannt worden. Man wird leicht einsehen, daß in einem Lande, in welchem die Souverainität und alle öffentlichen Aemter in der Hand des Clerus sind, das Laien-Element viel später, ja zu allerletzt zur Geltung gelangen müsse. „Warum," sagte Pius IX. selbst im Augenblicke, wo er den päpstlichen Stuhl bestieg, „sollen die Güter, die man verlangt, nicht eben so gut von geistlichen als von weltlichen Händen gewährt werden können?" So sehen wir denn auch heut zu Tage, Dank sei es den Administrativ-Reformen der römischen Regierung, Dank sei es diesem neuen Censuredikt, welches Laien Eintritt in jene Censurcommissionen gestattet, die bisher als ein dem Clerus und den Mönchen allein vorbehaltenes Gebiet betrachtet wurden, jene anerkannte Wahrheit, daß der Grundsatz: der Staat ist weltlich, insoweit dies nur immer in dem Kirchenstaate und von dem Oberhaupte der katholischen Kirche geschehen kann, zur Geltung gebracht werden. — Diese Neuerung ist viel gewagter als sie aussieht und die entfernteren Folgen derselben werden noch einige Zeit lang unbemerkt oder wenigstens unbestimmt bleiben.

Die zeitliche Gewalt der Päpste außerhalb ihres Gebietes war schon seit Jahrhunderten zu Grunde gegangen, und war es beinahe, ohne daß man es in Rom bemerkte. Hat man nicht noch in unseren Tagen gesehen, wie Gioberti und De Maistre von der Wiederherstellung derselben träumten und sie vorschlugen? Sie sahen keine Hindernisse als die von Seiten der anderen Souveraine und hofften dieselben zu überwinden. Das Prinzip der Freiheit hat jedoch alle Welt zur Besinnung gebracht. Eine andere wichtige Frage bringt die Katholiken, wie vormals, noch heut zu Tage in Verlegenheit. Wenn das constitutionelle oder repräsentative Prinzip in Europa und in den christlichen Republiken zur Geltung gelangt, wie wird es sich mit der absoluten Souverainität des Papstes in seinen Staaten vereinigen lassen?

Die letzte Nummer der hier erscheinenden katholisch-liberalen Revüe „le Correspondant" enthält in ihrer politischen Uebersicht eine ungemein interessante Beurtheilung der Vorgänge im Kirchenstaate bei Gelegenheit des Censuredictes, deren vorzüglichstes Verdienst es ist, nichts über die Art der Opposition zu verhehlen, auf welche Pius IX. stößt, und eben so wenig die kritische sowohl äußere wie innere Lage seiner Regierung zu bemänteln. Jene Leser, welche

Digitized by Google

dieſen Kampf in ſeinen verſchiedenen Phaſen eben ſowohl, wie die unvermeidliche Frage, die ſich daran knüpft, mit Intereſſe verfolgen, werden es uns Dank wiſſen, wenn wir hier einige Bemerkungen aus einem in der Achtung der liberalen Katholiken hoch ſtehendem Blatte anführen.

„Wir können nicht den verehrten Namen Pius IX. ausſprechen," ſagt der Correſpondent, „ohne die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf einige Augenblicke für die ſchwierige Stellung in Anſpruch zu nehmen, mit der das Genie dieſes Kirchenoberhauptes gegenwärtig zu kämpfen hat. Dieſe Periode der Geſchichte, welche eine der folgereichſten zu werden verſpricht, war ſeit lange vorhergeſehen worden. Die Ungeduld der menſchlichen Wünſche iſt immer außerordentlich, und die Einbildungskraft, welche die unvermeidlichen Hinderniſſe nicht in Anſchlag bringt, trägt noch dazu bei, den Gegenſatz derſelben zu dem Beſtehenden augenfälliger zu machen. Der Widerſtand iſt, wenn auch heimlich und verſchleiert, doch überall gegen Pius IX. organiſirt; er hat Alles, was traurig und böſe, ſowohl in der Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens, als auch in den von dem Schickſale des Menſchen unzertrennlichen Uebelſtänden iſt, zum Gegner. Die mönchiſchen Mißbräuche erheben ſich gegen ihn, wie gegen alle großen Männer, welche das religiöſe Leben zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurückführen wollten. Die erblichen Gehäſſigkeiten in dem Vaterlande der Welfen und Ghibellinen empören ſich gegen die Macht, welche ſie verſöhnen will. Nachdem das Uebergewicht der liebenswürdigſten Tugend, die unſere Zeit hervorgebracht hat, alle beſſern Sympathieen, die es in dem Herzen der Italiener gab, ſich errungen, blieb in dem tiefſten Grunde der Geſellſchaft eine hartnäckige, wenn auch nicht ſehr dichte Hefe zurück, welche gerne in die Höhe gelangen und verderblich wirken möchte. Endlich treibt auch die Theuerung der Lebensmittel die rohen Maſſen zu Gewaltthätigkeiten, deren Erfolg überall ſehr beklagenswerth iſt. Oeſterreich, eiferſüchtig auf die Aufrechterhaltung ſeines Einfluſſes, beobachtet dieſe Elemente der Auflöſung ſehr ſcharf und ſchützt ſich gegen ſie. Nach den Ausſagen von Augenzeugen tragen die Züge Pius IX., die noch vor Kurzem ſo freudeſtrahlend waren, jetzt den Ausdruck einer majeſtätiſchen Trauer. Aber menſchlicher Tröſtungen bedarf dieſer Fürſt, den Gott leitet, nicht.

Wir kennen die vorhergegangene und geheime Geſchichte jenes Decretes nicht, welches die Cenſur in dem Kirchenſtaate ſo eben auf neue Grundlagen geſtellt hat. Man hat behauptet, daß der öſterreichiſche Geſandte ſich bitter über die Freiheit beklagt habe, deren die Journale in dem Kirchenſtaate jetzt genießen. Man behauptet auch, daß Pius IX. bei dieſer Gelegenheit

Digitized by Google

an der französischen Gesandtschaft nicht in dem Maße eine Stütze gefunden habe, als er ein Recht hatte dies zu erwarten. Gewiß gibt es nichts in dieser Art, dessen Herr Rossi nicht fähig wäre, und man weiß übrigens, durch welche Dienstleistungen, sei es zu Paris oder zu Constantinopel, das Wiener Cabinet heut zu Tage Einfluß auf das von Paris erlangt.

Aber die Frage der Censur oder der absoluten Preßfreiheit kämpfte nicht nur gegen diese äußere Verwickelung, es galt einen großen Entschluß zu fassen, einen Schritt zu thun, gefährlich, wenn er unbeschränkt, sicher, wenn er gemäßigt gethan wurde. Noch gestern war die Censur ganz allein und ohne Appellation in den Händen des Vorsitzenden im heiligen Pallaste, eines Mönches vom Orden des heiligen Dominicus; um aus einem solchen Zustand der Dinge herauszukommen, wo sollte da der wahre Fortschritt stehen bleiben? Pius IX. hat in seiner hohen Weisheit Alles erwogen, und das Decret, welches die Censur organisirt, ist das Ergebniß langen Nachdenkens. Man muß es zugeben, daß im ersten Augenblicke der Charakter dieser Maßregel verkannt wurde; in der Art von Anarchie der Zwischenregierung waren Hoffnungen aufgetaucht, hatten sich Interessen festgesetzt. Wenig fehlte daran, daß die besondere Angelegenheit der Drucker nicht eine Rückwirkung auf die allgemeinen Angelegenheiten der Nation ausgeübt hätte. Vereinzelte Demonstrationen wurden vorbereitet, zum Theil auch ausgeführt; man hat Meetings gehalten, man hat sich auf französische Art erhitzt. Ein geistreicher Publicist, Herr Mastimo d'Ogeglio, fürchtete nicht die Gastfreundschaft, die ihm zu Rom gewährt worden war, dadurch zu verletzen, daß er beinahe Tags darauf, nachdem ihn der Papst mit der rührendsten Güte empfangen hatte, den Geist der Unterthanen desselben mit Gedanken an Widerstand erfüllte. Sollte denn der Gewalt allein die Ausführung des neuen Decretes, so weise es auch im Grunde war, anvertraut werden?

Da wagte es ein Mann, der auf seinem weißen Haupte den Stempel der Verfolgung und der Verbannung trägt, Herr Francesco Orioli, die Popularität, welche ihm seine patriotische Hingebung erworben hat, dem Sturm einer von sich selbst berauschten öffentlichen Meinung auszusetzen. In einer Brochüre, die wir leider jetzt gerade nicht vor uns liegen haben, bewies Herr Orioli, gegen die gewagten und übertriebenen Behauptungen des Verfassers der „Ultimi casi di Romagna," daß der wahre Charakter des Fortschrittes dieser Handlung Pius IX. aufgeprägt sei. Die Wirkung dieser Schrift war ungeheuer und tief, und die Wahl der neuen Censoren, welche unter den aufgeklärtesten und angesehensten Laien von

Digitized by Google

Rom getroffen wurde, hat den Umschwung der öffentlichen Meinung ganz vollendet."

Soweit der „Correspondent," der die Sache von französischem Gesichtspunkte auffaßt. Aber auch von deutschem und von allgemeinem Gesichtspunkte aus muß man anerkennen, daß die Politik Pius IX. von durchaus modernen und staatsklugen Prinzipien ausgeht. Die Aufnahme, welche die ungewohnte Erscheinung eines türkischen Gesandten in Rom beim Papste fand und das noch unerhörte Ereigniß, daß das Haupt der Christenheit einen Gesandten bei dem Sultan accredirt, ist ein Akt weitblickender Politik. Der Halbmond wackelt auf den Zinnen von Constantinopel, näher als je steht die Auflösung der osmanischen Herrschaft bevor. Wer wird ihr Erbe werden? Europa hat sich fast an den Gedanken gewöhnt, Rußlands Czaren, dem Großherrn und die politische Unduldsamkeit und egoistische Bekehrungswuth des griechischen Kirchenhauptes dem religiösen Fanatismus der Osmanen in Constantinopel folgen zu sehen. Welche Eventualitäten im Oriente immerhin eintreten mögen, so hat die vorsichtige Politik Pius IX. der katholischen Kirche dort einen Repräsentanten eingesetzt, der im Momente russisch-griechischer Eroberungsphasen erst seine rechte Bedeutung erhalten wird. Daß Oesterreich und Frankreich, die beiden katholischen Großmächte, hierin dem päpstlichen Stuhle rathend zur Seite standen, ist kaum zu verkennen, so wie überhaupt die Anecdoten, welche über Zerwürfnisse zwischen Oesterreich und dem Papste in französischen Blättern cirkuliren, mit begründetem Zweifel aufgenommen werden müssen, da sie einerseits von Italienern ausgehen, welche der nationale Haß gegen Oesterreich und andererseits von Franzosen, welche die politische Eifersucht gegen die österreichische Herrschaft in Italien zur Verbreitung, zur Uebertreibung, wenn nicht gar zur Erfindung solcher Anecdoten treibt. Was nun die päpstliche Politik in Deutschland betrifft, so haben wir in den jüngsten Tagen zwei bedeutsame Fingerzeige darüber erhalten: zuerst das freundliche Schreiben des Vaticans an den König von Baiern nach dem Abtritte des Abel'schen Ministeriums, und endlich die Form der Excommunication, die der Bischof von Breslau über den Fürsten von Hatzfeld verhängte, eine Form, die ganz ungewöhnlich in katholischen Documenten dieser Art ist und sicherlich noch unter Gregor XVI. in ganz anderem Styl hätte gefaßt werden müssen. Eine Excommunication muß allerdings in der Mitte des 19. Jahrhunderts, gegenüber dem gebil-

Digitized by Google

deten und proteſtantiſchen Europa, als ein bizarrer, verletzender — ja für den Nichtkatholiken als ein empörender Akt erſcheinen, aber ſie liegt in den Dogmen der katholiſchen Kirche, und von ihrem Geſichtspunkte aus iſt dieſer Akt ein motivirter. Sieht man nun überhaupt von der Polemik gegen die katholiſchen Dogmen ab und ſtellt ſich auf den Standpunkt der katholiſchen Anſchauung, ſo wird man in dem Aktenſtück des Fürſten Diepenbrock einen merkwürdigen Fortſchritt, ein merkwürdiges Erkennen des Zeitgeiſtes und der Nothwendigkeit nach ſeinen Geſetzen und Anforderungen zu ſprechen, gewahr. Da iſt nicht mehr von Hölle, Fegefeuer, Teufeln und ewiger Verdammniß die Rede, der feingebildete, pſychologiſche Kirchenfürſt Schleſiens motivirt ſeinen Akt nicht als religiöſer Fanatiker, ſondern als Staatsmann, wir möchten ſagen als Advokat.

Der Biſchof ſieht ſich mit „Schmerz genöthigt, die anvertraute kirchliche Strafgewalt anzuwenden," „weil Alles zuſammentrifft, um den Fall reich an Aergerniß zu machen." Die Sentenz bezeichnet zuerſt die hohe Geburt des Fürſten H. und das Beiſpiel, das grade ein Mann in ſeiner Stellung Andern gibt, ſie erinnert an den Fall, daß der Fürſt ſchon vor fünf Jahren die Convalidirung ſeiner erſten Ehe von dem päpſtlichen Stuhle unter der Betheuerung erflehte, daß es für ihn und ſeine Familie die höchſte Wohlthat wäre; ſie bezeichnet es ferner als ein doppeltes Aergerniß, daß der genannte Fürſt in den letzten Jahren ſich ſelbſtberufen an die Spitze der Katholiken in Schleſien geſtellt und ſich als eifrigſter Vertreter der katholiſchen Kirche gebahrt hat; ſie weiſt endlich auf den ſehr modernen Umſtand hin, daß der Fürſt erſt im vorigen Jahre nach einer Audienz in Rom den höchſten päpſtlichen Ehrenorden erhalten hat, der nun auf der Bruſt desjenigen glänzt, der der Kirche und ihrer Autorität vor Aller Welt verächtlich den Rücken wendet; endlich ſei ſogar „von dem Anhange des Fürſten die falſche Nachricht verbreitet worden, daß er für ſein gutes Geld gewiß die Dispenſe zur Einſegnung einer zweiten „polygamiſchen!" Ehe erhalten werde und ſie ſogar ſchon in Händen habe, da man für Geld am rechten Orte Alles haben könnte, eine Läſterung, die durch Unſer Schweigen nur zu leicht ferneren Glauben finden könnte!"

Dieſe ganze Motivirung iſt fern von aller Spur von Fanatismus und Bigotterie, die Kirche wird darin blos als durch Nothwehr zur Aufrechthaltung ihrer Ehre zur Ausſprechung der Excommunication gezwungen hingeſtellt und der „Bann der Kirche" wird mit allen ſeinen geſetzlichen Folgen über den Betreffenden verhängt. Man muß, wie geſagt, mit dem katholiſchen Standpunkt und mit den Formen vertraut ſein, in welchem noch in jüngſter Zeit

Digitized by Google

ſolche Sentenzen ausgeſprochen wurden, um den ungeheuren Abſtand beurtheilen zu können.

Nimmt Pius IX. dieſelbe Stellung gegenüber der baieriſchen, tyroliſchen und bis nach Böhmen vorrückenden Jeſuiten ein, die er gegen die belgiſchen behauptet hat, mildert er ſelber den fanatiſchen Einfluß, den der Clerus auf das Unterrichtsweſen der katholiſchen Staaten auszuüben ſucht, dann dürfen wir das Jahr, an welchem dieſer Kirchenfürſt den apoſtoliſchen Stuhl beſtieg, als das wichtigſte bezeichnen, welches ſeit 60 Jahren in der Geſchichte katholiſcher Völker hervortrat.

Digitized by Google

Oesterreich und die Wendung in Preußen.

Aus Oesterreich.

Die jüngsten Ereigniſſe in Berlin ſind von großem und unberechenbarem Einfluß auf die innern wie auf die äußern Verhältniſſe des Kaiſerſtaats. Nach Innen — weil die Bezüge zu nahe ſind, weil hunderte von Parallelen ſich darbieten, weil tauſende von Gedanken dadurch angeregt werden, weil diesmal nicht vom „fernen England“ und „revolutionairen Frankreich“ das Beiſpiel ausgeht. Nach Außen — weil Oeſterreich durch das Patent vom 3. Februar, Deutſchland gegenüber, in eine noch weit iſolirtere Stellung gebracht wurde als es bisher einnahm. Mag auch eine Förderung des conſtitutionellen Prinzips in Preußen nicht in der Abſicht des Geſetzgebers gelegen haben; die Adreßdebatten haben bewieſen, daß, wenn Preußens Regierung ſich auch nicht in eine conſtitutionelle umwandelte, ſie doch jedenfalls eine parlamentariſche geworden iſt; und die wohlwollende Antwort des Königs auf die Adreſſe, das königliche Zugeſtändniß, daß die neuen Inſtitutionen noch der Erweiterung fähig ſind, und das beſtimmte Verſprechen, daß der Allgemeine Landtag zum mindeſten ſchon in den nächſten vier Jahren wieder verſammelt werde, beweiſt, daß die parlamentariſche Form von nun an in Preußen feſtſitzt. Wenn nun bisher das abſolute Prinzip, das Oeſterreich repräſentirt, in Deutſchland einen zweiten Träger und eine dominirende Stütze an Preußen hatte, ſo iſt dies ſeit dem 3. Febr. und noch deutlicher ſeit dem 11. April ganz anders geworden, Oeſterreich iſt mit ſeinem Prinzipe in Deutſchland jetzt iſolirt, und dringender als je wird bald die Frage ſich erheben: iſt Oeſterreich deutſch? Aber Oeſterreich muß deutſch ſein und iſt deutſch! Seine Dynaſtie iſt es, ſeine Traditionen ſind es, ſeine Bildung iſt es, der Schwerpunkt ſeiner Haus- und Staatsmacht iſt es, und im Intereſſe ihrer Befeſtigung, im Intereſſe der Ordnung und Sicherheit muß es deutſch bleiben. Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob das Ausgreifen Oeſterreichs nach Galizien und nach Italien eine Folge des Ehrgeizes

Digitized by Google

oder eine Nothwendigkeit zur Selbsterhaltung war, jedenfalls war die Besitzergreifung dieser Provinzen nur durch die feste und mächtige Basis des deutschen Oesterreichs möglich, wie die Sicherung des Besitzes davon abhängt, daß der Grundstock des Staates nach wie vor seine festen Wurzeln in deutscher Erde habe. Was Ungarn mit Oesterreich verbindet, ist trotz aller Opposition gegen deutsche Eingriffe eben nur die Vermittelung mit Deutschland selbst, die Vermittelung deutscher Verkehrswege und der Schutz gegen die Türken der neuern Zeit: gegen Rußland! Ein Schutz, der wiederum nur im Verein mit Deutschland, zur Wahrung deutscher Cultur und Freiheitsinteressen möglich ist. In dem Momente, wo Oesterreich aufhört deutsch zu sein, hat es als Großmacht abgedankt, es kann dann höchstens noch eine Zeitlang als Begriffsstaat fortexistiren, wie jene zusammengewürfelten illusorischen Staaten, die Napoleon flüchtig geschaffen und die so lange dauerten, als seine Waffengewalt. Will Oesterreich ferner seine Weltrolle behaupten, so muß es, wir wiederholen es zehn und hundert und tausendmal, deutsch, deutsch, deutsch bleiben. Auch zweifeln wir nicht einen Augenblick, daß dieses nach wie vor die Grundidee der österreichischen Staatspolitik bildet; aber auf welchem Wege will es nun diese Politik Deutschland gegenüber verfolgen, nun es ganz allein als Thorwart des alten absolutistischen und exclusiv bureaukratischen Systems dasteht und der Gegensatz seines ultraconservativen Prinzips zu der aufstrebenden Bewegung in Deutschland immer mehr und mehr eine Zielscheibe heftiger Angriffe werden muß. Wir wollen nicht einen Augenblick an der Loyalität unseres preußischen Verbündeten zweifeln, aber Preußens Zukunft und ein verzeihlicher Nationalehrgeiz weist es auf die Erweiterung seiner hegemonischen Stellung in Deutschland an, und wenn wir die scheinbar durch nichts motivirte Schöpfung einer Herrencurie näher betrachten, und souveraine deutsche Fürsten vor der Hand allerdings nur durch Stellvertreter in ihrer Mitte repräsentirt finden, so glauben wir einen feinen und tiefen Zug der preußischen Politik darin zu entdecken. Wir glauben, diese Herrencurie ist bestimmt, noch manchen großen Herren aufzunehmen. Und gestehen wir es unverholen, diese Politik, die vor zehn Jahren noch auf großes Geschrei, auf weitverbreiteten Widerwillen in Deutschland stieß, hat in letzterer Zeit großes Terrain gewonnen, und das Hinüberfliegen aller deutschen Blicke nach Berlin hat in den letzten Monaten dem isolirten Wien, der einstigen Hauptstadt Deutschlands, die noch jetzt durch ihre dominirende Lage, an dem größten Flusse Deutschlands, an einem der größten Kanäle des deutschen Verkehrs mit dem Orient, zu einer wichtigen Rolle berufen ist, ein großes Beispiel, einen bedeutsamen Fingerzeig gegeben. Noch ist Polen nicht verloren! ist

Digitized by Google

der Nationalruf einer erdrückten und zerstückelten Nation; mit um wie viel größerem Rechte dürfen wir die noch in voller Pulskraft, in voller innerer und äußerer Macht dastehenden Oesterreicher sagen und ausrufen: Noch ist Oesterreich nicht verloren! Es bedarf nur eines einzigen energischen Willens unseres Kaiserhauses, einer einzigen großen und entschiedenen Wendung unserer Politik, und alle die Glieder, die in dem großen Körper der Monarchie faul und verdorrt erscheinen, füllen sich mit neuer, zehnfacher Kraft, die Herzen gewinnen neue Zuversicht und der alte Baum treibt neue Blüthen. Es ist ein reiches, gesegnetes Land, dieses grüne Oesterreich und kräftige, gesunde, unverdorbene und jugendliche Volksstämme bewohnen es; das Prinzip ist faul, aber die Völker sind frisch und jungfräulich wie der Boden, auf dem sie wohnen, Land und Volk sind reich an Schätzen — sie warten nur, daß man sie urbar mache.

„— — — und Vater dieses Volkes!
Das, dacht' ich, das muß göttlich sein? — — —"

Sire, geben Sie Gedankenfreiheit! Leider, leider sind wir Oesterreicher noch nirgends über Schiller hinaus, in der Poesie und was noch schlimmer ist, in der Politik. Ein kleines, anfangs über die Achsel angesehenes protestantisches Völkchen war es, welches Spanien die Macht abgewann und mit einem Besen die Meere von den Flotten jenes einst so großen Spaniens säuberte, das jetzt erst aus gräßlichen blutigen Bürgerkriegen seine nationale Kraft wiederzufinden sucht. Möge die Geschichte eine Lehrerin sein und die Wiederholung solcher Beispiele durch kluge Benutzung ihrer Lehren uns ersparen.

Was verlangen wir? Wir Oesterreicher sind keine Abstractionsmenschen, keine starren Theoretiker, die alles an einem Tage erobern wollen. Wir verlangen nicht von der Regierung, daß sie plötzlich mit beiden Füßen in ein Extrem springe, wir verlangen nicht, daß sie uns plötzlich eine französische Constitution gebe, wir verlangen nicht, daß sie mit einem Male die Presse in dem Maße entfessele wie in England, wir verlangen nicht, daß sie aufhöre stark und kräftig zu sein; wir verlangen blos, daß sie die Mittel zu ihrer eigenen Erhaltung nicht auf jenen falschen Wegen weiter verfolge, die bei der neuen Lage der Dinge in Europa, und speziell in Deutschland, sie schwächt, statt sie zu kräftigen, und sie entwurzelt, statt zu befestigen. Wir verlangen nichts als was die Dynastie, was die Familienglieder des österreichischen Kaiserhauses selber verlangen, verlangen müssen: Die Würde Oesterreichs, die Ehre Oesterreichs, die Macht Oesterreichs! Wir fordern nicht, daß der Staat seinen historischen Traditionen untreu werde, im Gegentheil, wir ver-

Digitized by Google

langen, daß er wieder daran anknüpfe. Die Traditionen Oeſterreichs aber liegen innerhalb der deutſchen Marken, die Ehre Oeſterreichs liegt in der Joſephiniſchen Zeit, wo es trotz dem Genie Friedrichs II. an Aufklärung, an Reformkraft alle übrigen Staaten Deutſchlands voranzugehen bemüht war. An dieſe echt deutſche Zeit knüpfe man an. Die Regierungspolitik des Kaiſers Franz war eine Epiſode, die *vielleicht* bedingt durch die Stürme jener Zeit, *gewiß* aber zu lange über die Nothwendigkeit, ja über alle Regeln der Klugheit hinaus feſtgehalten wurde. Die Politik des Kaiſers Franz hat von ſeinem großen langbekriegten Gegner vieles angenommen, ſie hat die napoleoniſchen Prinzipien unwillkürlich — und zwar nicht die bewundernswürdigen — aufgenommen, ſie hat den Volksgeiſt zu erdrücken geſucht, wie er, der es in Fontainebleau beweinte, ſie hat den Zuſammenhang eines großen Reiches, wie er, blos in einem äußern Reif der Macht und der Verwaltungsuniformität geſehen. Aber alle Reiche ringsumher haben mittlerweile dieſes napoleoniſche Prinzip geändert! In Frankreich, in Preußen u. ſ. w. iſt man zur Erkenntniß gelangt, daß die wahre Kraft eines Staates und ſeiner Regierung, in der Belebung der Innerlichkeit, der geiſtigen Hebel und des Nationalbewußtſeins ihr Centrum habe. Dies iſt das Loſungswort der neuern Politik. Hierin unterſcheiden ſich die Männer der neuen und der alten Schule. Dieſen Weg muß die öſterreichiſche Verwaltung einſchlagen, wenn ſie nicht einſam auf der Sandbank, auf die ſie ſich verrannt, ſtranden will. Schafft ein moraliſches Oeſterreich, ein Oeſterreich, das nicht mit Beſchämung auf die Depravation ſeines Beamtenſtandes ſehen muß, ein Oeſterreich, das nicht als ein Schulknabe an dem Tiſche der deutſchen Bildung ſitzt, ein Oeſterreich, daß ſich nicht abſchließen muß vor dem Geiſt Europa's wie vor ſeiner erfindungs- weil bildungsreicheren Induſtrie, ſchafft ein *lichtes* Oeſterreich, das einſt, wie der 11. April in Preußen, die Stände aller ſeiner Provinzen zu freiem Wort und freier Berathung um den Thron verſammeln kann, ohne Umwälzungs- und Separationsgelüſte fürchten zu müſſen.

† †

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Ende April.

Die Beamten in der Kammer. — Deutsche und französische Beamtenstellung. — Die jungen Conservativen. — Guizot.

Endlich haben unsere Zustände eine Spanne Fortschritt gemacht. In der gestrigen Sitzung nahmen die Conservations-Progressisten, nachdem sie eine Zeitlang geschwankt, zuletzt eine feste Stellung ein, und traten der Regierung offen gegenüber. Die Frage, um die es sich handelte, hat ihre grundsätzliche Bedeutung. Ein Drittheil der Deputirten in der Kammer sind Beamten, und die unendliche Mehrzahl derselben stimmt für jede Regierung, welchen Grundsätzen diese auch folgen mag. Im Allgemeinen ist die Stellung eines absetzbaren Beamten in einem Parlamente eine unnatürliche. Doch liegt diese Unnatur mehr darin, daß der Beamte absetzbar ist nach der Laune der Regierung, als daß er als Beamter berufen wurde, die Interessen des Volkes in einem Parlamente zu vertreten. Diese Wahrheit hat sich ganz besonders in den deutschen Kammern sehr offenbar bewährt. In sehr vielen deutschen constitutionellen Ländern ist es die Regierung, die ihren Beamten den Zutritt zu den Kammern versagen zu müssen glaubt, und zwar in der Regel, weil sie bei ihnen mehr festen Willen, und auch mehr Unabhängigkeit voraussetzt, als bei den Volksvertretern, die nicht Beamten sind. Die feste Stellung der Beamten, die geregelte, geordnete Hierarchie des Beamtenwesens in Deutschland ist die Ursache, daß die Beamten sehr oft die tapfersten Vertheidiger der Volksintressen wurden; während die Art, wie sie in Frankreich — mit Ausnahme der Richter und Gerichtsbeamten — der Laune des Ministers anheimgefallen sind, sie zu den dienstbarsten Geistern aller herrschenden Regierungen machen.

Dennoch gibt es auch eine Menge Beamten, deren Gegenwart in ihrem Amte unerläßlich ist, — und bei diesen versteht es sich also von selbst, daß sie nicht in dem Parlamente sitzen können. Wo aber die Beamten selbst unabhängig gestellt und durch ihre Gegenwart in einer Kammer ihre Pflicht als Beamten nicht zu vernachlässigen gezwungen sind, ist es eher ein Vortheil als ein Nach-

Digitized by Google

theil geſchäftserfahrene, unterrichtete, und nicht durch Privatintereſſen oder Standesvortheile beſtimmte Leute im Parlamente zu ſehen; wenn dieſe Anſicht auch gegen den altherkömmlichen, aber deswegen nicht weniger oft unhaltbaren, Grundſatz der Theilung der Gewalten anſtoßen mag.

In Frankreich aber iſt die Behauptung, daß zu viel Beamten in der Kammer ſind, eine von den Schlachtroſſen, auf das ſich eine Oppoſition nach der andern ſetzt, und gegen das ein Miniſterium nach dem Andern ankämpfen zu müſſen glaubt. Die geſtrige Verhandlung hat auch dafür Belege geliefert. Herr Thiers, der in allen dieſen Fragen das Für und Wider zu ſeiner Fahne gemacht hat, je nachdem er Miniſter war oder nicht, blieb zwar in ſeinem Zelte, ſo lange der Sturm dauerte, aber trat hervor als er beendigt war, und ſtürmte dann als Oppoſitionsführer gegen das Miniſterium. Herr v. Remuſat, der Vorkämpfer des Oppoſitionsantrages hatte früher, als ſeine Freunde Miniſter waren, gegen ihn geſtimmt, und viele Andere ſind in derſelben Lage.

Nur ein kleiner Theil der Kammer, die äußerſte Linke und wohl auch die Mehrzahl der jungen Conſervativen betrieben die Sache mit Ernſt. Es gibt unter dieſen Letztern ſehr viele, die allem Anſcheine nach überhaupt mehr als die meiſten ältern Mitglieder in der Kammer an ihre eignen Grundſätze glauben, ihre Anſichten ſelbſt theilen und für etwas Beſſeres, als ein Mittel die Regierung zu ſtürzen halten. Man mag mit dieſer jungen Partei einverſtanden ſein oder nicht, man wird ſchwer leugnen können, daß ſie gewiß zu den ehrbarſten gehört, die die Kammer beſitzt. Ich bin einfältig genug, grade deswegen zu glauben, daß ſie dazu berufen iſt, dereinſt und vielleicht bald in Frankreich eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen. Selbſtvertrauen erweckt Vertrauen, Ueberzeugung ruft Ueberzeugung hervor. Mir ſcheint es, daß grade hierin die Urſache liegt, warum Herr Guizot insbeſondere ſo lange an der Spitze der öffentlichen Verhältniſſe ſtand. Er beſaß Selbſtvertrauen, wie kein Zweiter, und hatte auch meiſt eine feſtere Ueberzeugung als alle ſeine Gehülfen und Gegner. Jenes trieb ihn oft weiter als klug war. Er trat nicht ſelten ſeinen Anhängern, wenn ſie zu ſchwanken ſchienen, mit einem Stolze, mit einer Gebietermiene entgegen, daß ſeine Feinde ſich über die ſeinem Machtworte gehorchenden Mitglieder des Centrums, wie über gezüchtigte Schulbuben luſtig machten. Aber ſie hatten trotz ihres Hohnes die Lacher nicht auf ihrer Seite. Der Stolz, der Eifer, der Ernſt, der feſte Wille, die eiſerne Ueberzeugung Herrn Guizots hielt die Schaaren ſeiner Anhänger zuſammen und ſcheuchte ſeine Gegner zurück. Das iſt das Geheimniß ſeiner Macht und ſeiner langen Herrſchaft.

Und ich fürchte er hat den Zauber verloren. Die geſtrige Sitzung hat dieſe Anſicht, die übrigens dem Beobachter wahrlich nicht erſt geſtern aufgeſtoßen ſein wird, ſehr klar beſtätigt. In der Verhandlung ſelbſt hatten die Miniſter ihre Portefeuille mit in die Wagſchaale geworfen, und erklärt, daß ſie abtreten würden, wenn der Antrag auf vorläufige Verhandlung der ſchwebenden Frage angenommen werden ſollte. Die Urſache, die die Miniſter vorſchoben, war, daß eine Erwägung dieſer Frage zu Anfang der Seſſion das Anſehen der Kammer, in der ſo viele Beamten ſitzen, gefährden müſſe. Es handelte ſich alſo darum, den Schein einer Verdächtigung gegen die Deputirten, die zugleich Beamten

Digitized by Google

sind, abzuweisen. Dafür kämpften die Minister Duchatel und Hebert mit Machtgründen. Dennoch erklärten die jungen Conservativen durch Herrn v. Castelan, daß sie für den Antrag stimmen würden; und thaten dies in einer Weise, die ihren Ernst und ihre Ueberzeugung so offen bekundeten, daß sie den größten Eindruck auf die Kammer machte. Und siehe — jetzt trat Herr Guizot, der sieggewohnte, stolze, gebieterische Kämpfer auf und sagte in kleinlautem Tone, daß er zwar gegen den Vorschlag sei, daß er aber nichts dagegen habe, wenn er später verhandelt werden sollte. Der Eindruck, den diese Erklärung machte, war allgemein, — und mir scheint es mit Recht, denn in ihr liegt in gewisser Beziehung eine Selbstverurtheilung. Der Stolz, die feste Ueberzeugung, das Selbstvertrauen, das sonst Herrn Guizot beherrschte und ihm zum Herrscher über so Viele machte, fehlte gestern vollkommen.

Auch in thatsächlicher Beziehung war der gestrige Sieg des Ministeriums eine Niederlage. Bei der letzten Abstimmung über den Antrag des Herrn Duvergne de Haurane wegen einer Wahlreform zählte das Ministerium 98 Stimmen Mehrzahl. Gestern schwand diese auf 49 zusammen. Fallen noch 25 Leute ab, so ist das Ministerium geschlagen, und es ist zu befürchten für Herrn Guizot, daß dies bei nächster Gelegenheit geschehen wird.

J. —y.

II.

Aus Frankfurt a. M.

Mitte April.

Französische und deutsche Autoren. — Gervinus und seine Honorarforderungen. — Die Brodverhältnisse von Frankfurt bis Straßburg. — Unzweckmäßigkeit einer Brodtaxe.

Es ist bekannt, wie in Frankreich zuweilen bei einzelnen Werken der buchhändlerische Betrieb bis in's Grenzenlose geht, wie die Nachfrage, nicht des Publikums, sondern der Nation, es den Verlegern möglich macht, die ungemessenen Forderungen beliebter Schriftsteller zu befriedigen. Man kennt den Umfang, in welchen Sue's letzte Romane und die geschichtlichen Werke von Thiers verbreitet worden sind. Wenn dergleichen in Deutschland nicht vorzukommen pflegt, so liegt dies nicht, wie manche behaupten, an dem Mangel großer Schriftsteller, sondern daran, daß bei uns eine Begeisterung für allgemeine Interessen, — Dank unserer staatlichen Zersplitterung — so leicht nicht aufkommen kann. Die Verbreitung einer Schrift hängt ab, nicht sowohl von der Gelehrtheit und Tiefe des Verfassers, als von der Gunst, in der er beim Volke steht und von dem Grade, in welchem sein Buch die Nation in Anspruch nimmt. — Zu diesen Betrachtungen veranlaßt mich Gervinus Schrift über das preuß. Patent vom 3. Febr. Kaum ist sie in ungeheuren Massen hieher gekommen, so ist sie auch schon vergriffen; man liest sie mit wahrer Begierde, man macht Auszüge und führt sie im Gespräche und in den Zeitungen jeden Augenblick als maßgebend an. Er hat den Gefühlen seines Volkes Worte geliehen, doch steht der unverhältnißmäßig hohe Preis dieser Brochüre ihrer Verbreitung einigermaßen im Wege, und

Digitized by Google

zu bedauern iſt es, daß — wie man ſagt — die übertriebene Forderung des Verfaſſers daran Schuld ſein ſoll. Hieſige Buchhändler verſichern, Gervinus habe ein Honorar von 2000 fl. erhalten und daß der Verleger wenigſtens 4000 Exemplare abſetzen müſſe, um nur für ſeine Koſten gedeckt zu ſein. Aber Gervinus iſt das Schooßkind der deutſchen Nation. Und ſelbſt diejenigen, welche über ſeine „Miſſion der Deutſchkatholiken" gelächelt haben, weil dem Geſchichtsforſcher das Herz mit dem Kopfe durchgegangen war, ſtimmen diesmal mit ihm überein.

Es wird Ihnen nicht unintereſſant ſein, etwas Näheres zu erfahren über die eigenthümlichen Verhältniſſe, welche die allgemeine Theurung in Frankfurt hervorgebracht hat. Das Eigenthümliche beſteht nämlich darin, daß zwar der Preis des Brodes hier um ¼ bis ⅓ niedriger ſteht, als in allen anliegenden Staaten, die Leichtigkeit aber Brod (für Geld) zu erhalten hier geringer als irgendwo anders iſt. In der letzten Woche koſtete der 6pfündige Laib in Frankfurt 29 kr. rh., in Mainz 36 kr., in Darmſtadt 37 kr., in Aſchaffenburg 38 kr., in Heidelberg 42 kr., in Straßburg 1 fl. (!!) Dagegen ſieht man hier tagtäglich Leute, mit dem nöthigen Geld in der Hand, von Bäcker zu Bäcker gehen und vergeblich nach Schwarzbrod fragen. Manche Familien eſſen oft tagelang nur Weißbrod (Milchbrod) und ich ſelbſt mußte geſtern Kuchen zum Mittageſſen nehmen, weil Roggenbrod nirgends zu haben war. Schon verbreitet ſich im Volke eine bedenkliche Stimmung gegen die Bäcker, die es natürlich als Urheber und Veranlaſſer des Mangels bezeichnet. Und das Alles bei ſo niedrigen Preiſen! Die Sache hängt folgendermaßen zuſammen. Beim Anfang des Winters, als die Preiſe zu ſteigen begannen, kaufte die hieſige Regierung eine große Maſſe (ich glaube 80,000 Malter) Korn und Weizen in Holland, ließ den täglichen Bedarf von Stadt und Ortſchaften ſorgfältig aufnehmen und gab den Bäckern wöchentlich ſo viel Mehl, als dieſer Bedarf erheiſchte, zu einem Preiſe, daß ſie das Brod zu 29 kr., wie die Taxe beſtimmte, verkaufen konnten. Als nun die Preiſe in den anliegenden Ländern die hieſigen überſtiegen, kauften die Bewohner der benachbarten, aber fremden Ortſchaften ihr Brod in Frankfurt, während dieſelben Leute ſonſt, wenn ſie hierher zur Arbeit kamen, das Brod von Hauſe mitbrachten. Dadurch ward alſo die Nachfrage auf hieſigem Platze ungemein vermehrt, während Preis und Angebot dieſelben blieben, indem eine Taxe beſtand und die Vorräthe, welche der Staat an die Bäcker gab, nur auf den Bedarf der hieſigen Einwohner berechnet waren. Natürlich mußte durch dieſes Mißverhältniß der Kauf des Brodes ſchwierig werden und die Bäcker mußten vor Allem ihre regelmäßigen Kunden berückſichtigen. Da man es indeſſen nicht jedem Menſchen anſehen kann, ob er in Frankfurt wohnt oder nicht, ſo mußten auch die Fälle häufig vorkommen, daß hieſigen Bürgern das Brod förmlich verweigert wurde. — Es iſt dies ein neuer Beweis für die Richtigkeit der alten Lehre, daß in Zeiten der Noth die Taxen der Lebensmittelpreiſe nur Mißſtände erzeugen können. Man laſſe die Preiſe auf ihre natürliche Höhe ſteigen und verſchaffe den Armen durch geeignete Mittel ihren Bedarf, ſo billig als möglich.

— Zeil. —

Digitized by Google

III.

Die Deutschen in Galizien.

Aus Lemberg.

Dem Deutschen fehlt, weil es keine einige deutsche Nation gibt, das stolze Selbstbewußtsein, das ihn nie und nirgends sollte aufhören lassen, ein ächter Deutscher mit Leib und Seele zu sein; dem Deutschen fehlt den Fremden gegenüber das Bewußtsein einer nationalen Macht; dem Deutschen fehlt die begeisterte Liebe für seine Heimath, seine Sitte, seine Sprache und darum schmiegt er sich so leicht der Fremde an. Doch darüber wurde schon viel und kräftig geschrieben; daß aber alle die trefflichen Reden und Schriften, die seit den letzten 30 Jahren den Deutschen über sein dumpfes Dahinleben aufzuklären und zu überheben strebten, so ganz ohne Wirkung blieben, so daß uns heute nichts übrig bleibt als das Längstgesagte zu wiederholen, das muß den Vaterlandsfreund wehmüthig stimmen, darf ihn aber nicht verzagt machen zu wirken so lang es Tag ist.

Ich möchte hier gerne eine Erscheinung besprechen, die mir schwer am Herzen liegt, nirgends noch beleuchtet zu sein scheint und die in der Frage besteht: Woher kommt es, daß so Viele deutscher Abstammung hier im Lande ihre Herkunft verleugnen und häufig die Begeistertsten in den Reihen der polnischen Freiheitskämpfer sind? Im täglichen Umgange und aus den deutschen Namen der für ihre Begeisterung im Kerker Schmachtenden läßt sich dies genügend ersehen, und als eine wichtige von deutscher und polnischer Seite am wenigsten beachtete Ursache dieser Erscheinung bezeichne ich die Erziehung dieser Söhne deutscher Eltern und wenigstens einer deutschen Mutter. Denn diese deutschen Eltern haben so wenig deutsches Selbstbewußtsein, so wenig Achtung und Liebe für ihre eigene Sprache, daß sie nicht anstehen, die polnische, ihnen selbst meist kaum halb bekannt, zur Muttersprache ihrer Kinder zu erheben. Zwar wird diese politische Sünde, und das ist sie, mit dem Mangel deutscher Ammen und Kindswärterinnen beschönigt, aber diese Entschuldigung ist zu hohl, zu nichtig. Eine echt deutsche Mutter wird, ehe sie die ihr selbst lieb und werthe Sprache ihrem Kinde vorenthält, es lieber selbst säugen und pflegen, sollte auch das Opfer noch so groß sein. Die Mütter, besonders die deutschen, sind ja sonst so stark im Entsagen für das Wohl ihrer Kinder. Oder meinen diese Eltern durch die fremde Sprache sie glücklicher zu machen? Nein, Kurzsichtigkeit und Mangel an Gesinnung sind der Quell dieser Erziehung. Erfordern aber schwache Gesundheit der Mutter und andere Verhältnisse dergleichen Pflegerinnen, so sind Deutsche genug zu finden, sobald man sie nur sucht, und deutsche Väter werden das Erbe ihrer deutschen Mutter, wenn es ihnen nicht unwerth ist, pflegen und ausbilden und ihren Söhnen und Töchtern übertragen. Damit daß man in der Folge die deutsche Sprache leichter als die polnische erlernt, darf man diese Handlungsweise nicht entschuldigen, denn die Mehrzahl der s. g. Galizianer (der hier geborenen Deutschen), sind selten der deutschen Sprache vollkommen mächtig, und abgesehen, daß sie dadurch für die deutsche Bildung verloren gehen, bewirken sie durch ihren Abfall eine Verringerung der deutschen Macht. Aber am nachtheiligsten und bedauerungswürdigsten

Digitized by Google

ist für sie selbst der traurige Umstand, daß sie durch diese Zwittererziehung nicht Deutsche, aber auch nicht ganz Polen sind, was den verderblichsten Einfluß auf den Charakter dieser Leute und so auf die Gesellschaft und den Staat ausübt. Ein deutscher Vater soll auch seine Kinder deutsch erziehen und von der polnischen Sprache können sie in der Folge immer so viel erlernen als sie brauchen und Lust haben. Auch rächt sich diese Sünde am eignen Fleische, und vergebens beweinen diese deutschen Eltern ihre Söhne, die entweder in der Ferne als Verbannte leben oder in des Spielbergs Mauern dahinwelken oder der Begeisterung für Polens Freiheit als Opfer im Kampfe gefallen sind.

Eine andere Ursache dieser Erscheinung ist die an sich edle Theilnahme für das tiefbedrückte Volk der Polen, welche Theilnahme, wenn nicht durch jene Erziehung bedingt, durch sie wenigstens befördert wird. Thöricht wäre es freilich zu glauben, nur unter den Slaven gebe es Unzufriedene, und die Deutschen der Monarchie sehen mit stoischem Gleichmuth, ja mit naiver Freudigkeit dem Treiben der Beamtenherrschaft zu. Ja, ich behaupte, unsere hemmenden, alles eigenthümliche Leben zersetzenden Verwaltungprinzipien zählen nicht unter den vaterlandsliebenden Polen und übrigen Slaven, nicht unter den feurigen Ungarn und Italienern, sondern unter den geduldigen Deutschen ihre edelsten, wenn auch vielleicht nicht zahlreichsten Gegner, die es aber mit dem Herrscherhause ehrlicher meinen als die Legionen der Theorie-Männer, die mit allem Geistesaufwand den Staat in diesen Zustand gebracht haben.

Bedürfte es nun der hier gebornen deutschen Sympathie für die Polensache einer Rechtfertigung, so ist sie gegeben, insoweit sie in der tief empfundenen Gemeinsamkeit der Mißbestände ihren Urquell hat. Von dieser Gesinnung mögen vielleicht Wenige beseelt gewesen sein, weil überhaupt nur Wenige eine Gesinnung haben, und die Meisten folgten wohl dem Freiheitsruf ihrer vermeinten Landsleute in instinctartiger, blinder Erhitzung, und büßen nun in einer Sache, die in dieser Form nicht die ihrige ist.

IV.

Aus Lemberg.

Ende April.

Zur Charakteristik des Grafen Franz Stadion. — Triester Studien. — Frische Datteln, eine Anekdote. — Die Ueberlandspost. — Die Regierung zwischen dem Adel und dem Bauer.

Die Trennung Galiziens in zwei Gubernien ist endlich ausgesprochen und der ältere Stadion, Graf Franz, bisher Gouverneur in Triest, ist zum Gouverneur in Lemberg bestimmt, während Graf Deym provisorisch die Functionen eines Gouverneurs in Krakau weiter versieht. Wenn der Zustand eines tief zerrütteten Landes, dessen Organismus von jeher krankhaft, nun fieberhaft aufgeregt und mit einer vollständigen Zersetzung bedroht ist, durch einen Wechsel in der Person des obersten Leiters geheilt werden könnte, so dürften wir uns Glück wünschen zu der Wahl, die man in Wien getroffen hat. Beide Stadions, der jüngere wie der ältere, gehören zu den wenigen schöpferischen Administrations-

Digitized by Google

talenten des österreichischen Staats, die bei einem Wechsel des Prinzips, wenn der Individualität der einzelnen Talente mehr Spielraum gelassen würde, Oesterreich einer besseren Zukunft entgegenführen könnten. Franz Stadion hinterläßt in Triest den Ruf eines der besten, energischen, praktischen und — redlichsten Administratoren. Wie See- und Hafenstädte überhaupt den Blick erweitern und den Politiker aus dem Philisterium der Schollenbeflissenheit zu einer weitern Perspective führen, wo Staaten und Völker nach dem Maßstab ihres Weltverkehrs und ihrer Verbindungen mit den großen Welttheilen gemessen werden, deren Märkte England so mächtig machten, weil es früher als alle anderen Staaten die Zukunftswege europäischen Fleißes, europäischer Civilisation erkannte und benutzte — so hat auch Graf Franz Stadion in Triest eine große Schule durchgemacht. Ihm vor Allen ist das Aufgreifen und die energische Förderung der Waghornischen Idee der Ueberlandspost zu danken, die mit einer Energie betrieben wurde, die man sonst bei so modernen Fragen in Oesterreich nicht gewohnt ist *).

So sehr nun zu bedauern ist, daß dieser Staatsmann für einen für den Gesammtstaat wichtigen Posten, in eine blos spezielle und provinzielle Sphäre versetzt ist, so ist es doch ein Gewinn für unsere beispiellos bedrängte und verzweiflungsvolle Lage hier in Galizien, über deren Umfang man im Auslande, ja vielleicht in Wien selbst, nicht ganz aufgeklärt ist. Wir wollen nicht auf die verflossene Zeit zurückkommen, wir wollen nicht in den Streit uns einlassen, ob dem Adel oder dem Beamtenthume die größere Schuld an der Catastrophe des vorigen Jahres zuzuschreiben ist, wir glauben, beide haben einander nicht viel vorzuwerfen, weil beide ihren Theil an der Schuld haben. Die Thatsache ist, daß selten eine Regierung in einem solchen Dilemma, in einer so bedrängten Lage war, wie jetzt in Galizien. Seien es communistische Emissäre, die unleugbar hier waren und fürchterlichen Samen ausstreuten, sei es die gräßliche Verwahrlosung des polnischen Bauers, der nicht, wie der deutsche, einen tiefen Respekt vor dem Eigenthum hat, genug, die Bestie hat Blut geleckt und lechzt noch nach anderem. Die Raub- und Brandscenen nehmen kein Ende. Ein großer Theil der Bauern will überhaupt nicht arbeiten, Andere versagen die Robot und noch Andere wollen

*) Wir müssen bei dieser Gelegenheit einer Anecdote gedenken, die bezeichnend für österreichische Zustände ist. Als die Ueberlandspostversuche noch in den ersten Anfängen standen, war Graf Stadion in Verlegenheit über ein wirksames Mittel, um in Wien dafür zu interessiren. Wäre die Angelegenheit den Schneckengang des gewöhnlichen Instanzenzuges gegangen, so hätten Jahre verstreichen können, ehe man zu einem Entschlusse gekommen wäre. Endlich gerieth Stadion auf eine lustige, aber erfolgreiche Idee. „Wie wäre es," sagte er zu Herrn von Sch.., der eine der ersten Fahrten mit machte, „wie wäre es, wenn sie etwas mitbrächten, wodurch man die Phantasie, oder noch besser, den Gaumen der Wiener anregen und begeistern könnte? Z. B. frische Datteln! Gesagt, gethan. Die Datteln kamen und wurden in eleganten Kästchen mit waghornischer Eile in aller Frische nach Wien geschickt, um einige bedeutsame Tafeln damit zu zieren. Frische Datteln! riefen die Damen entzückt, frische Datteln, ging es mit freudigem Erstaunen von Mund zu Mund — und das Loos der Ueberlandspost war in kürzester Zeit entschieden.

Digitized by Google

nichts weniger als das vollständige Gut des Grundbesitzers sich aneignen. Das Militär muß stets in Athem sein um Ueberfälle zu verhindern, Raubzüge zu zerstreuen und dem Gesetze Schutz zu verschaffen. Und doch ist Vorsicht und Milde, wenn auch ungerechte, bei allen diesen Maßregeln nöthig. Denn hier gilt es nicht die Aufgabe, das Eigenthum Solcher zu schützen, die von der gesetzlichen Gewalt Schutz verlangen und zur Aufrechthaltung der Ordnung sich ihr anschließen. Was auch die Adelspartei in Brochüren und französischen Zeitungen sagen darf, wie oft sie auch behaupten mag, es seien blos wenige Einzelne gewesen, welche an der vorjährigen Verschwörung sich betheiligten — wer hier lebt und die Verhältnisse kennt, der weiß was er von jener Ausrede zu halten hat, deren Wirksamkeit wir vom Herzen gerne den unglücklichen Männern gönnen, die nun die Opfer eines aus edlen Quellen sprießenden, aber unzeitigen und kopflosen Patriotismus wurden, der um seiner verkehrten und leichtsinnigen Mittel willen, zu einem wahren Frevel an der Humanität ward, indem er einen Zustand heraufbeschwor den er voraussehen konnte. Die Regierung operirt nun auf einem doppelt vulcanischen Boden. Verfolgt sie den Bauer mit aller Strenge des Gesetzes, um den Adel zu schützen, so erbittert sie die Volksmassen gegen sich und ist ganz sicher der Gefahr ausgesetzt, daß der Adel hinter ihrem Rücken diese Erbitterung, der sie sich für ihn aussetzen soll, benutzt und eine neue Revolution gegen sie heraufbeschwört. In dieses Dilemma tritt nun der neue Gouverneur, und bei allem Vertrauen zu ihm, verzweifeln wir fast an dem Glücken seiner Mission.

G. —

V.

Vom preußischen Landtage.

Dritte Woche.

Auf die gewaltige Anspannung in den ständischen Angelegenheiten ist seit der Adreß-Abstimmung vom 16. April eine Art Erschlaffung eingetreten. Wir sehen wohl ein ähnliches Schauspiel alljährlich in Paris, aber dort hat man mit der Adresse einen unmittelbaren Zweck; das Ministerium wird gestürzt oder steht gesicherter als früher; mit der Abstimmung ist die Sache zu Ende, die Haupttendenz der Parteien hat ihre bestimmte Wendung erhalten, und wenigstens für den Augenblick hat der Factionsgeist keine neue Nahrung. Ganz anders ist es hier, wo eigentlich Alles in Frage steht; nicht allein welchen Eindruck die in der Adresse niedergelegte Erklärung der Stände auf die Regierung machen wird, sondern wo hauptsächlich die Stände selbst mit sich nicht vollkommen im Klaren sind, was sie eigentlich damit haben sagen wollen.

Die Stände sind mit der neuen Verfassungsform nicht durchaus einverstanden, so viel wenigstens hat sich, mit geringen Ausnahmen, als allgemeines Resultat der Debatte herausgestellt; denn selbst der Entwurf des Grafen Arnim trug einen oppositionellen Charakter.

Sie haben sich aber auf die neue Verfassung eingelassen; sie haben an die Weisheit des Königs appellirt, der, wenn er sich überzeugen sollte, daß das

Digitized by Google

neue Werk mangelhaft sei, nicht Anstand nehmen würde, diese Mängel zu heben. Sie haben freilich zugleich in Beziehung auf ihre Rechte Verwahrung eingelegt; aber beides stimmt nicht zu einander. Der Regierung bleibt doch immer das letzte Urtheil anheimgestellt.

Nach dreitägigen Ferien trat die Versammlung am 20. April wieder zusammen.

Von den Petitionen, die bis jetzt an die Comités vertheilt sind, sind folgende von allgemeinem Interesse: Verstärkung der Curie des Herrenstandes; Reform des ständischen Wahlgesetzes der Städte; Emanzipation der Juden; gleichmäßige Besteuerung des Grundeigenthums; Abänderung der gesetzmäßigen Bestimmungen, auf welchen die Wählbarkeit aus dem Stande der Landgemeinden zu Kreistagsmitgliedern beruht; vermehrte Vertretung der Stadt- und Landgemeinden; Preßfreiheit.

Die von beiden Curien vorgetragene Bitte, die Präclusivfrist von 14 Tagen für Einbringung von Bitten und Beschwerden zu verlängern, wurde vom König genehmigt.

Die erste Sitzung der Herrencurie war von Interesse, weil hier die Ansicht von der Bestimmung beider Curien auseinandergesetzt werden mußte. „Möge beiden Versammlungen," sagte der Marschall, „ein Gedanke fern bleiben, welcher leicht geeignet ist, einer von beiden Versammlungen, gleichviel welcher, und dann fortwuchernd durch die Kraft des Gegensatzes auch der andern sich zu bemächtigen, nämlich der falsche Gedanke, daß die Interessen des Bestehenden in der ersten, die Interessen der Bewegung dagegen in der andern Versammlung ihre natürliche, nothwendige und grundsätzliche Vertretung finden. Ich nenne diesen Gedanken falsch, weil Heilsames nur dann zu erwarten ist, wenn beide Interessen aufgehen in der Liebe zum Guten, über welches man sich verständigen muß, und wenn folglich das Streben, bei dem Guten zu beharren, und das Streben, das Gute zu ergreifen, in beiden Versammlungen gleichmäßig vertreten ist...."

Der Prinz von Preußen erklärte sich mit dieser Ansicht einverstanden. „Die vier Stände des vereinigten Landtags haben alle ein und dasselbe Interesse, das Wohl des Königs und des Vaterlandes. In beiden Curien können und werden diese Interessen das gemeinsame Ziel sein. Sollten jedoch Anträge kommen, die nicht das Wohl des Königs und des Vaterlandes bezwecken, so wird sich eine Fraction in beiden Versammlungen bilden, um die Interessen des Throns zu wahren, und daß diese in dieser Versammlung ihre Hauptstütze finden werde, scheint mir Gewißheit...."

Was wohl geeignet sein kann, dieser Versammlung einige Sympathien zu erwecken, ist die Anerkennung, welche sie dem Prinzip der Oeffentlichkeit gezollt hat.

Der Fürst Lichnowski erklärte die allervollständigste und unbedingteste Veröffentlichung aller Verhandlungen für unumgänglich nothwendig und von äußerster Wichtigkeit. Es sei bekannt, daß gegen die abgesonderte Stellung des Herrenstandes in verschiedenen Ständen sich eine Art von Mißstimmung gegen diese Versammlung ausgedrückt habe. Es bleibe der Versammlung kein anderes Mittel, als die Veröffentlichung der Verhandlungen, und er betrachte es

Digitized by Google

als eine Lebensfrage für die Versammlung, daß diese ganz vollständig und ohne Ausnahme erfolge. Wenn hundert Debatten veröffentlich und eine einzige ausgeschlossen würde, so werde manches Mitglied in der andern Versammlung oder manche Stimme im Publicum in dieser einen Debatte etwas Hostiles finden. Geheimnisse seien an und für sich nicht möglich; die Versammlung befinde sich in andrer Lage, als ähnliche Versammlungen in andern Ländern, welche durch die lange Dauer ihres Bestehens alles Vertrauen gewonnen hätten, und die Veröffentlichung ausschließen könnten, so oft sie wollten. Dieser Versammlung stehe ein solches Vertrauen noch nicht zur Seite; sie sei noch neu und müsse es erst erwerben; habe sie es einmal erworben, dann könnten die huis-clos begehrt werden, so oft es erforderlich werde.

Demgemäß wurde die Frage: ob die Versammlung die vollständige Veröffentlichung ihrer Verhandlungen eintreten lassen wolle? einstimmig bejaht. Ausführlich berichtet über diese Verhandlungen die Allgem. Preuß. Zeitung.

Mittlerweile wurde die Stadt durch einen Zwischenfall in Aufregung gesetzt. Die durch Aufkäufer erregte Theuerung in den nothdürftigsten Lebensmitteln veranlaßte am 21. April auf einigen Märkten Akte der Selbsthülfe, die weniger an sich selbst, als durch die Erbitterung, die unausbleiblich daraus entstehen mußte, bedenklich wurden. Auf dem Molkenmarkt und Dönhofsplatz wurden einigen Aufkäufern die Körbe umgestürzt und Mißhandlungen an ihnen ausgeübt. Drohendere Scenen kamen auf dem Gensd'armenmarkt vor; man verfolgte eine Händlerin, welche die Kartoffelpreise übermäßig steigerte, in das Haus eines Bäckers, zerschlug die Fenster und übte andere Verwüstungen aus. Wie das in Berlin zu geschehen pflegt, sammelte sich bald eine Menge unthätiger Zuschauer, die aber durch ihre Masse den Tumult vermehrte. Der Janhagel der Stadt — eine kleine Zahl, aber mit rüstigen Fäusten, plünderte mehre Bäckerladen; von einer Straße zog sich der Auflauf zur andern; die Gensd'armen wurden verhöhnt, und seltsamerweise hatte auch selbst das Militär, das endlich mit gefälltem Bajonett vorrückte, um die Straßen zu säubern, keinen Erfolg. Das Volk wich in die Seitenstraßen aus, und drängte sich hinter den Soldaten wieder zusammen. Abends wurden mehre Fenster eingeschlagen, Laternen demolirt, Bäckerladen und Conditoreien geplündert. Wenn man an irgend einem Orte fertig war, brach unversehens die Emeute an dem entgegengesetzten los.

Den andern Tag wurde das Geschäft der Plünderung in unserm **Quartier latin**, der Karlsstraße und den anliegenden Gegenden, eine Stunde lang ziemlich ungestört von einer kleinen Zahl ausgeführt, die noch dazu meist aus Weibern bestand. Und das dicht neben der großen Kaserne! Sich selbst zu helfen, kam nur wenigen Eigenthümern in den Sinn. Aehnliche Auftritte erneuerten sich Nachmittags auf dem Alexanderplatz. Von den Bäckern ging es zu den Fleischern; den Truppen, die nun ernstlich einschritten, wurde theilweise Widerstand geleistet; der Uebermuth und die Zerstörungslust steigerte sich jeden Augenblick. Erst gegen Mitternacht wurde die Ordnung hergestellt.

Merkwürdig ist es, daß in einer Stadt, die an Militär und Gensd'armen eben keinen Mangel leidet, Stundenlang der Pöbel ungestört das Werk der Zerstörung ausüben konnte.

Digitized by Google

Gleichzeitig gingen aus mehreren Städten Nachrichten von ähnlichem Umfug ein.

Einen Abſchluß erhielt die bisherige Phaſe der ſtändiſchen Verſammlung durch die Antwort des Königs, welche drei Tage nach Unterzeichnung der Adreſſe einging. Wie jeder Vernünftige erwarten konnte, faßte ſie die Adreſſe ungefähr in dem Sinn des Arnimſchen Amendements. Es wird anerkannt, daß die Stände ihre Aufgabe auf den Rechtsboden begründen wollen, aber auf den Rechtsboden des Patents vom 3. Februar; die Entſchuldigung der Stände wird angenommen, im Uebrigen das Prinzip der Thronrede entſchieden feſtgehalten. Der Landtag hat keine Rechte, als die ihm durch das Patent vom 3. Februar ertheilt worden ſind. Künftigen Erweiterungen dieſer Rechte wird die Ausſicht nicht verſchloſſen.

Die Stände ſind, wie ſie nach ihrer Schlußadreſſe nicht anders erwarten konnten, in das Gnadenverhältniß zurück gedrängt.

In Einem Punkt ſcheint eine Conceſſion gemacht zu ſein: nicht die Ausſchüſſe ſondern die vereinigten Stände ſollen alle vier Jahre einberufen werden. Doch iſt auch dieſes nicht ganz deutlich. Man kann es auch ſo verſtehen, daß nur das nächſte Mal, im Jahr 1851, eine ſolche Einberufung ſtatt haben wird, da den „von dem erſten vereinigten Landtag ausgehenden Anträgen und Wünſchen die Grundlage reiflicher Erfahrung fehlen würde.“

Somit iſt die erſte und wichtigſte Phaſe des Landtags abgeſchloſſen.

Als ich vorige Woche Ihnen ſchrieb: die Schlacht iſt für die conſtitutionelle Sache verloren, ſah es hier noch immer aus als würde das zerſtreute Corps der Liberalen ſich in einer neuen Form wieder ſammeln; ein Theil der Liberalen wollte einen coup d'état ausführen. Sie wollten ſagen: wir können die Dinge, wie ſie ſind, nicht ändern, aber wir wollen weiter nichts damit zu thun haben, wir gehen nach Hauſe. In dem Stolz dieſer Idee ſahen ſie ſogar ziemlich vornehm auf die Andern herab, die nicht gleicher Anſicht waren. Indeſſen als die Ausführung kommen ſollte, ließ man bald von dieſer Idee ab; meines Erachtens ſehr mit Recht, denn nach der Adreſſe ſah ein ſolcher Schritt ziemlich einfältig aus.

Aber irgend etwas mußte doch geſchehen. Man wollte alſo eine zweite Adreſſe aufſetzen, oder wenn das nicht, eine Verwahrung zu Protokoll geben. Herr von Vincke war, wie es ſich erwarten ließ, das Haupt deren, die für die zweite Anſicht ſtimmten. Die Rheinländer, namentlich Beckerath, wollten dagegen eine Replik auf die Antwort des Königs einreichen, und erklären, ſie gingen auf den Sinn jener Antwort ein, und würden, was ihnen in der neuen Verfaſſung unangemeſſen ſchiene, auf dem Wege der Petition im Einverſtändniß mit der Krone zu erledigen ſuchen. Sie wollten ſich übrigens, wie es von Anfang an ihre Abſicht war, derjenigen Functionen enthalten, durch welche ſie ein Präjudiz ſtellen konnten, z. B. der Wahl der Finanzdeputation u. ſ. w. Auerswald, der Mann der Mitte, der Urheber jener Adreſſe, ſchwankte zwiſchen beide. Als endlich die Vinckeſche Proteſtation zu Stande kam, und etwa von 50 unterzeichnet wurde, ſchloß er ſich davon aus. Die Proteſtanten wollen übrigens mit ihrer Verwahrung nichts weiter bezwecken, ſie wollen nicht etwa austreten, ja Vincke will ſogar an der Wahl der Ausſchüſſe Theil nehmen.

Digitized by Google

Kurz, es herrscht eine Verwirrung, die alle Grenzen des Glaublichen übersteigt. Wird jene Protestation dem Marschall wirklich überreicht, so fällt sie natürlich schmählich durch. Es ist dann eine nicht nur unnütze, sondern auch nachtheilige Demonstration, denn sie gibt der conservativen Partei das Gefühl ihrer Stärke, und stört das Vertrauen zwischen Regierung und Stände, was jetzt das einzige Medium des Fortschrittes sein kann.

Die Frage, ob das Jahr 1847 ein Wendepunkt in der constitutionellen Entwickelung Preußens sein wird *), ist unentschieden. Was weiter vorgeht, ist wohl noch von Interesse, aber nicht mehr von historischer Bedeutung. Ich schließe daher mein Tagebuch. Nachrichten werden Sie noch weiter erhalten, von Jemand, der Ihnen über das Einzelne bessere Auskunft geben kann, als ich.

† †

VI.

Aus Wien.

I.

Ende April.

Die Freihandelspolitiker. — Unglücklicher Kampf. — Zolltarif und Zollverfassung. — Was Oesterreich Noth thut.

Eine ganz eigenthümliche Episode unserer Preßzustände bietet die im Journal des Triester Lloyd sich fortspinnende Polemik über die Aenderung unserer Zollverhältnisse. Die Beamtenpartei, den hiesigen Zollamtsdirektor De Hock an der Spitze, versicht das Prinzip des freien Handels, nicht ohne glückliche Dialektik, wenn auch ohne alle neuen Ideen, stets auf die Aussprüche der glorioſen Namen Adam Smith's, Say's, Blanqui's u. A. fußend, wohlweislich aber jene Grundbedingungen verschweigend, welche jene, wie überhaupt alle redlichen Forscher im Gebiete der Nationalökonomie für die Handelsfreiheit voraussetzten, die überall nur als eine Tochter der politischen Freiheit geboren werden kann. Es ist in der That komisch und traurig zugleich, zu sehen, wie von Seiten der Fabrikantenpartei in allen möglichen Wendungen und Satzverrenkungen versucht wird, den Angreifern den Zusammenhang der Handels- mit der politischen Freiheit begreiflich zu machen, und wie dies doch gar nicht gelingen will, weil sie die der Censur mundgerechten Worte für ihre Gedanken nicht finden können. Wir können diesen Kampf als einen ehrlichen nicht erkennen, wo Wind und Licht so ungleich vertheilt, wo die eine Partei mit einer bei uns nagelneuen Klinge drein fährt, deren Glanz und Schimmer den Zuschauer blendet und mitunter verblüfft, während die Angegriffenen nur mit einem von der Scheide umhüllten Schwerte sich vertheidigen können, das sie nicht entblößen dürfen, weil seine Schärfe verwunden könnte. — Kein Zweifel, unser Zolltarif hat große Mängel und bedarf einer Aenderung; aber ist denn unsere ganze Zollverfassung, von der der Tarif doch nur ein Theil, nicht noch viel mangelhafter? und warum also nur immer den einen Theil und nicht das ganze Zollwesen

*) In der Entwicklung sicherlich, wenn auch noch nicht in der Feststellung. (!) Die Red.

ändern? warum gerade bei dem Tarife anfangen? — Schafft vor Allem eine pflichtgetreue unterrichtete und unbestechliche Douane, die aus Männern von Bildung und Ehrgefühl zusammengesetzt ist, schafft zur Leitung des Zollwesens ein Beamtenpersonal, das Intelligenz und die für dieses Fach heut zu Tage unentbehrlichen cammeralistischen Kenntnisse besitzt, für die es aber auf allen unsern Universitäten an Lehrstühlen, an Lehrfähigen und Lehrmitteln fehlt, die durch keinen blos juridischen Schlendrian ersetzt werden können! Entfernt von den Zollbehörden den schleppenden Geschäftsgang, der die unbedeutendste Sache jahrelang im Aktenstaube herumzieht, und jede freie Entwicklung in der Industrie und im Handel lähmt; vereinfacht den complizirten Mechanismus in den auf Gewerbe und Handel bezughabenden ämtlichen Manipulationen, sorgt dafür, daß die hierauf berechneten Anordnungen in faßlicher, Jedermann verständlicher Form redigirt, und diese Gesetze überall *gleich* ausgelegt werden, während jetzt selbe nicht einmal dem Advokaten verständlich und so arbiträr sind, daß sie nicht nur in jeder Provinz, sondern oft bei jeder Bezirksverwaltung anders ausgelegt werden. Erst wenn diese Reformen des *gesammten* Zollwesens organisirt, und ihre consequente Durchführung durch die Controle der Oeffentlichkeit gesichert ist, erst dann wird es an der Zeit sein, den Zolltarif zu ändern und ihn den Verhältnissen anzupassen. Aber selbst dann noch werden die erwarteten Erfolge in so lange nicht eintreten, als die wichtigen Vorbedingungen nicht erfüllt sind, welche dem Gedeihen der Industrie zur Grundlage dienen. Entfesselung der geistigen Thätigkeit von den bisherigen Beschränkungen, Hebung des öffentlichen Unterrichtes in allen seinen Verzweigungen, Belebung und Förderung des Kunstsinnes und Verbreitung der Möglichkeit diesen nicht blos unter den reichen und vornehmen, sondern auch in größern Kreisen, und durch andere Mittel als etwa die Bäuerl'sche Theaterzeitung zu üben, *das* wären im Allgemeinen die geistigen Hebel zur Förderung unserer industriellen Thätigkeit. Als materielle Vorbedingungen müssen vor Allem zur Geltung gelangen: ein von den grundherrlichen Besitzern nicht blos durch Patente, sondern in der Wirklichkeit emanzipirter Ackerbaustand, eine mit Fleiß und Intelligenz betriebene Landwirthschaft, geregelte Forstkultur, eine Bergordnung die die Schätze des Bodens mit Umsicht benutzt, aber nicht durch Raubbau vergeudet, eine städtische Bevölkerung, die nicht durch überhäufte Abgaben und Lasten an der Erlangung eines gegründeten und zur Consumtion befähigenden Wohlstandes gehindert wird. Wenn diese Veranstaltungen im Innern durch zahlreiche, gute und wohlfeile Land- und Wasserstraßen, durch Hypotheken und Creditbanken, und nach Außen durch wohldurchdachte Handelsverträge und eifrige Handelsconsulate unterstützt sind, dann, aber nur dann erst wird man berechtigt sein, auch bei uns auf dem Gebiete der Industrie dieselben Resultate zu fordern, wie sie in andern Staaten vorhanden. Ohne aber für ähnliche Vorbedingungen ernstlich zu wirken, ist es unbillig dieselben Erfolge zu erlangen, ist es unpraktisch sie zu erwarten, ist es unlogisch, Wirkungen erzwingen zu wollen, zu denen es noch an den Ursachen fehlt, aus denen allein jene hervorgehen können.

— **Wipplinger.** —

Digitized by Google

2.

Eine Universitätsfeier. — Symptome. — Die medizinische Facultät und die Geistlichen. — Der Suppenverein. — Ein Cavalier im Schwefeläther. — Director Carl und seine Baumeister. — Prinzessin Amalia.

Die Universität wurde durch ihren Rector Magnificus vor einiger Zeit aufgefordert, den 20. April auf eine feierliche Weise zu begehen, indem an demselben Tage vor 50 Jahren die sich bildende Universitätsbrigade gegen den Feind ausrückte. Der Kaiser Franz hielt auf dem Glacis damals Revue und unter vielen Thränen und bangen Sorgen der ihrigen rückte die sehr junge Schaar aus, um — da der Frieden bald proclamirt wurde, bald wieder zurück zu kehren. Der Aufruf lud die aus ihrer Mitte noch Lebenden zu feierlichem Hochamte ein. Nur wenige von den damals kampflustigen jungen Leuten waren erschienen, die meisten erlebten dieses Fest nicht. Der Decan der medizinischen Facultät Freiherr von Feuchtersleben hielt eine geist- und gesinnungsvolle Rede im Universitätssaale, die über den Zweck der Universitäten manches treffende Wort aussprach. Dieses Erinnerungsfest in früheren Jahren gehalten, wurde von Kaiser Franz, sowie die öffentliche sonst übliche Feier des 18. October abbestellt, und es ist nicht uninteressant zu bemerken, wie dieser Monarch selbst kleinen Dingen kein Augenmerk zuwendete, wenn er befürchtete, daß irgend eine nationale selbstständige Regung Platz greifen könne. Daß diese Universitätsfeier wieder hergestellt wurde, begrüßen wir als ein Symptom, und so klein es auch ist, begrüßen wir es mit Freude.

Ein Bescheid der Regierung an die medizinische Facultät setzt diese seit einigen Tagen in eine aufgeregte Stimmung. Jene hatte nämlich vor drei Monaten in Rücksicht der zunehmenden Noth allen Facultätsmitgliedern das Recht eingeräumt, sogenannte freie Recepte zu schreiben, welche, wenn sie vom Pfarrer, in dessen Sprengel der Arme gehörte, vidimirt, in der Apotheke für Rechnung der Regierung unentgeldlich verabreicht wurden. Sollten Sie es für möglich halten, daß die geistlichen Herren, welche immer von Nächstenliebe predigen, oft zu bequem waren, die drängliche Verabreichung der Medicamente zu verzögern. Es schien ihnen die Mühewaltung ein vidi unter das Recept des Arztes zu setzen oder sich um die Verhältnisse des Armen zu erkundigen, viel zu schwer, während der Arzt, den der Staat doch nicht in Seminarien erzieht, den er auch nur in seltenen Fällen durch einzelne Anstellungen versorgt, durch häufige Visiten, Zeit und Kraft aufwendete. Sie wissen, was es bei uns braucht, bis man gegen eine Corporation, zumal wenn sie eine geistliche ist, klagbar auftritt, und so hat die Facultät in gerechter Entrüstung mit eindringlichen Worten an die Regierung eine Eingabe in dem Sinne gerichtet, sie möge die Herren Pfarrer und Armenväter an ihre Pflicht erinnern, und der Bescheid lautet zur größten Ueberraschung, es solle von diesen Gratisrecepten, da jetzt nach drei Monaten die Noth abgenommen habe, sein Abkommen finden; man weiß im Publicum recht wohl die eigentliche humane Gesinnung unserer Regierung zu unterscheiden, von der clericalen Influenz, die sie zu einem solchen Bescheide bestimmt hat. Factisch ist es, daß Noth und Erwerblosigkeit immer drängender werden.

Die Industriellen, welche ihre Arbeiter nicht mehr in so zahlreicher Menge beschäftigen können, waren es zuerst, die mit Speiseanstalten in Wien vor einigen

Digitized by Google

Wochen aufgetreten sind, und so eben kommt mir ein Aufruf zur Theilnahme an einer Suppenanstalt zu, auf welchem 14 Namen, die Männer der verschiedensten Stände, sich vereinigt finden: Landstände, Professoren, Beamten, Aerzte, Fabrikanten, Kaufleute und Schriftsteller, welche die alte praktische Idee der Rumforter Suppe aufgegriffen und wie sie sagen, der Regierung bereits die Statuten des Vereines vorgelegt haben. Und so steht zu befürchten, daß eine reiche Ernte in den Scheunen eher gedroschen, als die Erledigung erfolgt.

Ein Proletariat eigenthümlicher Art ist das auf unserer Börse, weil es ein zum Theil verschuldetes ist, hervorgerufen durch die Lust, ein bewegtes Nichtsthun zu betreiben und luxuriös zu leben. Viele Hunderte von Menschen, die nichts zu verlieren haben, treiben sich hier unbekümmert, daß sie durch ihre alles wagende Kühnheit vielleicht morgen den Platz ehrlos räumen müssen herum. Der Zustand dieser Leute grenzte bereits an das verzweifelte, so daß sich Baron Rothschild bewogen fand, 7500 C.-M. baar unter sie vertheilen zu lassen. Leider geschah dies durch einen seiner Generaladjutanten, in einer das Schamgefühl der Betheiligten, verletzenden, öffentlichen Weise und statt diesen Proletariern den Paß mit dem Geschenke zugleich in die Heimath zu visiren, treiben sie ihr freibäuterisches Gewerbe nach, wie vor.

Dieser Tage ereignete sich in der k. k. Theresianischen Ritterakademie, wo Dr. Spitz als k. k. Professor der Chemie und als Arzt fungirt, durch Schwefeläther-versuche ein unliebsamer Vorfall. Ein junger Cavalier, der das Experiment der Einathmung an sich vornehmen zu dürfen bat, gerieth in Folge derselben in Tobsucht, welche jedoch nach einiger Zeit vorüberging und ohne alle Folgen blieb. Der Vorsteher der Anstalt sendete am folgenden Tage dem erschrockenen Professor die Enthebung von seinen ärztlichen Functionen am Theresianum zu, mit dem ausdrücklichen Bemerken, „er möge in Zukunft Experimente an Hunden und nicht an Cavalieren machen." Es ereignet sich hier der komische Fall, daß der Narkotisirende und nicht der Narkotisirte ein Opfer wissenschaftlicher Forschung wird (die er übrigens nicht an einem Unwissenden versuchen wollte, sondern um die er geboten wurde). —

Der Bau des National-Theaters, von dem ich Ihnen neulich berichtet habe, dürfte eine bedeutende Zögerung durch die Behörden und alle die vielen Voruntersuchungen, Planverlegungen, Bestätigungen und Widerrufungen der einzelnen Behörden zu erfahren haben. Wenn es bei uns nur proclamirt ist, daß irgend ein Institut, von dem man einen Erfolg erwartet, entstehen würde (siehe Censur-Collegium-Akademie, Gewerbsfreiheit), so genügt das für lange Zeit und es heißt dann Jahrelang: „man ist damit beschäftigt." Diesmal könnte die Behörde ein Beispiel an Herrn Director Carl nehmen, der mit Ende dieses Monats die Leopoldstädter Bühne schließt und schon nach sechs Monaten in einem von Grund auf neuen großen Theater spielen wird, zwei junge Architekten Herr von Sickardsburg und van der Nüll haben den Bau unternommen und sich zu einem Penale von 500 C. per Tag verpflichtet, der über die festgesetzte Zeit von sechs Monaten das Schauspiel verhindert.

Seit einigen Tagen befindet sich die Prinzessin Amalie von Sachsen in Wien, aus welcher Veranlassung wir mehrere ihrer Stücke und auch ein neues,

Digitized by Google

das sie mitgebracht, zu sehen bekommen werden. Man erinnert sich noch des bekannt gewordenen Ausspruchs Kaiser Franzens, als das erste Stück der Prinzessin gegeben wurde: „Heut' trau' i mi nit in's Theater, sie könnten mer's auspfeifen!" Die Befürchtung des Kaisers ging aber nicht in Erfüllung, das Stück wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. 0 — 0

3.

Die russischen Festungen gegen Oesterreich. — Gegenfortificationen. — Die Geldklemme. — Die Wiener Studenten vor 50 Jahren. — Schicksale der Oelkuchen. — Volksgerüchte.

Ein von hier datirter Correspondenzartikel in Nr. 11 der Grenzboten hat die in mehreren preußischen Blättern enthaltene Nachricht von Anlage fester Plätze in der Provinz Galizien in Zweifel gezogen. Erlauben Sie mir den wahren Sachverhalt, wie ich ihn aus zuverlässiger Quelle erfahren, mit wenigen Worten anzudeuten. Die Herstellung der russischen Festung Zturnik bei Brody ist bereits eine vollendete Thatsache und dieser Platz seit längerer Zeit schon armirt; auch an der mittlern Weichsel haben die Russen einen wichtigen Punkt befestigt, der gleichfalls gegen Oesterreich berechnet ist. Der Hofkriegsrath hat darüber der Regierung Vorlagen gemacht und die Befestigung von Krakau und eines nahe an der russischen Grenze in der Bukowina gelegenen Punkts als geeignete Gegenmaßregeln bezeichnet, und so werden noch im Laufe des Sommers alle Vorarbeiten vollendet sein, dergestalt, daß im nächsten Jahre, falls die höchste Genehmigung erfolgt, an die technische Ausführung geschritten werden kann. Jener in der Bukowina gelegene Punkt ist gar kein bedeutender Ort, aber die günstige Lage desselben macht ihn zu fortifikatorischen Zwecken ganz geeignet und es ist demnach ein Aerarial von zwei Quadratmeilen zu den Festungswerken ausgesteckt. Uebrigens treten die feindlichen Bestrebungen Rußlands an der galizischen Ostgrenze auch in anderer Weise unzweideutig hervor, indem die Anlage von Militärcolonien bis eilf Meilen von der österreichischen Grenzlinie, bis Prokuskow vorgerückt ist, und wer da weiß, daß der Zweck dieser Militärcolonien, bezüglich der Wahl der Gegenden, stets ein politischer ist und grade den Donaufürstenthümern in der Nähe die zahlreichsten Colonien zu finden sind, wird auch an der Bedeutsamkeit solcher Wahrnehmungen nicht länger zweifeln. Ob indeß die Ausführung der vom Hofkriegsrath in Vorschlag gebrachten Schutzbauten nicht ins Stocken geräth, läßt sich bei dem Stand unseres Staatsschatzes nicht bestimmen. Leider offenbart sich fortwährend eine Geldklemme, die es nicht erlaubt, die von Humanität und Nothwendigkeit auf das Dringendste gebotenen Unternehmungen auszuführen; so ist neuerdings der Bau eines neuen Irrenhauses, der auf eine Million Gulden veranschlagt, wieder verschoben worden.

Bei der am 20. d. M. im großen Universitätssaale stattgefundenen Feier des Auszugs der Universitätsbrigade im Frühling des Jahres 1797 gegen die nach der Hauptstadt vordringenden Feinde vertrat der oberste Canzler Graf Inzaghi die Stelle des Kaisers; aus Nah und Ferne hatten sich die noch lebenden Theilnehmer jenes kriegerischen Aufgebots hier eingefunden, allein die Zahl derselben ist sehr zusammengeschmolzen. Die beiden Bataillons, aus denen die damals gebildete Universitätsbrigade bestand, zählten 1073 Mann, deren Ver-

Digitized by Google

pflegung von der Universitätskanzlei geleitet ward, und der damalige Rector Magnificus Leibarzt Dr. Guorin excipirte auf seine eigenen Kosten jene Studenten, denen es an dem Nöthigen gebrach. Die Fahne dieses Corps war jene alte Fahne, die schon 1683 bei der Belagerung Wiens durch die Türken in Mitte einer tapfern Schaar von Studenten auf den Wällen der Stadt geflattert hatte. Die Brigade rückte am 17. April 1797 aus, kam bis Neitzenfeld und ging dann bis Klosterneuburg vor; dort überraschte sie der Abschluß des Waffenstillstandes von Leoben, dem später der Friede zu Campo Formio folgte und am 3. Mai marschirten die Freiwilligen bereits wieder in die Hauptstadt ein.

Der Erfinder des aus Oelkuchen bereiteten Brodes, der Fabrikant Pollak, ist fortwährend Verfolgungen (?) Preis gegeben und es ist grade die uneigennützige Aufopferung jedes Vortheils, welche ihm Haß zugezogen hat. Zuerst wurden im Interesse der Bäckerzunft allerlei Schwierigkeiten gemacht und als endlich die Landesstelle die Prüfung des Gebäcks anordnete, wurde ihm die Militärbäckerei zur Anstellung der Probe angewiesen. Dort erhielt er einen Backofen zur Verfügung, der über alle Beschreibung schlecht und in dem seit Jahren nicht mehr gebacken worden war, so daß er sich genöthigt sah, um nicht ganz dem Uebelwollen dieser Leute zu unterliegen, Alles selbst in Stand zu setzen und einem fremden Bäckergesellen in seinen Sold zu nehmen, der die Aufsicht führte. So wurden 1000 Laib dieses Oelbrodes erzeugt, wovon 200 am Geburtsfest des Monarchen in den Kirchspielen an die Armen vertheilt wurden, indeß 800 auf Bestellung des Erzherzogs Stephan nach Prag gesendet wurden. Nun streuen die Bäcker im Volke die Lüge aus, das Brod sei verboten und der Erfinder eingesperrt worden, weil das Brod schädlich befunden und mehrere Gefangene im Spielberg daran gestorben seien! (Es ist also nicht verboten worden?)

Ueberhaupt circuliren jetzt im Volk die unsinnigsten Gerüchte, die dennoch geglaubt werden. So wollte ein kleines Mädchen durch einen unbekannten Herrn, der ihr mit der Hand über die Augen fuhr, plötzlich blind gemacht worden sein, und die Volksphantasie erzählte von diesem Ungeheuer bereits Geschichten à la Hoffmann und Höllenbreughel, als die Untersuchung mit einem Male herausstellte, daß an dem Auge keine Spur äußerer Einwirkung durch chemische Zerstörungsmittel zu finden sei, und die Erblindung eine Folge des geschwächten Sehnervs ist, folglich das Kind schon lange blind war und dieses Märchen auf fremden Rath ersonnen hatte, um Aufsehen zu erregen und gut versorgt zu werden. — Heute morgens war ein abermaliger Tumult in der Stadt, wo man den räthselhaften Blender der Kinder entdeckt zu haben glaubte, ohne jedoch zu einem Resultat zu gelangen.

4.

Ein grauer Held. — Menschenquälerische Antithierquäler. — Ein gestorbener Censor. — Sieg der Homöopathie.

Vor einigen Tagen haben wir abermals eine Celebrität aus den Freiheitskriegen von 1813 und 14 durch den Tod verloren, eine Celebrität, von deren Dasein selbst in unsern Mauern nicht allzu Viele gewußt haben mögen und die gleichwohl zu den historischen Raritäten der Hauptstadt gehörte. Wie oft stand

Digitized by Google

ich nicht vor dem Gitterthore des kleinen Häuschens, das ein geräumiger Platz umgab, in dem der alte Veteran seine letzten Jahre verträumte! In einem abgelegenen, vom Laub der Bäume kühl beschatteten Winkel des Praters lag die Hütte, in welcher der große, hochbeinige Schimmel, den der Kaiser Franz bei Leipzig geritten und auf dem er später in Paris und Wien seinen feierlichen Einzug gehalten hatte, seine lahmen Glieder streckte oder mit dem Pathos gebrechlichen Alters langsam daherschritt; wie er die Ohren spitzte und das Feuer der erloschenen Augen sich stets gewitterhaft entzündete, sobald von dem Circus der Madame De Bach das Geschmetter der Trompeten und das Gewieher muthiger Rosse in seine traurige Einsamkeit herüberscholl, wie er einen kurzen Augenblick sich stolz emporrichtete, dann aber immer wieder in wehmüthiger Resignation zusammenknickte! Ja, dieser Schimmel fühlte, daß er einer vergangenen Zeit angehöre, erkannte seine Ohnmacht und machte weiter keine Ansprüche an das Leben der Gegenwart. Deshalb liebte ich den philosophischen Schimmel im Prater und habe ihm manchen Moment auf meinen Spaziergängen gewidmet. Nach dem Hintritt des Kaisers Franz wurde er dem Willen des Verstorbenen gemäß mit aller Sorgfalt gepflegt, und damit ihm ja keine Pflege mangele, erhielt der Hofveterinärarzt Dr. Seiffert für die Lebensdauer des Pferdes einen namhaften Jahresgehalt, der nun mit dem Tode des Thieres erlischt. Seltsam genug, als als ob den letzten Todeszuckungen noch einmal das kriegerische Feuer und der Schlachtenmuth von ehemals in dem kranken, alten Streitroß aufflamme, beschloß das verendende Thier damit sein erlöschendes Leben, daß es dem Kurschmied den Schenkelknochen zerbrach.

Der von Castelli hier gegründete Verein gegen Thierquälerei will nicht die gehofften raschen Fortschritte machen, da die Idee eines Thierschutzbundes derzeit in der öffentlichen Meinung noch zu viele Gegner hat, und man durchaus daran festhält, es gäbe noch vielerlei zu thun, das dem Menschen näher liegt und dem Gemeinwohl förderlicher sei. Die bis jetzt beigetretenen Mitglieder sind meist Beamte, die am wenigsten in der Lage sind, sich der Thierquälerei schuldig zu machen, aber gleichwohl durch in die Canzleien und Bureaux herumgesendeten Listen förmlich zum Beitritt gezwungen werden. Nun hat den Verein gar noch ein partielles Verbot getroffen, indem es den Offiziers und jedem Militär mittelst Generalcommandobefehl untersagt ward, ein Mitglied des genannten Vereins zu werden. Der Grund dieser etwas satyrischen Verordnung dürfte in dem Umstand zu suchen sein, daß nach österreichischem Militärgesetz kein Soldat irgend einem Vereine angehören darf.

Der Tod wüthet seit einem Jahre mit einer Art von Härte in den Reihen der hiesige Büchercensoren; kaum haben sie Kuffner, Rupprecht u. s. w. begraben, so habe ich schon wieder den Hintritt eines Gedankenrichters zu melden, und wenn man abergläubisch genug ist, so könnte man aus dieser auffallenden Censurseuche auf ein baldiges Aussterben der deutschen Censur und eine nahe Verwirklichung der auf dem Bundestag gesetzten Hoffnungen (?) wegen Preßfreiheit schließen. Wabruschek-Blumenbach bekleidete den Censorposten seit 1829; übrigens hatte er eine Anstellung als Custos beim technischen Kabinet Sr. Maj. des Kaisers, dessen Ordnung er 1819 in Gemeinschaft mit dem Hofrath Kreß unternommen hatte. Wabruschek-Blumenbach war 1791 geboren, ein emsiger Schriftsteller und als Gedankenrichter keiner von den schlimmsten.

Durch die Ernennung des Regierungsrathes Dr. Günther zum Hofrath und ersten Leibarzt des Kaisers hat die Homöopathie in Oesterreich einen mächtigen Gönner gefunden, den sie auch bis jetzt gar sehr bedurfte, um der Verfolgung der Allopathen nicht zu erliegen. D.

Digitized by Google

VII.

Eine constitutionelle Stimme aus Würtemberg.

Ende April 1847.

Sie verlangen zu wissen, wie in unserm süddeutschen Verfassungsstaat das kaum begonnene großartige Schauspiel der constituirenden Versammlung der preußischen Reichsstände angesehen werde, und ich habe absichtlich einige Zeit zugewartet, Ihnen darüber Mittheilungen zu machen, um nicht unter dem Einflusse des ersten Eindrucks zu schreiben. Durch die Thronrede ist der persönliche Commentar zum Patent gegeben und unwiderruflich das „bis hieher und nicht weiter" ausgesprochen. Ist es nun überhaupt schwer, in einer Sache der Entwickelung von vorneherein ihren Grenzpfahl zu setzen, da der Staatsmann doch wissen muß, daß das Leben in unaufhörlicher und unaufhaltsamer Entwickelung seiner selbst besteht, und wo sie aufhört, Erstarrung und Tod erfolgt, so mußte es um so mehr befremden, unter Umständen, die so gebieterisch auf Entwickelung hindrängen, um die Kluft zwischen den erworbenen gesetzlichen und verbrieften Rechten des preußischen Volks und dem, was ihre Erfüllung sein soll, auszufüllen. Die Gnade ist ein schönes Vorrecht der Fürsten und die Preußen werden ihres gnädigen Königs sich erfreuen, aber diese Verwandlung des Rechts in Gnade ist der erste Punkt der Thronrede, welcher auf uns einen mindestens gesagt, frappirenden Eindruck machte. Der zweite ist die Auffassung des historischen Prinzips, welche nicht mit dem übereinstimmen will, was man bei uns Geschichte heißt. Wir schätzen die britische Erbweisheit ohne Gleichen nicht minder hoch, aber wir finden nicht, daß das Patent davon großen Gebrauch gemacht hätte, indem es eine magna charta wäre, die aus freiem Vertrage zwischen Fürsten und Volk hervorgegangen die gegenseitigen Rechte und Pflichten bestimmte. Auch wir Würtemberger haben so ein Stück Erbweisheit besessen, so, daß selbst Fox die würtembergische Verfassung für die vollkommenste nächst der englischen erklärte. Aber wir wissen recht wohl, daß sie in geschriebenen Urkunden, auf welche der Fürst schwor, enthalten war und daß dem Volke dadurch wahrhafte Rechte zuerkannt wurden. Mehr noch als frappirt waren wir aber durch den Seitenblick auf die neueren Constitutionen. Auch wir erfreuen uns einer solchen neuern geschriebenen Verfassung, aber wir können versichern, daß der Fürst, der sie in freiem Vertrage mit seinem Volke zu Stande brachte und beschwor, nicht nur dadurch als erhabenes Beispiel in der Geschichte dasteht, sondern daß König Wilhelm seitdem nicht weniger verehrt und geliebt, seine Regierung nicht weniger stark und glücklich ist als zur Zeit, da er noch absoluter Herrscher war. Auch dies sind der ganzen Welt bekannte geschichtliche Thatsachen, und das Volk, das sich unter dieser Verfassung nach den Drangsalen der vorhergegangenen Periode wohl fühlt und immermehr sich innerhalb derselben ausbildet, kann nicht glauben, daß diese Verfassung ein Papier sei, das sich zwischen Fürst und Volk *eindränge**),

*) Auch das „Dresdner Tageblatt", ein Journal von sehr gemäßigter Richtung, das in Sachsen zu den conservativen Blättern gezählt wird, legt eine Verwahrung gegen die betreffende Stelle der preußischen Thronrede ein. Der Artikel vom 30. April ist überschrieben: *Ehre der sächsischen Constitution!* „Die Thronrede — sagt der Artikel unter Anderem — enthält Aeußerungen über die Constitution, welche auf Sachsens Verfassung treffen, Aeußerungen, welche wir als Sachsen nicht stumm anhören dürfen. Wir sind dem Fürsten, dem wir unsere Verfassung danken, der Regierung, welche sie handhabt, dem Volke, das sich ihrer freut, schuldig, offen ein Zeugniß abzulegen, gegen Worte, mit denen unser höchstes politisches Kleinod herabgesetzt werden könnte." Der

Digitized by Google

Bei solchen Anwendungen des historischen Prinzips werden wir erinnert an das, was Graf Giech in seinen „Ansichten über Staats- und öffentliches Leben, 2. Aufl. S. 28" über das historische Prinzip sagt, und man könnte diesen Standpunkt den antihistorischen nennen. Aber die Reichsstände werden, wir hoffen es, die kräftige Hinweisung auf England und sein imperial parliament nicht verloren gehen lassen und die urdeutschen jenseits des Canals mitten durch die Stürme der Zeit sicher bewahrten und erweiterten Einrichtungen im Staat in folgerichtiger Uebertragung allmälig auch für ihr Land zu erwerben wissen. Deswegen sind wir auch damit einverstanden, daß sie nicht von vorneherein alle weitere Entwickelung erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, sondern ihre Aufgabe darein gesetzt zu haben scheinen, den eingeräumten Boden vollständig in Besitz zu nehmen und von da aus neue Erwerbungen für ihr Volk zu machen, die es an die Spitze der deutschen Nation dereinst stellen könne. Anders war es freilich bei uns und es mag an der Zeit sein daran zu erinnern, denn unsere Zeit, welche so unendlich viel lernt, vergißt auch unendlich schnell. Würtemberg mit seiner fünfhundertjährigen Verfassung, gegründet auf eine Reihe von Verträgen und dergleichen hat nicht nur die gewaltsame Vernichtung der alten Verfassung durch König Friedrich im Jahr 1806, sondern auch das erlebt, daß, als derselbe Monarch der erste in Deutschland am 15. März 1815 eine neue nach seinen Ansichten ausgearbeitete Verfassung den hiezu versammelten Landständen feierlich verkündigte, sie von diesen nicht angenommen und nicht beschworen wurde. Hier war das „Ablehnen" zum entschiedenen Ausspruch gekommen und einstimmig verlangten die Landstände, daß der neuen Verfassung diejenigen des vormaligen Herzogthums Würtemberg mit den durch den Geist der Zeit und die innern und äußern Verhältnisse des Landes herbeigeführten Modificationen zu Grund gelegt werden. Also auch hier auf der einen Seite der Wille, aus höchsteigener Machtvollkommenheit zu gewähren, was und wie sie wolle, auf der andern Seite das Festhalten an erworbenen Rechten, die wohl mit den fortgeschrittenen Forderungen der Zeit in Einklang gebracht aber nicht gradezu aufgegeben werden wollen. Wie es verschiedene Wege nach Rom gibt, so kann auch in der politischen Welt das Heil nicht blos auf Eine Weise erlangt werden, und wir sehen ungeachtet, daß die beiden Kurien der preußischen Reichsstände einen andern Weg gingen als unsere Landstände im Jahr 1815, doch mit Vertrauen auf sie, daß es ihnen gelingen werde, durch Freimuth die Wahrheit und das Recht, die ihr König so hoch achtet als irgend ein Fürst, zu vertreten und einen verfassungsmäßigen Zustand heranzubilden, wie er einem Kulturstaate wie Preußen geziemt.

---

sehr lesenswerthe Artikel setzt mit Wärme, aber zugleich mit Würde und Ruhe die moralischen Vortheile auseinander, welche eine Verfassung gewährt, hebt und schließt endlich mit den Worten: „Vertrauen erweckt Vertrauen", heißt der Spruch, der unseren König ziert und wohl kam diesem zu, ein solches Wort zu sprechen, denn er hat sein Vertrauen zuerst dem Volke gegeben und durch die That, durch die Verfassung besiegelt. Er hat Vertrauen dafür geerndtet und wird es ferner erndten. Auch wir halten die Treue für den Grundpfeiler des Staatsglücks und glauben gerne, daß ein treuer Fürst ohne geschriebene Verfassung sein Volk beglücken kann, als ein treuloser Trotz des besten Grundgesetzes. Allein, wer weiß das Loos der kommenden Tage, wer mag vor seinem Tode sich der Treue rühmen? Wohl dem, dem eine dankbare Nachwelt dies Zeugniß auf den Grabstein schreibt. Wir halten es mit dem, der selber treu uns auch noch Treue über sein Leben hinaus verbürgt. Darum Ehre der sächsischen Constitution!"

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Wandertage in Oberöſterreich.

I.

Das ſchöne Land von Oberöſterreich iſt zu wenig bekannt, zu wenig gefeiert. Die braune Coquette Italien, die üppige, theure Schweiz machen dem anſpruchloſen Gebirgskinde all' die irrenden Ritter der Touriſtik abſpenſtig. Und doch iſt ſie ſo ſchön die ſtille, innige Schöne mit den blauen Augen ihrer Seen, mit dem grünen Kleide ihrer Wälder und Triften! Phantaſtiſch grüßt es mich wie mit weißen Elfenhänden aus der Zeit, die ich bei ihr verlebt und ich höre wie im Traume ein verhallendes Jodeln und den geiſterhaften Klang der Alpenzither. — Es war ein heller, warmer Herbſtnachmittag als ich auf das Dampfboot ging, das eben von Ebenſee angekommen war. Vor mir lag das weiße Gmünden, hinter mir der prachtvolle Traunſtein, wie ein dunkler Amethyſtkryſtall in den lichten Himmel hinaufragend. Böte mit Segeln zogen wie Schwäne durch den See, liebliches Glockengeläute von der Kapelle am Berge ſcholl durch die ſtille Luft. Nach einer Zeit voll Unzufriedenheit und innerem Kampfe labte ich mich zum erſten Male wieder an der Schönheit der Natur. Indeſſen wurde geheizt, der Rauch ſtieg wirbelnd aus dem Schlote, die Paſſagiere kamen allmälig mit Sack und Pack in die Arche. Als ich einmal aufſehe, fahre ich freudig erſchrocken zuſammen; die ſchöne Wittwe, die in Karlsbad ſo viel Aufſehn gemacht hatte — war eingeſtiegen, Papa und Mama folgten nach. Noch vor ein paar Tagen hatte ich alles Mögliche und Unmögliche verſucht mit ihr bekannt zu werden und nun führte ſie mir der Genius der Reiſenden an der Hand entgegen. Sie trug noch das blaue Kleid und den Baſthut mit dem roſenfarbigen Schleier, der wie ein roſenfarbiger Traum ſo oft durch meine Nächte gezogen war! Auch ſie hatte mich erkannt. Das ſah ich gleich an Blick und Lächeln, und während ich noch nicht recht wußte wie ich an ſie kommen ſollte, da war ſie mir ſchon voraus. Auf ein paar Worte, die ſie mit ihrem Vater geſprochen, kam der alte Herr gleich heran.

„Ein ſchöner See!“ ſagte er. — „Die Schweiz hat keinen ſchöneren,“

rief ich schnell. — „Haben wir uns nicht in Karlsbad gesehen?“ — „Noch vor vier Tagen.“ — „Erlauben Sie doch, daß ich Sie meiner Tochter vorstelle!“

Ob ich es erlaubte! Aber wie ward mir als die Göttergleiche mich mit dem zauberischesten Lächeln empfing, als sie von meinen Versen sprach, die sie mit sich führe und mit graziösem Spott auf meine letzten Lebensverhältnisse anspielte. „Mein Herz!“ mußte ich mich unwillkürlich apostrophiren, „du bist wieder unnütz schüchtern, ja ungeheuer dumm gewesen!“ — Im holdesten Geplauder ging es weiter. Die reichste Landschaft flog in unendlicher Schönheit vorüber, alle Tinten zwischen Lichtblau und Tiefgrün schwammen im See. Die kleinen Dörfchen, wie Nestercolonien am Ufer angeheftet, blickten herüber, darob die Wälder und endlich das blauzackige Gebirge. Die schöne Wittwe seufzte: „Dieser See ist wie ein schönes blaues Auge!“ Ich seufzte: „o wie wahr!“ indem ich ihr starr in's blaue Auge sah, und ich begann die Geschichte von dem schönen jungen Einsiedler zu erzählen, der vor langen Jahren auf der kleinen Insel des See's hauste und eigentlich ein Mädchen war, das der Liebesgram dahingetrieben, den Menschen fern, nach Wurzeln zu graben, zur Vesperzeit das Glöcklein zu läuten und im härenen Kleide auf dem harten Moosbett zu schlafen. Noch nie peinigte mich die Flucht der Zeit so sehr! Da lag das Land ringsum wie ein Stück Paradies, der Dampfer aber flog unbarmherzig weiter und schon zeigte sich das Ufer, wo wir landen sollten. „Schon zweimal,“ sagte ich, „bin ich auf diesem See gefahren, aber nie ist mir wie heute seine ganze Schönheit aufgegangen.“ — Die junge Wittwe lächelte und wie zur Antwort that sie die Frage: „Gehen Sie nicht auch nach Mailand?“ — „Warum nicht!“ rief ich. „Ich bin ein Zugvogel ohne Nest und Heimath.“ —„Dann sehen wir uns wieder.“

Wir waren in Ebensee. Die schöne Wittwe stieg mit den Ihrigen in den prachtvollen Reisewagen, ich mit meinem Ränzel in die Stellwagenkutsche, die für acht Kreuzer nach Ischl fährt. Noch einmal grüßte mich ihr königlicher Blick. „Schweig still mein Herz!“ Doch blieb ich bis Ischl in der glücklichsten Laune. Um schneller fortzukommen stieg ich aus und schritt fürbaß, bis ich mit dem sinkenden Abend im weißen Kreuze zu Ischl ankam. — Ich kann Ischl, dies Brighton der Wiener Aristokratie nicht leiden. Diese coquetten Villen, die sich das Ansehn von Tyrolerhäuschen geben, diese traurigen Brunnencolonaden, diese überall wiederkehrenden Anmahnungen an hohe Häupter, die den Ort besuchten, diese Ruheplätze und Belvedere's mit albernen Namen getauft — „Mathildens Wonnesitz,“ „Louisens

Digitized by Google

Abendruhe" u. s. w. sind mir unausstehlich. — Nun umschleierte der Abend all' diese meine Antipathien, ich ging zur Stadt hinaus, die Ischl entlang, wo die Wälder so ernst herabsehen und das Wasser so geheimnißvoll dampfte. In einer der Alleen begegnete ich der Gräfin G., die ich erst unlängst in Karlsbad kennen gelernt hatte und nun unerwartet wiederfand, wie sie in einen großen Shawl gehüllt und nur in der Begleitung ihrer Kammerfrau, elegisch wie immer, im sinkenden Abend dahinging. — „Sie hier in Ischl, Gräfin?" redete ich sie an — ich war gewohnt, immer französisch mit ihr zu sprechen. — „Je suis venu à Ischl pour avoir des enfants," erwiederte sie. — „Wie bedauere ich es," rief ich, „daß ich einen alten Plan aufgegeben in Ischl Badearzt zu werden." — Sie lächelte schmerzlich, wie sie es gewohnt war. Mich aber faßte ein Ekel vor dieser Wiener Aristokratie. Ja, ihre Sitte und ihr Anstand ist nur Moschus, er kann den bösen Geruch ihrer wahren Natur nicht verhüllen! — Am Morgen des folgenden Tages war ich schon gerüstet, Ischl zu verlassen. Ich wollte meinen Freund Reinhold besuchen, einen alten Stubengenossen, der nun, reich und jung, im nahen Dörfchen St. Wolfgang ein schönes Schloß bewohnt und in den Wäldern und Feldern ringsum ein frohes Jägerleben führt. Es war ein schöner Morgen, als ich so fürbaß zog, den Stock in der Hand, das Ränzel am Rücken. Der Fluß schäumte mir zur Seite, bald empfing mich ein herrlich duftender Wald, dann kam Thal und Anhöhe in schöner Abwechslung. An den Büschen blitzten die zitternden Thautropfen, es war eine Freude durch's weiche Moos zu Seiten des Fahrweges hinzuschreiten und mit jedem Schlag des Reisestocks ein ganzes Feuerwerk von leuchtenden Funken aufsprühen zu lassen. Dörfer mit freundlichen, reinlichen Häusern erschienen an den Abhängen, alle Fenster standen voll Blumen. Ich liebe sie so diese Fenster mit Gelbveiglein und Nelken geziert; wo Blumen eine Hütte schmücken, ist die Armuth nie ganz arm. — Das treuherzige Naturell des oberösterreichischen Volks grüßte mich bereits aus jedem Gesichte. Jeder Mann, der nahebei auf dem Felde arbeitete, jeder kleine Knabe, der mit dem A B C-Buch unter dem Arm in die Pfarrschule pilgerte, lüftete den Hut und grüßte mich mit seinem: „Gelobt sei Jesus Christus." Nach dreistündigem Wandern war der St. Wolfganger See erreicht, ein prächtiger, azurner Spiegel in einen bewaldeten Kranz von Bergen eingeschlossen, und St. Wolfgang selbst, ein freundlicher Marktflecken in einer Bucht des See's gelagert, leuchtete mir mit seiner alterthümlichen Kirche, mit seinen netten Häusern entgegen. In demselben Augenblick hörte ich einen Wagen hinter mir daherjagen, ich trat auf die Seite und erkannte in dem wilden Rosse-

Digitized by Google

lenker den alten lange entbehrten Freund. Ein freudiger Ausruf und wir schüttelten uns herzlich die Hände. — Ich kam dem guten Reinhold in eine Welt von Trubel und Rumor hinein. In einer Stunde sollten die Gräfin B. und die Baronesse A., beide mit ihren Töchtern und sonstigen Begleitern eintreffen, um Nachmittag eine Parthie auf den höchsten Berg der Gegend, den Schaafberg, zu unternehmen. Zwei Gondeln mit flatternden Fahnen und festlich gekleideter Mannschaft warteten schon am See, um die Herrschaften in's Schloß von St. Wolfgang hinüber zu fahren. Bald kamen sie in einer Reihe von Wagen von Ischl dahergebraust, wir empfingen sie mit gebührender Devotion und reichten den ängstlichen Mädchen die Hand, um über die schaukelnden Bretter in die Schiffe zu steigen. Es war schön wie wir dahinflogen über den blauen Spiegel! Freudig lachte der Himmel hernieder und die Bergesreihen, die den See umschließen, blickten so ernst auf die glückliche Jugend. Im Schlosse harrte ein prächtiges Diner der Gäste; sie waren allesammt dem Hausherrn unbekannt, aber die österreichische Gastfreundschaft nimmt keinen Anstoß daran und bald ist alles heiter und vertraut. Es wurde vier Uhr als wir junges Volk bereit waren, die Wanderung den Schaafberg hinan anzutreten. Die jungen Damen, vier an der Zahl, saßen zu Esel, und wir vier jungen Leute machten die escortirenden Ritter. Wohlan, die Hüte zum Aufbruch geschwungen, Jeder bleibt bei der Schönen, die er sich gewählt! Der Hofmeister und die Gouvernante, die Ehren halber mitlaufen müssen, sollen sich untereinander die Cour machen! Der Schaafberg ist der Rigi von Oberösterreich. Man hat von seiner Kuppe aus eine Aussicht auf elf Seen, auf ein weites, herrliches Land, auf einen Kranz mächtiger Gebirge, bis zu den fernen schneebedeckten Alpen Tyrol's. Fast täglich ziehen Caravanen von Wanderern diesen Berg hinan, übernachten in dem Koppenhause und genießen das prachtvolle Schauspiel des Sonnenaufgangs. Leider sind die in der Gegend so häufigen Morgennebel schuld, daß die Parthie oft fehlschlägt. — Wir unserstheils waren zu spät aufgebrochen. Als wir auf dem ersten Plateau anlangten, dunkelte es bereits und das Roth auf den Gebirgsspitzen begann zu verbleichen. In den Seen zu unseren Füßen schwamm es noch wie dunkles Feuer, aber es erlosch bald. Vom ersten Plateau, wo die Sennhütten stehen, ist's noch weit bis zum Gipfel und seinem Koppenhause. Bald war es dunkler Abend und wir irrten noch fast pfadlos im Steingerölle umher. Die Damen hatten ihre Thiere verlassen müssen, sie waren todtmüde und konnten nicht weiter. Nach je zehn Schritten sanken sie nieder und erklärten, daß sie sich hier auf den Felsblöcken niederlegen und sterben wollten. Indessen zog der Nebel immer

Digitized by Google

dichter und die Gefahr des Sichverirrens wuchs. Ich und Lionel, ein junger Engländer, der Anbeter der schönen Maria, Tochter der Baroneſſe, waren mit mehren Damen die letzten im Zuge. Wir hielten die ſchöne Laſt in den Armen, wir zogen ſie heran mit aller Kraft der Verzweiflung, es wollte nicht helfen. Ihre Füßchen glitten auf den Steingerölle aus, ihre Knieen brachen zuſammen und immer wieder ſanken ſie erſchöpft und todtmüde auf das karge, dürre Moos, auf das Kiesgerölle des Bergabhangs.

Was war zu thun? Wir riefen um Hülfe, erſt vergebens, dann mit mehr Erfolg. Bald antworteten uns Stimmen von der Höhe, Fackeln und Laternen blitzten durch die Nacht; die Leute der Kuppe kamen den Damen mit Sänften zu Hilfe, und wir waren erlöſt.

Was ſich begeben hätte, wenn wir nicht gehört worden wären und wir in der gänzlichen Dunkelheit unter den Felsblöcken hätten übernachten müſſen, iſt eine andere Frage. Kurz, um neun Uhr ſaßen wir in der Sennhütte. Bald war alles im kleinen Stübchen voll des heiterſten Lebens. Der Thee brodelte in der Maſchine, das Feuer kniſterte, die Damen, von Müdigkeit und Angſt erholt, ſaßen bald ſchäkernd und kichernd um den Tiſch, eine blühende Tafelrunde. Minna die Liebliche, unter den warmen Himmel Athens geboren, halb Griechin mit ſchwarzen Flechten, halb Baierin mit den deutſchen blauen Augen ſpielte die Zither, indeß ich Heine's Lieder der Harzreiſe vorlas. Lionel, der gute junge Engliſchman hatte immer etwas der ſchönen Maria ins Ohr zu flüſtern und es ſchien, als ob ſie ihn nicht ungern anhöre....

Das junge Volk war ſo glücklich, nur der hölzerne Hofmeiſter und die häßliche Gouvernante langweilten ſich.

Als es eilf Uhr ward, mahnten dieſe beiden Vertreter der Sitte mit den ernſteſten Worten zum Aufbruch. Die Damen begaben ſich — wiewohl zögernd — in ihr Schlafgemach, die Herren lagerten ſich auf den Matratzen, die in der Gaſtſtube ausgebreitet worden waren. Ich zog es vor, noch draußen vor der Hütte beim Feuer zu ſitzen, das die Koppenbewohner angeſchürt, und indeß ich behaglich die Füße gegen die Brände zugekehrt, eine Cigarre rauchte, ſangen die Söhne der Berge zur Begleitung der Zither ihre liebliche Reime.

Ein kecker Burſch mit ſpitzem bebänderten Gebirgshut und blondem Bart ſang:

Ich geh' ſo gern zu dir
Im Garten eina,
Schöner Schatz, Leib und Leben
Thu' ich wagen wegen deina,

Digitized by Google

Du darfſt ja wegen meina
Nit Leib und Leben wagen,
Wenn du ein Freud' mit mir haſt,
Brauchſt's nur zu ſagen.

Ein anderer mit dem wetterzerſchlagenen Geſicht eines Wildpretſchützen ſang in anderer Weiſe:

Auf die Hahnenpfalz bin ich gangen
Im Regen und im Schnee,
Und wir haben ſo ſchön gejodelt,
Da droben in der Höh'!
Die Hirſche im Thal
Und die Gems auf den Spitzen,
Und ein luſtig's Leben iſt's
Um ein' Wildpretſchützen,
Und je höher die Berge
Und je friſcher die Gams (Gemſen)
Und je kleiner die Dirndeln,
Deſto herziger ſan's.

Und ſich plötzlich umwendend und die ſchmucke Wirthstochter in die Wange kneipend ſang er weiter:

Halb und halb haſt mich gern,
Halb und halb nit,
Sollſt mich halb und halb auch nit haben,
Lieber gar nit!

Bald verloſchen die Brände im erwachenden Sturm, immer weißer und dichter kam der Nebel gezogen, fröſtelnd ſchlich ich in die Wirthsſtube zurück und ſuchte mir eine Lagerſtätte auf den ausgebreiteten Decken.

Die ſchwarzen Inſekten, die, wie Shakeſpeare ſagt, des Menſchen Freund ſind, ließen mich nicht einſchlafen, aber wären auch ſie nicht geweſen, der Regen, der erſt tropfenweis, dann in Strömen polternd auf's Lattendach des Hauſes herabkam, hätte mich gar bald wach gemacht. Auch die jungen Damen im Nebenzimmer hörten die Stimmen des regnenden Himmels und Wehklage von Gekicher untermiſcht tönte durch die dünne Bretterwand herüber. Und in der That, die Ausſichten zur Heimkehr erlaubten eine gerechte Klage, beſonders uns, dem männlichen Theile der Geſellſchaft. Es iſt nichts Erfreuliches mit einer, wenn auch ſüßen Laſt am Arme, die bei jedem Schritte ausgleitet, an den Abhängen hinunterzuklettern und vor den Abgründen vorbeizuziehen. Wohl mir, daß ich den Regenſchirm, dies Symbol der Weisheit und der in die Zukunft blickenden Vorſicht mitgenommen, ſein ſchirmendes Dach ſollte mir und der holden Minna zu Statten kommen. Um den Schrecken in's Geſicht zu ſehen, ging ich vor die Thüre hinaus. Fort war jede Hoffnung auf Sonnenaufgang und Apotheoſen des Morgen-

Digitized by Google

rothes — draußen wogte der Nebel wie ein weißes ſturmgepeitſchtes Meer. Manchmal zerriß er an einer Stelle, es öffnete ſich wie ein Abgrund und eine ſtarre Felſenzacke tauchte hervor. Aber ein neuer Sturmhauch blies Alles zuſammen und im grauen Chaos miſchten ſich die Wolken.

Unnützes Zagen und Plaudern, Harren und Zaudern! Es half nichts, wir mußten herab, durch den klatſchenden, ſtrömenden Regen, über den naſſen, täuſchenden Moor, durch die triefenden Tannenwälder, durch die hundert und hundert Bächlein, die die Natur mit einem Male improviſirt hatte. Das Herabſteigen dauerte wohl an vier Stunden; als wir endlich St. Wolfgang und das Schloß erreichten, waren die Mädchen aus Engeln zu Hexen geworden, wir zu Tritonen aus Söhnen des Lichts. Nachmittag leerten ſich die Hallen des Schloſſes von St. Wolfgang und ich blieb allein in der Familie des Freundes zurück. Auch Lionel, der junge Engländer, der in Maria's ſchöne Augen ſterblich verliebt war, blieb; ein guter Junge, nur etwas zu weich und ſentimental. Mit dem luſtigen Reinhold zu dreien unternahmen wir nun Tag für Tag Ausflüge in die Umgegend, oder jagten in den prächtigen Revier umher.

Wohl dem Manne, der ohne Sorgen
Unter den Eichen ſchattiger Kronen
Jagt den Hirſch, das Reh und den Eber,
Des Gebirges braune Dämonen,

ſingt ein Poet und er ſpricht wahr, die Jagd iſt eine der edelſten und männlichſten Paſſionen. — Wer Lenau's Gedichte kennt, erinnert ſich gewiß eines Gedichts der „ſchwarze See". Düſter iſt es und groß, eine bodenloſe Tiefe ſtarrt uns daraus entgegen, wie mit bezaubernden Geiſteraugen. Der ſchwarze See, auf den dies Gedicht Bezug hat, liegt im hohen Gebirge verborgen, in der Nähe von St. Wolfgang, und er war es, in deſſen Bezirken gewöhnlich unſre Jagd gehalten wurde. Schön war's, wenn wir am friſchen glänzenden Morgen durch die Felſen und Wälder hinangekrochen kamen und der „ſchwarze See" vor uns ausgebreitet lag, beim hellen Tage nicht finſter, wie ihn Lenau geſchildert, aber ernſt, groß, myſtiſch. An der Hütte am See warteten ſchon die Schützen, und der alte Förſter Toma mit ſeinem Hunde Waldel ſtand gebietend in der Mitte der Treiber. Klar lag der blaue Himmel über den Wäldern und Bergen, und der grüne Thalkeſſel jenſeits des See's, „das Moos" breitete ſich wie ein lichtes Idyll aus, mit ſeinen geſchlängelten Bächen und niedern Schlehdornbüſchen. Bald ſtehen wir in regelrechten Abſtänden von einander hinter den einzelnſtehenden Bäumen des Bergabhangs verſteckt und ſpähen unverwandt nach den Buchenwäldern da

Digitized by Google

rdüben, in welchen das Treiben beginnen ſollte. Plötzlich tönt das Gebell der Hunde, das Rufen und Jagen der Treiber daher — der ſtattliche Hirſch, der braune Bock, die flinke Gemſe bricht durch die Bäume und will ſich in die gegenüberliegenden Wälder flüchten. Ein Schuß! und der ſtattliche Hirſch knickt zuſammen, die Gemſe entweicht — ein Schuß, und der flinke Rehbock bricht zuſammen. Wie ſie fallen des Waldes ſchöne Dämonen, andere flüchten und erreichen gerettet das Weite. Treiber und Hunde erſcheinen am Waldrande; diesmal iſt das Treiben zu Ende. Zwei Hirſche, die gewiß getroffen wurden, ſind nicht zu finden, man läßt den klugen Hund Waldel los, bald iſt er auf der Spur und man findet die beiden Thiere dicht bei einander in der Felsſchlucht.

Wie ſchön war es, wenn wir über den ſchwarzen See nach Hauſe zogen! Da lagen eines Abends drei Hirſche im Boote, man hatte den ſchönen Thieren das Geweih mit Kränzen von rothen Vogelbeeren und blauen Blumen geziert und ihnen ein grünes Tannenreis in das Maul geſteckt. Die Jäger in ihrer ſchönen Gebirgstracht, mit ihren ausdrucksvollen, gebräunten Geſichtern lehnten auf ihren Büchſen, die Treiber mit den zerriſſenen Jacken, breiten Hüten und langen Stäben bildeten maleriſche Gruppen. Der See war ein weiter, klarer, metallener Spiegel, durch keinen Windhauch, durch kein fallendes Blatt zerknittert, alle Berge, alle Wälder mit ihrem vergilbenden Laube ſpiegelten ſich in ihm mit täuſchender Treue wieder. Reinhold und ich ſtanden vorn im Boote und ruderten kräftig mit, nur der arme blaſſe Engländer Lionel ſaß traurig am hinteren Ende des Schiffs, ſtarrte unverwandt in die Tiefe und ſeufzte von Zeit zu Zeit: Maria. Der arme Junge. Seit drei Monaten, während denen er der Schönen den Hof machte, hatte er es noch nicht zu einem Geſtändniß bringen können; ja er wußte noch nicht einmal, wie er daran war. Maria, ſchön aber wandelbar wie der wechſelnde Mond, ließ ihn in einer Stunde hoffen und warf ihn in der nächſten mit einem ſpöttiſchen Wort in alle Abgründe der Ungewißheit, ja der Verzweiflung zurück. Dabei war er blaß und krank geworden, ſeine einzige Freude war, als Orlando in den Ardennen von Oberöſterreich herumzuſchweifen — es hätte nur noch gefehlt, daß er ſeinen guten brittiſchen Appetit verloren hätte, um einen todten Mann aus ihn zu machen.

Der Marktflecken St. Wolfgang hat ſeinen Namen von dem heiligen Einſiedler erhalten, der in der Nähe, in den Felſen der Frankenſteinerwand, mit einer Schaar von Brüdern ein Leben gottgefälliger Verwilderung führte. Wie lange das her iſt, weiß ich nicht, man muß einen frömmern Mann darum fragen, als ich bin, aber die Stätte, wo der Asket gehauſt, iſt heutzu-

Digitized by Google

tage noch ein Wallfahrtsort für das Volk der Umgegend. Man sieht noch immer die Betstätte des Heiligen im Stein ausgehauen; Stufen im Felsen führen darüber hinweg in eine Kapelle, die noch mit Resten alten Kirchenschmucks verziert ist. Auch eine Quelle wird gezeigt, die St. Wolfgang durch sein Gebet aus der Erde aufsprudeln ließ, eine Tafel rühmt ihre wunderthätigen Eigenschaften, aber in dieser schlechten, glaubenslosen Zeit ist sie fast ganz versiegt und hilft nicht einmal mehr für den Durst.

Rings um die Einsiedlei erheben sich cyclopische Mauern von Felsblöcken aufgethürmt. Wer würde errathen, was sie bedeuten? Es sind Steinblöcke von Büßern zur Sühne ihrer Sünden hinangerollt. Jahrelange Anstrengungen, ja, Anstrengungen eines halben Menschenlebens wurden darauf verwendet, diese Felsstücke aus den Thälern unten, das wilde Gebirg hinanzuwälzen; jetzt legt sich das Moos und die wilde Brombeerstaude um sie, als wollte die Natur mitleidig diese traurigen Monumente einer unglücklichen, pfaffengläubigen Zeit verhüllen. Ein Gefühl aus Mitleid und Erbitterung gemischt, ergreift das Herz in dieser Oede, bei diesen Marterstätten der Gläubigkeit; das ganze Mittelalter duftet dem Wanderer aus der Kapelle leichenhaft entgegen und mit traurigen und wilden Gedanken verläßt er die Felsenklausen von St. Wolfgang.

II.

Jedesmal, so oft ich in meiner Jagdfreude das Gebirge hinter St. Wolfgang hinankletterte, den „schwarzen See" hinter mir hatte und durch die Thalebenen des Mooses hinschritt, ergriff mich der Wunsch weiter vorzudringen, durch die Wälder einen Weg zu suchen und die Länder hinter diesem Gebirge zu entdecken. — Und so verließ ich denn eines Morgens St. Wolfgang, wo ich, Dank meinem lieben Wirthe, so angenehme Tage verlebt hatte, und machte mich wieder allein auf die Wanderung. Der Tag war schön, aber der Weg durch die vorhergegangenen Regentage sehr schlecht geworden. Durch die dichten Tannenwälder fielen streifige Lichter, an allen Nadeln funkelten sprühende Tropfen, die bei jedem Schritte den ich vorwärts that in vollen Güssen herabkamen. Doch war es schön am See und ein Reiher, der in der Höhe kreiste, hatte, wie ich, seine Freude an den hellen blauen Spiegel und ließ von Zeit zu Zeit einen scharfen, kreischenden Laut wie ein Jubeln seiner wilden Raubthierseele vernehmen. Rüstig schritt ich an der Granitwand der Gallwand vorüber, wo ich noch vor wenigen Tagen einen stattlichen Hirsch geschossen, und suchte unverdrossen meinen Weg vorwärts durch das niedere Gebüsch des Moors und den darüber hingus lie-

genden Wald. Da beginnt plötzlich der Weg jäh in die Tiefe herabzuſchießen, ein wilder Felspaß, wie man ihn im freundlichen Oberöſterreich gar nicht erwartet, thut ſich auf und an ſteilen Abgründen vorbei, aus deren Tiefe der Donner eines Wildwaſſers heraufdröhnt, hat man wohl eine Stunde lang hinabzuklettern. — Mit einem Male öffnet ſich wie durch einen Zauberſchlag der wunderbarſte Anblick! Der blaue Atterſee liegt ausgebreitet zwiſchen grünen herrlichen Ufern, ein Bild des Friedens nach allen Schauern eines Engpaſſes. — Dieſer Atterſee, ein weiter unabſehbarer See, — man nennt ihn das Meer von Oberöſterreich — iſt ſchön über alle Beſchreibung. Nachdem man den Lago di Como und die Seen der Schweiz geſehen, kann er Einem noch das Herz vor Freude zittern machen. Ein hohes ſteiniges Gebirge, das Höllengebirge, läuft an ſeiner Weſtſeite hin, die anderen Ufer ſind grünes, weites, offenes Land mit Dörfern beſäet. Gleich faßte ich den Gedanken, einige Zeit lang an ſeinen Ufern zu wohnen, ich hatte nur noch die Wahl zwiſchen einer Menge ſchöner behäbiger Dörfer. — Die erſten Häuſer, die ich erreichte, waren die eines Dörfchens Unterach, aber aus der engen Bucht, in der es verſteckt liegt, hatte ich keine rechte Ausſicht auf den ganzen weiten Spiegel. Ich ließ mich nach Atterſee, einem Städtchen am anderen Ende des Sees, hinüberfahren, eine Expedition, die wohl an drei Stunden dauerte — aber hier fehlte mir das große, herrliche Gebirge; ich entſchied mich endlich für Weiſſenbach und machte mich, nachdem ich in Atterſee zu Mittag gegeſſen, auf den Weg dahin. — Kann ein junges Herz der Freude widerſtehen, in der ſchönen freien Natur, an einem goldenen Tage, zumal wenn die Bruſt eben wenig Sorgen und noch manche Hoffnung zu rüſtiger That hat? Als ich den Flecken Atterſee verließ und den ſchönen Strandweg zurückwanderte nach Nußdorf und der See ſo ſchön amethyſtblau dalag, und die Berge erſchienen, ſo hoch und ſtark wie ein freudiges Hoffen, und die Vögel allenthalben durch das Weidengebüſch ſchlüpften — da mußte ich den Wanderſtab in die Luft werfen, den Hut ſchwenken und immer und immer wieder die Verſe wiederholen:

Helfet ihr Götter
Tragen die Wonne,
Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!

Bei Nußdorf, eine Stunde von Atterſee, nahm mich einer jener Kähne auf, die man hier zu Lande „Einbäumel“ nennt, weil ſie aus einem ausgehöhlten Baume gemacht ſind, und ſagte dem Schiffer, er ſolle mich nach Weiſſenbach überſetzen. Auf meinem Holzſcheit in der glatten unendlichen

Digitized by Google

Seefläche schwimmend, erlabte sich Herz und Auge an den prächtigen Farben des Abends, die See und Gebirge in purpurne und goldene Flammen setzten. Es war einer der Abende an dem man die Güte Gottes, den Einklang von Geist und Natur in wunderbarer Weise fühlt.

III.

Tage um Tage gingen an mir vorüber, seit dem Abende, an dem ich in den Gasthof von Weissenbach eingezogen war. Ich zählte sie nicht, ich schrieb sie nicht im Kalender an, ich weiß von ihnen kaum noch etwas zu erzählen, aber sie liegen als lichte Stelle in meiner Seele. Die Morgen verträumte ich meist in einer benachbarten Bucht des Sees, wo die Wellen die lieblichste Musik machten. Ein Licht das in dem Wasser spielte, eine Schaumwelle, die sich auf den Kieseln herumtrieb, konnten mich Stunden lang beschäftigen. Ein Poetenleben besteht aus kleinen Freuden und großen Schmerzen. — Dann machte ich Ausflüge nach Nußdorf, an den herrlichen Mondsee, nach St. Heiligen am St. Wolfgangersee. Eines Tages war ich sogar, fast ohne daß ich's wußte wie, bis nach Salzburg gekommen. Salzburg war mir schon aus früheren Reisen eine liebe Bekanntschaft. Ich liebe diese Stadt mit den weißen Häusern, die einen fast italienischen Anstrich haben, ich liebe ihre alten Klöster und Burgmauern, ihre grünen Rebenhügel ringsumher und den wilden, hellgrünen Fluß, der rasch an dem alten Gemäuer vorüberjagt. Ich möchte hier nicht immer leben, aber einige Tage verträumen sich recht süß. — Es war Nacht als ich in Salzburg ankam und ein Wettrennen, das für den nächsten Tag angesagt war und die ganze Nachbarschaft herbeizog, hatte die Gasthöfe dermaßen angefüllt, daß ich mehrere Stundenlang in den Gassen herumirrte, ohne ein Unterkommen finden zu können. Endlich fand ich eines im Hôtel zum goldenen Schiff, aber ich muß hier feierlichst vor diesem Gasthof alle Reisenden warnen, denen es kein Vergnügen macht, von Wanzen gebissen, von vornehmen Schlingeln, die sich Kellner nennen, schlecht bedient und zuletzt vom Wirth auf das schändlichste geprellt zu werden. — Andere Städte haben ihre Promenaden, ihre Belustigungsörter, Salzburg, die gute erzbischöfliche Stadt, hat vor allen ihren Kirchhof. Wer kennt nicht das Sonnet von Lenau, das ihn besingt? Auf der einen Seite von Felsen eingeschlossen, zeigt auch er in einer geraden abschüssigen Sandsteinwand die Klausen zweier heiligen Einsiedler; unten ziehen sich Arkaden, Familiengrüfte und seltsame Monumente in langer Reihe hin; ein schönes und wunderliches Campo santo. Das uralte Kirchlein in

Digitized by Google

der Mitte des Friedhofs stehend, zeigt das Grab von Michael Haydn — es ist manchem unglücklichen Touristen schon geschehen vor diesem Grabe in Apostrophen an Joseph Haydn auszubrechen — und ein schönes, rührendes Bild von der Hand eines alten Nürnberger Meisters, das allein eine Reise nach Salzburg verdient. — Hellbrunn, ein altes erzbischöfliches Schloß; Aiger, ein herrlicher Park voll der schönsten Eichen, sind zwei prächtige Punkte in der nächsten Nähe Salzburgs. Ich sah sie noch im Laufe des Vormittags. Dann aber kam Regen und verdarb mir die Wanderzeit, wie er der guten Stadt Salzburg ihr Wettrennen verdarb. — Ach es regnete furchtbar. In der Wirthsstube des goldenen Schiffes sitzend, sah ich die Jockeys ihre Renner mit trauriger Geberde vorüberführen, dann kamen berittene Spießbürger und Stutzer auf Miethgäulen daher, ein Zug von Volk und Gassenjungen machte den Beschluß. — Plötzlich sah ich einen schmächtigen Reiter auf einem echt englischen Pferde daher jagen und erkenne ihn. — „Sir Lionel!“ rufe ich zum Fenster hinaus. Er stutzt und hält an. „Wie kommen Sie hierher? Very glad to see you!“ — „Und Sie?“ — „Baronesse A.,“ erwiederte er, „hat eine Besitzung in der Nähe von Salzburg. Ich bin auf dem Wege dahin. — Ich muß es doch bei Maria zur Erklärung bringen, you know — da ist dieses Rennen dazwischen gekommen — —“ „Lassen Sie das Rennen bei diesem Wetter,“ rufe ich, „und kommen Sie herauf. Wir sprechen von Marie und ihrer Liebe.“ — Der gute Engländer lächelt schmerzlich und läßt sein Thier in den Stall führen. Bei dem Gedanken von Marie sprechen zu können, verschwindet steeple-chase et sweepstakes. Er kömmt herauf und spricht von Marie und darüber wird es neun Uhr, er spricht weiter von ihr und darüber wird es Mitternacht. Solch eine arme Seele zwischen Furcht und Hoffnung schwankend gab's noch nie! Als endlich der Morgen heranbricht und er noch immer nicht fertig werden kann von Marie zu sprechen, muß ich's ihm eidlich zuschern, daß ich ihn auf die Besitzung der Baronin begleiten will, um ihm Trost und Rath und Hilfe bei seiner Freiwerbererpedition zu sein. — Es war spät am Morgen des andern Tags als unser Cabriolet in die Hauptallee des prächtigen Parks einfuhr, der das Schloß der Baronesse A. umgibt. Weiße Statuen schimmerten durch die Baumgruppen daher und von Zeit zu Zeit öffnete sich ein Blick auf weite hellgrüne Wiesenteppiche, in deren Mitte schöne Trauerweiden ihre klagenden Häupter senkten. Plötzlich rauscht es wie ein Schwarm junger Vögel durch die Büsche, weiße und rosige Kleider brechen hervor, der ganze Schwarm junger Mädchen mit dem wir den Rigi von Oberösterreich bestiegen steht um uns. Mein Auge ist nur auf Marie ge-

Digitized by Google

richtet, sie ist roth geworden. „Glücklicher," rufe ich dem Engländer in's Ohr, „nun können Sie Ihrer Sache gewiß sein." Aber wer ist einer Sache gewiß! ... Im Schlosse der herzlichste Empfang. Die alte Baronin und ihre Schwester, die Gräfin B., machen die Honneurs bei unserem Frühstück. Aber die Lectionen der jungen Damen können unsertwegen nicht unterbrochen werden. Wir müssen der Sing- und Musikstunde beiwohnen, und das fängt an, für den, der nicht verliebt ist, etwas langweilig zu werden. Schon glaub' ich diese Schreckniſſe überstanden, da tritt der Zeichenmeister hervor und erklärt, daß er die Zeichenstunde im Freien vornehmen werde. Alles rüstet sich, um in's Dorf auszuwandern. Auch Lionel und ich, ob wir gleich nie Zeichnen gelernt haben, werden mit Album's und Bleistiften bepackt und müssen versprechen zeichnen zu wollen. Im Dorfe gruppirt sich Alles um einen ganz besonders garstigen Röhrkasten und man beginnt ihn abzuconterfeien. — Wenn man mich nun fragt, wie Lionel die Stunden benutzte, so muß ich erwiedern: sehr schlecht. Er ließ in seiner Schüchternheit die kostbarsten Gelegenheiten bei der Zeichenstunde wie bei dem Mittagessen vorübergehen, und sprach mehr mit den Augen, als mit den Lippen, was bei dem schönen Geschlechte keine gute Wirkung thut. — So kam der Abend heran, der Vollmond stand am blauen Himmel und „füllte Busch und Thal mit Nebelglanz." Ich stand mit Marien am Balkon und schaute träumend in den Park hinab. Geisterhaft flimmerte es in den Bäumen und Büschen. Die weißen Statuen halb im Grün versteckt, fingen zu leben an, dazwischen sprach der Springbrunnen und die Grille sang ihr klagendes Lied. Abwechselnd blickte ich in das seltsame Treiben da unten, und auf das schöne bleiche Frauenbild zu meiner Seite. — „In solchen Nächten," sprach ich, „glaube ich an all' die Märchenwelt wieder, die einst die Freude meines Herzens war! Ja ich glaube an die Dryaden die den Hain durchjagen, ich glaube an Luna, ich glaube an Endymion! Hinter jenen Büschen muß er schlummern der Buhle Dianens — wecken wir nicht den schönen Schläfer! Wie sich die Bäume neigen und biegen, wie es in allen Aesten und Zweigen singt und flüstert, glimmert und flimmert, die Statuen leben — bald steigt Venus Anadyomene vom kalten Piedestale. Diese weißen Marmortreppen wie sie im Mondlicht daher leuchten — schreiten wir sie hinan, sie führen gerade in die Welt der Wunder und der Träume! O Süßigkeit des einsamen Schweifens durch Busch und Flur, wie lockst du mich wieder!" — „Priesen Sie nicht das einsame Wandeln, so würde ich Sie bitten mir ihren Arm für eine Promenade durch den Park zu geben," sagte Maria. — „Kann man nicht einsam sein zu Zweien?" fragte ich, als ich

Digitized by Google

Marieus Arm auf den meinen legte und mit ihr hinabging. — Mit einem seltsamen Blick sah uns Lionel davonziehen. Aber was er erfuhr war nur gerechte Strafe seines ungeschickten Benehmens. — Dennoch sagte er mir, als wir eine Stunde später in den Theil des Schlosses hinübergingen, wo man uns Betten bereitet hatte: „Freund, jetzt weiß ich's, daß sie mich liebt. Sie hat es mir gestanden." — „Wie so?" fragte ich wahrhaft verblüfft. — „Durch einen Blick." — „Mein Freund," sagte ich, „bei Frauen, wie Marie, darf man nicht zu viel auf einen Blick zählen. Der wechselvolle Mond ist nicht unverlässiger als dieses Herz. Suchen Sie sich bessere Gewißheit zu schaffen, mit einem Worte, wagen Sie etwas. Ich sehe, es wird mit Ihrem Sicherklären nicht so schnell gehen und ich habe keine Lust es abzuwarten. Ueberdies fürchte ich mich auch vor der morgenden Zeichenstunde und noch mehr vor dem Vollmonde. Darum gehe ich heute Nacht noch weiter, die alte Wanderlust spukt mir in allen Blutstropfen. Auf dem Wege hieher habe ich eine Horde Zigeuner gesehen, die suche ich auf. Entschuldigen Sie mich bei der Hausfrau, sagen Sie ihr, solch Verschwinden sei nun einmal meine Art. Ihnen die beste Erfüllung aller Wünsche und ein rasches Lebewohl! In einigen Tagen können Sie mich in Salzburg im Hôtel treffen." — Ehe Sir Lionel zu Worte kommen konnte, war ich schon das Dorf hinab und schritt im Mondscheine den Weg zurück, den ich des Morgens gemacht hatte. Ich hatte wirklich die Absicht, die Zigeunerbande aufzusuchen, die uns des Morgens angebettelt hatte. Ich fand sie auch und blieb einen Tag in ihrer Mitte. Was ich bei ihr hörte und sah gehört nicht hierher. Ich werde es, da es zu den sonderbarsten Geschichten meines Lebens gehört, ein andermal erzählen. — Drei Tage waren vergangen seitdem ich das Gut der Baronin A. so plötzlich verlassen und ich saß ruhig zu Salzburg in meiner Stube, als plötzlich ein Mensch wie wahnsinnig zur Thüre hereintrat. Es war Sir Lionel, aber in welchem Zustande! Sein Haar war gerauft, sein Anzug mit Koth bedeckt und an mehreren Stellen zerrissen, sein Antlitz selbst verwundet und blutig. Kaum konnte ich in dieser traurigen Gestalt den schmucken Dandy von ehedem erkennen. — Seine Geschichte war bald erzählt. Er hatte endlich der Baronesse den Heirathsantrag gemacht und hatte zur Antwort erhalten, daß er nicht geliebt werde. Da war er fortgestürzt, war in das Gabriolet gesprungen, und hatte in der Wuth seines Herzens auf die Roman pony's losgepeitscht, bis sie durchgingen und ihn in einen Graben warfen. Der Wagen war dabei zerbrochen, er hatte sich nur durch ein Wunder das Leben gerettet. — Wieder verwachte ich eine Nacht mit dem Menschen, dessen Schicksal mir nun, da ich ihn so unglücklich

Digitized by Google

sah, so sehr zu Herzen ging. Sein Zustand war traurig, seine Klagen und Thränen zerrissen mir das Herz, getäuschte Liebe und gekränkter Stolz wühlten furchtbar in seiner starken und energischen Natur. Als es tagte, sagte er zu mir mit verweinten Augen: „Ich fordere einen Beweis Ihrer Freundschaft! Sie müssen noch einmal auf den Landsitz der Baronin hinaus gehen, mit Marien sprechen, ihr sagen, wie unglücklich ich bin, und sehen, ob ich wirklich nichts mehr zu hoffen habe. Sie wollen morgen nach Insbruck reisen und auch ich will nach Italien. Gut, so treffen wir uns heut Nacht 11 Uhr im Wirthskeller von F. Er liegt an der Chaussee und ist auch in der Nähe des Schlosses, wir können uns nicht verfehlen und so bringen Sie mir entweder Trost und Beruhigung oder den Befehl zu langem Exil und ruheloſem Wandern.“ — Die Bitte Lionel's, nochmals für ihn bei Marie zu sprechen, war eine fast kindische. Ich sah ein, daß hier jeder Schritt fruchtlos war und doch konnte ich dem Unglücklichen nicht das versagen, was jetzt seine letzte Hoffnung war. So stand ich denn, mit einer Mission zartester Art beauftragt, am Abend desselben Tages und bei strömenden Regen vor dem Schlosse das ich vor drei Tagen mit so übermüthigem Herzen verlassen. — Lärm und Gelächter, Gespräch vieler Menschen und Zuwerfen der Thüren scholl mir daraus entgegen. — Es waren Gäste angekommen. — Mein unerwartetes Erscheinen erregte nicht geringe Verwunderung, ich erklärte es so gut ich konnte damit, daß ich mein neuliches eben so unerwartetes Verschwinden entschuldigen wolle und meine Rechtfertigung ward angenommen. Ich betrachtete Marie, die schöne Urheberin so vielen Leides und glaubte auf ihrem Gesichte Kummer lesen zu müssen — aber sie war kalt und ruhig und coquett wie sonst. Ich brachte das Gespräch auf Lionel, man ließ es fallen und wendete sich zu Unterhaltenderem. Das Versprechen des Freundes brannte mir in der Seele. Ob ich auch die Thorheit und Nutzloſigkeit jedes Schrittes einsah, ich konnte nicht weichen ehe ich mein Versprechen gelöst. Ich suchte Marie bei Seite zu führen — sie ging nicht, Hofmeister und Gouvernante bewachten sie und mich; der schöne Vollmond des neulichen Abends hatte sich in Wolken verborgen. Ich versuchte Anspielungen — sie glitten wie Regen auf einem Felsen ab. — Die Stunden vergingen und die Stunde, wo ich im Wirthshaus von F. meinen Freund treffen sollte, rückte heran. Was sollte ich ihm sagen? Ich war erschöpft, unwillig, ich bereute hierher gekommen zu sein. Aber ein guter Dämon fügt die Geschicke, wenn sie am unzuverlässigsten scheinen. Mit einem Male, wie wir um den Theetisch sitzen, ruft die alte Baronin: „Wissen Sie, wie wir noch ein Stündchen fröhlich verbringen? wir wollen

nach Endreimen improviſiren.“ — „Ach ja, und Sie müſſen das erſte Impromptu machen,“ ruft Maria, die an meiner Seite ſitzt, mir lachend entgegen. Und ſie ſchreibt mit ihrer kleinen weißen Hand die Penſionatsreime: Leben, Beben — Triebe, Liebe — Hoffen, offen — Glück, zurück — Krone, Hohne — verloren, geboren — treiben, bleiben. — Die ſchöne Schlange, nun hatte ich ſie gefangen! Den ganzen Abend war ſie mir unter den Händen entwiſcht und hatte nichts von Lionel hören wollen, nun ſollte ſie mir doch Rede ſtehen. Was macht man nicht mit zwölf Reimen, wenn es auch Penſionatsreime ſind? Vor der Hand ein Impromptu wie das folgende:

Ein Wort von dir zerbrach ein Leben
Kannſt du d'ran denken ohne Beben?
Dein war's mit allen ſeinen Trieben
Sein Schickſal war: dich ſchüchtern lieben.
Du ließeſt den Bethörten hoffen,
Du zeigteſt ihn den Himmel offen,
Und da er glaubte an ſein Glück,
Da ſtießeſt du ihn kalt zurück.
Der arme Wand'rer nun verloren!
Bleibt ihm das Land, das ihn geboren.
Mag dir, indeß ihn Wogen treiben,
Der Stachel in der Seele bleiben!

Ich reichte das Papier Marien hin, ſie erröthete und ſah mich beſtürzt an. „Nun müſſen Sie auch improviſiren,“ rief ich, und eine Antwort darauf. — „Es wird nicht gehen.“ — „Gewiß es wird, Sie nehmen die halben Reime.“ Mit zögerndem Finger ſchrieb ſie:

Bin ich Schuld an dem gebrochnen Leben,
Warum ſollt' ich beben?
Was hat ihn getrieben
Mich zu lieben!
Ich ließ ihn nicht hoffen,
Und daß er nichts zu hoffen, ſagt' ich offen.

Ich raubte ihr das Papier, als ich es geleſen, die Mama wollte aber erfahren, was es enthalte, und ich las ihr das wunderlichſte Zeug vor, ohne daß Maria widerſprach. Indeß es ſchlug zehn Uhr. Man erhob ſich und ich nahm Abſchied. Man hatte mir geſagt, daß der Eilwagen ſchon um elf Uhr am Keller vorüberfahre, dem bekannten Chauſeewirthshauſe, und ſo mußte ich eilen. Der Keller iſt offen, ſagte die Baronin, die Gäſte bleiben ſehr lange dort. — Eine traurige Expedition das! Statt jeden anderen Reſultat's hatte ich nichts, als einen häßlichen Zettel Papier bekommen. Freilich ſtanden Reime darauf, aber was für welche! Von Rhythmus keine Spur und nun der Inhalt! Den Freund beklagend ging ich in Gedanken im Regen

Digitized by Google

weiter, tappte durch den Park, durch die Felder und kam endlich an den Keller. Er war geſchloſſen, Pochen und Rufen half nichts. Indeß ward der Regen heftiger, der Wind blies kalt daher und ich ſtand frierend da. Zum Glücke machte ich in der Dunkelheit einen Pavillon ausfindig. Schon glaub' ich mich geborgen, da ſah ich, daß auch bei dieſem Fenſter und Thüren verſchloſſen ſind. Ich zerſchlage die Jalouſien und ſteige durch's Fenſter herein. Wo ich vor Jahren einſt unterm Laubdach bei einer Kanne Bieres an einem hellen Sommerabende ſaß, ſitze ich jetzt fröſtelnd vom Regen durchnäßt und ſtarre mir in der Finſterniß die Augen nach dem Eilwagen aus. Fernes Rollen — er iſt's! nein, es iſt ein Karren. Da ſchlägt es vom Schloſſe zwölf herab. Neues Räderknarren! Neue Täuſchung! Wie eine kalte Hand legte ſich endlich Froſt und Näſſe mir über's Herz und ich ſchlafe ein. Ein Rollen und Poltern weckte mich auf. Da ſah ich den Keller offen und Menſchen beſchäftigt, Fäſſer hineinzurollen. Ich ſpringe zum Fenſter hinaus und frage: „Wann wird denn der Salzburger Wagen hier vorüberkommen?“ Der Angeredete begann zu lachen, „Seppel,“ rief er, „der Herr wartet auf den Salzburger Eilwagen.“ — Seppel ſtimmte mit in's Gelächter. „Zum Teufel! was lacht ihr Leute?“ ruf' ich. „Wir lachen,“ erwiedern ſie, „weil der Salzburger Eilwagen um elf vorüber kömmt und jetzt iſt's halb vier Uhr.“ Ich war in Verzweiflung. Ich mußte den Wagen verſchlafen haben! Sollte ich wieder zurück durch's Fenſter ſteigen oder zu Fuß durch Nacht und Koth nach Salzburg zurückkehren? Wie ich's mir überlege, brauſen zwei Wagen mit Laternen durch die Dunkelheit. Ich ſpringe zur Seite. Es iſt der erwartete Eilwagen. Er hat ſich verſpätet, aber da iſt er! Eine Stimme aus dem Interieur ruft Halt! Es iſt die Lionel's. Und indeß er beim Scheine der Wagenlaternen mit zitternder Stimme das Blatt Papier lieſt, das ich ihm gerettet, trägt mich der Wagen mit leichtem Herzen aus Oeſterreich fort, in's Land Tyrol.

Die gute Sache der Freiheit.

Man hat so lange von Bewegung, von Fortschritt gesprochen, daß endlich das Ziel, wohin man strebt, gänzlich aus den Augen gerückt ist. Die Zeit schreitet allerdings vorwärts und fragt nicht: wohin? aber die Zeit ist auch das Nichtige, Sinnlose, das nur ist, insoweit wir das Wirkliche daran messen. Eben so wie die Zeit sich nur im Vergehen geltend macht, nur an dem, was nicht ist, erscheint, als der Tod, den man immer nicht gern hat, wenn man ihn auch in seiner Nothwendigkeit begreift — so wird zuletzt auch das aufgefaßt, was man im Gebiet der sittlichen Welt Bewegung nennt. So sprechen es wenigstens die Gegner des Fortschritts aus. Bewegung heißt Revolution; Revolution ist die blinde Gewalt des Fatums, das wir wohl verstehen, aber nicht gut heißen können. Es ist wohl ein Naturgesetz in dem Sturm, der die Eiche bricht, wie in ihrem eignen organischen Wachsthum; aber dieses Naturgesetz ist dem eignen Leben der Pflanze feind. So ist es auch in der sittlichen Welt; der Sturm, der die sittlichen Verhältnisse verwirrt, ist unsittlich. Bedenkt es daher wohl, ihr Männer des Fortschritts! wenn ihr dunkle, trübe Bilder eurer Seele zu einer treibenden Kraft werden laßt, deren ihr nicht mehr mächtig bleibt. Mit Uebermuth werft ihr eure Ideen in den wohlgefügten Bau der Sittlichkeit, Ideen, die keine andere Realität haben als die Kraft der Negation; nun aber treten sie uns auch heraus, die Geister, die ihr aus ihrer dunkeln Tiefe heraufbeschworen habt, und ihr findet keine Formel, sie zurückzubannen. Wenn ihr die Erscheinung verneint und entstellt, das Gesetz der Natur könnt ihr nicht aufheben; aus der Anarchie der Elemente entwickelt sich ihre organische Gliederung auf's Neue, aber nach schweren, unfruchtbaren Schmerzen, nach unzähligen Opfern, in deren Reihe ihr euch selber werdet gezogen sehen.

Es sind nicht Wenige und nicht Schlechte, die solche Bedenken in der That ergreifen, die sich betroffen fühlen von Zweifeln, welche sie darum nicht zu lösen im Stande sind, weil sie sich ihr eignes Prinzip nicht klar gemacht haben. — Wir wollen es uns daher näher ansehen dieses Prinzip,

Digitized by Google

dieſen Geiſt der Bewegung, der ſelbſt die entgegenſtrebende Geſinnung nicht unberührt läßt. Es iſt eine Religion, ein Evangelium, das, auch unverſtanden, die Herzen mit ſich fortreißt; eine Religion, die ihre Märtyrer und ihre Opfer hat, ſo gut wie die frohe Botſchaft von Golgatha. Sie iſt nicht mehr ſo jung dieſe Religion, als ſie das Anſehn hat. Die Reihe ihrer Propheten durchzieht, ein rother Faden, die verworrene Geſchichte des Mittelalters. Denkt an die Scheiterhaufen der Inquiſition! Es waren die Propheten des neuen Glaubens, die ihr Bekenntniß durch den Tod beſiegelten. Denkt an die Heldengeſtalten der Hohenſtaufen! Wenn ihr Untergang euch zu Herzen geht, ſo iſt das nicht ein blos äſthetiſches Intereſſe, es iſt ein ſittliches Mitgefühl; ſie waren unſre Glaubensgenoſſen. Der Geiſt webte noch im Verborgenen; er trat in Sehnſucht, in willkürlicher Gewalt, in dunkler Ahnung hervor; er machte ſich endlich in einer ihm eigentlich fremden Sprache, in dem glühenden Glauben der Reformation Luft. Luther fand das Wort, an welches das Gefühl ſich halten konnte, den Glauben. Aus der feſten, unerſchütterlichen Gewißheit, daß durch den Opfertod eines Gottmenſchen das Geſchlecht erlöſt ſei, ſollte die wirkliche Erlöſung der Welt erblühen. Denn nur der Glaube gibt Muth zur Freiheit und zum Guten. Und welches war die Weltanſchauung, aus der dieſer Glaube an die Zukunft entſprang? Die Natur des Menſchen iſt böſe, denn ſie iſt die Vereinzelung, der Egoismus. Erſt der aus ſeiner Natur herausgetretene, der durch den Glauben an den Gottmenſchen wiedergeborene Menſch iſt der wahre Menſch, ewigen Lebens theilhaftig. Nur indem der Menſch aus der Vereinzelung ſeines Egoismus heraustritt, wird er frei von der Gewalt der Natur. Nur im Kampf gegen das Wirkliche kann ſich der Glaube realiſiren; nur innerhalb des Wirklichen iſt das Reich der Verheißung aufzubauen. Beides widerſpricht ſich nicht, der eine Gedanke iſt die Ergänzung des andern. Denn was gab jener Glaube *den Menſchen* für eine Bedeutung? Der Menſch iſt in den Banden der Natur, und im Böſen; aber er iſt rechtlich frei und er kann dieſes Recht der Freiheit bethätigen, wenn er das Bild des Gottmenſchen durch den lebendigen Glauben in ſich zur Wahrheit bringt. Dieſes Recht der Freiheit iſt ſeine Beſtimmung. Der Menſch iſt an beſtimmte, endliche, geiſtloſe Verhältniſſe gekettet, die man zufällig nennen muß, ſo lange man ſie in ihrer Vereinzelung anſieht. Die Verwickelungen des Egoismus bringen eine Geſellſchaft hervor, in welcher der Eine ſeinen Fuß auf den Nacken des Andern ſetzt. Aber an ſich ſind alle Menſchen gleich; es iſt ein Adel in ihrer Natur, denn ſie Alle hat ſich Gott am Kreuze geopfert. Durch den Glauben an dieſen Adel der menſchlichen Natur

Digitized by Google

wird der Bettler dem Fürſten gleich, während durch die Hingebung an die endlichen Beſtimmungen dieſer Welt der Menſch ſeine Göttlichkeit mit Füßen tritt. Dieſes Recht der Gleichheit iſt ſeine Beſtimmung. Die Menſchen liegen in Hader mit einander; ſie zerreißen ſich wie wilde Thiere; die Bosheit ihrer Natur bricht in Haß und Verfolgungen aus. Aber eigentlich ſind ſie alle Brüder, denn ſie ſind Kinder Gottes und durch den Glauben an den geoffenbarten Menſchen wird dieſe Verbindung zur Wahrheit. Das allgemeine Reich der Liebe iſt die Beſtimmung der Menſchheit.

Freiheit! Gleichheit! Verbrüderung! — das war der geheime Sinn des Glaubens, der innerhalb der endlichen Verhältniſſe, im Reich der Erſcheinung, alſo nicht in einer reinen Form ſich geltend machte. Die Freiheit verweiſen die Reformatoren in's Gebet, die Gleichheit in den Himmel, die Verbindung in's abſtracte Herz. Aber es war derſelbe Geiſt der Reformation, der in England das Reich der Willkür brach, und nach der kurzen Tyrannei einer ſchwärmeriſchen Gottesherrſchaft, die ideellen Begriffe wenigſtens der Freiheit und Gleichheit zu reellen, ſittlichen Verhältniſſen umwandelte. Der Tag der Verbrüderung war noch nicht gekommen; aber ſeine Erſcheinung wird vorbereitet durch den Staat des Geſetzes. Es war derſelbe Geiſt der Reformation, der den Staat aus den Banden der Kirche losriß, um ihn zur Kirche, zum Reich der Heiligen zu erhöhn. Im proteſtantiſchen Staate befreite ſich das politiſche Weſen aus dieſem Dualismus, der das Weſentliche der menſchlichen Thätigkeit in ein Jenſeits legte, und eben darum die wirkliche That in all' der Barbarei und Wildheit ließ, die der bloßen Natur eigen iſt. Auf die Bewegung der Reformation folgte die Aufklärung. Die Reformation hatte den Menſchen auf den Glauben verwieſen, der Glaube verzehrte ſich in ungeſtümem Drange, und nun fand die kalte Einſicht eine formloſe, unverſtändliche Maſſe als Beſtehendes vor, in welcher Ideelles und Natürliches in unvermittelter Bewegung durcheinander trieben. Die Thätigkeit der Aufklärung war darum auflöſend und negativ. Wenn ſie in der Religion nur die unglückſelige Selbſtentzweiung des Menſchen, in dem Staatsleben nur das Syſtem der Willkür ſah, ſo konnte in ihrer Kritik von einer äſthetiſchen Befriedigung, von einer gemüthlichen Anerkennung nicht die Rede ſein. Aber laßt euch durch den Anſchein der reinen Negativität nicht täuſchen! Es war das immanente Gefühl der Göttlichkeit im Menſchen, welches die Encyclopädiſten zum erbitterten Kampf gegen das entäußerte Weſen des Menſchen trieb; es war die Idee eines vernünftigen Gemeinweſens, welches ihnen der Haß gegen die beſtehenden Zuſtände einflößte. Täuſcht euch nicht: der Geiſt iſt etwas Reelles, auch wenn er verzehrt!

Digitized by Google

„Ecrasez l'infame!“ das hieß nichts anders als: gebt den Altären des wahren Gottes Raum.

Das Loos jener Helden der Aufklärung war kein erfreuliches. Nicht allein mit den Verfolgungen ihrer Gegner, auch mit der Bitterkeit des eignen Herzens haben sie zu kämpfen gehabt; und die Nachwelt, die einerntet was sie gesäet, steht sie mit Achselzucken an. Wenn ihr tiefer eingeht, auch in das Frivolste, was aus der Feder jener Denker geflossen ist, so werdet ihr finden: auch hier ist Gott! Sie lebten, sie hofften und litten im Glauben an die Menschheit, für die Idee der Menschheit. Auch aus dem frechen Hohn eines Voltaire, eines Diderot, eines Helvetius spricht der tiefe Schmerz über die Entartung der menschlichen Natur, der unauslöschliche Glaube an die einstige Versöhnung. Daß sie ihren Ursprung verleugneten, daß sie das Christenthum verschmähten, in dem jene Ideen zuerst das Gefühl der Welt geworden waren, daß sie den absoluten Staat befehdeten, der ihnen allein den Kampf gegen das Mittelalter möglich machte, wer wollte ihnen das verargen, der da bedenkt, daß keine Fehde erbitterter und leidenschaftlicher ist, als die der Consequenz gegen ihre Voraussetzung.

Dieses Evangelium des freien Menschen blieb nicht in den Büchern. In den Urwäldern Amerika's ging man an's Werk, die Voraussetzungen der alten Welt von sich zu werfen. Die Theorie der Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit, wurden an die Spitze des neuen politischen Baues gestellt. Dann kam die blutige Stunde der französischen Revolution. Auf eine einseitige, schreckliche, aber energische Weise wurde die Fahne der Freiheit, die Fahne der Humanität gegen das Reich des Egoismus und der Zufälligkeit aufgepflanzt. Einseitig, weil die Helden der Revolution das Reich der Humanität aufbauen wollten, ohne es in sich zur Realität gebracht zu haben. Der Glaube der Reformation, die Einsicht der Aufklärung waren einseitig, weil sie in die Voraussetzungen verstrickt waren, gegen die sie ankämpften. Die Revolution war darum so schrecklich, weil sie beides in sich vereinigte. Sie kam zum Ende, aber nicht zum Ziel. Dennoch ging sie nicht unfruchtbar vorüber. Der Geist der Freiheit wehte über die Völker, das Gefühl der menschlichen Würde keimte in allen Herzen auf. Im gelinden Säuseln spürt man den Athem Gottes, aber auch im Sturm macht er sich vernehmlich.

Vergebens haben sie gegen diesen gewaltigen Geist ihre kleinen Gespenster aus den Gräbern der Vergangenheit heraufbeschworen, vergebens die wirklichen Geister der Geschichte zu Gespenstern umgefabelt. Auch in dem Nebelspuk der Romantik macht sich das Bedürfniß nach Geistigem Luft.

Freiheit! Gleichheit! Verbrüderung! Auch wir schwören auf dieses Evan-

Digitized by Google

gelium. Frei iſt, wer nichts fürchtet, wer keine Geſpenſter ſieht. Nur der Gebildete iſt frei. Gleichheit im höhern Sinn iſt nur bei edlen Naturen; die Gleichheit des Viehs und der Sklaven iſt eine andere. Wir wollen den Adel, den man ſonſt einem beſtimmten Stande angewieſen hat, der menſchlichen Natur wiedergeben. In dem Gefühl perſönlicher Ehre, die ſich nicht an Sonderintereſſen, ſondern an die Eine Idee der Humanität knüpft, ſoll die ſittliche Unmündigkeit des Pöbels und der Bedienten erſtickt werden. Freiheit und Gleichheit iſt nur im vernünftig organiſirten Staate. Vernünftig iſt der Staat, deſſen Geſetz in der Einſicht und dem Gefühl aller Bürger lebt. Dieſen Staat aufzubauen iſt der Mittelpunkt unſerer Beſtrebungen. In dieſem Glauben hebt ſich der Unterſchied der Religionen, der Unterſchied der Völker auf. Verbrüdert dehnt ſich die Partei der Freiheit über alle Nationen aus. Ein Jeder hat einen geheimen Ort ſeines Herzens, in den er ſein Göttliches einſchließt. Die Verſchiedenheit des Gottesdienſtes, die Verſchiedenheit der Völker wird bleiben, ſo lange es freie Menſchen gibt. Wenn wir es aber Keinem verſagen, ein beſonderes Heiligthum in ſeinem Innern zu hegen, dem er ſein eigenſtes Weſen aufſchließt, wenn wir die Freiheit anerkennen in dem geheimen Dienſt der Liebe, wie in dem Recht der Eigenheit, warum wollt ihr, die ihr vergebens die bleichen Bilder des Todes dem neuen Leben entgegenſetzt, es uns verweigern, den großen Geiſt der Menſchheit anzubeten, deſſen Flügelſchlag ihr in dem Beben eures eignen Herzens ahnt.

J. S.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Frankreich und die Ereigniſſe in Preußen.

Paris, Anfangs Mai.

Die Berliner Ereigniſſe ſind auch hier in Paris an der Tagesordnung, und beſchäftigen jedenfalls die denkenden Franzoſen mehr als Alles, was gegenwärtig in Frankreich und überhaupt in ganz Europa geſchieht. Es beherrſcht ſie das Gefühl, daß in dieſem Augenblicke die Weltgeſchichte ihren Sitz in der Hauptſtadt Preußens aufgeſchlagen hat, und in dieſem Gefühle folgen ſie den dortigen Vorgängen Schritt für Schritt mit einer Aufmerkſamkeit und einer Theilnahme, als ob ſich ihr eigenes Geſchick in ihnen entſcheide. Das faſt allgemeine Urtheil iſt, daß bis jetzt die preußiſchen Stände mit ebenſo viel Freiſinnigkeit als Klugheit gehandelt haben. Neben dieſer Grundanſicht treten dann natürlich, je nach den Parteien, die verſchiedenartigſten Einzelnanſichten hervor. Doch ſind ſelbſt die entgegengeſetzteſten Parteien noch über einen anderen Punkt ziemlich einverſtanden, und zwar den, daß ſowohl der König als die Stände eine feſte Stellung angenommen haben. Und zwar der König diejenige, in der er ſagt: Ich — habe allein das Recht über die Geſetzgebung des Staates zu entſcheiden; — und dieſem Ausſpruche gegenüber ſehen ſie die Stellung der Stände in dem Ausſpruche des Abgeordneten von Aachen, der ſagte: „Nicht nur Gnade, ſondern Rechte nehmen wir in Anſpruch!“ Je nach den Parteianſichten glauben, hoffen oder fürchten die verſchiedenen Organe der Oeffentlichkeit, daß der König ſich nach und nach zu allen nöthigen Zugeſtändniſſen heranlaſſen, — oder auch, daß er dieſe Zugeſtändniſſe verweigern werde, was denn nach dem Urtheile der Meiſten, zuletzt zu den ernſteſten Verwickelungen führen müßte.

Das iſt in kurzen Andeutungen die Meinung, die ſich hier über die preußiſchen Ereigniſſe ausſpricht. Weniger bedeutend, aber doch intereſſant genug für Deutſchland, iſt dann die allgemeine Stimmung der Franzoſen, die ſich bei dieſer Gelegenheit Deutſchland gegenüber bekundete. Wir geſtehen es mit Freuden zu, auch nicht ein einziges Organ der Oeffentlichkeit in Frankreich, hat es verſucht, was in dieſem Augenblicke in Berlin geſchieht, zu bemakeln, zu beſpötteln, zu verkleinern, zu belächeln. Die Franzoſen ſind ſonſt ſtets bei der Hand, Allem

Digitized by Google

die lächerliche Seite abzugewinnen. Ihre kleinen Tagesblätter stehen ordentlich auf dem Anstande, um jede Schwäche, die ihnen in den Weg kommt, an's Tageslicht zu ziehen und sie ihren Lesern zum Besten zu geben. Nicht Eins hat sich an die Berliner Ereignisse gewagt. Daß auch diese ihre schwachen Schattenseiten haben, wird wohl Niemand leugnen. Aber sie treten so in den Hintergrund, daß selbst der lachlustigste Redacteur des Charivary und Corsair, sich von dem Ernst der deutschen Begebenheiten beherrscht und ergriffen fühlte. Es freut uns dies sagen zu dürfen, und um so mehr, als wir ein solches Ergebniß kaum hofften. Es freut uns, denn es bekundet, daß die Franzosen den unendlichen Fortschritt, den Deutschland in den letzten Tagen gemacht hat, vollkommen erkennen und würdigen. Es freut uns, denn diese Erkenntniß und Würdigung wird mehr dazu beitragen, zwei tüchtige Völker zu wechselseitiger Achtung zu zwingen, als Alles was man vom theoretischen Standpunkte aus über die Nothwendigkeit eines Einverständnisses zwischen beiden, eines geistigen Bündnisses sagen könnte. Das ist eine Wohlthat für Beide, und wird Früchte tragen dies- und jenseits des Rheins.

Die Franzosen sind ein praktisches Volk, und daher kam es, daß sie sich bis jetzt oft über den Patriotismus der Deutschen lustig machten, da sie nicht recht einsehen, wie man sich für ein Land begeistern könne, in dem so mancher Mißstand herrsche. Sie lachten, wenn wir nur von Hoffnungen, nur von der Zukunft sprachen; sie fangen gegenwärtig an, zu glauben, daß diese Wechsel, die da deutsche Vaterlandsliebe hoffnungsvoll auf die Zukunft ausstellte, nicht zurückgewiesen werden. Und ihre früheren Zweifel sind gegenwärtig, wo diese deutschen Hoffnungen anfangen sich zu verwirklichen, nur Ursache, daß sie jetzt von einem Tage zum andern, nur um so rascher und um so unbedingter unser Vertrauen theilen. Und wenn sie uns früher oft für Träumer hielten, die in den Wolken der Einbildung lebten, so fangen sie jetzt an zu glauben, daß, was ihnen früher nur als Träumerei erschien, am Ende Nichts als ein sicherer Blick in die Zukunft, eine voraussichtige Würdigung der da kommenden Ereignisse war. Mit einem Worte, die Achtung der Franzosen vor deutschem Wesen, die bis jetzt in gewisser Beziehung nur theoretisch war, tritt jetzt bei ihnen in das Feld der thatsächlichen Anerkennung über. Deutschland hat in den letzten vierzehn Tagen bei den Franzosen um tausend Prozente gewonnen.

Wir wollen hoffen, daß die kommenden Ereignisse diesen Gewinn nicht wieder gefährden; wir wollen hoffen, daß die preußischen Stände und das preußische Volk die Ruhe, den Ernst und die weise Entschlossenheit bewahren, die sie bis jetzt gezeigt haben. Geschähe das Gegentheil, so würde sich sehr bald auch wieder die Wirkung im Auslande zeigen. Die ganze französische Nation sieht mit Wohlwollen nach Deutschland hin. Das verhindert nicht, daß es auch Leute genug gibt, die Deutschland lieber schwach sähen als mannbar und kräftig; die dem deutschen Geiste und Wirken viel lieber, wie Victor Hugo, die „Nebel der Poesie und Philosophie" zugestehen, als seinen begründeten Einfluß auf der festen Erde und die einfache Prosa der politischen Ereignisse des Lebens. Zu diesen gehören insbesondere die demokratischen Nachzügler des Kaiserthums und vielleicht auch nicht Wenige der praktischen Staatsmänner der Bourgeoisie, des Julikönig-

Digitized by Google

thums. Die ersteren fürchten, daß ein mächtiges Deutschland die Führerschaft Frankreichs in den Angelegenheiten des Continents gefährden könne; die Letzteren würden durch ein halbdemokratisches Deutschland in ihren politischen Combinationen, in ihren dynastischen Hoffnungen gestört werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese wieder sehr laut werden würden, sobald Deutschland sich schwach zeigte oder auch sich in seinem Streben nach Fortschritt und Recht überschlüge. Sie stehen in ihrer Art ebenfalls auf dem Anstande, und würden unsern Fehler sicher zum Besten ihrer Ansichten, für ihre Hoffnungen, gegen ihre Befürchtungen benutzen. An uns liegt es, ihnen zum Voraus das Spiel zu verderben. Und dies wird sicher geschehen, wenn das deutsche Volk, wenn die Preußen und ihre Stände insbesondere denselben Ernst, dieselbe Einsicht, dasselbe Rechtsgefühl und dasselbe männliche Auftreten bekunden, die bis jetzt in den ersten Schritten des Landtages nicht zu verkennen sind: — wenn sie dem Ziele unaufhaltbar zustreben, das bis jetzt angedeutet ist: Rechte und nicht nur Gnade!

Die neuesten Nachrichten aus Berlin haben freilich schon manches Kopfschütteln hervorgerufen. Die „Emeute" hat ihr Haupt erhoben. Die Franzosen wissen aus Erfahrung, von welcher Bedeutung dieselbe in den Zeiten der Revolutionen waren. Sie wurden in gewisser Beziehung die Triebwerke der Revolution. Die Freunde und Feinde des Fortschrittes ließen sich durch sie lenken, die Einen von ihr forttreiben, die Andern von ihr zurückscheuchen. Aber ein mannbares Volk darf nur nach Gründen handeln, und Emeuten sind keine. Wer sich durch sie auch nur ein Haarbreit aus seinem Gleise lenken läßt, steht nicht mehr im Boden seiner Kraft, sondern liegt wie ein gebrochener Ast an der Erde, jedem Winde Preis gegeben. Zeigen wir, daß wir nicht von dem Holze sind, das ein erster Hauch bricht und hin und herschleudert. Jede Partei hat die Pflicht gegen sich selbst, trotz aller Emeuten, so zu handeln, als ob sie gar nicht stattgefunden. Wer die Geschichte der Revolutionen kennt, weiß, daß hierin die erste, die unerläßlichste Bedingung für ein Volk und auch für jede Partei liegt, nicht in die Hand des Zufalls, oder besser, nicht in die Hand der Hefe des Volkes, die stets zu Emeuten bereit ist, zu fallen. Gilt es den Kampf, den berechtigten, den nothgezwungenen Kampf für die heiligsten Rechte, für Vaterland und Gesetz, so ist es Pflicht zu kämpfen. Wo aber nur wilde Gesetzlosigkeit die Losung ist, da muß dem Gesetze die Gewalt bleiben!

J. —y.

II.

Aus Berlin.

1.

Die Polemik gegen Biedermann. — Ein Hausmittel des Prof. Huber. — Wer abonnirt auf den Janus? — Görres.

Die Allg. Preuß. Zeitung hat sich in mehren Artikeln die Mühe genommen, die Ansichten zu verspotten, welche Prof. Biedermann über den gegenwärtigen Landtag

veröffentlicht hat. Der Mittelpunkt dieses Spottes ist der: Du siehst, daß man deine Rathschläge nicht befolgt, also gib dich zufrieden.

Das ist ein wohlfeiler Spott, der mehr seinen Urheber trifft, als den, gegen welchen er gerichtet ist. Bei der Beurtheilung eines Rathes kommt es nicht darauf an, ob man ihn befolgt hat, sondern ob er vernünftig ist.

Biedermann hat der Regierung wie den Ständen gegenüber seine Ansichten ausgesprochen und durch Gründe motivirt. Der Regierung sagt er: ändere deine Verfassung nach dem Rechtsboden, d. h., den alten Versprechungen ab, sonst säest du eine Saat des Mißtrauens und der Unsicherheit, aus der einst bittere Früchte aufgehen müssen.

Den Ständen: stellt euch fest auf euren Rechtsboden; erklärt ehrerbietig, aber bestimmt und ohne Schwanken, sonst begebt ihr euch entweder in den Stand der Gnade oder eines unehrlichen Kampfes, und haltet die Rechtsentwickelung der preußischen Verfassung auf Jahrzehende auf. — Der Erfolg ist ein anderer gewesen. Die Regierung hat ihre Verfassung nicht modifizirt, wenigstens nicht im Wesentlichen; die Stände haben keine feste Erklärung abgegeben. Sie haben zwar ihre Rechte verwahrt, aber zugleich sich auf die subjective Einsicht der Krone berufen. Wenn nun die A. P. Z. deshalb über den Rathgeber spottet, weil sein Rath nicht befolgt ist, so kann man nur sagen: Man soll den Tag nicht vor den Abend loben. Durch die Erklärung der Stände ist allerdings die Gelegenheit vorübergegangen, auf eine ehrliche, würdevolle Weise dem Streit der Meinungen seinen Ausdruck zugeben. Der Kampf ist darum noch nicht zu Ende.

Sie wissen übrigens, daß ich mit dem Urtheil B's über die Adresse vollkommen übereinstimme. „Sie scheint die Rechte der Stände und des Volks wahren zu wollen, aber im gleichen Augenblick nimmt sie das Halbgesagte wieder zurück, gibt sie die Rechte der Stände und des Volks wieder preis, indem sie dieselbe von der zweifelhaften ⅔ Majorität in beiden Curien und von dem guten Willen des Königs abhängig macht." Wenn nun B. hinzusetzt: „Auf diese Adresse braucht die Krone gar nicht zu antworten, denn es wird ja darin nur gesagt: *wenn* die Versammlung sich überzeugen sollte, daß einzelne Erweiterungen des Patents vom 3. Febr. nöthig wären, so werde sie um solche *bitten*. Die Krone kann diese *Bitten* ruhig abwarten und darauf thun, was ihr gut dünkt; die Versammlung muß und wird nach dieser Adresse an ihre Geschäfte, an die Berathung der königlichen Propositionen gehen, und die *thatsächliche* Rechtsverwahrung für den äußersten Fall — durch eine Incompetenzerklärung — ist damit aus der Hand gegeben," so ist der Erfolg zwar scheinbar ein anderer gewesen, die Krone hat allerdings geantwortet; sie hat, wenn auch indirect, sich auf die in der Adresse niedergelegte Verwahrung bezogen, sie hat in Beziehung auf die Wiedereinberufung des Centrallandtags eine Erklärung abgegeben, die man immerhin als eine Art Concession betrachten kann. Aber die Bildung einer constitutionellen(?), im Prinzip einigen Opposition, ist allerdings vorläufig verscherzt. Die conservative Partei, die natürlich conservativer ist als die Regierung selbst, theilt unsere Meinung über den Ausfall der Adreßdebatte keineswegs. Was wir als eine Niederlage der constitutionellen Partei ansehen, diese halbe, unlogische

Digitized by Google

Adreſſe, die in demſelben Augenblick Verwahrung in Betreff ihrer Rechte einlegt, wo ſie die Sache mit Vertrauen der Einſicht des Gouvernements anheimſtellt, ſieht der „Janus“ in ſeinem 15. Heft als eine Niederlage der conſervativen Partei an. Dieſe hätte nicht weniger als Alles verſäumt, verſäumt, ſich am Anfang der Debatte zu organiſiren; verſäumt, durch eine offizielle Erklärung die ganze Adreßdebatte abzuſchneiden; verſäumt, die Vermeidung jeder Zuthat, welche als Demonſtration gegen die gegebene geſetzliche Grundlage gedeutet werden könnte, zur conditio sine qua non zu machen. Der Arnim'ſche Vorſchlag wird als die äußerſte Grenze der Conceſſion bezeichnet, die man vielleicht machen dürfte, und die Partei heftig darüber angefahren, daß ſie den Moment, wo derſelbe im Begriff war, durch Ueberraſchung angenommen zu werden, vorübergehen ließ; das Gouvernement wird geſcholten, daß ſie die Adreſſe überhaupt an den König kommen ließ. Die Adreſſe wird geradezu als Anfang einer Reihe von Uſurpationen genannt. Und was verlangt der Herr Profeſſor nun weiter? Eine Demonſtration von Seiten der Krone, entſchieden genug, um keinen Zweifel mehr Raum zu laſſen (die iſt ſeitdem erfolgt, wenn auch nicht ganz mit der Schärfe, die der Janus wünſcht); dann keine weitern Conceſſionen irgend einer Art in Form, Ton, Haltung oder Sache, oder gar jene unſeligen falſchen Vermittelungen, wo Nichts mit Ehren und Nutzen zu vermitteln iſt, und zuletzt aller Vortheil den Feinden anheim fällt. Entſchiedenheit allein zieht die Schwankenden an.

Bravo, Janus! Wenn das doch die liberale Partei beherzigen wollte!

Uebrigens iſt einer der Hauptfehler der Conſervativen der geweſen, nicht auf den Janus abonnirt zu haben. Huber ſagt mit dürren Worten: „Welche Aufnahme, welche Unterſtützung hat in conſervativen Kreiſen das gefunden, was von Seiten der conſervativen Preſſe (ihrer frühern Thätigkeit nicht zu gedenken) in den letzten Wochen zu ſolcher Verſtändigung und Vorbereitung geſchehen iſt? Hat man wenigſtens in der elften Stunde das ABC des politiſchen Lebens begriffen, wonach Jeder, der eine politiſche Meinung und ein entſprechendes Intereſſe hat, irgend ein wohlverwandtes Organ der Preſſe nach dem Maß ſeiner Mittel zu unterſtützen verpflichtet iſt, auch wenn er ſelbſt in ſeiner Weisheit deſſen unmittelbar gar nicht zu bedürfen glaubt?“ Hinc illa lacrymae! —

Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß auch in dieſer Frage die verſchiedenen Nüancen der Conſervativen ſich zu nähern anfangen. Görres, der alte Preußenfeind, hat ſich diesmal in ſeinen hiſtoriſch-politiſchen Blättern Heft VIII. im Sinne der preußiſchen Büreaukratie ausgeſprochen. — Was nun das Urtheil der draußen Stehenden überhaupt betrifft, ſo muß man nicht vergeſſen, daß in der Thätigkeit des Landtags zweierlei zu ſcheiden iſt: die Debatte ſelbſt und der Ausgang. Die erſte zeigt, daß wir im Schooß unſerer Stände politiſche Charaktere haben, die mit denen Englands und Frankreichs wetteifern können; ſie ſetzt dem Volk klar und beſtimmt die Sachlage auseinander, und gibt ihm einen Maßſtab für die Zukunft. Eine künftige Verſammlung wird die Frucht einernten, die jene Männer geſäet. Die gegenwärtige Verſammlung in ihrem gros hat allerdings durch den Ausgang der Debatte gezeigt, daß ſie in ihrer politiſchen Bildung noch keineswegs reif zu nennen iſt.

Digitized by Google

2.

Herr von Vincke und seine provinziellen Tendenzen. — Die Beschuldigungsfrage. — Ein Beispiel aus dem Militärstand. — Die 150 Protestanten. — Politische Fehlgriffe.

In den Begebenheiten der letzten Woche muß man seine Aufmerksamkeit theilen zwischen der öffentlichen Thätigkeit der Stände und den geheimen Bewegungen der liberalen Opposition. Es sind Propositionen von der höchsten praktischen Wichtigkeit vorgekommen: über das Verbot des Brantweinbrennens, der Kartoffelausfuhr u. s. w. Die Versammlung hat im Ganzen mit Einsicht und patriotischer Gesinnung diese bedeutenden Fragen erledigt. Die prinzipielle Trennung hat, wie billig, auf diese praktische Debatte keinen Einfluß gehabt. Dennoch ist Einzelnes vorgekommen, was wir beklagen müssen. Ich meine nämlich die Neigung zu einer Separation provinzieller Interessen, die der preußische Staat stets bekämpft hat, aber die gegenwärtige Versammlung vorzugsweise zu bekämpfen den Beruf hat. Sie hat sich namentlich bei den westphälischen Ständen, und, was um so gefährlicher ist, bei den Führern derselben — v. Vincke und v. Bockum-Dolffs — geltend gemacht. Nicht nur in der egoistischen Wendung der Frage, welche diese Männer der Proposition über die Unterstützung ständischer Hülfscassen gaben, sondern auch in dem Gewicht, welches auf den Einfluß der Theilnahme der Provinzialstände an der Verwaltung der Provinz gelegt wurde, zeigt sich diese föderalistische Tendenz — unbedingt die verderblichste für das Gedeihen des preuß. Staats, die feindseligste gegen den wahren Liberalismus. Die Stände Westphalens haben allerdings den Ruhm, sich hier von ihren Führern getrennt zu haben; allein schon das Auftreten solcher Tendenzen ist bedenklich. Auch hier gebührt den Rheinländern der Ruhm, mit Entschiedenheit die Sache der Centralisation, das wahrhaft constitutionelle Staatsleben vertreten zu haben.

Man möchte überhaupt dem ausgezeichneten Redner, den ich vorhin erwähnte, die Warnung zurufen: daß ohne Hingebung an das allgemeine Interesse auch das glänzendste Talent für ständische Verhältnisse ohne Frucht ist. Möge Herr v. Vincke nicht in die traurige Lage kommen, die Rolle eines Boissy, oder, wenn er sich lieber mit einem höher Begabten vergleichen will, eines Brougham zu spielen.

Sehr erfreulich dagegen ist die Freiheit, mit welcher sich die Versammlung im Ganzen in Beziehung auf die ständischen Sonderinteressen bewegt hat. Die Brennereifrage schnitt tief in die Eigenthumsverhältnisse der Ritterschaft ein, und mit einer nicht genug anzuerkennenden Aufopferung hat diese ihre Interessen den allgemeinen aufgeopfert.

Eine sehr wichtige Frage ist neuerdings in Anregung gekommen: die Frage über die Art und Weise, wie man die Bescholtenheit der Personen, auf deren Ausschließung von dem Landtag angetragen wird, constatiren soll. Wie es bisher damit gehalten war, daß ein Anklagestand, in den ein Ständemitglied gesetzt war, das Gouvernement berechtigte, dessen ständische Functionen zu inhibiren (ein Fall, wie er sich mit dem Rheinischen Abgeordneten Brust zugetragen hatte, und wie er gegenwärtig bei dem Schlesischen Grafen Reichenbach vorlag), sah sich, wenigstens der Möglichkeit nach, das Gouvernement in den Stand gesetzt,

Digitized by Google

die Wirksamkeit eines jeden Mißliebigen zu hemmen, denn wer steht so sicher, daß ihn nicht irgend eine Anklage treffen könnte. Die gegenwärtige Proposition der Regierung — das Urtheil über die Bescholtenheit einer Jury von Standesgenossen zu überlassen, erregte doch manche Bedenken. Es ist z. B. bekannt, daß bei dem Officierstande Begriffe über Ehre herrschen, die bei den übrigen Ständen keineswegs Beifall fanden. Man machte darauf aufmerksam, daß z. B. die Ausstoßung des Lieutenants Anneke aus dem Militairstand auf Gründen basirt habe, die manchen in der Versammlung stolz machen würden, neben einem solchen „Bescholtenen" zu sitzen. Man erinnerte an die Aufnahme O'Connel's im englische Parlament. Es war dies eine Frage, in der sich alle constitutionell Gesinnten von den verschiedensten Fractionen begegnen mußten. Am entschiedensten sprachen sich im liberalen Sinne aus: der preußische Abgeordnete v. Bardeleben und der rheinische Abg. Hansemann. Uebrigens war auch bei dieser Debatte, wie bei so mancher andern, eine gewisse Unsicherheit in dem augenblicklichen Entschluß nicht zu verkennen.

Was über die nicht officielle Thätigkeit der liberalen Opposition mitgetheilt werden muß, hat wenig Erfreuliches. Es handelt sich um das öffentliche Geheimniß der Vinckeschen Protestation gegen die in der Antwort des Königs ausgesprochenen Ansichten über den Rechtsboden der neuen Verfassung, die — bis jetzt von 150 Mitgliedern unterzeichnet — dem Landtagsmarschall übergeben, der Versammlung angetragen, und wenn sie hier, wie zu erwarten steht, die Majorität nicht erlangt, als Spezial-Protest der Unterzeichner in das Landtagsprotokoll niedergelegt werden soll.

Was würde ein solcher Schritt für Folgen haben, wie die Sache gegenwärtig steht? Die Schwäche der liberalen Partei vollends sichtbar machen und das Einverständniß mit der Krone, durch welches *für jetzt* allein etwas gewirkt werden kann, auf eine um so bedenklichere Weise stören, da die vom Gouvernement unterstützte Partei dadurch ihre Stärke kennen lernt. Was wollen die protestirenden Mitglieder thun, wenn sie in der Minorität bleiben? *Jetzt* austreten, nachdem sie sich auf Alles eingelassen haben? das wäre unter diesen Umständen eine reine Caprice und hätte keinen andern Sinn, als — die liberale Partei noch weiter zu schwächen. Nicht austreten? Dann ist der Protest kindisch.

Einzelne Führer von den Rheinländern sollen sich haben verleiten lassen, diesem Protest beizutreten. Mögen sie nicht, durch einen falschen Point-d'honneur verleitet, sich in eine Bahn begeben, die nicht die ihrige sein kann. Denn was bleibt jetzt, nach Beendigung des prinzipiellen Rechtsstreits, den Ständen übrig? Nach bestem Gewissen und nach bester Einsicht sich auf die Detutverhandlung einlassen; den Kampf um das Prinzip aber auf die nächste Versammlung vertagen, die schon eine bessere Vorschule hat.

Unglaublich ist das Gerücht, das Gouvernement beabsichtige die protestirenden Mitglieder von dem Landtag auszuschließen. Ein solcher Schritt würde der Sache eine neue Wendung geben, aber nur zum Nachtheil der conservativen Partei.

Neukölln.

Digitized by Google

3.

Zur Charakteristik der Landtagsredner. — Parlamentarische Gewohnheit der Rheinländer. — Herr von Vincke. — Herr Gier. — Graf Arnim u. s. w.

Es dürfte Ihnen nicht uninteressant sein, einige Notizen über die bisher abgelegten Proben parlamentarischer Beredsamkeit auf unserm Landtage zu erhalten, so wie über die bisher am meisten als Redner sich hervorthuenden Mitglieder desselben. Vor allem muß bemerkt werden, daß es für den Außenstehenden nicht möglich ist, aus den Berichten der Zeitungen allein das rednerische Talent eines Abgeordneten richtig zu beurtheilen. Eine Rede kann beim Lesen den größten Effect hervorbringen, die wegen Schwäche und Undeutlichkeit des Organs, wegen Mangelhaftigkeit des Vortrags fast spurlos an der Versammlung vorübergegangen ist. Die Abgeordneten der Rheinprovinz sind am meisten wegen ihres großen Talentes gefeiert worden und theilweise auch mit Recht. Jedoch ist zu berücksichtigen, daß es auf dem rheinischen Provinziallandtage auch gestattet ist, Reden vorzulesen, und daß daher mehrere rheinische Deputirte stets mit einem Concepte auf der Rednerbühne erscheinen, durch dessen mehr oder minder häufiges zu Rathe ziehn der Eindruck der Rede oft sehr gestört wird. Dies findet hauptsächlich auf Herrn Mevissen Anwendung, dessen Reden in den Zeitungen höchst effectvoll, auf dem Landtage aber von geringem Erfolg sind. Auch Herr Camphausen spricht weder völlig frei, noch fließend. Dagegen ist Herr v. Beckerath betreffs rethorischen Schwunges und Schönheit der Sprache, die durch einen würdevollen Vortrag noch gehoben werden, der erste Redner des Landtags. Völlig frei und aus dem Stegreif spricht Herr Hansemann, dabei höchst kraftvoll und in oft drastisch ergreifender Weise. Er trifft vielleicht von allen Rednern am meisten den Ausdruck, wie er dem sich seiner Rechte bewußten Volksvertreter zukömmt. Weniger beredt, als die Vorgenannten, aber von großem Einfluß unter den rheinischen Abgeordneten ist Herr Aldenhoven. Unter den westphälischen Abgeordneten hat sich bisher nur einer wahrhaft hervorstechend bewiesen, dieser eine nimmt aber auch einen der ersten Plätze auf dem ganzen Landtage ein. Es ist Herr v. Vincke, den wir meinen, wie man leicht errathen wird. Seine Reden, die gedruckt von großem Interesse sind, sind von einem noch viel größeren Einfluß auf die Versammlung. Er spricht stets ganz frei, dabei sehr schnell, jedoch vollkommen deutlich, seine Deductionen sind von schlagender Schärfe, sein Angriff von unwiderstehlicher Gewalt. Er ist Aristokrat, aber im guten, etwa englischen Sinne, und besitzt eine unerschütterliche Festigkeit des Charakters. Von den Westphalen ist Herr v. Bockum-Dolffs noch rühmlichst zu erwähnen. Aus Sachsen wüßte ich keinen zu nennen, es müßte denn Herr Gier, Bürgermeister Mühlhausens, mit seiner beharrlichen Tendenz, die Zeit der Landtagssitzung möglichst zu verkürzen, sein. Jedoch hatte Herr Gier bis jetzt noch nicht Gelegenheit sein ohne Zweifel colossales Talent gnügend zu entwickeln. Brandenburg hat sich in der zweiten Curie noch nicht bewährt. Von den Herren dieser Provinz hat der Graf v. Arnim eine unleugbar große parlamentarische Gewandtheit bewiesen. Unter den Schlesiern zeichnet sich Herr Milde aus, kann jedoch mit den eminenten Rednern

Digitized by Google

der westlichen Provinzen nicht verglichen werden. Seinen sonst eindrucksvollen Reden fehlt sowohl in Form als im Vortrage Politur und Feinheit. Ein Talent, obwohl noch nicht klar zu beurtheilen, ist der Fürst von Lychnowski. Die Pommern besitzen in dem Grafen v. Schwerin einen guten Redner, der seine Gedanken in klarer und bündiger Weise auszudrücken versteht. Von den Posenschen Deputirten hat Herr Naumann, Oberbürgermeister von Posen, den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht entsprochen. Seine Haltung ist eben so unklar, als seine Reden. Den Deputirten der Ritterschaft dieser Provinz mangelt schon die genügende Herrschaft über die Sprache, um als Redner Bedeutendes zu leisten. Doch ist Herr v. Kraszewski nicht ohne Erfolg aufgetreten. Die Preußen haben ihren großen Ruf bis jetzt noch nicht genügend gerechtfertigt. Jedoch hat Herr v. Auerswald sich als eines der einflußreichsten Mitglieder des Landtags gezeigt. Er verbindet Feinheit und Mäßigung der Rede mit großer Gewandheit, Geistesgegenwart und Schärfe der Dialektik. In der Versammlung ist sein Auftreten stets von Erfolg. Höchst ungerechter Weise ist von der radikalen Seite her die Festigkeit seiner Gesinnung verdächtigt worden. Die Folge wird die Grundlosigkeit dieser Begriffe beweisen. Die Herren v. Brünneck, v. Bardeleben und v. Saucken-Tarputschen sind bis jetzt von den übrigen preußischen Abgeordneten die, welche noch am häufigsten aufgetreten sind.

D....

III.

Aus Schwerin.

Anfangs Mai.

Die Stadt und ihre Umgebungen. — Neue Bauten. — Straßenleben. — Geselligkeit. — Geistige Ohnmacht. — Theater.

Häufige Correspondenzberichte aus Schwerin dürften für den Schreiber, wie für die Leser gleich ermüdend sein; so einmal aber mag es zur Abwechselung wohl hingehen. Will man Schwerin mit strenger Gerechtigkeit loben, und da es meine Vaterstadt ist, möchte ich dies gern thun, so muß man sich an dessen Aeußeres und gar an seine Umgebung halten. Letztere ist in der That überaus reizend. Dies wurde mir erst recht klar, als ich dieselbe nach mehrjährigen Reisen jüngst wieder erblickte. Eine Kette großer klarer Seen, mit lachenden Ufern umschließt fast den ganzen Ort. Die Kunst hat es verstanden, diese Vorzüge der Natur zu benutzen, und geschmackvolle parkartige Anlagen ziehen sich an den Seiten der Stadt oft über eine halbe Meile weit fort, und begrüßen den Wanderer, der von Berlin und Rostock kommt auf das freundlichste. Laub- und Nadelhölzer, mit verschlungenen Pfaden durchhauen, große, gut erhaltene Rasenplätze, Blumengärten aller Art, Treibhäuser, Pavillons auf kleinen Hügeln, von denen man manche überraschende Aussicht hat, wechseln mit dem klaren Gewässer der vielen Seen auf wohlthuende Weise. Geschmackvolle Landhäuser mit hübschen Privatgärten, unter denen besonders die neuerbaute „Paulshöhe" des Generals von Elderhorst rühmend zu nennen ist, liegen zerstreut umher und geben so dem

Digitized by Google

Ganzen noch mehr Abwechselung und buntere Färbung. Auch die Stadt selbst, obgleich in ihren älteren Theilen nur aus krummen, engen Straßen, mit hölzlichen, hölzernen Häusern bestehend, hat in letzter Zeit gar mannigfache Verschönerungen erhalten, und wer sie seit zehn Jahren nicht gesehen, dürfte sie zum Theil kaum wieder erkennen. Oeffentliche Gebäude, wie das Regierungsgebäude, das Schauspielhaus, das Arsenal, der Marstall, das neue Amthaus und noch mehrere andere sind neu entstanden, ganze Straßen sind fast gänzlich umgebaut, ja sogar ein neuer, ziemlich bedeutender Stadttheil „die Paulsstadt" ist angelegt worden. Die Bevölkerung der Stadt ist in den letzten Jahren von 13,000 auf 30,000 Einwohner gestiegen und ist fortwährend im Zunehmen begriffen. Da Schwerin der Knotenpunkt dreier mecklenburgischen Eisenbahnen sein wird, von denen eine, die von dort über Hagenow nach Hamburg führt, schon vollendet ist, so kann man mit Recht hoffen, daß der ganze Ort einer erfreulichen Zukunft entgegengeht; wie denn auch jetzt schon der Grundbesitz daselbst einen sehr hohen Werth erreicht hat. Der Schöpfer aller dieser Neuerungen, der während seiner fünfjährigen Regierung für den Ort fast mehr gethan, als seine Vorgänger zusammen, ist der 1842 verstorbene Großherzog von Mecklenburg, Paul Friedrich. Sein jetzt regierender Sohn, Friedrich Franz, ist hierin in des edeln Vaters Fußtapfen getreten, und setzt, obgleich mit Berücksichtigung der Kräfte des Landes, das begonnene Werk eifrig fort. Auch das Straßenleben der Stadt beginnt allmälig einen Anflug von Großartigkeit zu erhalten; elegante Karossen, schöne Reitpferde, elegante Herren und Damen und geschmackvoll uniformirte Soldaten sind in allen Gassen zu finden, denn der Mecklenburger überhaupt hält viel auf die äußere Erscheinung und Form, und der Schweriner als echter Residenzbewohner, thut lieber hierin zu viel als zu wenig. In den letzten Jahren sind eine Anzahl sehr eleganter Droschken hinzugekommen, um das Rasseln der Wagen, da auch der Postenverkehr sehr bedeutend ist, noch zu vermehren. So viel vom Aeußern, das ich mit Recht loben durfte, und das auch jedem Fremden einen befriedigenden Eindruck machen wird. Ob dieser aber bleiben würde, wenn derselbe so lange verweilte, um auch das geistige und gesellige Leben der Stadt kennen zu lernen, dürfte sehr zweifelhaft sein. Ich glaube, Jeder, der nicht in Schwerin genaue Bekannte von früher hat, und gern in engen, möglichst abgeschlossenen Familienzirkeln weilt, muß sich bei längerem Aufenthalt daselbst unendlich langweilen, denn außer dem Theater und der reizenden Umgegend, bietet der Ort unglaublich wenige Ressourcen irgend einer Art dar, weit weniger als andere Städte, die kaum die Hälfte Einwohner haben. Kaffeehäuser mit Zeitungen, öffentliches Leben, großartige Museen sind Dinge, die in Schwerin kaum dem Namen nach bekannt sind. Alles verschließt sich in seinen vier Pfählen, in Clubs und kleinen Coterien, die aber sehr streng nach Rang und Stand fragen und sich nichts weniger als liberal dem Fremden öffnen. Dieser Rang- und Kastengeist hat eine Höhe erreicht, die man z. B. in Süddeutschland für ganz unmöglich halten würde. Zeichnet sich schon Mecklenburg, dies Land der mittelalterlichen Institutionen, hiedurch auch im hohen Grade aus, so excellirt wieder hierin Schwerin ganz besonders; Rostock, die bedeutendste Stadt des Landes, hat lange nicht so viel davon zu leiden, da überhaupt dort viel regeres geistiges Leben,

Digitized by Google

Sinn für wissenschaftliche Unterhaltung und Antheil an den Fortschritten der neueren Zeit zu finden ist. Doch hat auch Schwerin in den letzten Jahren einige Fortschritte gemacht, wie z. B. nach dem Muster der Rostocker in neuerer Zeit daselbst auch eine „Philomatische Gesellschaft" errichtet wurde. Sind derartige Gesellschaften und überhaupt eine Vermehrung der geistigen Unterhaltung aller Art für irgend einen Ort ein Bedürfniß, so ist dies gewiß für Schwerin der Fall, was bisher so auffallend arm daran war. Ueberhaupt ist es ein großer Nachtheil für die Stadt, daß sie so sehr wenig literarische Persönlichkeiten, die geeignet wären, einem größeren Kreis als Mittelpunkt zu dienen, besitzt. Fast Jeder ist hier Geschäftsmann und hat für alle andern Angelegenheiten wenig Zeit. Die einzelnen Ausnahmen sind sehr spärlich und stehen so vereinzelt da, daß sie auf das Ganze nur geringen Einfluß ausüben können.

Das Theater ist im Allgemeinen gut, ja für die Theater zweiten Ranges ist es sogar auffallend gut zu nennen. Der Hof gibt eine beträchtliche Unterstützung, das Abonnement des Publikums ist nicht unbedeutend, zumal da es Sitte ist, das Theater recht häufig zu besuchen, und der Intendant, geheime Hofrath Zöllner, versteht gut zu wirthschaften und hat in der Wahl seiner Mitglieder stets Glück und Geschmack gezeigt. Als einzelne Persönlichkeiten sind rühmend zu nennen Herr Baumeister, der als Heldenspieler und erster Liebhaber auch an der größten Bühne an seinem Platze sein würde; Herr Gliemann, ein guter Charakterspieler, und Herr Peters, ein gewandter humoristischer, nur oft zu sehr outrirender Komiker. Unter den Damen des Schauspieles zeichnen sich besonders aus: Mad. Parrod, in feinen und namentlich koketten Charakteren des Lustspieles sehr viel Talent zeigend, und eine junge Anfängerin, Fräul. Schröder, die auf gleichem Feld recht gut zu werden verspricht. In der Oper, über welche ich mir jedoch kein vollgültiges eigenes Urtheil erlauben darf, da ich mich nicht im Geringsten dafür interessire, werden die beiden ersten Sängerinnen, Frl. Kirchberger und Limbach, wie auch Herr Hinze, sehr oft mit Lob vom Publikum genannt.

Dies ein kurzer Umriß von Schwerin, der natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann und will.

J. v. W.

IV.

Aus Dresden.

Ende April.

Blicke nach Berlin. — Die Stenographen. — Die Theuerung. — Rötscher's Vorlesungen. — Unglückliche Gastspieler. — Maria Bayer.

Was wollen Sie mir jetzt aus Ihrem stillbürgerlichen Dresden schreiben? werden Sie fragen, jetzt, wo die Congestionen des politischen Interesses alle nach Berlin wallen, daß es den Herren dort auf dem Höhepunkte, wo von Osten und Westen scharfe Blicke sie spähend beobachten, schier schwindeln möchte. Wir dürfen es zugestehen: Berlin ist gegenwärtig ein deutsches Paris, ob freilich das

Digitized by Google

Paris der Jetztzeit oder das einer rückwärts liegenden Zeit, die Beantwortung dieser kritischen Frage will ich der vergleichenden Kritik Ihrer Leser überlassen. Aber auch Dresden ist an den preußischen Landtag geknüpft worden, zuerst als Residenz des Fürsten, dessen königliches Wort: „Vertrauen erweckt Vertrauen," in den anticonstitutionellen Herzensergießungen der Thronrede vom 11. April von dem preußischen Monarchen allegirt ward, und dann später als Sitz eines stenographischen Staatsinstitutes, welches seine besten Kräfte herleihen mußte, damit die preußische Staatszeitung in ihren Berichten mit den Verhandlungen der Stände Schritt halten konnte.

Ziemlich unmittelbare Lebensfrage ist auch hier die allgemeine Noth und Theuerung, wobei die Getraidehandelsbedenken lebhaft besprochen werden; zwar sind die Brod- und Kartoffelpreise zu einer exorbitanten Höhe gestiegen; doch ist es hier noch nicht, wie anderwärts, zu tumultuarischen Auftritten und Excessen gekommen, und man scheint die Theuerung als ein schweres, aber doch unabwendbares Uebel hinnehmen und die Richtigkeit des Satzes anerkennen zu wollen, daß gerade die anhaltende Höhe der Getraidepreise es ist, welche die Aussicht auf eine fortdauernde Zufuhr von Außen verbürgt. Nicht unbedeutende Beruhigung gab auch das in diesen Tagen erlassene Verbot des Bramtweinbrennens aus Getraide und Kartoffeln.

Ist auch „Panem et circenses!" nicht Stichwort für die Dresdner, so läßt man doch hier die Theilnahme an der Kunst über der Brodnoth nicht erkalten. Das Bemerkenswertheste in diesem Monat waren Professor Rötscher's dramatische Vorlesungen des „Kaufmanns von Venedig," „des Stern von Sevilla" und „des Arztes seiner Ehre." (Nicht eine deutsche Dichtung fand der Berliner Dramaturg des Vorlesens werth!) Herr Rötscher wollte in den einleitenden Worten, welche er der ersten seiner Vorlesungen voranschickte, nicht verkennen, daß gerade Dresden ein schwieriger Boden für einen ersten, öffentlichen Versuch in der Kunst des dramatischen Lesens sei; denn die Erinnerung an Tieck's gewissermaßen classisch gewordene Leseabende war neuerdings durch Holtei und Eduard Devrient wieder aufgefrischt worden; namentlich hatte der letztere in den verflossenen Wintermonaten vor einem größeren Privatzirkel mehrfache Proben entschiedener Begabung für dieses eigenthümliche Genre künstlerischer Leistung gegeben. Unerläßlich ist dazu vor Allem nicht nur ein nach Höhe und Tiefe gleich ausgebildetes, hinlänglich ausgiebiges Organ, sondern auch eine vollständige Beherrschung aller dieser Mittel und eine vorsichtige Oekonomie in deren Anwendung; denn nur bei einem Vorhandensein dieser Voraussetzungen wird es dem Leser möglich, die einzelnen dramatischen Charaktere zu individualisiren und dadurch für den Zuhörer Umrisse zu liefern, welche seine Phantasie nach dem Verständnisse der Dichtung zu einem innern Bilde auszufüllen hat. In dieser Beziehung stehen auch z. B. die bekannten Retzschi'schen Umrisse zu den Goethe'schen und Shakespeare'schen Dramen in gleichem Verhältnisse zu der bildenden, wie die dramatischen Vorlesungen zur dramatischen Kunst. Prof. Rötscher besitzt nun trotz seines dramaturgischen Verständnisses doch nicht die nöthige Technik, um die Aufgabe des dramatischen Vorlesens befriedigend erfüllen zu können; sein Organ ist zwar volltönend, doch in den einzelnen Stimmlagen nicht gleichmäßig ausgebildet; er wird das Tempo

Digitized by Google

im Ganzen ſchneller wählen und gerade hier im Einzelnen noch merklichere Abwechſelung, mehr Schatten und Licht anbringen müſſen. Es fehlt ſeinem Vorleſen Nüance und Colorit, und beſonders ſtörend iſt es, daß er viele Schlußworte mitunter gänzlich verſchluckt. Doch waren die beiden letzten Vorleſungen gelungener als die erſte; und zum Theil dürfte wohl auch der geringe Anklang und Beifall, welchen jener Verſuch gefunden hat, der Ungunſt des gewählten Locals, ein viel zu hoher Raum, beizumeſſen ſein. Wir wunderten uns übrigens, als beſondern Begünſtiger dieſes Unternehmens, unſern Dramaturgen, Dr. Gutzkow, auftreten zu ſehen, da er der dramatiſchen Vorleſung überhaupt abhold ſein ſoll, und in ſeinem Geſpräche über Theaterſchulen, das im Rheiniſchen Jahrbuche für das Jahr 1846 abgedruckt ward, mit „dem berliner Profeſſor" der Dramaturgie nicht eben glimpflich umgeſprungen iſt. Das Theater überſchwemmt Dr. Gutzkow ſeit einiger Zeit mit einer Gattung ſo untermittelmäßiger Gäſte, daß man ihm bereits nach dem zweiten ein „Ohe! jam satis!" hätte zurufen mögen. Was er eigentlich mit dieſem Experimente auf die Tragkraft der Geduld unſres Publikums beabſichtigt, läßt ſich in der That nicht abſehen; nur die Caſſe wird nicht eben Schwefeläther-empfindungen davon haben. Frl. Bayer gaſtirt gegenwärtig in Stuttgart mit einem eben ſo ungewöhnlichen, als gewiß verdienten Beifall; und wir haben am Ende Grund zu fürchten, daß ſie unſrer Bühne dorthin entzogen werden wird — ein Verluſt, der bei dem gegenwärtigen Beſtande der künſtleriſchen Capacitäten des deutſchen Theaters geradehin ein unerſetzlicher ſein würde. Eduard Devrient iſt in dieſen Tagen nach Wien gereiſt.

E. P.

V.

Antiſtändiſches aus Böhmen.

Die Redaction dieſer Blätter hat in Heft 16 den Fehdehandſchuh für uns aufgenommen, welchen ein Correſpondent der Cölniſchen Zeitung uns hinwarf; auch wir ſelbſt jedoch müſſen den Handſchuh unmittelbar aufnehmen, indem wir ein Wort zur Verſtändigung in dieſen Blättern niederlegen, über den Standpunkt, von welchem wir bei Beurtheilung ſtändiſcher Verhältniſſe in Böhmen pflicht- wie ſachgemäß ausgehen.

Uns zu rechtfertigen gegen den impliciten, auch ſchon anderswo — Oeſterreichs Zukunft, 2r. Theil — angedeuteten Vorwurf, es ſei unſere Beurtheilungsweiſe eine hohen Ortes angeordnete, und wir gewiſſermaßen Miethgäule des Beamtenthums — halten wir unter unſerer Würde, wie unter der Würde geſunden Menſchenverſtandes der Leſer dieſer Blätter, an welchen wir appelliren, und es genügt wohl vollkommen an dieſer Appellation, die Anſicht ungeſunden Verſtandes dagegen bleibt uns durchaus indifferent, auch wollen wir uns nicht vermeſſen, unheilbares zu curiren.

Die Correſpondenz — „von ††" — Heft 16 greift uns hart an, nennt unſere Anſichten kauderwälſch, verdächtiget uns als verkappte Radicale u. ſ. w. — wir nehmen das ruhig hin und legen es zu dem übrigen, fragen aber alle

Digitized by Google

die Herren Von und Zu, ob denn wirklich alles Heil, aller Fortschritt Böhmens sich in jenem Hypothekbau, jenen Straßenbaufragen, und der Aufhebung des Lotto so wesentlich und insbesondere zunächst begründe, da wir uns immer wieder diese Bataillepferde müssen vorreiten lassen, welche die Herren Stände immerfort tummeln in ihren Turneyen??

Wir wollen in eine detaillirte Kritik dieser Gegenstände hier nicht eingehen, doch ist es ziemlich anerkannt, daß die Hypothekenbank, in den proponirten Grundlagen, eben kein besonders dringendes Landesbedürfniß sei, und insbesondere dem eigentlich Hülfsbedürftigen, dem Bauer, so gut als gar keinen Vortheil gewährte, während die großen Gutsbesitzer, vielleicht in der illusorischen, auf ungenaue Notiz gebauten Hoffnung ihre Schulden hinfort nur zu 3 Procent zu verzinsen, dem Projecte ihre warme Unterstützung gewährten, einem Projecte, dessen Complication dem Geschäftsmanne vom Fache hin und wieder unklar schien, so daß die Wette füglich zu gewinnen wäre, daß die gute Hälfte der unterstützenden Votanten, das innerste Wesen, und den Mechanismus des projectirten Institutes, kaum richtig zu definiren vermochte.

Daß Böhmen mit Straßenzügen nach allen Richtungen reich versorgt sei, ist notorisch, und die wirklich landesväterlichen Tendenzen der Herren Stände in Bezug dieser Fragen blieben bisher wenigstens etwas problematisch. Das Lotto endlich, wir geben das zu, wäre besser beseitigt, obschon es viel dringenderes, viel wichtigeres zu bessern, vom unmittelbaren Bereiche der Herren Stände zu beseitigen gibt.

Wir verkennen nicht, daß einzelne der Herren Stände vom klaren Bewußtsein, von durchaus löblicher Humanität und aufopferungsfähiger Tendenz geleitet seien, doch einzelne machen nicht die Körperschaft aus; wir sahen es, wie eben diese einzelnen sich inmitten ihrer Genossen nur schwer Geltung verschaffen konnten; die stürmischen Nachtragsdebatten über die letzte Steuerfrage haben das klar bewiesen. —

Die Majoritäten sind es, mit welchen die Beurtheilung zu thun hat, diese sind es, welche beliebig mitregieren möchten und doch wieder ängstlich zusammenschrumpfen, gilt es einem ernsten Hofdecrete entgegenzutreten; wir protestiren wiederholt gegen solches Regiment, denn unverändert in Ansicht und Grundsätzen sind diese Majoritäten geblieben, auf welche das Bourbonische Charakteristikon sich sehr wohl appliciren läßt, wir Bürgerlichen protestiren gegen das Regiment einer exclussiven Versammlung, deren Glieder nicht einmal nur des Besitzes wegen, sondern von Geburts wegen allein stimmfähig sind, in welcher auch unbärtige Jünglinge über unsere Geschicke zu Rathe sitzen dürfen, blos deshalb, weil ihnen hinkünftig ein Besitz zufallen wird, während ein bürgerlicher, selbst ein adeliger Gutsbesitzer, ist er nicht effectiver Ritter, sich gleich uns von bloßen Embryonen künftiger Besitzer, wie von Hülsen ehemaliger Besitzer schweigsam soll regieren lassen.

Darum können wir uns nie und nimmer der Idee befreunden, solcher Körperschaft uns unterzuordnen.

Das eben ist der große Unterschied zwischen ständischer Verfassung, wie sie leider bei uns besteht und sich geltend macht, und moderner Verfassungen, daß

Digitized by Google

erstere als bloße Mitregentschaft einzelner bevorzugter Interessenten waltet, ihre Exclussivinteressen daher nie aus dem Auge verliert, und nie verlieren kann.

Mitregentschaften sind an sich unbedingt verwerflich, und es leidet ein solches in Bevorzugung wurzelndes Institut sogar an gänzlicher Unfähigkeit sich aus sich selber herauszubilden, sich zeitgemäß zu amplifiziren, wir sehen es an dem starren, Mißbrauch beschützenden Hause der Lords, was von solchen Regierern zu hoffen ist, und doch erhält dieses Verjüngungselement aus dem Volk.

Dieses Ständewesen gehört einer traurigen, längstvergangenen Zeit an; zur Zeit seiner Entstehung hatten die Massen kein politisches Bewußtsein, sie waren Heerde, Eigenthum der Mächtigen vom Schwerdte, diese Mächtigen waren das Land, und zogen Schranken dem außerdem allmächtigen Regenten, theilten mit ihm sich in die Macht, die Städte bildeten sich als einzelne Civilisationsoasen in der politischen Wüste, wurden stimmberechtigt durch gewählte Vertreter in den Ständekörpern; und grade dieses den heutigen Begriffen näherstehende Element des Ständelebens ist heute unterdrückt, zur Nullität herabgesunken, während das andere, vom Ausgangspunkte aus, auf bloßer Kraft rechtsbasirende Element, sich heute wieder geltend machen will und Fortschritt spielt, um zur alten Kraft wiederzugelangen, und keinen Versuch macht, die ursprüngliche Wählbarkeit der städtischen Vertreter zu beantragen, um wenigstens durch den Versuch, mag er immerhin mißglücken, loyale Gesinnung zu bethätigen, uns zu beweisen, man halte nicht fest am ausschließlichen Ritterthume.

Wir tragen der treffenden Pfeile viele im Köcher, doch wollen wir so manche Detailnotiz und Ueberzeugung der Oeffentlichkeit nicht übergeben, aus discreter Schonung; wir gestehen rühmliche hochzuachtende Ausnahmen willig, ja freudig zu, doch kennen wir die Individualitäten und Spezialitäten der im Ständesaale zu Rathe sitzenden Mehrheit, wir kennen ihre abstruse Junkergesinnung, wir kennen ihre Ansicht über die Intelligenz der Mittelklasse, ihr Herabsehen auf dieselbe, die sie längst überflügelte, die dort vorherrschende Unkenntniß des eigentlichen Wesens heutiger Zustände, die Halbheit des Wissens, das sich auf flüchtiges Notizenwesen, auf äußerlichen Anstrich beschränkt, und die Welthistorie in Romanen studirt hat, und wir protestiren mit gutem Grunde gegen allen Einfluß bevorzugter Mitregenten auf unsere Geschicke, wir beugen uns weit williger vor dem Monarchen von Gottes Gnaden, da uns dies Loos nun einmal gefallen, doch einer Versammlung von Monarchleins, von Adels Gnaden, versagen wir unbedingt Anerkennung und Gehorsam.

Alles hatte seine Zeit, war gut in seiner Zeit. — Das Mönchthum war gut und heilsam zur Zeit der Rohheit und Barbarei als Asyl des Unterdrückten, des stillen Denkers der wissenschaftlichen Tradition.

Die grausame Vehme war bedingt von einer Zeit ohne öffentliche Gerechtigkeit; in einer Zeit verbrecherisch gewaltsamer Uebergriffe; selbst die Jesuiten waren gut zu ihrer Zeit, sie lieferten treffliche Schulmänner.

Heute ist das anders, die Mönchsrefugien sind Mastanstalten für Müßiggänger, die Jesuiten werden zum Verdummen andrer verwendet, dienen heute als Löschhorn, während sie früher die Leuchte trugen, wiewohl stets in gewissen Schranken, und ihr leibliches Interesse stets und sorglich wahrend.

Digitized by Google

Diese ehemals brauchbaren Institute stehen wie morsche Strünke, einst grünender, längst gefällter Bäume, kahl und gebleicht im Gefilde und hemmen durch ihr todtes, noch weit verzweigtes Wurzeln die allgemeine Cultur des Bodens; nur Unkraut gedeiht in ihrem Bereiche. Ein ähnlicher Baumstrunk ist auch das böhmische Ständewesen in seiner alten Form, es mögen einzelne grüne Wurzeltriebe schießen, doch nimmer wird es zum Baume; es fehlt ihm der organische gesunde Lebenssaft, es bleibt immerdar Strunk.

Sich an das praktische, an das ausführbare halten, aller Illusion fremd, von zwei Uebeln das kleinere wählen, charakterisirt den Mittelstand, den emsig regen, den schaffenden, strebenden, dem rein verzehrenden, phantastisch träumenden Hochadel gegenüber, der im Opiumrausche des Besitzthums das Leben in seinen tausend Verschlingungen, in phantastischer Färbung träumerisch ansieht.

Daß eine Regierung, die bald zum großen Theile und grade an ihren lichten civilisirten Grenzen umgeben sein wird von constitutionellen Staaten, zu der Erkenntniß gelangen müsse, sie könne, selbst in blos materieller Hinsicht, nicht mehr beim Alten bleiben, sie könne ausgebildete Regierungsorgane nicht mehr enthalten, sie könne der öffentlichen Meinung das freie Wort nicht mehr verwehren, ist unleugbar richtig; ist das erreicht, so entfalten sich die schlafenden, unermeßlichen Kräfte Oesterreichs in jugendlichem Flügelschlage, Oesterreich werde vor der Hand was Preußen bis zum 3. Februar gewesen, ein gutverwalteter, rein monarchischer Staat; das übrige stellen wir vorläufig dem lieben Herrgott und seinen Decennien anheim.

Ist das Schulwesen ein anderes und besseres geworden, ist allseitige Befähigung und ihre Erprobung jedem Regierungsorgane zur Pflicht gemacht, vermindert sich auch die Zahl derselben, in kurzem vereinfacht sich der schwerfällige träge Regierungsmechanismus, das freie Wort findet seine Geltung und mancher Hochgeborne, welcher heute der Besoldungscasse zur Last fällt, scheidet aus, weil Wissen und Arbeit zur Parole geworden; nach dieser vor Allem streben wir als erstem wirklichstem Schritt zum Besserwerden, und wir vermissen sie in der hohen Ständeversammlung.

Wir kommen da ganz natürlich auf die Frage zurück, warum denn die Herren Stände das Näherliegende nicht berathen und stets am Lotto und ähnlichen Dingen, warum von Aufhebung der Patrimonialgerichte, welche, wie notorisch, mitunter gräuliche Justiz üben, warum von Verbesserung der Volksschulen, besserer Dotation der Schullehrer, warum von allgemeiner Robotsaufhebung mit beiderseitigem Opfer noch nie die Rede gewesen, und doch sind dies die eigentlich wunden Flecke Böhmens; doch ihre Heilung erfordert ständische Opfer, die die Zeit zwar rechtlich lohnen würde, vom Ständesaale also ist da Heilung nicht zu erwarten, man regiert für sich, nicht für die Gesammtheit, selbst nicht für seine eigne Generation der Zukunft. Unsere Stände sind Interessenten einer bestimmten Gattung, also eo ipso für ihre Gattung befangen.

Seit dem vorigen Jahrhundert sind neben ihnen massenhafte Interessen aufgewachsen, wenn auch ohne Grundbesitz, doch in Intelligenz, Kraft und Willen diese überwiegend; wo liegt also heute die Bernfenheit jener Sonderinteressen, ausschließend, als privilegierte Kaste die übrigen zu regieren.

Digitized by Google

Wir hätten vielleicht theoretisch unrecht, wollten wir wirklichen, wahrhaften Fortschrittsbestrebungen der Herren Stände unsere Theilnahme, unsere Anerkennung versagen, doch ist diese Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit zur Zeit noch zu beweisen; einstweilen verarge man uns den Wunsch nicht, mit all den hohen Herren, die so herablassend, mitleidig auf uns niedersehen, wie jene Riesen auf den kleinen Gulliver, dem Regenten gegenüber auf gleicher Linie zu stehen, in gleicher Nichtberechtigung, diese Gleichheitstheorie gönne man uns, es blieben der Ungleichheiten noch Viele übrig, und weit leichter trägt sich manches Ungemach, wenn es, ein gemeinsames, alle trifft.

Die Ansicht, ist sie auch Täuschung, bedingt den Humor; mancher constitutionelle Staat wird hin und wieder jämmerlich regiert, doch das Volk findet Trost darin, daß seine gewählten Vertreter schlecht mitregieren helfen, dasselbe Motiv, nur im umgekehrten Verhältniß, bestimmt uns, ständische Mitregentschaft nicht anzuerkennen, und die Herren daran zu erinnern, daß zwischen ihnen und der Versammlung zu Berlin der mächtige Unterschied des Wahlprinzips der Bürger- und Bauervertretung liege, darum gilt nicht von jenen, was von diesen.

Möge die bevorstehende Maiversammlung erfreuliche Beweise liefern, unsere hier niedergelegte Bürgeransicht sei voreilig irrsam gewesen; mögen die Herren Beschlüsse fassen zur Abwehr gemeiner Noth, mögen sie sich gemeinsam verpflichten, ihre noch gefüllten Speicher zu mäßigem Preis der hungernden Bevölkerung zu öffnen, mögen sie Verbot der Kornausfuhr von der Regierung erbitten, verzichtend auf ungerechten Gewinn am hungernden Armen — mit Freudigkeit wollen wir sie dann als Väter des Landes anerkennen und achten, so lange jedoch solche Gesinnung nur in einzelnen, wenn auch vielen wohnt, bleibt unsere Ansicht von der Majorität unverändert dieselbe.

Prag, im Jahre des Kornwuchers 1847. **Blase.**

VI.

Aus Wien.

1.

Anfangs Mai.

Eindruck des preußischen Landtags. — Von unten nach oben. — Ständische Besprechungen in verschiedenen Provinzen. — Oeffentlichkeit der Verhandlungen. — Das neue Anlehn. — Das Robotgesetz.

Mehr als das Patent vom 3. Februar hat die Thronrede des Königs tiefe, gewaltige Sensation in unserer Kaiserstadt erregt. Wien ist doch nicht so ganz Metropole des Genusses, wie man's der Welt einreden möchte, wie es in gewissen Kreisen gewünscht wird. Die Zahl der Abonnenten auf preußische Zeitungen hat sich um ein paar Hunderte vermehrt.

In der letzten Zeit ist hier, da jetzt die den Bühnengesang verkeuschende Jenny Lind, Gottlob! fort ist, kein Gegenstand (nicht einmal in der Wiener-Zeitung durch einen „Tendenz-Bären" der haute finance *) unlängst in

*) Herr Anton Falkbeer? Siehe Wiener-Zeitung vom 24. April. D. Red.

Digitized by Google

Schutz genommene Anleben von 120 Millionen) so vielfältig, so frei, so rückhaltslos von allen Klassen der Gesellschaft besprochen worden, wie eben jene Rede. Es interessirte die Wiener doch auch einmal zu vernehmen, was ein deutsches gekröntes Haupt durch drei Viertel Stunden „auswendig" reden könne. Diese Auswendigkeit war hier kein geringer Gegenstand des Erstaunens.

Natürlicherweise geht man hier von den preußischen Ständen zu den österreichischen über, und man fängt an über sie mehr wissen zu wollen, als ihre in den Sack der Censur eingenähte Wirksamkeit transpiriren läßt. Ueber der Stände Thun und Lassen enthalten wir uns vor der Hand eines jeden Urtheils. Ihr langgewohnter Egoismus hat Schweres verschuldet; doch auch die langgenährte und fettgezogene Indifferenz des Bürgerthums, das seine Rechte im Schlafe aus den Händen fallen ließ, hat nicht Geringeres verschuldet. Die Stände aber geben nun einmal das erste Lebenszeichen, und darum wollen wir sie willkommen heißen, wir wollen dem Gezwitscher und Gestiege der fünf Lerchen Niederösterreichs durch einige Zeit beobachtend zusehen und zuhören. Regierte unsere Bureaukratie noch von oben herab, wie die preußische, in Gottes Namen! Aber so administrirt sie von unten hinauf, und die oben erledigen nach Exhibiten und Nummern; daher bei den Obern keine Freiheit, keine Selbstbestimmung, kein Selbstanschauen und Selbsterwägen der Verhältnisse und der Zeitfragen.

Zwei Sachen, will uns bedünken, thun vor Allem den Ständen noth:

1) Nach dem Grundsatze „l'union fait la force", und nach dem ebenso wahren Prinzipe, daß ein einseitiger Fortschritt nach der andern Seite hin ein Rückschritt ist, sollten die Stände trachten, ihrem Institute dadurch eine höhere Geltung und größere Wirksamkeit zu verschaffen, daß sie sich mit den andern Ständen der Monarchie in direkten Rapport setzen. Dies war doch schon in frühern Zeiten häufig der Fall; die vereinten böhmischen und mährischen pflegen noch im 17. Jahrhunderte häufig Rücksprache mit den niederösterreichischen Ständen zu nehmen; diese begaben sich als Deputation zuweilen nach Ungarn, oder verkehrten gemeinschaftlich mit den inner-österreichischen und Tyroler Ständen u. s. w. Nur durch eine Simultaneität der Gesinnung können die Stände Vertrauen und Achtung im Allgemeinen erwecken; nur diese politische Harmonie allein vermag die Schüchternen zu ermuthigen, die Lässigen anzueifern, und den Grund zu einer gediegenen parlamentarischen, übersichtlichen Verhandlung der Zeitfragen zu legen. Der sonach erlangte Vortheil wäre unberechenbar und würde die Oeffentlichkeit der Ständeverhandlungen in ganz Oesterreich zur Folge haben müssen. Denn die einige Gesinnung der Stände, von wenigstens allen deutschen Provinzen der Monarchie würde nicht blos eine zerstreute peripherische, sondern eine concrete Central-Macht bilden, die weder ignorirt werden kann noch darf, die aber, um sich selbst zu regeln, zu leiten und zu beschränken, der unbestechlichen Richterweisheit der Oeffentlichkeit, als der besten Repressiv-Censur in der Politik, überantwortet werden muß. Eben deshalb würden wir es vor Allem Andern für unumgänglich nothwendig halten, daß die Stände in kräftiger Weise auf die vollständige Veröffentlichung ihrer Verhandlungen dringen. So lange sie dieses nicht thun, kann die Nation, die außerhalb derselben steht, zu ihrem guten Willen, zu ihrer Intelli-

Digitized by Google

ganz kein Vertrauen fassen. Ob sie diese Veröffentlichung nun gleich beim ersten Anlaufe durchsetzen oder nicht, gleichviel — den Wunsch, den Willen dazu müssen sie zeigen, wenn sie nicht wollen, daß man in ganz Oesterreich glauben soll, sie befänden sich wohl bei dieser offiziellen Geheimthuerei, im Gefühle ihrer geistigen Armuth oder ihres kurzsichtigen Egoismus. Es genügt nicht, daß sie von Zeit zu Zeit die Backen voll nehmen und hie und da eine ihrer Schriften mit großem Geschrei veröffentlichen — um den Geist der Institution zu kennen, und uns hiernach mit dem ganzen Gewichte der öffentlichen Meinung auf ihre Seite oder auf die entgegengesetzte zu stellen, müssen wir Alles wissen, was im Schooße dieser Versammlungen vorgeht, was dort gethan und gesprochen wird.

2) Sollten die Stände Niederösterreichs doch endlich mehr thun, als in alten Pergamenten wühlen, in Soiréen frondiren und gelehrte Operate im Petitionsweg an die Hofkanzlei befördern. Es ist dem am 15. Juni zusammentretenden niederösterreichischen Landtag eine gute Gelegenheit geboten. Er spreche sein Wort über das letzte Anleben, gegen alle weiteren Anleben, die jetzt, nach Ausspruch der Wiener-Zeitung, à fond perdu gemacht werden, „wenn auch die fragliche Credits-Operation nicht der gebieterischen Noth" — „sondern einer wohlerwogenen Berechnung ihr Dasein zu verdanken haben sollte." Eine Kritik des Anlehens wäre sogar Pflicht der Stände, es gehört zu ihrem Ressort, wegen der vier Millionen Interessen, um welche die Steuern bei den ohnehin täglich mehr dem Monopol anheim fallenden, so theuern Zeiten erhöht werden müssen.

Das Mißtrauen gegen die Stände ist ein leicht begreifliches. Wenn man es aber aus dem Umstande erklärt, daß bei der in's Stocken gerathenen Frage der Robotablösung der Grundbesitz keine Opfer bringen will; so bedenke man anderseits, daß die Regierung ebensowenig zu Opfern entschlossen scheint. Ueberall — in Preußen, Sachsen, in Baden und Würtemberg — haben Regierung und Grundbesitz die Ablösung durch Beisteuer erleichtert. Nur bei uns soll wieder die ganze Last den Bauer treffen. Hier könnte wohl der ungarische Adel als glänzendes Beispiel aufgeführt werden. Welcher Lohn trifft jedoch die grundbesitzenden Stände? — Mißtrauen! Welchen Lohn hat die Regierung gleichfalls eingeerndtet? Unzufriedenheit!

Kann aber so Tüchtiges gefördert werden? Unmöglich! Mit dem divide et impera allein mochten die halb republikanischen Pilz-Dynastien zur Zeit des großen Florentiners ausgereicht haben; jetzt kann den großen Monarchen nur eine Vereinigung aller Kräfte helfen.

Von der Freiung.

2.

Anfangs Mai.

Erzherzog Karl. — Bankrotte und Banknoten. — Felsenthal. — Unterdrückte Bücher. — Schuselka. — Wisner.

Seit sechs Tagen hörte man von der Erkrankung des Erzherzogs Carl sprechen; er war aus einem heißen Concertsaale, nur leicht bekleidet, hinausgetreten und zog sich eine Erkältung zu, in deren Folge sich eine Unterleibsentzündung

Digitized by Google

entwickelte. Gestern erreichte den glorreichen Asternsieger der Tod. Ein glänzender Mann der Geschichte, ein trefflicher Charakter, wie Oesterreich deren nur wenige aufgewiesen hat, wird nun, wenn seine tief trauernden Söhne zusammenberufen sein werden, begraben. Uns hat es schmerzlich berührt, bei diesem Anlasse wieder zu sehen, wie wenig historisches Bewußtsein in den Oesterreichern lebt. Die Kunde vom Erkranken eines Helden, mit dem ihr eigenes Schicksal so eng verknüpft war, gelangt in's Publikum, und nur einzelne Zeichen tiefergreifender Theilnahme werden laut. Man nahm eben das Factum, wie die Neugierde einer Stadtbegebenheit sich bemächtigt, auf. Die Zeitungen Europa's werden sich nun mit Nekrologen über den Hingeschiedenen füllen und so genüge es vorläufig hier nur seinen Geburtstag und vollständigen Namen zu setzen: Carl Ludwig Johann Joseph Laurentius, war am 5. September 1771 zu Florenz geboren. —

Die fortgesetzten Störungen in der Handelswelt und in unserem Finanzwesen, wie sehr auch die Augsburger Allgem. Zeitung letzthin so schönrednerisch sie in Schutz zu nehmen sich bemühte, dauern ungeachtet dessen fort. — Man war darauf bedacht ein neues Bankrottgesetz zu entwerfen, welches schon in den nächsten Tagen in's Leben treten soll, um den vorkommenden trügerischen Bankrotten möglichst entgegen zu wirken. Auch haben wir neue Banknoten zu erwarten, bei welchen drei Farben so in einanderfließen und sich doch abscheiden werden, daß eine Fälschung kaum möglich ist. Die jetzt im Course begriffenen Banknoten haben zu zahlreichen Falsificationen Anlaß gegeben und die Nationalbank mußte fortgesetzt Agenten, welche Fälschungen entdeckten oder aufspürten, belohnen; so erhielt unter andern der Commissär Felsenthal für die Entdeckung der Ritter von Boerschen Banknotenfabrikation eine Belohnung von 10,000 Fl. Conv.-M. Es ist dies einer der scharfsinnigsten und zugleich humansten Agenten der österreichischen Sicherheitsbehörde (vulgo Polizei). Seine Memoiren, mit deren Abfassung er beschäftigt sein soll, werden, falls er Talent zur Darstellung besitzt, nicht minder als die Mystères von Paris gelesen werden. Jedenfalls werden sie einen tiefen Einblick in das innerste Sittenleben unserer Residenz gewähren. Es ist erstaunlich, wie wenig das innere Leben der Residenz ausgebeutet ist und selbst in wissenschaftlicher Beziehung ist uns so eben ein Werk entzogen worden, indem es der Autor nach jahrelangen Bemühungen endlich als Manuscript, das zum Drucke nicht gestattet ist, zurückerhalten. Es ist dies eine Criminalstatistik Wiens, welche vom Freiherrn von Somaruga schon vor Jahren verfaßt und deren Widmung der Chef der obersten Justiz, Graf vom Taafe, angenommen hatte, welches aber durch die Polizeihofstelle nun unterdrückt wurde. Sie können begreifen, daß ein k. k. Angestellter, ein der Aristokratie angehöriger Schriftsteller, der sein Werk der Censur übergibt, keinerlei Revolution predigt. Jedes unterdrückte Buch in Oesterreich erscheint früher oder später in ganz anderer Form und Sprachweise im Auslande, wenn auch nicht von dem ursprünglichen Verfasser. Was ist nun mit diesem Unterdrücken gewonnen? Wird nicht das Gegentheil von dem damit erzielt, was man beabsichtigte?

Der tüchtige und charaktervolle Schriftsteller Wiesner, der seinen österreichischen Patriotismus gegen Tengobersky, den russisch-österreichischen Beamten, un-

Digitized by Google

angenehm genug büßen mußte, hat Wien dieser Tage verlassen. Den Antrag einer bedeutenden seit wenigen Jahren sich hervorhebenden Corporation, für sie gegen einen bedeutenden jährlichen Gehalt durch die deutsche Presse zu wirken, wies er entschieden zurück, was um so ehrenhafter ist, als er keinerlei Vermögen besitzt und nicht mehr jung genug ist, um leichtsinnig sich den Wechselfällen eines deutschen Schriftstellers preis zu geben. Wie vielen „Verdruß" hätten sich doch die Herren erspart, wenn sie z. B. Schuselka, der vor Jahren die Concession zu einer politisch-periodischen Schrift wünschte, eine solche gegeben hätten, und welchen Vortheil hätten sie aus seinem Wissen und seiner Feder schöpfen können.

0 — 0.

3.

Künstlerische Nothsignale*).

Wenn wir schon in der bekannten „Petition der österreichischen Schriftsteller" ein für uns höchst wichtiges Moment, das der Bildercensur mit Bedauern vermißten, so drängen uns in neuerer Zeit die Umstände um so mehr, jene geistige Nationalpetition, das leider ohne Erfolg zu bleiben scheint, von Seite der Künstlerinteressen zu ergänzen.

In Oesterreich unterliegt bekanntlich jede öffentliche Ausstellung von Kunstwerken, von der jährlichen großen Wiener Kunstausstellung angefangen bis hinunter zum Auslagskasten des kleinsten Kunstkrämers in der Provinz der Beurtheilung und Aufsicht der Censurbehörde, gegen welche Maßregel wir bei dem häufigen Vorkommen sittenloser Bilder keine Einwendung machen können, außer die, daß jene Aufsicht nicht in gleichem Grade auf die so oft obscönen Kunstsachen französischen Ursprungs ausgedehnt wird. Ganz anders jedoch verhält es sich mit Kunstwerken höherer Intention. Die Hyperüberwachung solcher Kunst halten wir für eine dem Künstler eben so unerträgliche als unbegreifliche absichtliche Hemmung und Unterdrückung vaterländischer Kunst. — Welche fatale Rolle der Historienmaler schon überhaupt in einem Staate spielt, wo Industrie der Nationaltempel ist und wo es wohl viel Komödie- und Musik- aber nicht das geringste Kunstmäcenat gibt, wird Jeder ermessen, der da weis, daß der Historienmaler ohne Unterstützung und mit Unterdrückung eine Unmöglichkeit ist. Die Anzahl der jährlich in Wien durch die Verhältnisse (das ärgste Wort, das bei uns gedruckt werden darf) zu Grunde gehenden Kunsttalente nun ist groß genug, um endlich einmal für sie ein lautes Wort zu erheben, zumal, wenn der Sprecher zugleich ein Cicero pro domo sein muß. Was nützt auch das ewige Luftfechten in allgemeinen Sätzen, es muß einer der erste sein, der individuell spricht. Also ich. Ich habe in dem kurzen Zeitraume meines bisherigen künstlerischen Wirkens

*) Unsere Leser werden die Gedankensprünge und logische Lücken dieses Aufsatzes, um dessen Aufnahme der einsendende Künstler uns dringend ersucht, freundlichst entschuldigen, da es sich hier nicht darum handelt, einen stylistisch und literarisch abgerundeten Artikel zu liefern. D. R.

Digitized by Google

bereits zu wiederholten Malen Anstoß gelitten, ich bin in der Ausübung meines ruhigen, rein auf die Aufgabe der Kunst hinauslaufenden Strebens, ich bin in der Begründung meiner Existenz und Zukunft gehindert worden! — und dieses ist's, was mich hier nöthigt, mich und meine Kunstgenossen vor der Welt zu rechtfertigen, indem ich beweise, wie etwelche Herren, deren Geiste unsere Kunst anvertraut ist, die Sachen der wirklichen Kunst offenbar weder begreifen, noch begreifen wollen.

Nach der Lage der Dinge ist die Vervielfältigung durch den Kupferstich der einzige größere Gewinn, den der deutsche Maler mit Zuversicht aus einem Historienbild zieht. Einzelne Stellen eines Historienbildes aber können nie und nimmer gestrichen werden, ohne das Ganze gradezu aufzuheben. Dem Schriftsteller wird die Lücke im Text wenigstens äußerlich vom Setzer durch Zusammenrücken der Zeilen ausgefüllt; nicht so duldet's eine künstlerische Composition eine Figur durch irgend eine beliebige andere zu ersetzen, oder den Fleck leer zu lassen. Doch dies Alles wären nur Kleinigkeiten: ich will blos von der Hauptsache reden. Keine Kunst ohne Nationalität! — Welcher vernünftiger Mensch wird es dem Künstler verargen, wenn dieser zum Vorwurfe seiner Kunst die Geschichte seines Vaterlandes wählt? — Und doch! — So sehr wir alle Tendenzkunst verachten und vermeiden, so sehr verwahren wir uns ein für alle Mal vor jeden korrigirenden Dareinreden in unsere historischen Stoffe, die der ruhigen Vergangenheit angehören und über die die Acten längst geschlossen sind. Der Geschichtsmaler ist Geschichtsschreiber, und die Weltgeschichte ist das Weltgericht. So denke ich z. B. ist die Darstellung eines für die individuelle Meinung zu Tode gehenden Mannes heutzutage eben kein Stoff, der so ferne liegt. Nach einem zwei Jahre langen unter den größten Entbehrungen durchgekämpften und, (ich sage es jetzt nicht ohne Stolz) ohne Mäcen fortgesetzten Bemühen entstand mein großes Oehlgemälde Hieronimus von Prag (auf seinem Wege zum Scheiterhaufen, kniet betend nieder an der Stelle, wo sein Freund Huß verbrannt wurde) dieses mein Bild darf weder ausgestellt, noch lithographirt, noch angezeigt werden —!!! Ich frage jetzt, doch nein, ich frage Nichts mehr; ich hoffe blos, man wird im Auslande einsehen, daß bei uns in Oesterreich eine historische Kunst, nicht nur durch die Schuld der Künstler unmöglich ist. Resumé: Es stehen hier dem Künstler drei Wege offen, entweder dem Vaterlande oder der Kunst adieu zu sagen, oder — — —.

Da man jedoch die Hoffnung nicht ganz aufgeben soll, so bin ich also so frei, im Angesichte Deutschlands um baldige bedeutende Erleichterung in Sachen der Bildercensur für uns Alle ganz ergebenst und gehorsamst aber dringendst zu bitten und jene „Petition" zu ergänzen.

Wien, den 4. April 1847.

Wenz. Siegländer, Historienmaler.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Ein deutscher Postcongreß und Postverein.

I.

Die gegenwärtige Verwirrung.

Ueber die Bildung eines gemeinsamen deutschen Postvereines zu schreiben, wäre vor einem Decennium noch eine ziemlich verlorene Arbeit gewesen. Nur ein sehr geringer Theil des Publikums hätte sich die Mühe gegeben, die dafür gemachten Vorschläge zu prüfen, die bei weitem größere Menge aber und besonders fast alle Postbeamten selbst hätten sie von vorneherein als eine bloße Chimäre betrachtet. Jetzt aber ist man so ziemlich allgemein von der Nothwendigkeit eines solchen gemeinsamen Vereines durchdrungen; zu wiederholten Malen haben unsere Zeitungen es verkündet, ein solcher Postcongreß, den alle Bundesstaaten beschicken, um dort über die Vereinigung des deutschen Postwesens zu berathen, würde noch in diesem Jahre in Dresden oder München stattfinden. Wenn wir nun auch nicht leugnen können, einen gegründeten Zweifel an der Bestimmtheit dieser Nachricht und namentlich des von ihr gegebenen kurzen Termines bis jetzt zu hegen, so sind wir doch überzeugt, daß ein solcher Postcongreß über kurz oder lang sich versammeln und daß er einen gemeinsamen Verein zu Stande bringen werde. Schon daß diese Nachricht so oft und wiederholt in unseren Zeitungen auftaucht, daß sie fast niemals ernstlich widerlegt, wohl aber von allen Seiten eifrig gelesen und gern geglaubt wird, ist uns ein sicheres Zeichen, daß die öffentliche Meinung in ganz Deutschland sich dafür erklärt habe. Ist dies aber geschehen, so wird und muß er selbst auch zu Stande kommen, denn der öffentlichen Meinung vermag sich nichts zu widersetzen.

Unser Postwesen fast in ganz Deutschland ist für alle unsere Verhältnisse nicht mehr passend. Wenn es sich auch in manchen einzelnen Staaten, durch sehr große Ordnung in der Verwaltung, durch Sicherheit und Bequemlichkeit für das Publikum auszeichnet, wenn auch die abgesonderten Verwaltungen sich bemühen durch billige Taxgesetze, durch vielfache Verbindungen, durch wohlfeile Preise und bequeme Wagen bei der Personen-Beförderung möglichst alle nicht unmäßigen Wünsche zu erfüllen, so steht dies Alles doch

Digitized by Google

immer nur vereinzelt da und hat wohl großen Werth für die nächste Umgebung, aber nur sehr geringen für das gesammte Deutschland. Es fehlt unserem Postwesen die Einheit, und so lange diese mangelt, helfen alle anderen Verbesserungen nur sehr wenig. Darum ist das Postwesen Frankreichs, Englands, Oesterreichs, ja selbst Rußlands in der Hauptsache besser und den Bedürfnissen des Publikums viel entsprechender, als das unserer einzelnen deutschen Staaten. Besonders je kleiner diese sind, desto weniger werden alle einzelnen Verbesserungen fruchten, denn sie werden immer für sich isolirt dastehen und nach wenigen Meilen schon aufhören; und darum grade ist diesen vor allem Andern ein gemeinsamer Postverein ein so dringendes Bedürfniß. Wir leben in einer Zeit, wo sich das Bedürfniß nach immer größerer Vereinigung aller verschiedenen deutschen Staaten stets dringender herausstellt. Vieles haben wir in den letzten 15 Jahren schon hierin geleistet; dies wollen wir dankbar anerkennen, aber uns dabei auch nicht verhehlen, daß noch unendlich viel hierin zu thun übrig bleibt, und große früher geschehene Versäumnisse noch nachzuholen sind. Wir haben jetzt eine so ziemlich gemeinsame Militärverfassung in ganz Deutschland, und wie unser Wehrsystem dadurch an innerer Stärke gewonnen hat, ist allgemein erkannt; ein gemeinsamer Zollverein umfaßt einen sehr bedeutenden Theil unserer deutschen Brüder, und Alle, welche von demselben umschlungen sind, fühlen sich trotz mancherlei kleiner Inconvenienzen und verschiedener Ansichten in Nebendingen doch dadurch befriedigt und halten denselben für einen der größten Fortschritte, die Deutschland noch in unserm Jahrhundert gemacht; wir arbeiten auf einen allgemeinen Münz-, Maaß- und Gewichtverein, und werden denselben hoffentlich auch in nicht zu fernen Zeiten erhalten. Gemeinsame Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe, Aerzte, Sprachforscher, Naturforscher u. s. w. sehen wir alljährlich in den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes sich versammeln; gemeinsame Sängerfeste lassen ihre Chöre fast an allen deutschen Strömen oder Bergen erschallen, überall dieser Drang nach Gemeinschaftlichkeit, dies Bemühen, die früheren Lücken hierin auszufüllen, und unser Postwesen sollten wir hierbei übersehen, hier sollte sich nicht das allseitige Begehren nach dessen Vereinigung regen? Grade dies ist von allen Zweigen der Staatsverwaltung auf die größte Vereinigung angewiesen. Sein Wirken bleibt nicht innerhalb der Grenzen des eigenen Landes, sondern dehnt sich über alle civilisirten Gegenden der Erde aus, deren Verbindung ja mit sein Hauptzweck ist. Der Brief, der an einem Orte der Post übergeben, geht oft durch 20 verschiedene Staaten, bevor er sein Ziel erreicht; der Reisende im Postwagen berührt oft an einem einzigen Tage mehrere

Digitized by Google

Grenzen. Welche Verwirrung herrscht aber jetzt noch oft dabei, welche ganz unnöthige Plackereien aller Art werden dadurch hervorgerufen? Jeder Staat fast, mag sein Gebiet auch noch so klein sein, hat durch seine besondere Postgesetzgebung, geht von ganz verschiedenen Prinzipien in der Haupt- wie in der Nebensache dabei aus, wendet dabei ganz andere Behandlung der seinen Posten anvertrauten Briefen, Päckereien und Personen an. Ja wirklich es scheint oft, als sei eine Art Eifersüchtelei, die auf den Nachbar neidisch und schon deshalb etwas Gutes nicht angenommen, grade weil es von diesem gekommen, bei diesen verschiedenen Postgesetzgebungen mit im Spiel gewesen, so ganz verschieden von einander sind dieselben oft in benachbarten kleinen Staaten. Welche Verwirrung bringt dies nicht in dem ganzen gegenseitigen Verkehr hervor, wie werden sowohl die armen Postbeamten selbst, die zwischen diesen verschiedensten Verordnungen sich herausfinden sollen, dadurch gequält, als auch das Publikum in hohem Grade benachtheiligt. Nirgends fast wird man gleiche Grundsätze bei Regulirung der Taxen für Briefe und Packete, gleiche Bestimmung über Schwere der Fahrpostgegenstände, über die Garantie bei denselben, über ihre Verpackung und Werthdeclaration, und bis wie weit sie nach Fahrpost- oder Schnellpost-Portosätzen berechnet werden dürfen, und über alle derartigen Sachen, die, so unbedeutend sie auch scheinen, doch für das ganze Postwesen von großer Wichtigkeit sind, vorfinden. Man kann daher sicher darauf rechnen, daß fast kein Postbeamter im Stande ist ein Packet oder eine Geldsendung, besonders wenn diese vielleicht aus Gold- oder Silbermünzen zusammengepackt, welche auf einer größeren Entfernung durch verschiedene Postgebiete gehen muß, gleich bei der etwaigen Frankirung am Aufgabeort sicher zu berechnen. Sollte er dies wollen, so muß er dazu solche Stöße von Verordnungen und Taxen durchstudiren, so viel rechnen und reduziren, daß er bei nur einigermaßen lebhaftem Verkehr ganz unmöglich Zeit dazu hat. Er muß sich daher so gut zu helfen suchen wie er kann und riskiren entweder dem Absender zu viel Porto abzunehmen, oder wenn er ihm zu wenig abgenommen hat, auf die Gefälligkeit seiner Collegen in anderen Staaten, die bei ähnlichen derartigen Fällen dann auch wieder ein Gleiches von ihm fordern und deshalb nicht genau nachtaxiren, verlassen, oder sich später von dem ihm bekannten Absender das Fehlende nachfordern lassen, oder dasselbe auch aus eigener Kasse ersetzen. Eins von allen diesem wird bei einer frankirten Packet- oder Geldsendung, die über mehrere Staaten geht, fast immer geschehen, und wenn einmal das richtige Porto dafür gleich anfangs wahrgenommen werden sollte, so ist dies nur Sache des Zufalles. Man sende uns eine gleiche

Digitized by Google

Summe oder ein gleichschweres Packet hin und wieder zurück, von und nach gleichem Ort, und man wird bei größerer Entfernung unter 100 Malen, gewiß 90 Mal verschiedenes Porto für die sonst doch ganz gleiche Sendung zahlen müssen. Denn der eine Staat bestimmt, daß die Progression des Geldporto's von zehn zu zehn Thalern oder Gulden steige, der andere wieder von 25 bis 25; der verbietet die Verpackung von Gold und Silber, der andere gestattet sie wieder; dieser läßt ermäßigtes Fahrpostporto eintreten, wenn Briefe mit Acten so und so schwer sind, der andere wieder nicht, sobald nicht die Declaration des Werthes auf der Adresse angegeben ist oder fünf Siegel darauf gesetzt sind, und so bestehen in allen diesen Sachen tausendfache Verschiedenheiten bei den getrennten größeren und kleineren Staaten Deutschlands. Wie kann man also einem Postbeamten, und sei er auch der routinirteste in seinem Fache, zumuthen, daß er alle diese Bestimmungen im Kopfe wisse, ja sich sogar rasch im Augenblicke, wie es ja bei der Abfertigung des Publikums am Schalter nothwendig ist, das Richtige daraus entnehme. Werden diese armen geplagten Menschen doch schon so genugsam mit der Unmasse von Verordnungen aller Art, die sich auf die postalischen Verhältnisse des eigenen Landes beziehen, gequält, als daß man noch von ihnen erwarten könnte, sie sollten Gleiches von allen übrigen 34 Bundesstaaten wissen. Schon bei bloßen Briefen, die nur etwas schwer sind, tritt eine bedeutende Schwierigkeit bei ihrer richtigen Taxirung ein, und fast alle Postanstalten Deutschlands begehen hierbei täglich unzählige Verstöße.

Jeder Postbeamte, der offenherzig ist, wird uns in allen diesen Behauptungen Recht geben müssen, denn wir sprechen hier aus eigener Erfahrung, da wir, um das Postwesen genau kennen zu lernen, fast zwei Jahre bei einem preußischen Postamte und dann bei einem Grenz- und auch einem Ober-Postamte eines norddeutschen Staates praktizirten und nun schon in mehrjährigen Reisen durch alle Gegenden Deutschlands hinreichend Gelegenheit haben, uns von den verschiedenen Zuständen unseres Postwesens, durch eigene Anschauung, zu unterrichten. Auch die verschiedenen Postverträge, welche bisweilen die einzelnen Staaten mit einander abgeschlossen haben, um sich möglichst viel gegenseitige Correspondenz zuzuführen, erhöhen noch bedeutend diese Verwirrung. Welche Umwege muß dadurch oft ein armer Brief machen, um endlich das gewünschte Ziel zu erreichen. Jeder Staat bemüht sich, ihn so lange wie möglich in seinem eigenen Gebiete zu behalten, um ja so viel Porto wie nur irgend thunlich davon zu bekommen, und ihn dann der durch Vertrag befreundeten Postverwaltung zuzuführen, unbekümmert, ob noch so große Umwege dadurch entstehen und Zeitverluste her-

Digitized by Google

beigeführt werden. So kann man z. B. annehmen, daß, wenn man in Stuttgart einen Brief nach Schwerin in Mecklenburg aufgibt, die taxische, dortige Postverwaltung denselben über die taxischen Ober-Postämter in Frankfurt und Hamburg spedirt, um bis so lange das ganze Porto dafür zu behalten, obgleich derselbe über Erfurt und Magdeburg gewiß 1½ Tag früher ankommen würde. Umgekehrt aber wird das Ober-Postamt in Schwerin einen Brief nach Stuttgart den zwar rascheren, aber auch schwereren Weg durch Preußen nehmen lassen, da Mecklenburg einen derartigen Postvertrag mit Preußen abgeschlossen hat, und so geht es, mehr oder weniger auffallend, sehr häufig. Freilich wundert sich dann das Publikum mit Recht, wenn es in einer Woche so viel und in der zweiten Woche wieder anders für einen gleichen Brief bezahlen muß. Diese Verwirrung, die in unserm deutschen Postwesen als nothgedrungene Folge seiner Zersplitterung herrscht und von der wir nur hier einige wenige Beispiele angeführt haben, tritt aber immer auffallender hervor. Je mehr die anderweitigen trefflichen Communicationsmittel, besonders die Eisenbahnen das Reisen erleichtern, je stärker der allgemeine Verkehr der deutschen Staaten unter einander zunimmt und eine immer vermehrtere Correspondenz auch in entferntere Gegenden bewirkt, desto empfindlicher fühlt man natürlich, wie weit unser jetziges Postwesen in vieler Beziehung hinter den Anforderungen unserer Zeit zurückgeblieben ist. Je kleiner der Staat ist, je mehr also seine Correspondenz über die Grenzen desselben hinausgehen wird, desto stärker wird er von dieser Verwirrung getroffen. Der Bewohner eines größeren Reiches spürt natürlich am wenigsten davon. Im Allgemeinen wird seine Correspondenz die Grenzen des eigenen Landes nicht überschreiten, da diese ihm ja einen so viel weiteren Spielraum für dieselbe gewähren. Er wird also weit häufiger und mit seiner eigenen Postverwaltung zu thun haben, und wenn diese so lobenswerthe Bestimmungen enthält wie es z. B. in Oesterreich bei den Bestimmungen über das Porto der Briefe der Fall ist, weit weniger gerechte Klage über den jetzigen Zustand unseres Postwesens im Allgemeinen führen können. Nur in so weit er durch seine Correspondenz mit andern deutschen Staaten zu thun hat, wird auch er von dieser Ungleichheit mit getroffen, welche mit den andern Ländern in Correspondenz stehen. Wie nimmt aber auch die Zahl dieser selbst in den größern deutschen Staaten von Jahr zu Jahr immer mehr zu, wie muß also auch dort der Wunsch nach einer Veränderung hierin immer allgemeiner und dringender werden. Wenn wir nun bisher die Unbefriedigtheit mit unseren jetzigen postalischen Einrichtungen in Deutschland, wie wir hoffen, genügend dargethan haben, so frägt es sich,

Digitized by Google

auf welche Weiſe demſelben am Leichteſten und Sicherſten abzuhelfen wäre? Und nun kommen wir auf die Nothwendigkeit eines allgemeinen deutſchen Poſtcongreſſes und dereinſtigen Poſtvereines, denn aus voller Ueberzeugung ſprechen wir es aus, dieſer nur allein vermag die jetzige Verwirrung zu löſen und von ihm können wir einen befriedigenden Zuſtand hierin erwarten. Ohne zu ſehr in das einzelne Detail einzugehen, was am Ende nur den Poſtbeamten von Fach intereſſiren könnte, ja was oft ihm nur allein verſtändlich ſein würde, wollen wir jetzt möglichſt zuſammengedrängt unſere Anſichten über die Arbeiten eines ſolchen Congreſſes und die Hauptbeſtimmungen des Vereines ſelbſt hier wiederzugeben verſuchen.

Digitized by Google

Erzherzog Karl.

Vom franzöſiſchen Geſichtspunkt *).

„Dieſer Prinz erfreute ſich eines verdienten Ruhms, der von Jahr zu Jahr gewachſen iſt und dem ich gern Huldigung zolle. Er beſaß die hervorragenden Eigenſchaften, die den großen Feldherrn machen, und würde ohne Zweifel der erſte Feldherr ſeiner Epoche geweſen ſein, wenn ihm das Glück nicht Hinderniſſe in den Weg gelegt hätte, die er mit all' ſeinen Talenten nicht überwinden konnte." **Napoleon.**

Es ſind heute 50 Jahre, daß zwei Feldherren, feindlichen Mächten angehörig, in derſelben Zeit, der eine in Italien, der andere in Deutſchland auf eine glänzende Weiſe zuerſt auftraten. Gegen das Ende des Jahres 1796 heftete ganz Europa ſeine Augen auf dieſe beiden Nebenbuhler, von denen der ältere kaum 27 Jahre alt war. Der eine hatte in Einem Feldzug mit 30,000 Franzoſen ganz Italien erobert, der andere, ein junger Prinz von 25 Jahren, hatte Oeſterreich von der größten Gefahr errettet, die ihm bis dahin gedroht hatte. Durch die Geſchicklichkeit ſeiner Bewegungen hatte er zwei franzöſiſche Armeen von der Donau verdrängt, Jourdan geſchlagen, den Sieger von Fleurus beſiegt, und Moreau zu dem berühmten Rückzug gezwungen, der dem Sieger um ſo größeren Ruhm einernten mußte. — Wenn Frankreich zu dieſer Zeit nicht genug Lorbeer finden konnte, den Sieger Colli's, Beaulieu's zu kränzen, ſo erklärte Oeſterreich nach den Worten Moreau's ſeinen Erzherzog für den erſten Feldherrn des Jahrhunderts, für den würdigen Erben des Prinz Eugen. Von dieſen beiden jungen Helden hat der eine die Erwartungen erfüllt, die ſein erſtes Auftreten erregte, denn es war Napoleon; der andere, minder glücklich als verdienſtreich, durch untergeordnete Hinderniſſe in ſeiner Laufbahn gehemmt, ſah ſeinen Ruhm von dem ſeines Rivals verſchattet; und dennoch ſind die Unglücksfälle des Erzherzogs Karl durch ſo mächtiges Talent ausgezeichnet und mit einer hinlänglichen Zahl von Siegen begleitet, um ihm den verdienten Ruf des größten Feldherrn zu verſchaffen, den Europa uns während eines 25jährigen Kampfes hat entgegenſetzen können. Als, entmuthigt durch zahlreiche Intriguen, durch Bedrückungen von Seiten der Bureaukratie, Prinz Carl ſich endlich von ſeiner Laufbahn zurückzog, ſahen Andere Napoleon, erſchöpft durch

*) Les contemporains illustres, par un homme de rien. (Kommenv.)

Digitized by Google

den Sieg und verlassen vom Glück, unter der Wucht ihrer vereinigten Streiche fallen; aus ihrem Glück machten sie ihren Ruhm. Der Erzherzog allein hat die Ehre gehabt, unter gleichen Verhältnissen einige der berühmtesten Feldherrn des Kaisers zu besiegen, und zuweilen mit Erfolg, immer mit Unerschrockenheit, dem Kaiser selbst zu widerstehen (!), in allem Glanz seiner Macht und seines Ruhms.

Karl Ludwig von Lothringen, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Teschen ꝛc., Generalfeldmarschall des Reichs, Sohn Leopold II. und Bruder Franz I., Oheim des jetzt regierenden Kaisers, wurde geboren zu Wien den 5. Sptbr. 1771. Der junge Prinz erhielt jene sorgfältige Erziehung, die den Gliedern der kaiserlichen Familie zu geben zu den Traditionen der österreichischen Monarchie gehört *). Er studirte die Kriegskunst unter Bellegarde, der den Ruf hatte, der größte Taktiker des Reichs zu sein; aber der Schüler vergaß bald die veraltete Schule der Routine gegenüber von Generalen, die sich unmittelbar von ihrem Genie inspiriren ließen. Er war kaum 21 Jahr alt, als sich die Coalition zwischen Oesterreich und Preußen bildete, und als ihm der Auftrag wurde, die Avantgarde der österreichischen Armee unter dem Prinzen Coburg zu commandiren **). Während dieses ganzen Feldzugs bewies er einen großen

*) Der Geburtsort des Erzherzogs war Florenz. Unter den Lehrern, welche den meisten Einfluß auf sein jugendliches Gemüth ausübten, zeichnete sich der Jesuit Graf Hohenwart aus. Schon in seiner frühesten Jugend wurde der Erzherzog in politische Verhältnisse verstrickt. In dem belgischen Aufstande von 1790 wurde er von der gemäßigten Partei der Rebellen, die sich vor der Anarchie scheuten, zum Erbsouverain und Großherzog Belgiens ausgerufen und nach Beilegung des Aufstandes in der That vom Kaiser zum künftigen Generalstatthalter bestimmt und nach Brüssel geschickt, um dort seine weitere Ausbildung zu erhalten. Er blieb daselbst bis zur Schlacht von Jemappe.

**) Schon in seiner Theilnahme an den Revolutionskriegen seit 1793 finden wir viel Rühmliches vom Erzherzoge aufgezeichnet. Im Treffen bei Aldenhoven rief er seinen Soldaten zu: „Die Franzosen glauben unüberwindlich zu sein; zeigt euch als Männer, als brave Wallonen und jagt sie zum Teufel!“ Glänzend war seine Tapferkeit in der Schlacht bei Neerwinden. Bei seinem siegreichen Einzug in Brüssel (1793) wurde er nun wirklich zum Generalstatthalter der Niederlande ernannt. Diese Stellung war theils wegen der inneren Parteiungen, theils wegen der bedenklichen Lage nach Außen hin höchst mißlich. Das große Vertrauen, welches Karl durch seine Persönlichkeit erweckte, unterstützte ihn unter diesen Umständen. Die Staaten nannten ihn in einem Schreiben an den Kaiser (17. Aug. 1793) den Schutzgeist der Belgier. So konnte das Gouvernement den Ständen wieder einen Beweis des Vertrauens geben, indem sie eine Nationalbewaffnung anordnete. Der Erzherzog hielt mit Entschiedenheit auf die gewissenhafte Beobachtung der joyeuse entrée, des Nationalrechts der Belgier. In der Schlacht bei Landrecies zeichnete er sich so aus, daß ihn der Kaiser zum Generalfeldzeugmeister ernannte. Ebenso in der Schlacht bei Fleurus.

Digitized by Google

Muth, und zeichnete sich vorzüglich in der Schlacht von Neerwinden aus, wo Dumouriez besiegt und Belgien durch eine einzige Schlacht wieder erobert wurde. In Folge dieses Sieges wurde der Erzherzog zum Großkreuz des Maria-Theresienordens und zum Statthalter der Niederlande ernannt*). In dem folgenden Feldzug, als Preußen sich von der Coalition zurückzog und Oesterreich mit seinen Hülfsquellen und den englischen Subsidien allein den Krieg fortsetzen mußte, unterstützte der Prinz mit Talent und Unerschrockenheit die zuweilen erfolgreichen Operationen des General Clerfayt**). Nach vergeblichen Anstrengungen, durch die Vermittelung Preußens den Frieden zu erhalten, entschloß sich das Directorium, bei Eröffnung des Feldzugs von 1796 einen großen Schlag zu führen. Die Operationen der drei großen französischen Armeen, unter Moreau, Jourdan und Bonaparte, sollten sich zu Einem System verbinden. Die Armee von der Sambre und Maas sollte ihren rechten Flügel auf den Rhein stützen, während ihr linker in Deutsch-

*) Das Jahr 1795 brachte Karl in Wien zu, wo er sich, namentlich unter der Leitung des Generals Lindenau, mit dem Studium der Kriegswissenschaften beschäftigte. Durch kaiserliches Hofdekret wurde ihm den 21. Februar 1796 an Clerfayt's Stelle der Oberbefehl der Armee am Niederrhein übertragen, mit der Würde eines Reichs-Generalfeldmarschall.

**) Eine Stelle aus dem Tagesbefehl vom 30. Mai 1796 ist auch für unsere Zeit von Interesse. „Die Herren Generale werden sich angelegen sein lassen, bei ihren Truppen jene allgemeine Ergebenheit zu ihren Pflichten durch lebhafte Empfindungen der Vaterlandsliebe und durch edlen Drang nach Ruhm und Achtung zu erhöhen; sie werden Sorge tragen, sie vor jenem Schwindelgeiste der Zeit zu bewahren, der die öffentliche Meinung verführt und die Bande der Gesellschaft auflöst; sie werden nicht dulden, daß einzelne Glieder durch unvorsichtige Reden, unreifen Tadel, politische Schmähsucht, die standhafte Beharrlichkeit des Körpers untergraben; sie werden den Kern des deutschen Volkes in dem festen Bewußtsein und in dem warmen Gefühl für unsere gerechte Sache erhalten. — Wir kämpfen um Alles, was uns theuer ist, um Glauben, Regierungsform, Eigenthum, politische echte Freiheit, Ordnung und Gesetze, gegen die Anfälle eines Volks, das alle Bande der Gesellschaft mit Füßen tritt, alle Begriffe und alle Besitzungen zerstört und ohne Treue, ohne Glauben, ohne Pflicht und ohne Gewissen die ganze Menschheit in das Verderben reißen will. Wir verfechten die Rechte gebildeter Nationen; Deutschland hat uns die Sorge für sein Wohl und für seine Erhaltung anvertraut; dieser großen Erwartung müssen wir entsprechen." — Von Interesse, aber nicht gerade erhebend, ist die Stellung des Feldherrn zu den Reichsständen, von deren Bereitwilligkeit er bis auf einen gewissen Grad abhängig war und die durch Verfolgung ihrer partikulären Interessen allen gemeinsamen Maßregeln widerstrebten. Von ihrem Standpunkt aus konnte man ihnen das nicht verdenken, aber daraus sieht man eben, wie die Auflösung eines solchen Verhältnisses geschichtliche Nothwendigkeit war.

land vorrücken, sich aber immer auf der Höhe des linken Flügels der Rheinarmee halten sollte. Das Centrum und der rechte Flügel dieses zweiten Corps sollte in Schwaben vordringen bis zu den Tyroler Alpen, um sich von da aus mit der italienischen Armee zu vereinigen, und so dem Kaiser in seiner eigenen Hauptstadt den Frieden zu dictiren.

Oesterreich sah die Gefahr und rüstete sich; während Wurmser mit Verstärkungen nach Italien geschickt wurde, erhielt der junge Erzherzog das Generalcommando der deutschen Armee.

Wer die Operationen dieses schönen Rheinfeldzuges genauer kennen lernen will, findet die Details in einem Werk des Erzherzogs selbst, in den Memoiren von Jomini, und in Thiers; ich begnüge mich hier mit einer Skizze. Die beiden Heere waren ziemlich gleich stark, auf jeder Seite etwa 150,000 Mann. Die Franzosen hatten zwei ausgezeichnete Generale, aber sie agirten abgesondert und in einer großen Entfernung von einander. Jourdan drang über Düsseldorf in Deutschland ein, Moreau über Haßberg, die beiden österreichischen Armeen wichen anfänglich. Nach einer langen Reihe von Kämpfen drang Moreau über die Donau in Baiern ein. Der Zweck des Erzherzogs, indem er sich auf die Donau lehnte, war sich zu concentriren, um auf jede einzelne der beiden Armeen mit überlegener Masse einwirken zu können. Indeß bemühte sich Jourdan, Wartensleben nach Böhmen zu drängen; dieser war auf dem Punkt, diese falsche Bewegung zu machen, als plötzlich der Erzherzog, nachdem er Moreau die mörderische Schlacht bei Neresheim geliefert und General Latour mit 36,000 Mann zu seiner Beobachtung zurückgelassen hatte, sich schnell mit 25,000 Mann dem Wartensleben'schen Corps näherte, sich mit ihm vereinigte, und gemeinschaftlich auf Jourdan eindrang. Dieser suchte zu entkommen, aber er wurde (24. August) ereilt, auf verschiedenen Punkten zugleich angegriffen und völlig geschlagen. Bei Würzburg suchte er seine zerstreuten Truppen zu sammeln, aber der Erzherzog folgte ihm auf dem Fuße, und griff ihn (3. September) von Neuem an. Der linke Flügel der Oesterreicher wurde anfangs zurückgeschlagen, aber der Erzherzog schickt Wartensleben über den Main, um den Franzosen von da in den Rücken zu fallen. Vier und zwanzig Escadronen österreichischer Cürassiere durchschwammen den Main, und unterstützt von acht Grenadierbataillonen, zwangen sie die Franzosen zu wilder Flucht. So wurde Jourdan, nachdem er während eines Vierteljahres Wartensleben bis an die böhmische Grenze gedrängt hatte, seinerseits durch die kühne Wendung des Erzherzogs, in 25 Tagen von der böhmischen Grenze bis unter die Mauern von Düsseldorf zurückgetrieben.

Digitized by Google

Das Unternehmen war gefährlich, denn Moreau hätte seinerseits eine ähnliche Wendung machen, und den Erzherzog in die größte Gefahr bringen können. Aber Moreau wagte es nicht, von dem Operationsplan des Directoriums abzugehen, und hoffte durch weiteres Vordringen den Erzherzog von der Verfolgung abzulenken. Aber der Prinz ließ sich von seinem Unternehmen nicht abwenden, und kam auf seinen ersten Gegner nicht eher zurück, als bis er sich des zweiten völlig entledigt hatte. Moreau begriff die Gefahr seiner Stellung; der Unstern Jourdan's stellte ihn dem Angriff der gesammten feindlichen Armee bloß. Er kehrte um, ging über den Lech, schlug sich durch die verschiedenen österreichischen Corps durch, die ihm den Rückzug abzuschneiden versuchten, kämpft bei Emmindlingen und bei Schlingen mit zweifelhaftem Glück gegen den Erzherzog und Wartensleben, und ging bei Breisack über den Rhein. So war durch die Schnelligkeit, Kühnheit und Gewandheit des Erzherzogs der Plan des Directoriums umgestoßen*).

Dieser Feldzug brachte dem Prinzen die größte Ehre. Zwei Monate vorher glaubte sich Oesterreich verloren; Bonaparte vernichtete alle seine Armeen

---

*) Ein wohlthuender Zug wird uns vom Erzherzog aus diesen Tagen (Sept. 96) gemeldet. General Marceau war bei Höchstenbrok tödtlich verwundet und von seinen Waffengenossen in Altenkirchen zurückgelassen. Dort fanden die Oesterreicher bei ihrem Vorrücken den jungen Helden (er zählte erst 27 Jahr), dessen Name bei Freund und Feind gleich guten Klang hatte. Der Erzherzog war tief erschüttert, als er am Sterbelager seines Gegners stand. Er sandte ihm seinen eigenen Arzt und zeigte offen seine Achtung vor dem edlen Feinde. Als Marceau (28. Sept.) gestorben war, sandte Karl seine Leiche der französischen Armee, gab seine gefangenen Waffengenossen frei, ließ sie so den Todten begleiten und beorderte eine Reiterschaar, die der Leiche und den treuen Kameraden das Ehrengeleide bis Neuwied folgte. Am 25. Sept. wurde Marceau beerdigt; auch die Oesterreicher traten auf des Erzherzogs Befehl in's Gewehr und gaben Salven, den edlen Feind zu Ehren.

Nach dem Abschluß des Friedens von Campo Formio wurde der Erzherzog zum Gouverneur und Generalcapitain des Königreichs Böhmen ernannt und ordnete mit großer Einsicht das dortige Militairwesen.

Ein schöner Zug aus dem Gefecht bei Stockach (Mai 1799). Er eilte der außerordentlichen Gefahr entgegen. Kugeln dicht um ihn. „Erinnert euch," rief er den Kriegern zu, an deren Spitze er stand, „daß ihr Oesterreicher Grenadiere seid; hier gilt es Ehre und Vaterland; wir müssen siegen oder sterben." Aber sie fühlten, wie theuer Karls Leben dem Vaterlande sei. „Zurück! Ew. Königl. Hoheit!" riefen Einige; „das ist nicht Ihr Platz!" Und: „Zurück!" scholl's die ganze Linie hinab. Einige alte Grenadiere traten vor und sprachen, indem ihnen Thränen über die Wangen rannen: „Wir haben keinen Muth, so lange wir Ihr Leben in Gefahr sehen, verlassen Sie Sich auf uns; wir sind ja Ihre Grenadiere; ja, wir werden siegen oder sterben. Da gab der Erzherzog nach und eilt zurück; und die Grenadiere hielten Wort (Duller).

Digitized by Google

in Italien und näherte sich Tyrol; Jourdan bedrohte Böhmen, Moreau drang in Baiern ein. Zugleich suchte Preußen, unter dem Schutzmantel seiner Neutralität, die Verlegenheit seines Nachbarn zu benutzen, um sich in Deutschland auszubreiten; schon hatte es Nürnberg gedrängt, sich unter seine Souveränität zu stellen, und theilweise schon Besitz davon ergriffen; es hatte Würtemberg, Baden und Cassel von Oesterreich abgezogen. So standen die Sachen, als die glänzende Bewegung eines 25jährigen Generals plötzlich die Lage veränderte; Preußen beeilte sich, seine Truppen aus Nürnberg zurückzuziehen; der König von Baiern, dessen Minister schon mit Moreau unterhandelt hatten, verweigerte die Ratification des Tractats und fiel wieder unter das österreichische Joch, und der Krieg zog sich nach der französischen Grenze hin; Kehl und Hüningen mußten sich den siegreichen Waffen des Erzherzogs ergeben.

Indeß rüstete sich Bonaparte, die bairischen Alpen zu übersteigen, um allein den Plan des Directoriums auszuführen. Um diese neue Gefahr zu beschwören, warf Oesterreich natürlich die Augen auf denjenigen, der es schon einmal gerettet. Nach einem glänzenden Empfang in Wien wurde der Erzherzog zum Generalissimus aller österreichischen Armeen ernannt und befehligt, sich sogleich gegen Bonaparte zu wenden.

Unglücklicherweise verband der Erzherzog mit seinen großen militärischen Eigenschaften nicht dieses Selbstvertrauen, diese Hartnäckigkeit und Unabhängigkeit des Willens, die sein junger und ungestümer Gegner so häufig gegen das Directorium anwandte. Seit Wallenstein ist es bei dem Hofkriegsrath zu Wien mehr als je Sitte, die Generale zu beschränken; der Hofkriegsrath behält sich die absolute Leitung des Ganzen vor und überläßt dem Feldherrn nur das Detail. Im Augenblick, wo ganz Deutschland, durch die Stimme des Coadjutor von Mainz, die Nothwendigkeit anerkannte, dem Prinzen eine militärische Dictatur zu übertragen, die seinem Genie erlaubte, sich frei zu entwickeln, schrieben ihm einige alte Taktiker des Cabinets einen absurden Feldzugsplan vor und in seinem Respect vor der Wiener Bureaukratie unterwarf sich der Erzherzog blind der Bestimmung, die er mißbilligte. Alle Schriftsteller sind einig darin, seine Operations-Linie zu tadeln.

„Der große Fehler des Hofraths, die kaiserliche Armee in Friaul, nicht in Tyrol zu sammeln, setzte die Hauptstadt in Gefahr und entschied über den Ausgang des Kriegs. Wären die Franzosen gezwungen worden, den Krieg in Tyrol zu führen, so hätte der österreichische Feldherr sein Heer 20 Tage früher vereinigen, er hätte in einem dem Kaiserhause blind ergebenen Volk

Digitized by Google

ein angemessenes Schlachtfeld aussuchen, von der Rheinarmee Verstärkung empfangen und seine Bewegungen concentriren können *)."

An Stelle dessen mußte jetzt der Erzherzog seine Armee hinter dem Tagliamento aufstellen, ehe sie vollzählig war und sich so dem Angriff eines Generals aussetzen, der unter Allen am gewandtesten war, seinen Fehler zu benutzen. Es war den 16. März 1797, daß die beiden Gegner sich zum ersten Mal am Tagliamento gegenüberstanden, beide jung, geschickt, unerschrocken; aber der Eine seiner Soldaten so sicher wie seiner selbst, der Andre höchst unsicher über den Ausgang. Nach einigen Scharmützeln, um den Gegner zu versuchen, ließ Bonaparte Bivouak aufschlagen. Der Erzherzog wurde dadurch getäuscht; er glaubte, daß die französische Armee, ermüdet durch einen langen Marsch, Ruhe halten wollte und ließ seinerseits Bivouak aufschlagen; aber zwei Stunden darauf stellten sich die Franzosen plötzlich wieder in Reihe, stürzten sich in den Fluß und waren schon in der schönsten Ordnung am andern Ufer in Schlachtordnung aufgestellt, als der Feind erst zu den Waffen lief. Nach einem tapfern Widerstand sah sich der Erzherzog zum Rückzug genöthigt, mit Zurücklassung von 4—500 Gefangenen.

Inzwischen hatte Massena das österreichische Corps des Generals Lusignan vor sich hergetrieben, sich des Passes von Tarvis bemächtigt und so die Division des General Bayalitsch abgeschnitten. Um diese Division zu befreien, verließ der Erzherzog auf einen Augenblick das Gros seiner Armee, vereinigte sich mit 6000 ungarischen Grenadieren mit der Division Lusignan,

*) Eine Erklärung des Erzherzogs selbst über seine Stellung zum Hofkriegsrath wird hier am Orte sein. — Fehlerhaft werden immer die Plane von Männern ausfallen, die ohne Kenntniß des Krieges den Umfang und den Werth der Operationen nicht zu würdigen verstehen und ihren Gang nach politischen Ansichten bestimmen, eben so jene Vorschläge, die, entfernt vom Kriegsschauplatze entworfen, den Umständen nicht mehr entsprechen, wenn sie zur Ausführung gelangen. Dem Erzherzoge wurde vom Wiener Hofe die Geheimhaltung der ihm ertheilten Befehle und ihre schnellste Befolgung ohne weitere Einwendung zur unbedingten Pflicht gemacht. Ein Feldherr, der unzweckmäßige Weisungen über Operationen erhält, deren Ausführung, unabhängig von jeder fremden Theinahme und ausschließlich an einem großen zusammenhängenden Entwurf ihn allein obliegt, ist nicht nur berechtigt, sondern auch verbunden, den Zweck nach seiner bessern Einsicht und Ueberzeugung zu verfolgen. Sind aber solche Anordnungen durch politische ihm unbekannte Beweggründe veranlaßt, beruht ihre Ausführung auf mehreren unabhängigen Generalen und Armeen, dann wird blinder Gehorsam zum Gesetz, weil es weniger schädlich ist, daß das ganze Triebwerk nach einem fehlerhaften Plane fortgeht, als daß jede einzelne Feder sich mit einer eignen abgesonderten Schnellkraft bewegt. Das Opfer desjenigen, der in einer solchen Lage seine bessere Ueberzeugung mit dem Gefühle aufgibt, auch seinen Ruhm auf's Spiel zu setzen, ist eines der größten unter den vielen, welche der Feldherr dem öffentlichen Wohl zu bringen gezwungen ist.

Digitized by Google

und nimmt den Paß ein; Maſſena, mit ſeiner gewohnten Hartnäckigkeit, greift ihn wieder an; beide Feldherrn, von der Wichtigkeit dieſes Paſſes durchdrungen, ſetzen ſich den größten Gefahren aus. Der Paß von Tarvis iſt der Schlüſſel von Dalmatien. Man ſchlug ſich über den Wolken, auf Schnee- und Eisfeldern. Endlich, nachdem er ſich zwanzigmal dem Tode ausgeſetzt hatte, ſah ſich der Erzherzog genöthigt, Tarvis ſeinem hartnäckigen Gegner zu überlaſſen und die Diviſion Bayalitſch aufzugeben, die auf der einen Seite von Maſſena, auf der andern von Bonaparte angegriffen, die Waffen ſtrecken mußte.

So kam Bonaparte auf dem Gipfel der Alpen an, vereinigte ſich mit Joubert und Maſſena und war im Begriff mit 50,000 Mann auf Wien zu rücken, als er die Nachricht von dem Aufſtand der venetianiſchen Provinzen empfing, der ſich über alle Provinzen am rechten Ufer des Mincio ausdehnte und im Fall eines Rückzugs die Sicherheit ſeiner Armee bedrohte. Gleichzeitig erfuhr er, daß das Directorium aus Mangel an Geld die beiden Rheinarmeen nicht hatte in's Feld rücken laſſen, daß Oeſterreich in ſeiner höchſten Noth das Volk zu den Waffen rufen wolle. In dieſer mißlichen Lage entſchloß ſich Bonaparte Unterhandlung zu verſuchen; er bot dem beſiegten Feind Frieden an und richtete an den Erzherzog den 31. Mai von Klagenfurt aus den berühmten Brief, den wir hier mittheilen, weil er die Achtung Bonapartes für den Erzherzog ausſpricht:

„Herr General! Die braven Soldaten kämpfen und verlangen nach Frieden; dauert der Krieg nicht ſchon ſechs Jahr? haben wir nicht genug Menſchen umgebracht, der Menſchheit genug Leiden verurſacht? Das Directorium hat Sr. Maj. dem Kaiſer den Wunſch zu erkennen gegeben, einem Kriege ein Ende zu machen, der alle Welt in's Unglück ſtürzt; das engliſche Cabinet hat es verhindert. Iſt denn keine Hoffnung uns zu verſtändigen? Und müſſen wir im Intereſſe einer Nation, die den Leiden des Kriegs fern bleibt, fortfahren uns einander zu erwürgen? Sie, Herr General, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne nahe ſtehen und über die kleinlichen Leidenſchaften erhaben ſind, welche ſo häufig die Regierungen beſtimmen, wollen Sie Sich den Ruhm eines Wohlthäters der Menſchheit erwerben, eines Retters von Deutſchland? Nicht als ob es ſich nicht auch auf andere Weiſe retten ließe; aber auch im Fall eines günſtigen Ausgangs leidet doch immer Deutſchland unter dem Kriege. Was mich betrifft, ſo würde ich mich ſtolzer fühlen, durch dieſe Eröffnung auch nur Einem Menſchen das Leben gerettet zu haben, als über den traurigen Ruhm, der aus Kriegsthaten entſprießt.“

Digitized by Google

Der junge Prinz antwortete:

„Herr General! indem ich den Krieg führe und den Ruf der Ehre und der Pflicht gehorche, wünsche ich nicht minder als Sie den Frieden zum Wohl der Völker und der Menschheit. Da es mir aber in meinem Posten nicht zukommt, den Streit der kriegführenden Nationen zu entscheiden, da ich mit keiner Vollmacht versehen bin, so werden Sie es natürlich finden, daß ich in keine Unterhandlung eintrete, sondern für einen Gegenstand von so hoher Wichtigkeit höhere Befehle erwarte. Wie es aber auch mit den Aussichten des Kriegs oder des Friedens stehen möge, so bitte ich Sie, Herr General, von meiner Hochachtung überzeugt zu sein."

Bald darauf kamen die österreichischen Bevollmächtigten an; die Friedenspräliminarien wurden zu Leoben unterzeichnet und den 17. Oct. desselben Jahres zu Campo Formio dem ersten continentalen Kriege gegen die Revolution ein Ende gemacht.

Inzwischen war der durch England angeschürte gewaltige Streit zwischen der Revolution und Europa nur vertagt, der Friede von Campo Formio trug in sich den Keim eines neuen Krieges und der Congreß zu Rastadt setzte nur die Unverträglichkeit der beiden Systeme an's Licht. Bald war ganz Europa wieder in Brand; Oestereich, im Vertrauen auf eine thätige Mitwirkung der Russen, rüstete sich, um Frankreich gleichzeitig in Italien, der Schweiz und am Rhein anzugreifen. Noch dauerte der Congreß, als schon von allen Seiten die Truppen marschirten. Nachdem endlich das Directorium vom Wiener Cabinet vergebens eine Erklärung gefordert hatte über die Bewegungen des russischen Corps unter Suwarow, befahl es den Generalen seiner vier Abtheilungen ihre Operationen zu eröffnen. Der Krieg war factisch erklärt. Der Erzherzog, der in Baiern mit 25,000 Mann campirte, wurde beauftragt, Jourdan die Spitze zu bieten. Der französische General passirte den 1. Mai 1799 den Rhein, der österreichische General den 3. Mai den Lech, und bald standen die beiden Gegner einander gegenüber. Es war Jourdan bestimmt in seinen Kämpfen gegen den Erzherzog immer unglücklich zu sein. Im ersten Treffen, bei Ostrach, wurde er nach einem tapfern Widerstand zum Rückzug genöthigt. Darauf machte er selber den 25. Mai einen Angriff bei Stockach. Lebhaft bedrängt durch die französische Avantgarde unter Soult, sah der Erzherzog anfänglich seinen rechten Flügel bis hinter Liptingen zurückgedrängt. In dem Rausch dieses ersten Erfolgs sendet Jourdan den General St. Cyr mit einer starken Abtheilung gegen die Flanke seines Feindes, um ihm den Rückzug abzuschneiden. Mit einem

Digitized by Google

raschen und sichern Blick ausgestattet, beunruhigt sich der Erzherzog wenig über diese Bewegung und beschränkt sich darauf, seinen rechten Flügel zu verstärken, der die Wälder von Liptingen hartnäckig vertheidigt. Er stellt sich selber zu Fuß an die Spitze seiner Grenadiere und wirft nach einem blutigen Gefecht die Franzosen in die Ebene zurück. Jourdan will St. Cyr zurückrufen, aber es war zu spät; es blieb ihm nur seine Nachhut, die sich gegen die wiederholten Angriffe der österreichischen Cürassiere nicht halten konnte. Eine schreckliche Verwirrung bemächtigt sich der französischen Armee; trotz aller heroischen Anstrengungen wird Jourdan von der Flucht mit fortgerissen. Aber die österreichische Armee, selbst erschöpft, konnte diesen Sieg nicht benutzen. Jourdan stellte sich in den Pässen des Schwarzwaldes auf, übergab das Commando seinem Obersten und begab sich nach Paris, um sich über den schlechten Zustand seines Heeres zu beklagen.

Hätte der Erzherzog ohne Verzug die besiegte Armee verfolgt, so hätte er sie vollständig aufreiben können. Dann wäre es Zeit gewesen nach der Schweiz zurückzukehren und Massena abzuschneiden. Aber der Hofkriegsrath, nach dem falschen Grundsatz, daß der Schlüssel des Krieges in den Bergen sei, verbot dem Erzherzog gegen den Rhein vorzurücken, bevor die Schweiz geräumt sei.

Der Erzherzog bewerkstelligte seine Vereinigung mit dem Corps seines Unterfeldherrn Hotz und zwang nach 14tägigem Kampf Massena seine Vertheidigungslinie zusammenzuziehen, sich in Zürich zu concentriren und seinen rechten Flügel hinter den St. Gotthard aufzustellen; die Hälfte der Schweiz war in seinen Händen. Bald räumt Massena auch Zürich, der Erzherzog zieht ein; aber geschwächt durch die Absendung eines Corps von 25,000 Mann zur italienischen Armee, wartete er auf die Ankunft der russischen Armee unter Korsakoff, als der Hofrath einen neuen Kriegsplan ersann, der vollständig die Stellung der Truppen veränderte. Da sich die Oesterreicher mit den Russen nicht recht vertrugen, so wurde ausgemacht, daß man die Truppen jeder Nation nur gemeinsam wolle kämpfen lassen; der Erzherzog empfing Befehl seine Stellung an Suwarow zu überlassen, der aus Italien kommen sollte, um sich in der Schweiz mit Korsakoff zu vereinigen und sich sofort nach dem Rhein zu begeben, um dort für sich zu agiren.

Die Folge war, daß Massena seinen unfähigen Gegner Korsakoff in der Schlacht bei Zürich vernichtete und daß Suwarow nun gerade zur Zeit kam, die Niederlage seiner Landsleute zu theilen.

Als der Erzherzog dieses erfuhr, nahm er es auf sich, sich der Schweiz zu nähern und machte Suwarow den Vorschlag, gemeinschaftlich zu operiren.

Digitized by Google

Wüthend über seine Niederlage, antwortete der brutale Russe, er wolle mit den Österreichern, von denen er verrathen sei, nichts mehr zu thun haben, und begab sich mit 30,000 Mann, dem Rest der 80,000, die er nach Italien geführt, auf den Rückzug nach Rußland *).

Nach dieser brutalen Antwort wendete sich der Erzherzog eilig gegen die Rheinarmee zurück, die schon Philippsburg blockirte; er entsetzt den Platz den 23. Novbr., schlägt die französische Armee den 29. bei Heinzheim und den 5. Decbr. wird ein Waffenstillstand geschlossen, in Folge dessen beide Armeen an den beiden Reinufern ihre Winterquartiere beziehen.

Nach dem Ende des Feldzugs von 1799 schützte der Erzherzog, in dem Verdruß seine Pläne fortwährend durch den Hofrath paralisirt zu sehen, die Schwäche seiner Gesundheit vor, überließ die Stelle seinem Bruder, Erzherzog Johann, und zog sich nach Böhmen zurück.

Inzwischen kam Bonaparte aus Aegypten zurück, bemächtigte sich der Gewalt und der Krieg begann lebhafter als je. In derselben Zeit als der erste Consul die Oesterreicher bei Marengo schlägt, geht Moreau über den Rhein, bedrängt den Erzherzog Johann bei Neresheim, bei Nördlingen, bei Oberhausen und schlägt ihn bei Hohenlinden; auf die Nachricht so vieler Unglücksfälle beeilt sich der Wiener Hof, den Erzherzog Karl zurückzurufen; aber es war zu spät, der Prinz fand Moreau 30 Stunden von Wien, wie

*) Der Rückzug Suwarow's geschah mit Bewilligung Paul's, der seinem Feldherrn schon damals offen erklärt, daß dessen Rückkehr nach Rußland sein Hauptzweck sei; den 29. Oct. schrieb er an Suwarow, daß er beschlossen habe, das Bündniß mit dem Wiener Hofe gänzlich aufzugeben und nur ein und dieselbe Antwort zu ertheilen, da er, so lange Thugut Minister bleibe, nichts glauben, folglich auch nichts thun werde; den 20. November: „Indem ich Oesterreich der Willkür des Geschickes preisgab, konnte ich mich gleichzeitig nicht lossagen von der Aufmerksamkeit auf die Lage, in welcher sich Europa bei meinem völligen Austritt aus der Coalition und der Rückkehr aller meiner gegen Frankreich verwendeten Truppen befindet. Ich erwarte, daß das Wiener Cabinet wieder zu mir zurückkommt, mit der Bitte um Wiederherstellung des frühern Bündnisses, so wie um gemeinschaftliche Anordnung neuer Maßregeln, um mit vereinten Kräften gegen die Franzosen zu operiren." Deshalb befahl er Suwarow in der Voraussetzung, daß dessen Rückmarsch nicht vor dem Mai möglich sei, während dieser Zeit jeder Verbindung mit den österreichischen Befehlshabern auszuweichen und sich weder mit ihnen zu vereinigen, noch irgend etwas zu unternehmen; er fügte hinzu, daß er nur dann den Maßregeln gegen die Feinde der Throne wieder beitreten werde, wenn Ergebenheit, Gefälligkeit und Genugthuung von Seiten des römischen Kaisers erfolge, daß er aber auch dann nicht von den Andern abhängig, sondern für sich allein handeln, und sowohl von dem Wiener, als von dem Londoner Cabinet verlangen werde, daß sie seinen Plänen folgen.

Digitized by Google

er eine völlig aufgelöste Armee vor sich her trieb, und kam gerade zur Zeit an, den Waffenstillstand zu unterzeichnen, dem bald darauf (9. Febr. 1801) der Friede von Lüneville folgte, durch welchen die zweite Coalition beendigt wurde.

In dem Zwischenraum zwischen der zweiten und dritten Coalition beschäftigte sich der Erzherzog Karl, in's Kriegsministerium berufen, auf das Ernstlichste damit, die militärische Organisation Oesterreichs auf einen guten Fuß zu setzen; er bestimmte für die Soldaten eine Dienstzeit, die bis dahin unbeschränkt gewesen war, und fügte einige andere wohlthätige Neuerungen hinzu. Ebenso bescheiden als tapfer, verschmähte er die Statue, welche der König von Schweden, ein großer Bewunderer seines Talents, auf dem Reichstag zu Paderborn ihm zu Ehren aufzurichten, den Antrag stellte.*)

Nach vier Jahren diplomatischer Verhandlungen entschloß sich Oesterreich, auf Rußland gestützt, noch einmal den Degen gegen Frankreich zu ziehen. Erzherzog Karl, der sich entschieden gegen den Krieg ausgesprochen hatte, wurde weder zu den Vorbereitungs-Conferenzen zugezogen, noch über den Feldzugsplan befragt. Das Cabinet von St. Petersburg, welches den unsinnigen Widerwillen Suwarow's gegen den jungen Feldherrn theilte, verlangte, daß er die Armee, mit welcher sich russische Truppen vereinigen sollten, nicht commandiren dürfe; das Commando dieser Armee wurde dem General Mack anvertraut, dessen schon in Italien erwiesene Untüchtigkeit in Deutschland noch augenscheinlicher werden sollte. Dem Erzherzog wurde das Commando über die vereinigte Armee an der Etsch übergeben.

Ich übergehe hier die glorreiche Schlacht von Austerlitz, und halte mich nur an die besondern Bewegungen des Erzherzogs. Während Mack und der Erzherzog Ferdinand sich in Deutschland schlagen ließen, hielt Prinz Karl allein gegen Massena in Italien die Ehre der österreichischen Waffen auf-

*) Der Abschied des Erzherzogs von seiner Armee (17. Mai 1800) war ergreifend. Sie wußte wohl, was sie in ihm verlor. Von jeher war sein Privatvermögen die Casse der Offiziere, der Gemeinen gewesen, und als sich dasselbe durch die reiche Erbschaft, welche ihm nach dem Tode seiner Tante, der Erzherzogin Maria Christina, zufiel, beträchtlich vermehrte, fand er hierin nur einen willkommenen Anlaß, dem Drange seines Herzens folgen zu können, um seine Soldaten zu unterstützen. Das flog von Mund zu Mund, wenn er, ohne damit zu prunken, jedem Sergeanten, der zum Offizier befördert wurde und dem es an Mitteln, sich zu equipiren, fehlte, ein Geschenk von 25 Ducaten, wenn er armen Offizieren eine Zulage von 10 Gulden gab, wenn er aus seinem Vermögen für Herbeischaffung von Fleisch, Wein, Branntwein und dergl. für die braven Truppen sorgte, die sonst während eines harten Winters in ausgesogenen Landstrichen Mangel gelitten hätten. (Duller.)

Digitized by Google

recht. Nach drei Tagen blutigen Kampfes zwang er den Feind, ihm das Schlachtfeld von Caldiero zu überlassen. Und als in Oesterreich Alles verzweifelte, führte er die ihm anvertraute Armee unversehrt zurück.

Nach dem Frieden von Preßburg wurde er zum Präsidenten des Kriegshofrathes und zum Generalissimus aller österreichischen Armeen ernannt. Er ergriff zum letzten Mal die Waffen im Jahre 1809 und endigte seine militärische Laufbahn durch einen glorreichen, wiewohl unglücklichen Kampf gegen Napoleon selbst. Oesterreich hatte seit lange vor den schimpflichen Frieden von Preßburg zu brechen; die Verwickelungen in Spanien schienen eine günstige Gelegenheit, und Erzherzog Karl, tief ergriffen von der traurigen Lage seines Vaterlandes, warf sich mit Enthusiasmus in diesen Krieg. Er drang in Baiern ein, nachdem er vorher eine Proclamation voll glühender Vaterlandsliebe an die Soldaten erlassen *).

Napoleon, durch die Schnelligkeit des Angriffs überrascht, hatte Berthier vorausgeschickt, die verschiedenen Corps an der Donau zu sammeln. Dieser, mehr für das Büreau, als für das Schlachtfeld geschaffen, hätte beinahe den Feldzug verdorben. Er dehnte seine Truppen in einer unermeßlichen Linie aus. Der Erzherzog war im Begriff, die beiden Flügel zu durchbrechen, aber Napoleon, begünstigt durch die Langsamkeit der Oesterreicher, kam zur Zeit an, übersah mit seinem Adlerblick die Verhältnisse und gab ihnen eine andere Wendung. Fünf Tage blutiger Treffen, eben so viel Siege, werfen den

*) In dem Aufruf an die deutsche Nation, den der Erzherzog beim Wiederanfangen der Feindseligkeiten (April 1809) erließ, kam Folgendes vor: „Se. Majestät ergreifen gezwungen die Waffen, weil der französische Kaiser nicht haben will, daß ein Staat bestehe, der nicht seine Oberherrschaft erkenne, seinen Eroberungsabsichten diene. Wir überschreiten die Grenze nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutschlands. Nicht, um deutsche Verfassungen, Rechte, Sitten und Gebräuche zu vernichten und fremde aufzubringen. Nicht, um Throne zu stürzen und damit nach Willkür zu schalten. Wir kämpfen, um die Selbstständigkeit der österreichischen Monarchie zu behaupten, um Deutschland die Unabhängigkeit und die Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren. Dieselben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung. Deutsche! würdigt eure Lage! Nehmt die Hülfe an, die wir euch bieten! Wirkt mit zu eurer Rettung!" — In einer gleichzeitig erschienenen halboffiziellen Denkschrift hieß es noch deutlicher: „Ahmt Spaniens großes Beispiel nach, das, ein Opfer der schändlichsten Verrätherei, auch dann noch mächtig sich erhob, als schon zahlreiche feindliche Legionen seinen Boden überschwemmt hatten! Zeigt, daß auch euch euer Vaterland und eine selbstständige deutsche Regierung und Gesetzgebung theurer sei, daß ihr Entschluß und Kraft habt, es aus der entehrenden Sclaverei zu reißen, es frei, nicht unter fremdem Joch erniedrigt, euren Kindern zu hinterlassen! Scheuet einen blutigen Kampf nicht, der siegreich enden muß! Zum letzten Male will Karl zu euch! Er will, er muß euch retten!"

Digitized by Google

Erzherzog über die Donau zurück, und öffnen der französischen Armee den Weg nach Wien. Wien capitulirt den 13. Mai, 18 Tage nach dem Siege bei Eckmühl. Der Erzherzog setzte sich den 16. Mai bei Ebersdorf fest. Auf die Nachricht, daß Napoleon auf der Insel Lobau seine Streitkräfte sammele, und sich bemühe, eine Brücke über den großen Arm der Donau zu schlagen, versuchte er nicht, sich dem Uebergang zu widersetzen, in der Hoffnung, in Einer Schlacht die feindliche Armee zu vernichten, indem er durch Brander hinter ihrem Rücken die Brücke zu zerstören gedachte. In diesem Gedanken begnügte sich der Erzherzog damit, seine Armee auf dem linken Ufer des Flusses in Schlachtordnung aufzustellen, zwischen Aspern und Enzensdorf. Diese Armee, in zwei Linien geformt, und in fünf Colonnen getheilt, war im Ganzen 75,000 Mann stark, mit 288 Feldstücken.

Die französische Armee defilirte über die Brücke den 20. und 21. Mai; sie entwickelte sich in der Ebene, als am Abend desselben Tages der Erzherzog das Signal zum Angriff gab; eine furchtbare Batterie verkündet den Tod in den französischen Reihen; das Dorf Aspern wird mehrmals gewonnen und wieder verloren; zuletzt behaupten Franzosen und Oesterreicher jeder die Hälfte. Die Nacht macht diesem ersten Treffen ein Ende; die Soldaten schlafen auf dem Schlachtfelde.

Die ganze Nacht wurde von Napoleon angewendet, den Rest seiner Truppen überzusetzen; den 22. Mai um 4 Uhr Morgens, fängt der Kampf mit einer unglaublichen Erbitterung wieder an. Den ganzen Tag hindurch, in einem schrecklichen Kartätschenhagel, vereinigen sich diese 150,000 Mann gegenseitig um das Dorf Aspern, das vierzehn Mal genommen und wieder verloren wird. Kaum hatten die französischen Cürassiere die Linien der österreichischen Infanterie durchbrochen, als sie durch die Cavallerie des Erzherzogs wieder zurückgetrieben wurden. So oft Massena in Aspern eindrang, sprang der Erzherzog vom Pferde, ergriff eine Fahne, und führte seine Truppen auf's Neue in den Kampf. Plötzlich fehlt der französischen Armee die Munition, und gleich darauf erfährt Napoleon, daß die eine seiner Brücken ganz, die andere zur Hälfte von Brandern zerstört sei. Die Lage wurde kritisch; man mußte auf den Rückzug denken; er geschah in guter Ordnung in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai. Die ganze Armee ging auf einer kleinen Schiffbrücke über den Donauarm und fand sich des Morgens in der Insel Lobau wieder vereinigt, und der Erzherzog blieb Meister des Schlachtfeldes.

Man hat es ihm lebhaft vorgeworfen, seinen Sieg nicht besser benutzt zu haben. Den Tag nach der Schlacht bei Aspern konnte er, wenn er seine Artillerie an das Ufer der Donau aufstellte, die ihn von der Insel Lobau

Digitized by Google

nur etwa 40 Klafter trennt, ein Feuer veranstalten, in dem kein Schuß unwirksam gewesen wäre; denn die französische Armee war vollständig blockirt, ohne Munition, ohne Lebensmittel, eine verwirrte und zusammengepreßte Masse, und hätte bis auf den letzten Mann vernichtet werden können.

Zufrieden mit seinem Erfolg, ließ der Erzherzog zu, daß Napoleon sich auf der Insel Lobau organisirte, dieselbe befestigte, sich verstärkte, seine Brücken wieder herstellte und nach 22 Tagen unerhörter Arbeiten von Neuem und zwar mit 180,000 Mann wieder über den Strom setzte, um dem Erzherzog die letzte, entscheidende Schlacht bei Wagram zu liefern.

Sie entspann sich den 6. Juli 1809, unter den Augen der Einwohner von Wien, die auf die Dächer gestiegen waren; die beiden Armeen und ihre Führer entfalteten dieselbe Tapferkeit als in den vorigen Tagen. Mehr als 20,000 Mann blieben von beiden Seiten auf dem Schlachtfelde. Endlich, um 4 Uhr Abends sah sich der Erzherzog auf allen Punkten zum Rückzug genöthigt, und überließ den Franzosen das Schlachtfeld, aber ohne Verlust an Gefangenen oder Feldstücken, und nachdem er sich auf eine Weise geschlagen hatte, die auch dem Verwegensten hätte Besonnenheit lehren können. Man folgte ihm, ohne ihn zu drängen, denn man war nicht begierig nach einer zweiten Schlacht.

Die verschiedenen Fehler, die man dem Erzherzog im Laufe dieses Feldzuges vorwirft, werden vorzüglich der Uneinigkeit zugeschrieben, die zwischen ihm und seinem Bruder Johann bestand. Sobald also der Erzherzog einige Tage nach der Schlacht einen Waffenstillstand unterzeichnet hatte, gab er seine Entlassung ein, und übertrug den Oberbefehl dem Fürsten Lichtenstein, nachdem er in einem Tagesbefehl den Soldaten sein Bedauern ausgedrückt hatte, sich von ihnen trennen zu müssen.

Hier endigt die militärische Laufbahn des Erzherzogs; seit diesem Augenblick erschien er nicht mehr auf dem Schlachtfelde. Als nach dem Vertrag von Schönbrunn die Heirath zwischen Napoleon und Marie Louise entschieden war, übertrug Napoleon, um seinen edlen Gegner zu ehren, diesem den Auftrag, sich die Prinzessin in seinem Namen antrauen zu lassen; und es war nicht eine der geringsten Bizarrerien dieser wunderlichen Zeit, daß Erzherzog Karl seine Nichte an den Altar führte und ihr im Namen des republikanischen Helden vom Tagliamento den Vermählungsring ansteckte.

Die großen Ereignisse von 1814—15 veranlaßten den Erzherzog nicht, aus seiner Zurückgezogenheit herauszutreten. Vielleicht konnte trotz seines Patriotismus das große Herz des Prinzen sich nicht einer geheimen Sym-

Digitized by Google

pathie erwehren für die letzten heldenmüthigen Anstrengungen des Genius, der von der Masse erdrückt wurde.

Hier endet der französische Biograph, der seine Aufgabe überhaupt nur darin suchte, den siegreichen Gegner Napoleon's und seiner Feldherrn zu zeichnen, in so weit er für die französische Nation von Interesse ist. Die glänzende Anerkennung, die von solcher Seite dem Helden ward, dessen Lorbeer auf Kosten Frankreichs und der Ehre seiner Feldherren emporwuchs, wiegt dreimal so schwer. Es zeigt, wie tief die Achtung für den Helden selbst bei seinen Gegnern, die er bekämpfte und so oft besiegte, eingewurzelt ist. „L'Archiduc Charles" ist auch bei den Franzosen ein populärer Name; die vielfachen Züge der Humanität, die er gegen Gefangene ausgeübt, die Loyalität seiner ganzen Handlungsweise dem Feinde gegenüber, die persönliche Tapferkeit, die nirgends mehr Anerkennung findet als in Frankreich, die beispiellose Hingebung und Selbstaufopferung, mit welcher er die Krone Spaniens ausgeschlagen und seinen eigenen Ehrgeiz unterdrückte zu einer Zeit, wo in Frankreich die egoistischen Ambitionen die leitenden Motive des Tages waren und man auf Kronen Jagd machte wie auf Hirsche und Auerhähne — alle diese seltnen unerhörten Eigenschaften haben unserm Helden Bewunderung und Popularität in der Mitte jener Nation erworben, die ihn eigentlich hassen mußte. Vergleicht man die Art und Weise, wie Frankreich und seine Schriftsteller von Wellington sprechen, mit der Art und Weise, wie sie den Erzherzog Karl behandeln, so wird es erst recht klar, wie wunderbar die edle Persönlichkeit des Siegers von Aspern selbst auf seine Feinde gewirkt hat.

Was er uns Deutschen, was er Oesterreich gewesen, das können die Franzosen freilich nicht beurtheilen. Im Gegentheil gehört es zu der Eigenthümlichkeit französischer Nation, daß sie keinen großen Mann begreifen können, der nicht französische Sympathien im Herzen hat, und wo sie zur Anerkennung gezwungen sind, da schieben sie, selbst gegen alle geschichtliche Belege, Zuneigungen für Frankreich unter. So enthält auch das Journal des Debats, das in einer seiner letzten Nummern dem Erzherzog Karl einen warmen Nachruf widmet, folgende merkwürdige Stelle. „Im Innersten seines Herzens ein Freund, ein leidenschaftlicher Bewunderer Napoleon's, voll von gerechtem Mißtrauen gegen Rußland, im Widerspruch gegen alle Coalitionen, die gegen uns gerichtet waren, ein hinlänglich klarschauender Politiker, um vorauszusehen, daß die Früchte aller blutigen

Digitized by Google

Opfer, die man damals von Deutſchland forderte, zuletzt zum Vortheile Rußlands ſich wenden würden, degoutirt endlich durch den Verdruß, welchen die abſolutiſtiſche Partei in Oeſterreich ihm unaufhörlich erregte, verließ Erzherzog Karl im Jahre 1809 den activen Dienſt und hat ſeit dieſer Zeit in einer Zurückgezogenheit gelebt, welche ſein Ruhm, ſeine Popularität und ſeine ununterbrochenen Studien verſchönte und belebte."

Zu einer weitern Ausführung dieſer Biographie iſt hier nicht der Ort und überhaupt noch lange nicht die Zeit. Es liegt ein wunderbares Myſterium über jenes Zurücktreten des größten öſterreichiſchen Feldherrn neuerer Zeit aus den Reihen eines Heeres, das er zum Theil ſelbſt geſchaffen und aus dem activen Dienſt eines Monarchen, der ſein Bruder war und deſſen Thron er mit ſeinem Genie vertheidigt hatte. Es heißt, der Erzherzog habe ſeine Memoiren hinterlaſſen. Wir glauben nicht daran. Der Mann, der aus Hingebung für die Sache ſeines Bruders Spaniens Krone ausſchlug, der Mann, der vierzig Jahre geſchwiegen hat vor den Zeitgenoſſen die ihn verehrten, wird ſchwerlich mittheilender ſein für die unbekannte Nachwelt. Zu vertheidigen braucht er, der Hochgefeierte, ſich gewiß nicht, und um anzuklagen, war ſein Herz zu weich, zu aufopfernd und zu großmüthig *).

*) Eine ausführliche und mit großer Wärme geſchriebene Biographie hat Eduard Duller geliefert. (Wien 1844—47, Kaulfuß u. Prandl). Wenn auch der Druck der Wiener Cenſur dieſem Buche die freien Athemzüge raubte und ſeine Bedeutung als geſchichtliches Hilfsbuch verkrüppelte, ſo bleibt es nichts deſto weniger als Volksſchrift eine ſehr ſchätzenswerthe Gabe. Leider iſt auch die Duller'ſche Biographie noch nicht über 1809 vorgerückt und wir ſind begierig, ob es ihm gelingen wird, irgend ein neues Licht über dieſe Epoche im Leben ſeines Helden zu werfen.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

1.

Anfangs Mai.

Die griechische Schuld. — Die politische Bildung in England und in Frankreich. — Die Wahlcorruption. — Der Socialismus. — Rothschild und das russische Anlehen.

Das war einmal eine volle Woche. Die äußere, die innere Politik, Feste und Prozesse, Scandale und Mordgeschichten, Wettrennen und Communistenverurtheilung, — was wollen Sie mehr? Man könnte ein Buch darüber schreiben, und Sie wollen nur einen Brief haben. Wir armen Tagelöhner der Presse sind geplagte Leute; geschieht Nichts, so müssen wir an der Feder kauen, und geschieht Etwas, so schlägt uns gleich die Welle über dem Kopfe zusammen. Von Rechtswegen will ich mit der äußern Politik anfangen. Wir haben stillschweigend die Prozente für die griechische Schuld bezahlt. Sonst ist unsere Opposition gleich bei der Hand, um Protest gegen jede unnöthige Ausgabe einzulegen. Hier erhob sich nicht Eine Stimme. Es ist nicht grade Großmuth daran Schuld, sondern ein klares Gefühl, daß Frankreich ein Interesse hat, Griechenland zu schonen. Solche klaren Gefühle in der Politik sind durchgreifend und allgemein nur in constitutionellen Staaten zu Hause, nur in Staaten, wo die öffentlichen Interessen so öffentlich als möglich verhandelt und nach allen Seiten hin besprochen werden. In England gibt es hundert politische Fragen, in denen alle Stimmführer des öffentlichen Lebens wie Ein Mann denken, sprechen oder auch schweigen. Es hat oft das Ansehen, als ob sich alle Zeitungen aller Farben das Wort gegeben hätten, die Sachen nur von Einer Seite zu sehen; die Leute der Politik, die ihre geheimen Staats-, geheimen Hof-, geheimen Legationsräthe hat, sind oft ganz verblüfft über diese Einstimmigkeit, und begreifen gar nicht, wie die Opposition eine so gute Gelegenheit vorbeigehen lassen kann, der Regierung eine Schlappe beizubringen. Die Franzosen haben auch erst nach und nach und erst in einzelnen Fragen den Tact der Oeffentlichkeit erlangt; aber sie werden schon weiter auf diesem Felde kommen, und

Digitized by Google

in funfzig Jahren eben so sicher herausfinden, wie heute jeder Engländer, der gesunden Menschenverstand hat, wo die Interessen des Landes den Interessen der Parteien und Personen Stillschweigen gebieten. Die Schule der Oeffentlichkeit ist die einzige, in der man nationales Tactgefühl erlangt, und ein solches Tactgefühl ist die Urbedingung einer thätigen Nationalkraft. Alle geheimen Hof-, Staats-, Legationsräthe sind stets und überall Stümper gegen einen Engländer, und nach gerade auch gegen einen Franzosen, der in der Schule der Oeffentlichkeit groß gezogen worden ist.

Daß diese Oeffentlichkeit mitunter sehr unbequem sein kann, ist nicht zweifelhaft; aber selbst diese Seite hat wieder ihren Vortheil. Jeder muß auf sich achtgeben, und wenn er auch im Herzen ein Lump ist, schon um der Oeffentlichkeit willen ehrlich handeln. Auch dafür ist das heutige Frankreich ein Beweis; die Scandale, die wir erleben, sind ärgerlich genug; aber sie sind die verdiente Strafe der Schlechtigkeit. Zu andern Zeiten gab es weniger Scandale; aber ich glaube kaum, daß dennoch die französische Regierung je ihre Hände weniger durch Bestechlichkeit besudelte, als gerade jetzt, wo von Zeit zu Zeit so schnöde Scandale an's Tageslicht der allgemeinen Oeffentlichkeit gezogen werden. Die Briefe des General, Pair de France, und ehemaligen Minister Hr. Cubières sind eine Schmach für Frankreich und seine Pairs und Ministers, denn sie beweisen, daß entweder Herr Cubières oder Herr Teste sich haben bestechen lassen; aber sie beweisen auch für alle höher und nieder Angestellten, daß es heute gefährlicher als je ist, sich bestechen zu lassen. Das wird die Folge sein; und sie ist schon zum Voraus thätig gewesen, denn Jeder muß die öffentliche Anklage heute zum Voraus fürchten, was denn alle Welt veranlaßt vorsichtig zu sein; und die Mehrzahl aller Beamten weiß auch, daß die beste Vorsicht eben Ehrlichkeit und Redlichkeit ist.

Der Prozeß gegen Herrn Boutry, den ehemaligen Gehülfen in allen scandalösen Speculationen des Herrn v. Girardin, beweist denn freilich, daß in Bezug auf die Wahlen, das Ver- und Erkaufen der Wähler nach und nach auch in Frankreich einreißt. Und ich fürchte, hier wird selbst die Oeffentlichkeit nicht viel helfen. Die Macht der Deputirten ist zu groß, um nicht Viele in Versuchung zu führen, sie auf jede Weise, um jeden Preis zu erringen. Und diese Furcht muß um so begründeter erscheinen, wenn man bedenkt, daß überhaupt das Wahl- und Wählbarkeitsrecht in einer Geldfrage, und nur in einer solchen, wurzelt. Wer so und so reich ist, ist Wähler, wer so und so viel reicher ist, kann auch gewählt werden. Geld ist also die einzige Befugniß zum Wahlrechte, und somit sind Geldmenschen vor Allem darauf angewiesen, von ihm Gebrauch zu machen. In einem solchen Boden können nur verdorbene Säfte gedeihen, und die Früchte dieser Säfte bekunden wieder den Boden, in dem dieser Baum wurzelt. So lange nur Geld Recht gibt, wird auch das Recht selbst eine Geldfrage sein; und deswegen ist vorherzusehen, daß hier selbst die offenbarsten Scandale nicht viel ändern werden.

Aber die Zeit wird kommen, wo die Rolle des Geldes eine weit weniger bedeutende sein wird. Es gibt Leute, die diese Aenderung vom Socialismus

Digitized by Google

und Communismus hoffen. Ich denke einzelne Socialistische „Ideen" werden eine große Rolle in der nächsten Zukunft spielen, wie hohl und gehaltlos auch alle socialistischen „Systeme" erscheinen mögen und wohl in der That sind. Der Communismus ist freilich ganz geeignet, selbst vor den besten Ideen des Socialismus abzuschrecken, da sehr oft die communistischen und socialistischen Systeme in einander übergreifen, und wenigstens von den Gegnern jedes größern Fortschrittes als zu demselben Ziele führend dargestellt werden. Auch dafür sahen wir in den letzten Tagen ein Beispiel in dem Prozesse gegen Blangin — den Bruder des Nationalöconomisten, — der in Blois abgeurtheilt wurde. Die Staatsbehörde warf die Communisten und Socialisten in denselben Topf, und das Gericht verweigerte den erstern sogar ihre Ansichten zu vertheidigen, obgleich diese Ansichten allein angeklagt waren. Beides war nicht nur Unrecht, sondern unklug. Die gesunden Ideen der socialistischen Bestrebungen kommen so den Communisten zu Gute; das Urtheil ohne Vertheidigung gibt ihnen zugleich den Schein des Martyrthums. Und beides kann ihnen nur nützen. Auch für sie würde wahre Oeffentlichkeit rascher als alle Zwangsmittel sehr bald den Unsinn zu Tode verurtheilen und aus dem Leben der Volksthätigkeit ausstreichen. Aber es scheint, daß alle Machthaber verdammt sind, die Fehler stets wieder nachzumachen, die einst ihnen selbst halfen, zur Macht zu gelangen.

Wenn man demnach hoffen kann, daß die Herrschaft des Geldes, als einzige und alleinige Triebfeder der Politik, mit der Zeit und vielleicht bald ein Ende nehmen wird, so sind eben Scandale, wie die des Wahlkaufes, und noch mehr die Scandale der Börsen und die letzten Ereignisse auf den europäischen Geldmärkten die Ursache dieser Hoffnung. So lange nur Hr. v. Rothschild Gesetze in der Börse vorschrieb, hatte seine Macht und Allmacht schon immerhin eine höchst verletzende Seite. Aber er benutzte doch den Markt nur in einem Privatinteresse aus. Die 117 Mill. Franken, die Rußland in den letzten Tagen in die Börsen von Paris und London brachte, sind in gewisser Beziehung eine Art kaiserlich russisches Decret: „Le Maison de Rothschild a cessé de regner!" An seine Stelle tritt das Haus Romanof. Und es wird die Börsen nicht im Privatinteresse sondern im Staatsinteresse Rußlands zu lenken suchen und zu lenken im Stande sein. Rußland kann heute 117 Mill. Fr. auf diese Weise verwenden, weil es unerschöpfliche Goldgruben hat. Diese Goldgruben erlauben ihm in ein paar Jahren eine gleiche Summe zu demselben Zwecke aufzubieten. Mir scheint es, als ob in dieser einzigen Thatsache eine vollkommene Revolution der Geldverhältnisse, da sie in den Börsen ihren Mittelpunkt gefunden haben, liege. Ist es wahr, daß die Börse den größten Einfluß auf die Weltverhältnisse hat? Wenn diese Frage bejaht werden muß, so läßt sich nicht mehr leugnen, daß dieser Einfluß durch den Goldgewinn Rußlands in die Hände Rußlands überzugehen droht. Die Engländer ahnen dies; die Welt wird es bald genug fühlen, — und das zu Reformen des Credits führen, die schon aus andern Gründen nothwendig sind, die aber wie alle Reformen nicht eher stattfinden werden, bis auch die Mächtigsten unter der bestehenden Unnatur leiden. Die russischen Millionen werden Propaganda machen. —

J. —y.

Digitized by Google

2.

Eröffnung des Frühlings. — Oesterreicher und Araber. — Louis Philipp. — Brod und Feuerwerk. — Eine Volksscene. — Guizot und seine Partei. — Lamartine als Geschichtsschreiber.

Der erste Mai — hier zu Lande noch ein besondres Fest, weil es der Namenstag des Königs, la fête de roi, ist — hatte diesmal wahrhaft etwas Festlichschönes. Nach langem bösen Regenwetter war endlich der volle herrliche Frühling über Paris hereingebrochen und von früh Morgens an war Alles auf den Füßen. Die Boulevards mit ihrem üppigen Gedränge, die schönen Tuileriengärten deren breite Alleengänge zu eng für die auf und abwogenden Menschenmassen wurden, gewährten einen prächtigen Anblick. Auf der Place de la Concorde plätscherten die Springbrunnen im Sonnenscheine und löschten den Staub, den die vorüberrollenden Wagen unaufhörlich aufwirbelten. Von der wallenden Menge unwillkürlich fortgezogen, kömmt man unversehens in die Champs elisées. Dort werden in einem improvisirten Tages-Theater große pantomimische Vorstellungen, meist Scenen aus den französischen Kriegen mit großem Aufwand von Pulver und Fanfaren aufgeführt. In der Regel ist es, daß bei diesen Ersten-Mai-Vorstellungen die Oesterreicher Prügel bekommen zur großen Freude des Pariser Volks. In diesem Jahre hatte man aus zarter Rücksicht Araber gewählt, die denn auch unter den Angriffen der französischen Truppen weidlich zusammengehauen wurden.

Abends kurz vor dem Feuerwerke pflegt sich Louis Philipp mit seiner Familie auf dem Balcon zu zeigen. Sind den ganzen Tag die Tuileriengärten nicht leer geworden, so wird um diese Zeit das Gedränge noch größer — man hat so wenig Gelegenheit den König zu sehen. Er erschien — aber was sagst du deutsches Herz dazu, das mit so tiefer Devotion deinen Fürsten zu huldigen gewohnt bist — kein Vivat erhob sich, höchstens ein Gemurmel wie der Herr Nachbar dem Herrn Nachbar sagt: „das ist er — siehst Du ihn den Herrn in weißen Pantalons — und der Knabe, der sich auf dem Balkon niedersetzt und die Füße durch's Gitter herabhängen läßt ist der Graf von Paris." — Bei diesem Erscheinen pflegt die Militärbande die Marsellaise zu spielen. In früheren Jahren war es herkömmlich, daß dann Louis Philipp mit erhobener Hand den Takt schlug; jetzt hat er das aufgegeben, ein Zeichen, daß er es nicht mehr für nöthig hält, den revolutionären Sympathieen zu schmeicheln.

Bald verzog sich die Menge aus den Gärten und eilte dem Quais zu, denn das Feuerwerk sollte abgebrannt werden. Die Oppositionsjournale hatten darüber Zeter geschrieen, daß die Stadt bei dem Zustande allgemeinen Nothleidens 10,000 Franken votire, um sie in Raketen und Leuchtkugeln in die Luft zu puffen — sie hatten sehr unrecht. Es wäre sehr traurig, wenn man alle Feste, alle Poesie einstellen wollte, um dafür Brod einzukaufen. Ohne davon zu reden, daß das Schauspiel Tausende aus der Umgegend herbeilockt und die Vorbereitungen Hunderten einen Verdienst schaffen — jeder Franzose, auch der ärmste hat seine Freude an dem prachtvollen Schauspiel und ist stolz darauf, daß etwas so Prächtiges nur in Paris zu sehen ist. Panem et circenses, Brod

Digitized by Google

und Schauspiele foderte das Volk von Rom und hatte recht, es ist jämmerlich und zeugt von Engherzigkeit, wenn die Utilitarier von heute nur immer vom Magen sprechen, der zu füllen ist und die Sinne ganz vergessen, die auch ihr Recht haben.

So verging das Volksfest vom ersten Mai in allen Freuden. Der Fremde, der die harmlos schwatzende und gaffende Menge sah, mußte fragen: sind das die als so wild und gefährlich verschrieenen Franzosen? Doch hatte eine große Entwicklung von Streitkräften stattgefunden, die Tuilerien waren voll Patrouillen. Auf unzweifelhaft falschen Angaben hin hatten die Behörden lebhafte Besorgniß gefaßt, und wie die Zeitungen erzählen, war an alle Casernen der Befehl ergangen, eine bestimmte Truppenzahl marschfertig zu halten.

Ich meines Theils sollte an diesem Tage durch eine Volksscene, der ich als Augenzeuge beiwohnte, einen Blick in das ungestüme und doch so leicht versöhnbare Herz des Pariser Volks thun. Es war an der Barrière Montparnasse. Dort war es zu einem Streit zwischen Bürger und Militär gekommen und die Ursache des Disput's war die so oft schon aufgeworfene Frage: ob der Bürger dem Soldaten, oder der Soldat dem Bürger vorangehe. Man wurde handgemein und der Hader drohte einen gefährlichen Charakter anzunehmen, als ein Mann aus dem Volke mit aufgeschürzten Aermeln durch die Menge brach, sich zwischen die Kämpfer stellte und ausrief: „Meine Herren, Soldat und Bürger sind zwei gleich ehrenhafte Körperschaften, als Franzosen Eins und dasselbe. Keiner hat den Vortritt, Hand in Hand sollen sie gehen — in's Wirthshaus."

Diese mit allem den Franzosen eigenen Pathos gesprochenen Worte entwaffneten den Zorn der Parteien. Sie versöhnten sich und gingen, wohin sie der Vermittler zu gehen gerathen hatte. — —

Seit einiger Zeit gewinnen die Debatten der Deputirtenkammer ein höheres Interesse. Es ist dort zu einer bedeutenden Krisis gekommen und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß ein Ministerwechsel, partiell oder total bevorstehe. Zusehends verliert die Partei, welche jetzt sieben Jahre schon über die Schicksale Frankreichs entscheidet, den Boden unter den Füßen und Alles rechnet nach, wie lange sie sich noch halten wird. Die letzten Reden Guizot's zeugen von der Unsicherheit, die sich in so bedrohlichen Momenten des Mannes bemächtigt, der so lange den Stürmen getrotzt hat und nun, von Männern umgeben, die ihn öfter compromittiren als unterstützen, allmälig den Halt verliert. So heftig der neuliche Angriff Billaud's war, so weit blieb die Antwort Guizot's hinter dem zurück, was man sonst von ihm zu hören gewohnt war. Der absprechende Stolz, die Keckheit des Sophisma's, der prachtvolle Hochmuth der Rede scheinen den Redner zu verlassen und jede Kammersitzung bringt eine Niederlage. Und wie denn bei Häusern, die einzustürzen drohen, die Ratten auswandern, so verlassen früher conservative Journale in Masse das Haus des Conservatismus, um sich gelegnere Quartiere zu suchen. Die nächsten Monate werden zweifellos wichtige Aenderungen mit sich bringen.

Lamartine ist mit seiner Geschichte der Girondisten bis zum 5. Bande vorgerückt, der die Hinrichtung des Königs beschreibt. Er hat damit seinem Vaterlande ein Buch gegeben, das von dem größten Einflusse sein wird, weil es die

Digitized by Google

Revolution von einem Standpunkte aus schildert, dem alle bisherigen Historiographen der Revolution auch nicht einmal nahe gekommen. Lamartine der Poet wird bald vergessen sein, Lamartine der Staatsmann wird nie zu einflußreicher Wirksamkeit gelangen, aber Lamartine der Geschichtsschreiber der Gironde wird von dem bedeutendsten Einflusse auf die Geistes-Entwicklung des jungen Frankreichs sein. Es ist etwas Großes um eine Anschauung, die das Königthum vertritt, mit aller Beredsamkeit eines Royalisten, die Republik mit allem Feuer und aller Begeisterung eines Republikaners und dabei das Maas der Gerechtigkeit rechts und links einhält und über die Kämpfe der Zeit hinaus den sicheren Blick behält in die alles lösende und ausgleichende Zukunft.

Uebrigens ist es ziemlich still in der Presse. Madame Sand hat in dem Blatte des Herrn Girardin einen neuen Roman „il Piccinino" zu publiciren angefangen, der ganz reizend zu werden verspricht.

K....d.

II.

Aus Berlin.

Das blasirte Berlin. — Die Polen und der Landtag. — Das „Schriftstück" der 137. — Noch einmal Janus. — Frühling.

Dem Vollblut-Berliner dauert die Politik schon zu lange; auf dem Landtag haben sie jetzt nach grade lange genug gesprochen, es handelt sich nun um Interessen, die keine augenblickliche Erregung hervorrufen, und die gar zu sehr gegen die gewaltsame Spannung der ersten Tage abstechen. Damals, als man von der Tribune rief: Ihr Minister, setzt euer Haupt zu Pfand! als von der Ministerbank geantwortet wurde: ihr wollt doch nicht etwa, daß der König — —; damals, als ein Rheinländer nach dem andern die Theorien der Freiheit und Gleichheit auseinandersetzten, von der Ehre Preußens, von den Befreiungskriegen und dem Uebergreifen des Czaarenreichs viel Gutes und Passendes zu sagen wußten, damals war es eine andere Zeit! Man hatte destillirten Liberalismus! Nun löst sich Alles auf in einzelne Interessen, der Spiritus wird mit Wasser vermischt. Indeß, was ist zu thun! die Garcia ist fort, die Ceritto vergessen, Jenny Lind wird London in Aufruhr setzen, uns bleibt nur — Kathinka Evers mit den blaßblauen Augen, die höchstens das Publikum in Erstaunen setzt, wenn sie den Mantius-Floreſtan unter ihren Mantel nimmt, den armen Jungen, um ihn vor dem bösen Pizarro zu schützen. Es hilft nichts, wohl oder übel muß doch der Landtag daran; die kritische Schule hat keinen neuen Standpunkt überwunden, es ist kein Referendarius aufgestanden, eine neue Religion zu erfinden, kein Schriftsteller ist ausgewiesen; Nichts! Nichts! Rellstab kritisirt, O. W. Lange kritisirt, Klein kritisirt, Hieronymus kritisirt, Gungl spielt, Liebig spielt — das ist alles schon dagewesen! Wenn doch die Akademie wieder einen Brief schriebe! nicht einmal die Voigtländer machen mehr in Emeuten!

Das Interesse knüpft sich jetzt an zwei Punkte. Einmal haben sich zum ersten Mal die Polen auf eine kräftige Weise movirt, und die Deputirten von al-

Digitized by Google

len Farben und Schattirungen haben sich mit einer sehr anerkennenswerthen Bereitwilligkeit ihrer Sache angenommen; dieser faule Fleck der preußischen Monarchie muß jetzt zur Sprache kommen, und ich glaube, daß das einzige Mittel, ihn zu heilen, in der unumwundesten Offenheit besteht. Wir dürfen nicht ewig die Sünden unserer Väter büßen; die Polen dürfen nicht ewig sich in Träumen wiegen, die ihrer Thätigkeit allen Boden nehmen. Der nächste Vortheil wird der sein, daß sie erkennen, wir tragen keinen Haß gegen sie, wir fühlen tief, was sie erregt, und wir wollen zu jedem Mittel der Abhülfe bereitwillig die Hand bieten.

Der zweite Punkt ist der Protest, oder die Adresse, oder die Petition, oder wie der eigentlich legitime Ausdruck ist, das Schriftstück der 137. Es ist merkwürdig, wie diese Protestanten, indem sie gegen den Willen des Königs protestiren, zugleich mit noch größerer Lebhaftigkeit dagegen protestiren, daß mit dieser Protestation etwas Ernstliches gemeint sein sollte. Die Herrencurie hat erklärt, sie wolle weder an der Berathung darüber Theil nehmen, noch der andern Curie das Recht zuerkennen, allein darüber zu berathen. Wenn nun die Protestirenden nicht zu einem heroischen Coup entschlossen sind, so läßt sich nicht recht absehen, was daraus werden soll. — Fürst Lychnowski wollte die Thüren der Herrencurie den drei Ständen öffnen, aber der Marschall bemerkte, daß dann Zugluft entstünde, und es ist zu fürchten, daß dieser Zugwind, um nicht bei den Herren Rheumatismus zu erzeugen, die wohlgemeinte Petition entführen wird. —

Und nun noch eine Figur: Der unglückselige Janus tobt wie ein Besessener umher, und ruft aus Leibeskräften: Feuer! Feuer! die Revolution und die Sündfluth sind vor der Thür! die Jacobiner sind an unserm eigenen Heerd, auch der König läßt uns in Stich, er hört nicht auf unsern Rath, er läßt die Demagogen ungestraft umherlaufen! Alles ist verloren! nur noch Ein Mittel! kauft den Janus! kauft den Janus!

Und über all' diesem Jammer ist es Frühling geworden, sogar in Berlin! der Thiergarten ist grün und wird bald grau sein, im Odeum sitzt man im Freien, und läßt sich bei einer kühlen Blonden die Ouverture zum Czaar und Zimmermann vorspielen, und in der freien Luft darf noch immer nicht geraucht werden.

Neukölln.

III.

Tirolische Geschichtschreibung.

Aus Inspruck.

Vor ein paar Wochen lag unsrer Landeszeitung, dem bescheidenen „Boten für Tyrol," eine Anzeige bei, welche die Herausgabe der besten „in der reichen Fundgrube der Museal-bibliothek vorhandenen Quellen" für tirolische Geschichte verspricht. An Büchern, welche unsre Alpen und Thäler, den Charakter und die Sitten unsres Volkes in's Auge fassen, fehlte es bei uns keineswegs, was aber „weit mehr zu wünschen wäre," meint das Programm mit einem kaum un-

Digitized by Google

terdrückten Seufzer über manche dieser „touristischen Anschauungen" sei „eine Geschichte des Landes und Volkes von Tirol." Was man nicht alles, oder wo man mehr lernen könnte als von der Geschichte, und doch wird mir vor nichts mehr bange als eben vor unsern Historiographen. Zweifelsohne grundgelehrte Leute, die z. B. wohl ein halbes Dutzend Gänseklele über die Frage abstumpfen, ob im 13. Jahrhundert auf einem Berge des Thales Mortell, der jetzt unter ewigem Eis und Schnee liegt, ein Kloster bestanden, wovon jedoch schon 200 Jahre später keine Spur zu finden war? oder ob ein anderes Kloster, das der Dominikanerinnen zu Steinach bei Meran, von Adelheid, der Tochter König Heinrich's von Böhmen, oder ihrer Namensschwester, der Tochter des Grafen Albrecht von Tirol gestiftet wurde? Man sollte hienach wohl meinen, daß Rost und Staub an dem von unserer Vorzeit ererbten Rüstzeug vergebens gesucht werde, aber mit nichten; was man gewöhnlich unter Geschichte versteht, besitzen wir über die Erlebnisse unserer Väter im Zusammenhange gar nicht, und selbst bei der Anfrage über einzelne entscheidende Momente sind wir oft voll jugendlichen Erröthens um Bescheid verlegen, ja es gibt bei uns sogar Leute, die höchlich bedauern, daß nicht alle Mängel des Clerus zu verdecken, oder die Beschwerdeartikel im Bauernkriege mit dem Bemerken abbrechen, „sie vermöchten nicht alle Lästerungen aufzuführen," oder endlich eine Büberei am besten als dem Geiste des Bundschuhs angehörig zu bezeichnen glauben. Wir besitzen zwar auch im Gegensatz zu den Acten- und Pergamentmotten einen hochfliegenden Sonnenvogel, der aber des steten Farbenwechsels halber nicht recht gefallen will, und vom Trauerspiel des Jahres 1809 her im bösen Andenken steht und auch stets einen Dr. Faber auf den Fersen hat, der über seine Einschiebsel und Verbesserungen genaue Vormerkung hält. Man liebt bei uns nicht einmal die Kunst, die mit einem Silberblick die Gährung der Massen beleuchtet; auf die paar Züge, die das Menschenleben in die Stirne eingefurcht und das Individuum und seine Zeit zeichnen, — kömmt es uns gar nicht an, geht nur kein Fältchen am Kostüm, kein Buchstabe von dem verloren, was verbrieft und aufgeschrieben ist; nichts über eine Chronik! Man erzählt uns treuherzig, wie sich Gewohnheiten, Gesetze, Verhältnisse breit gemacht, die weder vor noch neben uns andern Völkern zu statten kommen, als ob die hohe Mauer unserer Berge von Anbeginn alle andern Stämme deutscher und wälscher Lande so getrennt und abgeschnitten, daß die Strömungen der Zeit spurlos davon abgeprallt, daher denn auch keinem „Ausländer," wäre er selbst ein Deutscher, ein Urtheil über Begebenheiten in diesem Zauberkreise zukömmt. Wie unsern Nachbarn am Rhein und Neckar, an der Elbe und Spree der Spiegel vergangener Jahrhunderte daran rein geschliffen wird, daß uns die Helden daraus wie lebend anblicken, wie der Geist sich dort losgerungen aus den Fesseln minorennen Traumlebens und zu voller Kraft und reifem Selbstbewußtsein gelangt, davon lief uns kaum ein dunkles Gerücht zu. Man betrachtet hier zu Land die Geschichtschreibung nur als einen actenmäßigen Bericht einzelner Begebenheiten, wobei es nicht erlaubt ist, andere Gedanken kund zu geben als die den Stempel offizieller Legitimität und ultramontaner Rechtgläubigkeit ausweisen.

Solche geschichtliche Künste scheinen insbesondere auch denen vorgeschwebt zu

Digitized by Google

haben, die im Canzleistyl des vorerwähnten Programms zu uns sprechen. Die Masse des Materials, die doch, wie sie jetzt im Museum aufgestellt, ein Einziger sammelte, bedünkt sie ungeheuer, nicht zu überwältigen die Herkulesarbeit einer Geschichte Tirols ohne Monographien über einzelne Abschnitte; daher erlag ihr auch Hormayr, der zwar vielleicht nicht Alles weiß, was in der „Museal-bibliothek" geschrieben steht, aber viel mehr und Interessanteres. Um unsere Begriffe über Geschichtschreibung besser aufzuklären, wird auch zugleich ein Muster geboten, „ein wahres Volksbuch," wie die Ankündigung besagt, nämlich die Geschichte der tirolischen Landeshauptleute, die Freiherr Jacob Andre v. Brandis in den Jahren 1610—1628 niederschrieb. Das erste Heft davon liegt vor uns und dient daher als Probe.

Das Buch ist nichts weiter als eine Chronik, die wie andere aus noch früheren Zeiten mit dem „gewaltigen geveü des Hohen Thurms, vnd mechtigen Statt Babel" beginnt, im ersten Theile aber nur die Namen einiger „Römischen Landthaubtleüthe," deren einer Bonopus, eine rechte amphora Bachi gewesen, dann die Geburts- und Todesjahre der deutschen Kaiser bis auf Friedrich I., und mit einigen Notizen von gleichem Gewicht auch jene der tiroler Grafen bis auf ihren letzten Sprößling Margarethe die Maultasche (1336) berichtet. Erst über letztere wird der Chronist gesprächiger; was ihm aber in den Augen der Archivare und Sammler gewiß den größten Werth verleiht, ist die wörtliche Einrückung vieler alten Urkunden, deren einige selbst im lateinischen Original gegeben sind. Das rohe Material von Roll- und Siegelbriefen, worunter sogar welche in fremder Sprache, der Rococostyl des 17. Jahrhunderts, der nur von Staatsactionen, Fürsten- und Adelsgeschlechtern, aber nichts vom Volke weiß, diese also wären die mundgerechte Hausmannskost für den gemeinen Mann? So viel wird wenigstens klar, daß die Volksbücher bei uns noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen sind.

Bei alledem behalten diese Herren aber doch in Einem recht, darin nämlich, daß unsere Geschichte eine vortreffliche Schule für das Volk wäre, ja, was sie zwar verschweigen, eine viel bessere noch als alle Heiligen- und Wundergeschichten, Gebet- und Erbauungsbücher; freilich käme es nur darauf an, wie man sie schriebe.

Auch in unsern Gauen wirft sich allererst die Frage auf: wie wurden wir Freie aus Knechten des Krummstabes und Schwertes? Es scheint, daß wir darin hinter andern deutschen Landen nicht zurückblieben, ja der Bundesbrief vom Jahre 1323 führt schon Städte und Gerichte, also Bürger und Bauern unter den Ständen Tirols auf. Durch Friedrich, zubenannt mit der leeren Tasche, der den Bauern Schutz und Obdach auf jener Flucht aus Constanz, ja den Besitz seines Erblandes Tirol verdankte, wurden sie vollends den Rittern gleichgestellt; er setzte auf dem Landtage von 1420 eine gleiche Anzahl aus ihnen und dem Adel zu Richtern über den Bund der widerspänstigen Dynasten, und die Strafen, welche dieselbe Versammlung gegen die Verletzer des Landfriedens aussprach, schützte den aufblühenden Feldbau, Gewerbe und Handel. Aber schon unter Friedrich's Sohne, dem schwachen Sigmund, oder vielmehr seinen Günstlingen, über-

Digitized by Google

wucherte Willkür und Gewalt die zarten Keime, nur selten regten sich die Stände, bis endlich das Unleidliche, der muthwillige Krieg mit Venedig, die böse Bastardwirthschaft, die Hexenmeister, die Vergeudung der reichsten Bergschätze und Ueberschuldung auch dem Geduldigsten die Zunge lösten und König Max als Mittler herbeigerufen ward. Dadurch gewann dieser eine bei weitem größere Macht, denn ihm je als Erbe zu Theil geworden wäre. Rastlose Vergrößerungssucht seines Hauses verwickelte ihn in endlose Kriege, denen Tirol, das in der Mitte seiner Feinde lag, sein gerühmtes Landlibell von 1511, (nämlich eine Ordnung für die unentgeltliche Beisteuer von Landsknechten) verdankt; das übrige Deutschland hatte sie ihm verweigert, hier gewann er sie durch Bestätigung alter und Zusicherung neuer, aber nie verwirklichter Freiheiten. Der ritterliche Herr liebte gar sehr die Jagd, und wiewohl er sterbend das Wild den Bauern preisgegeben, blieb es doch auch nachher verboten, Feld und Leben davor zu wahren. Noch mehr aber kränkten den gemeinen Mann die Bedrückungen des Adels und der Geistlichkeit; das weichliche und verbuhlte Leben der Letztern lag vor aller Augen. Die neue Lehre weckte die Menschheit aus ihrem langen und tiefen Schlummer, man frug einmal wieder nach der reinen Christuslehre vor ihrer mittelalterlichen Verwandlung und verglich damit das thatsächliche Bekenntniß ihrer Verkündiger und die Anmaßungen der Mächtigen. Mißlich war, daß das südwestliche Deutschland den fanatischen Uebergriffen Thomas Münzer's verfiel. Ferdinand I. gewährte zwar selbst die Forderungen der Aufständischen, daß das Wort Gottes rein gepredigt, Menschenlehre abgeschafft, die Wahl ihrer Prediger den Gemeinden freigestellt würden, ja fast unter dem Lärm der Sturmglocken kam auf eilig berufenem Landtag ein neues bürgerliches Gesetz zu Stande, welches die seit 80 Jahren aufgedrungenen Roboten und den kleinen Feldzehent abschaffte und die Jagd des schädlichen Wildes gestattete, allein der schlaue Erzherzog hatte sich nebenher vorbehalten, diese Landesordnung „mit Vorwissen der Landschaft zu mehren oder zu mindern," er hatte für seine Zugeständnisse eine Empörungsordnung eingehandelt, die alsbald gegen diejenigen angewandt wurde, die man noch mit dem Schwert in der Hand traf, und die Geistlichkeit, die, wiewohl vorgefordert, nicht erschienen war, wußte bald das Verlorne wieder hereinzubringen und die Erklärung zu erwirken, daß das Libell betreffs ihrer durch den Reichstagsabschied von Speier abgethan sei. Die Wiedertäufer starben zu Tausenden auf dem Holzstoß oder unter dem Henkerbeile, und was auch von Bibeln oder andern Schriften, die nicht im Geiste von Canisius Catechismus dem Lande zufloß, vertilgten später die Jesuiten, die 1560 in's Land gerufen wurden. Die Früchte aus der Zeit ihres Wirkens sind die bittersten, aber wahre Arzenei für die Gegenwart. Dieselben tirolischen Fürsten, die von ihnen erzogen und geleitet wurden, ihre Collegien und Kirchenbauten beschenkten, Ketzer verfolgten und das Hofgesinde zur Messe trieben, täglich die Tagzeiten ablasen, oder auch italienische Sänger und Schauspieler verschrieben, bürdeten auch den Ständen ihre Kammerschulden auf, zogen für den Unterhalt ihres Hofes den Schenkpfennig ein, und waren erfinderisch in neuen Steuern. Die Jesuiten huldigten dem jeweiligen Geschmacke des Hofes in geistlichen oder weltlichen Tändeleien, schulten den Adel zu seinem wil-

leulosen Diener, und waren zufrieden mit der Herrschaft über beide. Die Landtage des 17. Jahrhunderts, namentlich unter Leopold I., als Tirol wieder unter Oesterreichs Zepter zurückgekehrt, gewähren ein ergötzliches Schauspiel. Der Kaiser postulirt auf Grund des Landlibells von 1511 eine namhafte Beisteuer zu seinen Kriegen, oft auch noch Beiträge zu Hof- und Kirchenbauten in Wien, Hochzeits- und Kindbettsgeschenken, ja selbst zu Reisen; hierauf wendet die Landschaft ein, laut eben dieses Libells, das sie nur zum Waffendienst verpflichte, sei sie von solchen Abgaben frei und losgesprochen, und weist das Ansinnen herzhaft zurück; die Kronbeamten wollen aber das berufene Landlibell wegen veränderter Kriegsart nicht mehr gelten lassen, und beziehen sich darauf, daß Tirol eine österreichische Provinz geworden; nun beginnt schon die Capitulation, man feilscht blos mehr um die Größe der Summe, und bewilligt bei der vierten oder fünften Erwiederung, immerhin jedoch mit feierlichen Vorbehalt aller Privilegien und Freiheiten wenigstens die Hälfte. Es läßt sich denken, daß gegen diese bei richtiger Abstattung des Zugesicherten höhern Orts nichts eingewendet wurde. Und doch hielten selbst diese geduldigen, lenksamen, überfrommen Stände wenigstens eine Vermehrung der vielen Klöster dem Wohl des Landes nicht zuträglich, und baten wiederholt davon abzulassen, während sich die unsern die Einführung der Jesuiten als Gnade erflehten. So lichtfreundlich waren ihre Augen denn freilich nicht, daß sie die Reformen Marie Theresien's und Kaiser Joseph's II. freudig begrüßten, die schmutzige Kutte der Mönche und Nonnen war dem Volke so verehrungswürdig geworden, daß über ihre Beschränkung lebhafter Unmuth rege ward, und die Wiederherstellung der aufgehobenen Klöster, die Rücknahme des Verbots der Ablegung geistlicher Gelübde vor erreichter Großjährigkeit, die Aufhebung des Toleranzpatents und der Normalschulen, ja selbst die Einziehung der neu errichteten Kapellanien auf dem Lande waren seine dringendsten Bitten auf dem Landtage 1790, den Leopold II. nach Joseph's Tode berufen hatte. Selbst die Erhebung im Jahre 1809 entbrannte nicht aus den Sympathieen für die Freiheitskämpfe Schill's und anderer deutscher Helden, sondern aus der Verunglimpfung seiner Priester, der Beseitigung der noch übrig gebliebenen Klöster, der Abschaffung der Christnachtsmessen, Prozessionen und Wettersegen.

Die Wahrheit, die wir hier offen auszusprechen wagten, wird diesen Zeilen manche Ungunst zuziehen, es ist aber endlich Zeit, daß man den Bethörten die Binde von den Augen nehme. Eines der besten Mittel dazu liegt in einer Geschichte Tirols, welche diese Momente richtig auffaßt, und in einer allgemein verständlichen Sprache dem Volke mittheilt. Ja, sammelt und forschet, prüfet und sondert, aber nicht um zu berichten, wer euer Ahn und Urahn war, bei denen man umsonst nach weisen Thaten frägt, oder um tändelnde Neugier mit weibischer Schwatzhaftigkeit zu unterhalten, oder wohl gar euch selbst wohlgefällig im Spiegel eurer Gelahrtheit zu belächeln, sondern um unsern Geist aufzurichten, und uns den Grund der Dinge zu zeigen, die uns Verderben brachten.

⊙

Digitized by Google

IV.

Aus Prag.

1.

Das Memoire der Landstände. — Der clericale Referent. — Eine Deputation zum Begräbniß des Erzherzogs Karl.

Den 3. Mai hat die schon im Monate März erwartete Eröffnung der landständischen Versammlung stattgefunden, und sehr stürmisch war die Debatte des ersten Tages, so daß sich manches piquante Ereigniß auch in den noch bevorstehenden vielen Sitzungen erwarten läßt.

Das Comité, welches die Aufgabe zu lösen hatte, die heute noch zu Recht bestehenden Prärogative der Stände genau zu ermitteln, und die eigentliche Bedeutung jenes Regierungsvorbehalts, die Landesordnung beliebig zu mehren oder zu mindern, festzustellen, hatte seine Arbeit vollendet, und die ihm gewordene Aufgabe mit Talent und Klugheit gelöset; daß jenem Vorbehalt die von der Regierung den Ständen angesonnene Deutung nicht zugestanden, sondern nachgewiesen ward, daßelbe beziehe sich blos auf denjenigen Theil der Landesordnung, welcher die Civil- und Verwaltungsgesetzgebung für Böhmen enthält, und welchem durch die spätere Gesetzgebung ohnehin schon derogiret worden, während die ständischen Vorrechte und Privilegien in einem besondern, sogar späteren Majestätsbriefe, ohne jenen Vorbehalt bestätigt worden waren, war natürlich, und liegt wohl auch in strenger urkundlicher Consequenz.

Das Memoire des Comité's, welches wohl der Oeffentlichkeit anheimfallen dürfte, wurde dem Herrn Landtagsdirector überreicht, welcher daßelbe dem Landesausschusse, und insbesondere einem clericalen Beisitzer desselben als Referenten zur Begutachtung überwies, worin eine bedeutende Fraction der Herrn Stände Verletzung der Form zu erkennen glaubte, weil jenes Comité von der ständischen Versammlung unmittelbar gewählt und beauftragt, nur mit dieser Versammlung im Ganzen in Beziehungen stehet, der Ausschuß demnach sich jeder Beurtheilung jenes Comité's zu enthalten hatte, da es ihm an der Competenz hiezu fehle, indem daßelbe nur als ständische Delegation für laufende Geschäfte, keineswegs aber für ein spezielles andern Kräften übertragenes Geschäft, bestellt sei.

Der etwas kräftige Ton jenes Memoires und insbesondere die Berufung auf den Krönungseid des Königs, von welchem eine Reservatio mentalis nicht vorausgesetzt werden dürfe, veranlaßte jenen clericalen Referenten natürlich zu vielen Bedenken, sofort also zu solchen Modificationsvorschlägen, welche die beabsichtigte Demonstration eigentlich zu Nichte machen mußten.

Obwohl die wirkliche Majorität des Ausschusses diese Modificationsanträge nicht gut geheißen, wurden dieselben dennoch als Beschluß des Ausschusses behandelt und der Versammlung vorgelegt, und eben durch dieses Manöver der Zweck ganz verfehlt, indem die Versammlung sich durch diese beabsichtigte Bevormundung beleidigt fühlte, daher in gereizter Stimmung votirt wurde.

Alle vorher schon unternommene Bemühung eines Mitgliedes jenes erkornen

Digitized by Google

Comité's selbst, von der Annahme des Comitéantrages abzurathen, vor den bösen Folgen desselben zu warnen, blieb fruchtlos, der Antrag, wiewohl mit einem geschickt dazwischen geschobenen Amendement, wurde mit bedeutender Mehrheit angenommen, alle vom Ausschusse gemachten Modificationsvorschläge wurden als gar nicht vorhanden erklärt und beseitiget; die Regierungspartei hat eine totale Niederlage erlitten, und jenes Comitémitglied, das an dem eigenen Werke gerüttelt und dasselbe wieder zu untergraben begonnen, dürfte bedeutend in Mißliebigkeit verfallen.

Um diesen oppositionellen Beschluß, durch eine Loyalitätsdemonstration äußerlich wieder zu decken, ward unmittelbar darauf beschlossen: Stände sollten dem nächsten Tages zu Wien stattfindenden Begräbnisse Erzherzogs Karl, Generalcapitains Böhmens, als Körperschaft assistiren, und wirklich fuhren desselben Abends an sechzig Ständemitglieder mit einem Separattrain nach Wien ab.

Es ist also wieder eine Formschlacht geschlagen und sogar gewonnen worden; daß sie praktische Folgen haben werde, bezweifeln wir.

S. S.

2.

Vier Tage später.

Aenderung in der Stimmung der Opposition. — Ein Monument. — Petitionen. — Frack oder Uniform.

Durch die nach Wien entsendete zahlreiche Trauerdeputation waren die Sitzungen der Ständeversammlung unterbrochen worden, doch auch der Geist, in welchem die Versammlung am 3. Mai eröffnet worden war, hat in dessen sich wesentlich modificirt, so zwar, daß der am 3. Mai gefaßte Beschluß durch die weiterhin beschlossene Form, in welcher die Verwahrung ständischer Rechte dem Throne gegenüber ausgesprochen werden solle, beinahe als zurückgenommen erscheint; denn es ward von der Mehrheit beliebet, den von dem Comité in Antrag gebrachten Modus, ja sogar dessen früherhin amendirte Modification zu verwerfen und blos eine sehr devote Landtagseingabe an Se. Majestät zu beschließen, und das kräftig abgefaßte Memoire des Comité's, dessen Auszug die allgemeine Zeitung bereits veröffentlichte, jener Eingabe nicht beizuschließen.

Man muß sich wundern über die plötzliche homöopathische Verdünnung der oppositionellen Stimmung, die sich am 3. Mai kundgegeben, und manche der Herren dürften bedauern, jene Trauerdeputation angeregt zu haben, die noch überdies auf Landeskosten reisete.

Dagegen wurde beschlossen, dem verstorbenen Erzherzoge Karl sei auf Kosten des Landes ein Monument zu setzen. Das Nähere über die Ausführung wurde einer späteren Versammlung vorbehalten, und zu wünschen wäre es wohl, man gründete eine gemeinnützige Karlsstiftung, statt eines Steinhaufens mehr; ein solches Denkmal paßte besser in die heutigen practischen Verhältnisse.

Auch das ständische Gravamen, wegen Ernennung Unbegüterter zu Landesoffizieren, wurde in eine devote Bitte gekleidet, doch der Landesausschuß ver-

Digitized by Google

pflichtet, wenn sich eine solche Ernennung ergebe, sogleich dagegen zu remonstriren und den Ständen Bericht zu geben.

Endlich beschloß man Se. Majestät um beschleunigte Erledigung aller im Verlaufe eines Steuerpostulanten-Landtages nach Hofe gelangenden Landtagsanträge zu bitten, und den Ausschuß zu verpflichten, künftig die Publication des Landtagsschlusses abzuwarten, und erst nach derselben die Steuer auszuschreiben.

Eine Conversation über die Frage, ob man verflichtet sei, der Versammlung in strenger Uniform anzuwohnen, oder ob der einfache Frack genüge, um gültig zu votiren, nahm jüngst längere Zeit in Anspruch, ohne daß jedoch ein Beschluß zu Stande kam. Es wäre interessant, zu wissen, ob an selbem Tage gleichzeitig auch in Berlin über Costümfragen verhandelt worden. Noch einige Tage werden die Verhandlungen sich hinziehen, doch voraussichtlich allmälig ermattend, ermüdend ersterben.

S. S.

3.

Mitte Mai.

Die Kornausfuhr verboten. — Bemühungen des Erzherzogs Stephan. — Graf Salm nach Triest. — Der ständische Theaterzuschuß. — Theaterscandal bei der Stummen von Portici. — Mad. Hoffmann.

Der 9. Mai 1847 wird in unseren Herzen ein schöner Gedenktag der Dankbarkeit für den Erzherzog Stephan bleiben, denn seinem Bemühen danken wir das, hohen Ortes endlich genehmigte, am 9. Mai kundgemachte Getreideausfuhrverbot, welches an sich schon, der zum guten Theile künstlich erzeugten, unmäßigen Kornvertheurung ein Ziel setzen, und den großen Gutsbesitzern, deren einige noch immer zurückhielten, auf den Hunger der Armen speculirend, zur heilsamen Lehre dienen wird.

Seit Monaten war der umsichtige, energische Prinz bemühet, den Hofbehörden die dringende Nothwendigkeit jener Maaßregel vorzustellen, doch war sein Bemühen lange vergeblich; während hier die trübseligsten Berichte aus den Grenzkreisen eingingen, und man Gewaltthätigkeiten des Volkes ängstlich entgegen sah, hielt man in Wien fest an der Freihandelstheorie, und glaubte englische Prinzipien in heutigen Tagen der Ausnahmscalamität durchführen zu müssen; wir wollten allenfalls damit zufrieden sein, gewährte man uns englische Prinzipien auch in jeder andern Richtung, und hungerten gern eine Zeitlang um diesen Preis, stückweise aber läßt sich die Liberalität nicht appliciren, der Volksmagen verträgt das nicht; leider wurden die Vorhersagungen durch trübe Erfolge bethätigt, Excesse der beunruhigendsten Natur gaben sich kund; in Eger, Plan, Comothau, Saatz, Leitmeritz und Königswart dictirte das Volk faktische Ausfuhrsverbote, exequirte sie gewaltsam, selbst blutig, ließ seinen Ingrimm aus an den Fensterscheiben des Königswarter Schlosses, da endlich ward durch das unmittelbar persönliche Drängen unseres Erzherzogs das Verbot gewährt, und von unserer Behörde in lobenswerther Eile kund gemacht und an alle Grenzpunkte gesendet.

Digitized by Google

Stephan for ever! three times three, rufen wir vollen Herzens, ach wie schade, daß uns der sorgliche Beschützer bald genommen sein soll für immer.

Gleichzeitig mit dem Ausfuhrverbote brachte die am 9. Mai hier angelangte Wiener-Zeitung die offizielle Nachricht von der Ernennung unsers Gubernialpräsidenten Grafen von Salm zum Gouverneur des Küstenlandes, und mit allgemeiner Freude nahm die Bevölkerung die Nachricht dieser schönen Beförderung entgegen; der versammelte Ständekörper will den beförderten Vorstand in großer Deputation beglückwünschen.

So wäre denn der 9. Mai ein zweifacher Freudentag für uns geworden, wir darbten sehr an solchen Tagen.

Ausnahmen von der allgemeinen Freude werden sich wohl ergeben, die großen Kornspeculanten werden den Tag verbracht haben in stiller Trauer; das böse Gerücht hatte einen unserer Kirchenfürsten diesen trauernden beigezählt, doch ist das, wie ich höre, böswillige Verleumdung, ausgestreut von der erbitterten Jesuitenpartei. Nächstens kann ich wohl faktische Widerlegungen berichten. Dagegen haftet das Stigma bedeutender Kornspeculation auf einigen Häuptern hohen Adels unwiderleglich fest, und insbesondere soll ein Trojaner darunter bedeutendes in dieser Branche leisten; der 9. Mai mag diesen Vätern des Vaterlandes wohl bekommen.

Daß die Herren Stände in fortgesetzter Versammlung begriffen, diesmal besonders Wichtiges verhandeln, wird Ihnen von anderer Seite her in voller Unmittelbarkeit berichtet werden, während mir genaue Notizen hierüber fehlen.

Um den versammelten Ständen zu beweisen, wie fruchtbringend der aus der Landeskasse der Theaterdirection gemachte Zuschuß jährlicher 1000 fl. sich bethätige, sind des Theaters Leistungen grade jetzt schlimmer denn je, und eine traurige Theaterzukunft liegt vor uns.

Ungeachtet jenes Zuschusses, der doch zu höheren Ansprüchen berechtiget, und wiewohl ein durch Uneigennützigkeit und Biedersinn notorischer Privatmann, welcher schon früherhin einen unserer großen Gutsbesitzer, durch gefällige persönliche Aufopferungen zu arrangiren bemüht war, der Direction mit Rath und That, und wir sind überzeugt, gegen mäßigste Zinsen unter die Arme zu greifen, geht die Unternehmung stets den Krebsgang, und wir glauben neben russischen Maximen, welche hier durchaus nicht passen, trägt übermäßige Gattenliebe die Schuld, denn Mad. Hoffmann soll uns durchaus als Primadonna der Oper aufgedrungen werden, was sie doch vor etwa fünfzehn Jahren nur in einer kleinen, musikalisch ausgehungerten Stadt mochte gewesen sein; so kommt die Oper ganz herunter, weil die Direction nur Folien für Mad. Hoffmann will gelten lassen, und das Schauspiel hat Schauderhaftes zu erwarten, denn Herr Rottmeyer will jetzt fortan seine krampfhaften Kunststücke uns zum Besten geben.

Jüngst kam es vor, das Unerhörte! daß Auber's Stumme, die lange Zeit bei uns stets willkommene Oper total Fiasco machte, beinahe Veranlassung zu Revolution gegen den Director geworden wäre, wie einst gegen Van Maanen zu Brüssel.

Ein gastirender Tenor einer deutschen Hofbühne hatte bei einer Orgie all sein Stimme — im Champagner und Bierglase gelassen, eine papierscheerenlange

Digitized by Google

Tänzerin hatte die Fenella gliederpuppenartig verarbeitet, die unvermeidliche Mad. Hoffmann sang Essig dazu, das gedrängtvolle Haus tobte, zischte und pfiff, — mit Noth spielte die Oper zu Ende; wahrlich solche Belustigungen könnten wir wohl auch ohne den Zuschuß von 1000 Fr. haben, und über die Langmuth der Intendanz ist sich zu wundern.

Durch Schaden wird man klug; durch Mißgriffe früherer Direction belehret, welche sich in Nebenspeculationen eingelassen, und das Ziegelbrennen mit Vorliebe betrieben, ward in dem neuen Contracte bedungen, der Director dürfe niemals Ziegelbrenner werden; das nächste Mal wird bedungen werden müssen, der Director dürfe keine Sängerin zur Frau haben, wenigstens keine Mad. Hoffmann, welcher wir rathen möchten, in Zukunft die Rolle der Stummen zu übernehmen, ohnehin ist's die Titelrolle, und auf diese hat sie das nächste Anrecht als Directrice.

— w —

V.

Aus Galizien.

Ende April.

Schreiben eines Deutschen über die Nothzustände. — Frohnbauern und Freie. — Zur Charakteristik des galizischen Volks.

Um Ihnen einen Blick in die Zustände unserer Volksklassen zu eröffnen sende ich Ihnen heute eine wortgetreue Abschrift eines Privatbriefes, den ich vor einigen Tagen von einem in unabhängiger Stellung im Samborer Kreise (der sich sonst durch seine Fruchtbarkeit auszeichnet) lebenden Freunde, einem Deutschen, erhielt.

„Wie herzerschütternd, ja grauenhaft das Elend meiner Umgebung sich darstellt, vermag ich nicht zu schildern. Der beiliegende Brodlaib *) wird genug sagen und ich darf nur hinzufügen, daß man auf den Feldern und Straßen, in den Gassen der Ortschaften allüberall Männer, Weiber und Kinder findet, die vor Hunger gestorben. Gestern fiel auf der Gasse vor mir ein Knabe zur Erde nieder; ich trat hinzu, er war leblos und die Section zeigte, daß ihn Hunger getödtet. Vor einigen Tagen sah ich ein altes Mütterchen vor einer Scheuer die einzeln umherliegenden Getraidekörner, welche die Sperlinge noch nicht weggepickt hatten, auflesen und gierig verschlingen. Alle Familienbande sind zerrissen und Eltern und Kinder irren vereinzelt umher, um Nahrung für sich zu suchen. Die Selbstsucht tritt in ihrer schrecklichsten Gestalt hervor, denn selbst die Mutter verzehrt allein ihre etwaige Speise und vergißt dabei ihres Kindes, während der Vater das ihm geschenkte Getraide bei dem Juden gegen Brannt-

*) Das Brod, von dem ich der geehrten Redaction einige Stückchen sende, besteht aus Hafer sammt der Spreu, aus gestoßenem Hanfsaamen und aus Blättern, und sieht ähnlicher einem Stück Pferdekoth als einer Menschennahrung, als einem Brode, dieser Gottesgabe, wie das Volk es oft zu nennen pflegt.

Digitized by Google

wein vertauscht *), in welchem er sich berauscht, während die Seinigen Hungers sterben. Daß er wohl auch nur mit diesem Getränke das, was er als Brod hat, hinabzuwürgen vermag, ist nicht zu bezweifeln. — Und wie traurig sieht es in den Hütten dieser Armen aus! Da sucht man umsonst Tisch, Stuhl oder Bank oder gar eine Truhe, nichts, nichts als vier nackte Wände sind da und ein Ofen, auf dem einer oder mehrere Kranke dahinschmachten. Der Arzt, Dr. Glatter, den Du wahrscheinlich von Lemberg aus kennst, und der sich durch seine Thätigkeit sehr verdient macht, hat in seinem Bezirke, der acht Meilen im Umfange und über 40,000 Seelen zählt, 12 Dörfer, in denen der Typhus epidemisch Jung und Alt dahinrafft. Des Hungertodes starben hier bereits über 300, während das Verhältniß der am Typhus Sterbenden beinahe 3 zu 100 ist. In einigen Dörfern sind die Bewohner fast ganz ausgestorben. Sonderbar, ja unglaublich wird es Dir aber erscheinen, wenn ich sage, daß die Ortschaften, in denen drei Tage in der Woche gefrohnt wird, sich wohl befinden und die Noth zu jener entsetzlichen Höhe nur dort stieg, wo nur geringe oder gar keine Frohne besteht. In den letztern Dörfern verfällt der Bauer bei seiner angebornen Faulheit und der Ergiebigkeit seines Bodens in eine asiatische Trägheit, verschiebt seine Arbeit von heut' auf morgen und dann auf übermorgen und läßt endlich einen großen Theil seiner Felder unbestellt. — Zur Linderung der Noth sind nun die betreffenden Dominien beauftragt, täglich $\frac{3}{4}$ Quart Korn **) der Person zu verabfolgen ***). Die Kranken erhalten auch gerollte Gerste und in den Staatsherrschaften überdies eine aus Leim gekochte Suppe. Die einlaufenden Sammlungen milder Gaben sind im Verhältniß zur Zahl der Dürftigen sehr gering.

Hier noch Einiges zur Charakteristik hiesiger Landleute. Wenn ein Hungernder betheilt wird, ißt er, was für mehrere Tage bestimmt war, gleich auf und hungert dann wieder sechs bis sieben Tage lang, und sobald er wieder etwas bekömmt, thut er dasselbe, stirbt aber mit vollem Magen, wie Sectionen nachweisen, Hungers, da die Verrichtungen des Magens schon gänzlich gehemmt sind. — Im März l. J. wollte man in mehreren Ortschaften diese Leute gegen angemessenen Taglohn mit Holzfällen im Walde beschäftigen, sie erklärten sich aber für jede Arbeit zu schwach und waren es auch. Man gab ihnen nun den Taglohn einer Woche voraus, damit sie hernach gestärkt zu arbeiten fähig würden; obwohl aber Alle vorher das Geld angenommen hatten, ging doch, nachdem es verzehrt war, keiner zur Arbeit, denn sie erklärten sich noch immer für zu schwächlich, fanden es aber eigentlich nur bequemer, auch ohne zu arbeiten, wenn auch kümmerlich, ernährt zu werden."

---

*) Da dies fast allgemein geschah, wurde von den Behörden den Juden auf das Strengste untersagt, dies Getraide den Bauern abzukaufen.

**) 1 Korez (beinahe 2 Metzen) enthält 32 Garnetz, 1 Garnetz 4 Quart. Die Bauern schroten das Getraide auf ihren Handmühlen.

***) Die Betheiligten sind verpflichtet das ihnen nicht als Gabe, sondern nur als Unterstützung gereichte Getraide allmälig wieder zu erstatten, was freilich sehr selten geschieht, so daß sich im Przemisler Kreise vor mehreren Jahren der Fall ereignete, daß ein Gutsherr mehrere tausend Korez Getraide als Rückerstattung der geleisteten Unterstützung zu fordern hatte.

Digitized by Google

VI.

Erzherzog Karl.

Aus Oesterreich.

Durch den Tod des greisen Feldherrn erleidet Oesterreich einen unberechenbaren, ja einen unersetzlichen Verlust. Man wende nicht ein, daß nichts in der Welt unersetzlich sei. Nur das Physische, Greifbare erneuert sich wieder, aber ein Gedanke, der verwischt wird, ein Ideal, das aus dem Leben schwindet, ist durch Nichts zu ersetzen. Zertrümmert die Vendomesäule, zündet die Westminsterabtei an vier Enden an, es gibt Blöcke genug, aus denen sich eine andere Colonne hauen läßt, es fehlt nicht an Stein und Mörtel, um eine neue Kirche zu bauen; aber den Geist, der durch die Hallen jener einen geht, der Gedanke, der in jener einen Säule verkörpert ist, den kann kein Baumeister, kein Bildhauer der Welt wieder herauf beschwören.

Es war ein großer Feldherr den sie nun zur Erde bestatteten, aber das jüngere Geschlecht wird vielleicht einen eben so großen heranbilden; es war ein herrliches, großmüthiges, aufopferungsvolles Herz, das sie einbalsamirten, aber noch schlagen der edlen Herzen viele in dieser Welt. Was aber unwiederbringlich nun dahin ist, das ist das ehrwürdige Nationalmonument, das nun zertrümmert ist, die Ehrentafel, die geschichtliche Säule, auf welche die Blicke einer großen Völkermasse mit stolzem Selbstgefühle hinschauten.

Für Oesterreich ist dieser Verlust um so größer, als es arm ist an solchen Zeitgenossen, für die die Herzen sich begeistern können, weil es arm ist an volksthümlichen Männern, welche für das Gesammtvolk die sichtbaren Träger seiner Geschichte und seines Nationalbewußtseins sind. Nicht daß es an Männern fehlt, die ein Recht darauf hätten. Die Schlachten gegen Napoleon haben den österreichischen Waffen, bei großen Verlusten, manchen herrlichen Ehrentag bereitet, die deutsche Kriegsgeschichte weiß der glorreichen Waffenthaten genug, welche von österreichischen Kriegern vollführt wurden. Aber die Namen dieser Krieger kennen eben nur die militairischen Annalen, dem österreichischen Volke sind sie zum großen Theile fremd und unbekannt. Eine falsche, verblendete und entkräftende Staatspolitik hat dem Volke das erhebende Gefühl geraubt, auf seine hervorragenden Männer mit Selbstbewußtsein hinweisen zu können, ein undankbares und engherziges Prinzip hat diesen Helden den besten Lohn ihrer Thaten entzogen: die Volksthümlichkeit ihrer Namen, die unmittelbare Anerkennung der Gesammtbevölkerung. Fragt in Preußen von Tilsit bis Aachen, wer Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen u. s. w. gewesen, jeder wird euch aus ihrer Biographie und von ihren Ruhmestagen erzählen. Ihre Bildsäulen stehen vor dem Schlosse des Königs, für den sie gefallen, ihr Angedenken wurde in zahllosen Festen, Erinnerungsfeierlichkeiten, Denkmünzen, in freimüthigen Schilderungen dem Volke eingeprägt, das ihre Namen und ihre Thaten als eine kostbare Errungenschaft, als ein stolzes Nationaleigenthum bewahrt. Fragt dagegen in Oesterreich die Masse der Bürger nach den Thaten der greisen Feldherrn des Staates. Die

Digitized by Google

meiſten werden euch nicht Rede ſtehen können, wenn er nicht etwa zufällig ein Abonnent der militairiſchen Zeitſchrift unter ihnen iſt. Und vollends die Jugend, die in dieſen dreißig Jahren des Friedens herangewachſen iſt und für die ſelbſt jene Namen, die vielleicht ihren Vätern noch aus alter Zeit im Ohr klingen, etwas Abgethanes, Verſchollenes, Urweltliches ſind, für die ſie kein Herz und keine Theilnahme hat.

Und doch gibt es in der öſterreichiſchen Armee Männer genug, deren Laufbahn reich an großen und denkwürdigen Zügen iſt, Männer, die ganz und gar die Söhne ihrer Thaten und ihrer Verdienſte ſind. Man darf einen wichtigen Umſtand zur Beurtheilung des öſterreichiſchen Heers nicht überſehen: ein guter Theil der höhern Stabsoffiziere gehört ſeiner Geburt nach dem Bürgerſtande an. Bei der Präponderanz der Ariſtokratie, die für ihre Windelkinder ſchon ein Offizierdiplom in Anſpruch nimmt, würden jene Männer ſicher nicht zu ſo hohen Graden empor geſtiegen ſein, wenn ſie ſie nicht zum Theil auf dem Schlachtfelde errungen hätten, wenn ihre Verdienſte nicht überwiegend wären. Und ſelbſt jene Ariſtokratie ſelbſt, ſo wenig wir Freunde ihrer Anmaßung ſind, Muth und Tapferkeit kann auch der eingefleiſchteſte Feind den alten Adelsgeſchlechtern Oeſterreichs nicht abſprechen, und manche Glieder, die bei ihrer Geburt in baſtſtene Windeln gewickelt wurden, ſind auf dem Schlachfelde amputirt worden. Wo aber iſt die Volkschronik, die ihrer Thaten gedenkt? Nur die Kameraden, die eigene Familie, höchſtens das Regiment weiß etwas davon zu erzählen. Der Staat hat ſie abgelohnt, was wollen ſie mehr? Die Söhne des Feldmarſchalls Schwarzenberg haben ihrem Vater auf ihre eigene Koſten ein kleines Erinnerungsmonument bei Leipzig ſetzen müſſen*) und der Preuße Varnhagen von Enſe hat in ſeinen Denkwürdigkeiten zur Populariſirung des Namens dieſes Feldherrn faſt mehr beigetragen, als die geſammte populace Preſſe in Oeſterreich. Die öſterreichiſche Bureaukratie will keine Individualitäten in ihrem Tintenſtaat, ſie will keine Volkslieblinge, deren Nimbus ſie verdunkeln könnte, ſie will keinen Nationalſtolz, der ſich dann vielleicht gegen manche ihrer Zumuthungen ſträuben würde. Ihr Staat iſt eine Logarithmentafel, ein Schachbrett mit Figuren, die ſie nach Belieben bewegen kann; Blut, Leben, Begeiſterung paſſen nicht in ihr Syſtem.

Die Folgen hiervon liegen auf der Hand. Die Phantaſie der öſterreichiſchen Jugend erhitzt ſich weit mehr für die großen Geſtalten der franzöſiſchen Heerführer, obſchon ſie das eigene Land verheert haben, ja ſie begeiſtert ſich viel eher für die preußiſchen Kriegshelden, als für die dürren vom Cenſurhauch ausgetrockneten Notizen über die vaterländiſchen Streiter, deren Namen ihr im Leben höchſtens in den Beförderungsliſten oder im Militärſchematismus begegnen, deren Leben und Wirken ganz außerhalb des Bewußtſeins der Nation ſteht, in denen ſie blos Paradeſtatiſten ſieht und denen ſie einzelne Züge der Ueberhebung und der Rohheit, die in keiner

*) Irren wir nicht, ſo beſteht in Oeſterreich noch immer die Verordnung, vermöge welcher keiner Perſon im Staate (mit Ausnahme der kaiſerlichen Familie) ein lebensgroßes Monument gewidmet werden darf, und wenn ſie zehn Mal den Staat vom Untergange gerettet hätte. Wie würden auch ſonſt die Statuen eines Salm, eines Stahremberg, eines Eugen, eines Laudon fehlen? —

Digitized by Google

Armee fehlen, viel bitterer anrechnet, als es anderswo geſchieht. Darum finden in Oeſterreich die vielen ſpöttiſchen und herabwürdigenden Anekdoten, die fremde Geſchichtſchreiber, Memoiren- und Romandichter auftiſchen, viel eher Glauben als der trockene offizielle Lobhudel, den die heimathliche cenſirte Preſſe den betreffenden Männern ſpendet und dem alle Wirkung abgeht, weil das Leben, die freie Kritik, die pſychologiſche und hiſtoriſche Gerechtigkeit darin fehlt, weil Alles den Stempel der bevormundenden Beamtenhand daran trägt. Jenes richtige Gefühl, mit welchem anderswo der Gebildete wohl zu unterſcheiden weiß, was gegen den Staat, dem er angehört, aus Nationalhaß und aus Eiferſucht von fremden Schriftſtellern aufgetiſcht wird, fehlt der Maſſe der unter der Taucherglocke erzogenen Oeſterreicher völlig. Was draußen, in der Freiheit geſchrieben wird, gleichviel ob von Feind oder von Freund, wird unbedingt geglaubt, was unter der Aegide öſterreichiſcher Cenſur erſcheint, wird unbedingt bezweifelt. Das Ausland, ſeine Anerkennung, ſeine Aburtheilung gibt der öſterreichiſchen Jugend den Maßſtab zur Beurtheilung der heimathlichen Verdienſte. Zu dieſer Abnormität, die vielleicht nirgends ihres Gleichen findet, hat die große Weisheit unſeres Syſtems uns gebracht. Wo ſoll bei ſolcher Erziehung der Patriotismus herkommen, und jener ſchöne Ehrgeiz, der andere Staaten befruchtet, der Ehrgeiz, den beſten Männern im Vaterlande nachzuſtreben?

Darum iſt mit dem Erzherzog Karl ſo viel zu Grabe gegangen, weil er einer der großen Ausnahmen war, in dem ganz Oeſterreich einen der Hauptträger der Nationalehre ſah, weil er den gemeinſamen Stolz Aller bildete, welcher Provinz ſie auch angehörten.

Solche Centralpunkte, ſolche gemeinſam erkannte und gewürdigte Männer des Volkes, wie wenige beſitzt ihrer die öſterreichiſche Monarchie! Für welche himmelweit von einander unterſchiedenen Perſönlichkeiten ſchwärmen die einzelnen Theile des Staats! Die Einen ſchwärmen für Friedrich den Streitbaren und Max I., die Andern für Mathias Corvinus und Zrini, die Dritten für Karl IV. und Georg von Podiebrad. Das geiſtige Geſammtband, die Vendomeſäule, die Weſtminſterabtei, in welchem alle Herzen ſich begegnen, geht uns in dieſer ſchweren Zeit der immer drängenderen Sprach- und Nationaleiferſucht mehr als je ab. Und in dieſer ſchwierigen Zeit ſteigt nun auch noch ein Mann zu Grabe, der, obſchon ein hoher Greis und faſt vierzig Jahre vom Schauplatze eingreifenden Wirkens verdrängt, immer noch die wärmſte nicht blos offizielle Verehrung all der Volksſtämme der öſterreichiſchen Monarchie beſaß. —

††

VII.

Notizen.

Benedek und die franzöſiſche Preſſe. — Ein armeniſcher Prinz.

Man, dem die Freiheit nicht ein bloßes Stichwort für Verſteckung egoiſtiſcher Intereſſen iſt, ſondern der ſie lebendig im Herzen trägt, mußte ſich ſchmerzlich berührt fühlen, als die liberale Partei in Baiern nach Entfernung des vori-

Digitized by Google

gen Ministeriums siegestrunken in die Hände klatschte und außer sich gerieth über ein Ereigniß, das ihr das Ruder in die Hände zu spielen verhieß; wie dieses Ereigniß sich motivirte, darauf kam es ihr nicht an.

Ein deutscher Schriftsteller in Paris, dem die Ehre seiner Nation am Herzen liegt, sandte einen Artikel darüber an die Kölnische Zeitung; sie wies ihn aus Censur-Rücksichten zurück. Er schickte ihn darauf an Herrn Armand Marast, Redacteur des National. Der National ist nicht gerade durch die Censur behindert, auch hat er keinen großen Respect vor den Königskronen, aber er nahm ihn dennoch nicht auf. Auf Deutschlands Ehre konnte es dem National natürlich nicht viel ankommen; er dachte: Lassen wir sie ihre schmutzige Wäsche selber reinigen.

Venedey ging mit seinem Artikel in das Bureau des sozialistischen Blattes „Démocratie pacifique"; hier erklärte ihm aber der Redacteur, Herr Considerant, es wäre absurd von den Deutschen, bei einer liberalen Wendung der Regierung pedantisch nachzufragen, woher diese Wendung gekommen sei. „Was liegt daran, wodurch Sie die Freiheit gewinnen, wenn Sie sie endlich erlangen? Jedenfalls ist es besser, sie aus der Hand eines schönen Weibes, als aus der blutigen des Volkes zu erhalten. Die alte Moral ist verlebt; man hat jetzt eine neue, in der Leidenschaft allein ist das Recht."

Zweierlei, was uns trösten kann, lernen wir aus dieser Geschichte; einmal, daß der Begriff von Freiheit und Ehre, wie er in den Köpfen vieler Franzosen spukt, um nichts weniger nun klar ist, als der vieler deutschen Liberalen.

Sodann, daß die Censur der Gerants en chef in einem Lande, wo nur wenige mächtige Blätter die Concurrenz aushalten können, nicht weniger drückend ist, als die Scheere eines bestallten Censors.

— Man schreibt aus Brüssel: Seit einigen Wochen sieht man in den hiesigen Salons einen jungen Mann von eleganter Tournüre, mit halb tartarischen, halb türkischen Gesichtszügen und schwarzen glühenden Augen. Sein Costüm besteht aus Sammet mit Gold und Perlen reich gestickt, aus einem persischen mit diamantenen Schnallen, während ein Brillantstern auf der Brust hängt; es ist dies der Prinz von Koricoß, ein Enkel des ehemaligen „Czaars" von Armenien Leon VI., der nun durch die Ungnade des russischen Kaisers im Exil sich befindet, während daheim alle seine Güter confiszirt sind. Die Ursache dieser Verbannung des jungen Fürsten, der bisher ruhig in St. Petersburg lebte, ist ein flüchtiger Volksaufstand, der kürzlich in Georgien stattfand, wobei der Ruf ertönte: Es lebe der Czarowitsch Leon VII. Der Patriarch von Siß hat dem jungen Fürsten, der ausgelassen lustig und streng bigott zu gleicher Zeit ist, einen Bischof in Begleitung zweier armenischen Edelleute nachgeschickt, die vor einigen Tagen hier angekommen sind.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Moderne Hiſtoriker.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und wirſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.
Goethe.

Wir eröffnen hiermit eine Reihe von Charakteriſtiken, deren Zweck ein doppelter iſt: die Reſultate der modernen Geſchichtſchreibung zu verbreiten und zu populariſiren, und von der wiſſenſchaftlichen Tendenz der neuen Zeit, ſo weit ſie ſich in der Hiſtorie ſpiegelt, einen Umriß zu geben. Denn dieſe ſteht nicht iſolirt: an der Philoſophie, der Politik und den äſthetiſchen Auffaſſungen der Zeit hat ſie ihre Factoren. Das Thatſächliche zu einem geiſtigen Bilde umzudichten vermag nur, wer des Gedankens der Zeit ſich bemächtigt hat.

Die moderne Geſchichtſchreibung geht von zwei entgegengeſetzten Tendenzen aus, die aber am Ziel in einanderlaufen. Voltaire war es, der ihr zuerſt die Richtung gab, eine Schule der Gegenwart zu werden und zu dieſem Zweck in dem Chaos des Geſchehenen überall den Geſichtspunkt feſtzuhalten: in wie weit trug alles dieſes zu dem einzigen bei, was Noth thut, zur Aufklärung und Befreiung der Menſchheit? Die philoſophiſche Bildung der Deutſchen hat dieſe befähigt, mit tieferem Sinn und weiterer Humanität dieſelbe Tendenz zu verfolgen; Herder zeigte, daß der Gedanke der Menſchheit nicht ein außergeſchichtlicher ſei, ein Ideelles, das ſich weſentlich nur in der Auflöſung des Empiriſchen zeigen dürfe, ſondern daß man ihn innerhalb des Geſchichtlichen ſelbſt zu verfolgen habe, daß in den Metamorphoſen der Menſchheit, auch in ihren dunkelſten und unklarſten Regungen, dieſes göttliche Bild der Idee ſich wiederfinden müſſe. Hegel belebte dieſe, zunächſt nur äſthetiſche Anſchauung, durch die Kraft des Gedankens.

Die andere Richtung, für die ich hier nur Juſtus Möſer anführen will, vertiefte ſich im Gegentheil in das Detail; ſie zeigte, wie man in den geheimſten Tiefen des ſittlichen Bewußtſeins einer beſtimmten Zeit nachgeben müſſe, um dieſelbe in Verhältniß zu der allgemeinen Entwickelung des Menſchengeſchlechts zu ſetzen: wie die oberflächliche Zuſammenſtellung ſogenannter

Digitized by Google

Großthaten das Wesentliche des geschichtlichen Lebens, den sittlichen Geist des Volks aus den Augen rücke. Aus dieser Tendenz ist die Ansicht von dem organischen Naturwuchs der Staaten und Völker hervorgegangen, die bei aller Verwirrung, die sie in der Politik angerichtet hat, auf die Geschichte von unberechenbar wohlthätigem Einfluß gewesen ist; denn sie hob den Dünkel einer einseitigen Bildung auf, die mit dem Gegebenen fertig ist, sobald sie es an irgend einer Kategorie der Gegenwart messen kann.

Die neueste Geschichtschreibung hat die Aufgabe, beide Tendenzen zu vermitteln; mit Andacht in das Einzelne sich zu vertiefen, ohne die leitende Idee des Ganzen aus den Augen zu verlieren. Einen Maßstab für den Erfolg dieser Bestrebungen zu gewinnen, dazu soll die folgende Reihe von Aufsätzen ein Beitrag sein.

1) J. G. Droysen,

Vorlesungen über die Freiheitskriege.

1. und 2. Band. Kiel 1846. Universitätsbuchhandlung.

Was wir Deutsche gewöhnlich mit dem Namen Freiheitskriege bezeichnen, ist nur der Schluß einer ganzen Reihe von Völkerkämpfen um die Freiheit, von Kämpfen, die durch einen weiten Kreis umbildender Entwickelungen vorbereitet, endlich hervorbrechen, um in funfzig Jahren ungeheuerster Wechsel alle staatlichen und sozialen Verhältnisse, die gesammte Weltlage umzugestalten.

Diese Bewegungen in ihrem geistigen Zusammenhang anschaulich zu schildern, war der Zweck dieser Vorlesungen, die im Winter 1842—43 in Kiel gehalten wurden. Von einer eigentlich historischen Forschung ist hier nicht die Rede; wenn die Betrachtung auch in der Vergangenheit verweilt, so ist es doch immer die Gegenwart, die in dem Redner lebt, und an die er sich wendet.

Jene Freiheitskriege entsprangen aus einem innern Widerspruch des Staates. Er hatte angefangen sich als das Allgemeine der particulären Rechtsbestimmungen entgegenzusetzen, gehörte aber nicht den Völkern an, sondern einem Monarchen, der Land und Leute als Eigenthum besaß, als eine Domaine, die höchstens gut zu bewirthschaften sein Vortheil rieth. Er war nicht das immanent Allgemeine des geschichtlichen und Rechtslebens der natürlich geeinten Bevölkerungen, sondern die Verallgemeinerung des einen landesherrlichen Rechtes über alle andern gleich historischen Berechtigungen, eine Abstraction von ungeheurer Gewalt, von maßlosem Anspruch, und diese in die Willkür eines Sterblichen gelegt. Der Staat hatte völlig die Basis

Digitized by Google

aufgegeben, auf der er erwachsen war; er verschlang alles Recht und alle Freiheit, und gab dafür Gnade und Willkür, Dienst und Rang. Und als dann gar die Fürsten daran gingen, die Fülle ihrer despotischen Allgewalt landesväterlich zur Beglückung ihrer ungefragten Unterthanen zu benutzen, als sie von oben herab revolutionirten, keine Gewohnheit, kein Recht, keine Sitte, nichts Heiliges noch Herkömmliches achtend, da war die Entwürdigung der Völker auf ihrem Gipfel.

In den Freiheitskämpfen wurde diese Entwürdigung aufgehoben. Das Volk begann ein neues, erhöhtes Leben, indem es den Staat, den es äußerlich empfangen, aus seinem eignen Wesen wiedergebar.

Das eigentliche Staatsleben beginnt im Zeitalter der Reformation; zunächst freilich in einer rohen, abstracten Form; nicht als eine Gemeinsamkeit vieler privaten Rechte und Freiheiten, sondern als eine Machtvollkommenheit der Majestät.

In Karl V. trat dieser Glanz der Majestät zum erstenmal hervor. Es waren die ersten Fundamente einer modernen Großmacht; dazu gehörte die Berufung eines Regierungsrathes aus den höhern Verwaltungen der verschiedenen Länder, eines eben so allgemeinen Finanzrathes, später eines förmlichen Kabinets, so wie die stete Sorgfalt, eine große Zahl junger Adeligen aus allen Theilen des Reiches am Hofe zu haben und unter diesem Einfluß sich ausbilden zu lassen, um sie dann zu den höchsten geistlichen und weltlichen Aemtern in die verschiedenen Länder zu senden.

Philipp II. faßt die Idee monarchischer Allmacht in ihrer ganzen Unheimlichkeit zusammen. Aber wie seine ganze Zeit, ist er von der Religion abhängig, und die ständische Opposition, die sich ziemlich in allen Ländern erhebt, kann sich auf die Idee religiöser Freiheit stützen; sie vertritt zugleich ihre alten Rechte und ihr neues Bekenntniß. Es war Zeit, daß die Idee des Staats den nächstweiteren Schritt that, sich als eine rein politische und nationale erfaßte.

Es war Richelieu, der dies vollbrachte. Er gründete Ruhe, indem er die Krone über die Rechte der Stände, über die Erbitterung der Confessionen erhob, indem er die Einheit des Reichs, die bisher durch den König und die Reichsstände dargestellt war, der Krone allein überwies. Er entriß den Hugenotten ihre corporativen Befugnisse und gewährte den politisch Ohnmächtigen freie Religionsübung; er schloß die hohe Aristokratie von den Gouvernements aus und fesselte den ärmeren Adel an den Dienst der Krone; er begann die Verwaltung zu centralisiren; die Rechte der Communen, der landschaftlichen Stände ließ er verfallen. Und zugleich gewinnt er die Lite-

Digitized by Google

ratur und knüpft sie an den Hof. Es gilt ihm, alle Kräfte, alles Leben, alles Recht an die Krone zu fesseln. Gegen die überwuchernde Fülle von Privatinteressen, von Standesrechten, welche in dem ständischen Staate das Regiment führen, macht er das Allgemeine des Staats geltend; mit derselben Sicherheit und Gewißheit erfaßt er die auswärtigen Verhältnisse; ihn irrt keine Rücksicht; weder die Kirche, noch Verwandtschaft, noch sonst ein Interesse darf sich neben dem des Staates geltend machen; zwischen den Haß der Parteien, in den Lärm des Kampfes tritt er wie ein Nüchterner zwischen die Trunkenen; mit ihm erringt die Politik den Sieg über die Religion, die Monarchie den Sieg über die Stände.

Ludwig XIV. weiß auch die Religion in den Dienst der Majestät zu ziehen. „Alle Mittel der Gewalt," schreibt er, „würden unsern Thron nicht sichern, wenn nicht Jeder eine höhere göttliche Macht verehrte, deren die unsere ein Theil ist." Alles muß dienen, diese Macht zu erhöhen, in Alles reicht sie mit ihren Ansprüchen; Alles beherrscht sie mit ihrer centralisirten Gewalt, mit ihrer umfassenden Polizei, ihren zahllosen Beamten, ihren uniformirten, allzeit schlagfertigen Heeren. Wie er will, hemmt dieser Monarch den Lauf der Justiz; er gebietet über Gut und Blut seiner Unterthanen; vor ihm gilt kein Unterschied der Personen und Sachen; Alles ist sein. — Nur freilich, dieser Allmächtige ist eben doch nur ein Mensch und aller menschlichen Schwäche und Entartung um so mehr ausgesetzt, je weniger Schranken da sind, die ihn hemmen, je bereiter Alles ist, seinen Schwächen zu dienen. Es kommt Alles darauf an, daß der Schein bleibe und herrsche. Gleichsam äußerlich, eigenwillig, durchaus conventionell wurden Formen belebt und geltend gemacht, ohne welche nichts schön, anständig, erlaubt erschien. Bis in das Einzelne der Sprache, der Gewohnheit, des Benehmens beugte man sich dieser conventionellen Willkür — Ludwig XIV. Hof war das Ideal, dem die Fürsten Europa's nachzueifern suchten. Nach seinem Muster sammelten sie den Adel um sich her, ihm allein gewährten sie Hoffähigkeit. Durch ganz Europa hin mit einander in Beziehung durch Ambassaden und Orden und Hofämter, zu denen der Adel allein befähigt war, durch Heirathen und Ritterschaften, vereinigt durch die gemeinsame höfische Bildung, durch die französische Sprache, bildete sich gleichsam eine eigene nation de qualité, welche sich von ganz anderem Blut wußte als den gemeinen Mann, welche ihre eigene Moral besaß und namentlich in der Ehre und dem guten Ton die einzigen sittlichen Ansprüche erkannte, welche eine cavaliermäßige Erziehung zu befriedigen habe. Der Stand war so zu sagen außer dem Volk, war eine Macht, der das Volk nur als füllende Masse diente.

Digitized by Google

Noch härter, weil mit religiösen Ideen verwebt, entwickelte sich die königliche Gewalt in England; eben darum aber erfolgte hier der Ausbruch der unterdrückten Kräfte früher. Die Republik beginnt damit, die rationelle Auffassung des Staats in weitester Consequenz zu entwickeln und führt endlich zur Gewalt des Protectors, einer Monarchie, nicht wie die französische auf Erweiterung landesherrlicher Befugnisse gegründet, sondern ein Ergebniß der Auflösung der alten Stände zu einem Volk. Und doch hatte sie keine Haltung; nur die Militärmacht stützte sie. Das Land sehnte sich nach Ruhe; unter dem Jubel des Volks zog der König wieder in London ein, und mit ihm kam die Wollust und Hoffärtigkeit, die Frivolität und die Cavalierweise, wie man sie in Frankreich gelernt hatte. Der König sah nicht, daß die Umwandlung des ganzen englischen Volksthums wider ihn war. Wenn der Kampf gegen das Königthum auch von particulären Interessen geleitet wurde, so war doch eben in diesen particulären Interessen die Kraft des Volkes. Der Staat von 1689 war nicht eine bloße Wiederherstellung der alten Rechte und Freiheiten, denn diese Verfassungsformen stammten aus einer Zeit, in der auch noch nicht eine Ahnung von der Machtentwickelung des Staates und der bürgerlichen Verhältnisse war, welche seit der Zeit der Reformation auch in England begonnen hatte. Mittelalterliche Verfassungsformen sollten nun die Träger moderner Staatsverhältnisse werden; die altherkömmliche ständische Vertretung ward dafür ausgegeben, eine Volksrepräsentation zu sein. Ueberall ward man zu Ausweitungen der allgewohnten Verstattungen getrieben, in denen diese selbst ihr Wesen verwandelten; zu rechtlichen und politischen Fictionen, welche jede rationelle Betrachtung scheuen und zurückweisen müßten; und indem man überall annahm, nur die alten Rechte und Freiheiten zu handhaben, mußte man durch die Willkür in ihrer Deutung und Anwendung den Mangel eines lebendig neugestaltenden Prinzips ersetzen. Der Mangel staatlicher Organisation hatte es sonst den Gemeinden sich selbst zu verwalten überlassen müssen; nun bethätigte sich in dem self-government die ganze Kraft dieses erstarkten Bürgerthums, und das eben in der Zeit, wo der Continent tief und tiefer in die Polizeilichkeit und den Regierungsmechanismus versank. Die alte Dürftigkeit richterlicher Institutionen wurde die Quelle jener wundervollen Ausbildung der Jury. Es entwickelte sich aus der Anerkennung der persönlichen Freiheit jene Lebendigkeit der sozialen Verhältnisse, aus der Freiheit der Presse jene wachsende Vertretung selbstständiger politischer Ueberzeugung, jene ungeheure Macht der öffentlichen Meinung, welche das allezeit sichere Mittel ward, mit dem Geist der nationalen Entwickelung und der Fülle errungener Einsichten

Digitized by Google

die historischen Rechte zu durchdringen und umzugestalten. Während in Frankreich die Staatsidee über die Mannigfaltigkeit der hergebrachten Rechte und Verhältnisse in dem Königthum eine abstracte Einheit erstrebt, ist es in England die Mannigfaltigkeit der alten feudalen Gliederung selbst, welche sich zu einer nationalen Einigung umbildet, und das Institut, das diese darstellt, macht sich geltend als Staat. Der Staat ist noch weit entfernt, als etwas der Natur des Menschen Wesentliches anerkannt zu werden; er ist noch das Vorrecht Einzelner, noch nicht zu seiner allgemeinen, zu seiner sittlichen Bedeutung hindurchgedrungen.

Tiefer ist schon die Idee im Staate Friedrich des Großen. „Der Souverain ist nichts anderes, als der erste Diener des Staats, verpflichtet mit Rechtschaffenheit, mit Weisheit und mit einer vollkommenen Uneigennützigkeit zu handeln, wie wenn er in jedem Augenblick seinen Mitbürgern über seine Verwaltung Rechenschaft ablegen müßte." In den Ueberzeugungen der Menschen ist eine große Wandelung begonnen; nicht mehr, daß er ist, rechtfertigt den Staat, nicht mehr, daß er gilt, den Glauben, daß sie so überliefert sind, die Rechte und Gesetze; gegen das Positive, gegen das nur Factische, gegen die Autorität erhebt sich die immer dreistere Forderung der Vernunft; sie fordert Gründe, die in der Natur der Sache, Zwecke, die in dem Wesen des Menschen liegen. Die Monarchie entwickelt die Anstalten, mit denen sie die Gesammtheit der Verhältnisse zu umfassen und zu regeln vermag; zum ersten Mal erscheint der Staat als eine Alles durchdringende, Alles umschließende, Alles verantwortende Gewalt. Er ist nicht mehr Privatsache des Fürsten, nicht ein Fernes und Gleichgültiges für die ihm Uebergebenen, sondern Jeder ist unmittelbar bei seinem Bestehen betheiligt. Aber man ist auch freilich nur auf dem Wege zum Staatsbürgerthum. Es tritt ein Beamtenwesen in den Vordergrund, das in völligster Abhängigkeit von dem Staatsoberhaupt alle öffentlichen Beziehungen umfaßt, bevormundend, anordnend bis in die kleinsten Verhältnisse hinab die entscheidende Theilnahme des Staates geltend macht. Und dieser Staat hat in Allem nur die Staatsraison im Auge; alle andern Verhältnisse werden nur nach ihr bestimmt. In diesem Staat kann Jeder nach seiner Façon selig werden; sein Landrecht enthält die Summe seiner sittlichen Anforderungen; ihm ist die Ehe da zur Erhaltung der Population. Das stehende Heer ist der Gesammtausdruck seiner Macht, der Träger seiner Ehre, ohne organisch mit dem Volk verwachsen zu sein. Dieser militärisch administrative Staat ist also nur ein mechanisches Kunstwerk. Und so war es auch mit den Staatsveränderungen, die nach dem Muster Friedrich des Großen unternommen wurden. Eine gewisse sanfte

Digitized by Google

Schwärmerei für Menschenglück war an der Tagesordnung, und man hegte den guten Glauben, auch ohne ihren Willen die Menschen zu ihrem Glücke führen zu können.

Ward somit die Füllung des Staats mehr und mehr eine selbstlose Masse von Unterthanen, um welche her das Militär- und Beamtenthum eine starre, charakterlos gleichförmige Hülle bildete, so konnte eine weitere Entwickelung nur daher kommen, daß sich in jener Füllung selbst neue Kräfte, neue Nothwendigkeiten erzeugten. Es waren zunächst die materiellen Interessen, die mit dem absoluten Staat in Conflict geriethen. Die Monarchie trat überall hemmend, belastend der Bewegung eines freithätigen Wohlstandes entgegen, bis endlich die mächtige Entwickelung der freien Handelsstaaten die Monarchien veranlaßte, auch diese Thätigkeit in ihren Kreis zu ziehn. In Colbert's Staatsverwaltung unternahm es zum ersten Male die Monarchie, die Gesammtheit von Kräften, Mitteln und Gelegenheiten, die sich in ihrem Bereich befanden, mit Einem großen Plan zu umfassen und nach dem Einen Ziel, der Mehrung der öffentlichen Mittel, hinzuleiten. Zum ersten Mal wurden systematisch alle jene Verhältnisse, die dafür gelten durften, privatester Art zu sein, von der bestimmenden Gewalt des Staatsganzen und seines Interesses ergriffen. Die wachsende Macht des monarchischen Prinzips steigerte das Mercantilsystem endlich bis zur Unterdrückung aller freien Güterbewegung; dieser Politik mußte sich die Natur der Dinge entgegensetzen, und man mußte endlich ein Mittel suchen, die lebenden Capitale von Arbeitskräften nutzbar zu machen. Daraus ging das Credit- und Banksystem hervor; das kühnste und abenteuerlichste Project dieser Art entwarf Law unter der Regentschaft. Die Capitalien entwickelten eine nie geahnte Fähigkeit, rasch Vermögen zu erzeugen; der Credit entwickelte seine ausschweifendsten Kräfte. Das System irrte darin, daß es die Wirkung für die Ursache nahm, daß es dem Credit Ergebnisse zuschrieb, von denen aber Credit selbst nur die Folge ist; von fictiven Capitalien konnten keine reellen Interessen gezogen werden, und die Größe des Creditcapitals war ohne alles Verhältniß mit der gegenwärtigen Productionskraft des Landes, dem Tauschwerth seiner Erzeugnisse und der Möglichkeit ihrer Verwerthung. Das System mußte stürzen; als es geschah, schien Nichts zu bleiben als Verzweiflung. Man sah im Rausch eine ungeheure Revolution in allen Vermögensverhältnissen vollbracht, und so ungeheuer die Verluste an Hab und Gut gewesen waren, sie kamen nicht in Betracht gegen die Verluste an sittlicher Haltung, gegen den moralischen Banquerott.

Die unzähligen Eigenthumswechsel, welche unter dem Einfluß des Sy-

Digitized by Google

ſtems vor ſich gegangen waren, ließen das Grundeigenthum aus dem Zuſtand der Erſtarrung treten, in welchem es das Feudalſyſtem ſo lange gehalten. So entwickelte ſich das phyſiokratiſche Syſtem: der Boden iſt die einzige Quelle des Reichthums. Um des Reinertrags willen muß vor Allem die Bearbeitung des Bodens und der Stand, der ſich mit ſeiner Cultur beſchäftigt, gefördert werden. Der Boden muß frei gemacht werden, um ſeine ganze Thätigkeit entwickeln zu können. Die ſicherſte Politik des Handels beſteht in der vollen Freiheit der Concurrenz. Dieſe Lehre griff mit ſtarker Hand in die corporativen Verhältniſſe des ſtädtiſchen Lebens ein; ſie brach die ſelbſtſüchtige Geſchloſſenheit der Zunft, das unſinnige Monopol des Arbeitsrechtes, den trägen Stolz der Zunftmeiſterei; ſie proclamirte die Freiheit der Arbeit, ſie wies dem Fleiß und der Tüchtigkeit das als verdienten Lohn zu, was bisher als ein Recht des Grundſtückes vererbt oder dem Meiſterſohn allein käuflich geweſen war. Ja ſchon erhob ſie ſich, in der menſchlichen Arbeit allein die Quelle des nationalen Reichthums zu erkennen. Jetzt ging es daran, von den Spitzen der menſchlichen Geſellſchaft hinabzudringen bis in die unterſten Schichten, bis in die träge geſchichtsloſe Tiefe der Maſſen.

Hand in Hand mit der Cultur der materiellen Intereſſen ging die geiſtige Entwickelung, in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft. Faſt ein Jahrhundert lang hatten die theologiſchen Fragen im Vordergrund geſtanden; ſie ſchienen alles andere wiſſenſchaftliche Intereſſe zu abſorbiren. Nun wie mit einem Schlage ſcheint Alles verwandelt: man verläßt den theologiſchen Boden, ſelbſt die Philoſophie reißt ſich von der altgewohnten Weiſe los; von empiriſch mathematiſchen Grundſätzen aus auferbaut ſie ſich von Neuem. Man bewältigt die geheimnißvollen Gewalten der Natur und ihren Zauber, indem man ihnen ihre Formel abzwingt; dem Experiment, der Beobachtung muß die Natur Rede ſtehn; nach ihren eigenen Geſetzen beherrſcht man ſie nun, beginnt ſie den menſchlichen Zwecken dienſtbar zu machen. Zugleich eilte die Doctrin hoch hinaus über die Wirklichkeiten, machte gegen ſie die Forderung, ihr nachzuringen; ſie fühlte ſich in ihrem Recht, ſich mit ihrer vollen Energie auf dieſe Irrationalitäten des Hergebrachten zu werfen, ihre Widerſprüche aufzuweiſen, ſie völlig zu deſtruiren. Die Bildung bringt einen tiefen Riß in die Geſellſchaft; der Maſſe bleiben jene traurigen Elemente des Hergebrachten, während ſich die Gebildeten mehr und mehr von dieſer Beſchränktheit losringen, ein allgemein Menſchliches an deſſen Stelle ſetzen. Aber eben darum iſt dieſer Vorzug der Bildung ſo weit entfernt, ſich ariſtokratiſch abſchließen zu wollen, daß ſofort das ganze Beſtreben dahin gerichtet iſt, das Gut der Bildung möglichſt zu verallgemeinern. Die Wiſſenſchaften ſelbſt

Digitized by Google

ſcheinen nun erſt in dem glänzenden Hofkleide eleganter Forſchung und gewählter Darſtellung der Gegenwart ganz anzugehören, ſich ihrer Würde bewußt zu werden. Rouſſeau gibt zuerſt den Verneinungen der Aufklärung eine poſitive und populäre Faſſung. Es gilt ihm, eine Form der Aſſociation zu finden, durch welche Jeder ſich mit Allen einigend, doch nur ſich ſelber gehorche und ſomit frei bleibe, denn nur ſeiner Vernunft hat er zu gehorchen, das iſt ſeine Freiheit. Es galt, nur erſt wieder einmal rein Feld zu ſchaffen, aus den Verbildungen und Verkümmernngen des nur Poſitiven der Menſchen und ſein unvergänglich angebornes Recht zu retten.

War denn dieſe Entfremdung der ſtaatlichen Geſtaltung und der volksthümlichen Bildung eine Nothwendigkeit? Wenn die aufgeklärten Monarchien des 18. Jahrh. in der Sorge für das Gemeinwohl der untern Claſſen eine neue Baſis zu gewinnen trachten konnten, vermochten ſie denn nicht ebenſo jenes Andere zu erreichen? — In der Natur der europäiſchen Staaten und des Staatenſyſtems lag die Unmöglichkeit; ja Alles, was für das Gemeinwohl, für Ordnung und Gerechtigkeit, für die Maſſe der Unterthanen Förderliches geſchaffen wurde, diente nur, dieſe Unmöglichkeit zu ſteigern. Man war zu einem politiſchen Syſtem gekommen, welches durch und durch krankhaft, unheilbar, monſtrös war. Die Zerriſſenheit der Nationen, das dynaſtiſche Zuſammenballen von Ländern und Völkern, die Gründung des ganzen Staatsweſens auf Gewalt und Uſurpation waren in allen Staaten der alten Welt, in all' ihren Colonien zu einer gleichen Unſittlichkeit aufgewachſen. Nirgends war Kirche, Volk und Staat im natürlichen Verhältniß der Uebereinſtimmung.

Doch überſchätzen wir das Natürliche, dieſe friedliche Gleichförmigkeit nicht. Das eben iſt die Weiſe der Geſchichte, ſie ſtörend und verwirrend zu immer neuem Streben zu treiben. Und wenn dann im Verlauf des geſchichtlichen Lebens die Geſtaltungen immer ausſchweifender, ihr Zuſammenhang mit dem Boden, darauf ſie erwachſen ſind, immer lockerer, ihr Verhältniß zu dem Inhalt, deſſen Ausdruck, zu den Kräften, deren Träger ſie ſein ſollen, immer verzerrter und endlich unmöglich wird, dann iſt die Zeit ungeheurer Umwälzungen da, dann erheben ſich gegen die gewordnen Mißformen, gegen dieſe Lügenmächte des Beſtehenden, die ſittlichen Urgewalten, auf die Zertrümmerung des Alten eine neue Welt zu gründen.

Mit dem nordamerikaniſchen Freiheitskrieg begannen dieſe Umwälzungen. Es war dieſes ein Symptom von der Krankheit des britiſchen Reichs. Die Machtſtellung, welche die britiſche Krone den übrigen Staaten gegenüber eingenommen hatte, geſtattete nicht, ſtill zu ſtehen und die her-

Digitized by Google

kömmliche Unklarheit zu belassen. Aber die Aristokratie, deren wesentliche Stärke das wie auch immer historisch Gewordene in all' seinen Irrationalitäten ist, hatte nicht den Muth, die eigentlich politischen Fragen zu berühren. Gegen diese Lügen der bestehenden Verhältnisse, gegen diese historischen Rechte mußte sich das Recht der Geschichte geltend machen, und der große Aufschwung des Wohlstandes und des Selbstgefühls in der Masse hatte nun diesseits und jenseits des Oceans zu dem Punkte geführt, wo die blos privatrechtliche Steigerung der Verhältnisse zu staatsrechtlichen Umwandlungen führen zu müssen schien. Durch den amerikanischen Freiheitskrieg erhob sich aus der Masse großbritanischer Territorien ein neuer Staat, ein neues Verfassungssystem. Die neue Welt begann sich dem Colonialsystem zu entreißen und damit eine der Grundlagen der europäischen Machtverhältnisse zu zerstören; die Anerkennung dieser neuen Gestaltung stellte das Rechtsprinzip, auf dem das alte Europa sich gegründet glaubte, in Frage, stellte ihr als ebenso rechtsgültig ein anderes zur Seite, das von völlig entgegengesetztem Inhalt war. Denn nicht in dem Zusammenhang geschichtlicher Rechte, sondern allein in der Gewalt der Masse, ihrer Bedürfnisse und ihrer Ueberzeugungen war diese neue Staatsbildung gegründet; das Volk der 13 Provinzen, beginnend von der Abwehr einer Besteuerung, die es seinem Charakter zuwider glaubte, endete damit, die höchsten Befugnisse, deren Träger nach bisheriger Meinung nur Fürsten oder Stände sein durften, die Souverainität sich selbst beizulegen. Diese neue Weise der Legitimität war es, die Europa nun anerkannte. Das Recht selbst ruhte nicht mehr in der ihm rechtlich innewohnenden Kraft, sondern der Gebrauch, der von ihm gemacht wurde, ward zu seinem Criterium, also, daß sich jedes geltende Recht gleichsam immer von Neuem rechtfertigen und als dem Willen und dem Wohl der dabei Betheiligten angemessen aufweisen zu müssen schien. Die Unabhängigkeitserklärung enthielt im Wesentlichen, daß man in Kraft der bürgerlichen Selbstständigkeit, die man besaß, die staatliche Abhängigkeit zerbrach, und aus der bürgerlichen Freiheit selbst den neuen Staat hervorgehen ließ. Man kehrte zu den einfachsten Verhältnissen, gleichsam zu dem Anfang aller Staatenbildung zurück. Nur daß dieser Anfang nicht als ein so bloß einfacher, natürlicher, aus noch völlig ungeformten Elementen hervorging. Vielmehr ging er hervor aus der ganzen Vergangenheit europäischer Entwickelungen, war eines ihrer Resultate. Es ist begreiflich, daß aus der Unleidlichkeit der alten europäischen Verhältnisse immer neue Uebersiedelungen jenem Lande der Freiheit und des Friedens zueilen; und die Union hat die Form gefunden, nicht blos sie in die schon bestehenden Staaten auf-

Digitized by Google

zunehmen, ſondern deren immer neue zu bilden und ſich anzugliedern und ſo den Kreis ihrer großen freiheitlichen Prinzipien fort und fort erweiternd, über die Nordhälfte jenes amerikaniſchen Continents die Geſittung des Abendlandes in der Form eines auf Fleiß und Gemeinſinn gegründeten, rechtlichen und geordneten Gemeinweſens, eines Friedensſtaates, wie ihn die Welt noch nicht geſehen, zu verbreiten. Was in Europa als Traum der Dichter und Weiſen erſcheint, zeigt ſich in Amerika in wundervollſter Weiſe ausführbar. Die Schwerpunkte des geſchichtlichen Lebens ſind nun verwandelt; es beginnt eine völlig neue Polarität in der Geſchichte; der Gegenſatz des Abend- und Morgenlandes wird erſetzt durch den der alten und neuen Welt.

Nun begann die Umwälzung in Europa. Seit zwei Jahrhunderten hatte ſich die Bildung von der Maſſe, der Gewinn von der Arbeit, der Staat vom Volk, die Kirche von der Religion und von der Gemeinde ſoweit entfernt, daß endlich eine Wandelung unvermeidlich war. Man begann an der Aufklärung des Volks, an der Erleichterung der tiefgedrückten unterſten Claſſen zu arbeiten; und indem es die Monarchen waren, die dieſe Förderungen verſuchten und dem feudalen und hierarchiſchen Unweſen entgegentraten, ſchien der Staat ſich das Volk gleichſam neu zu gewinnen. Mit Entſchiedenheit griffen die Regierungen durch zum Wohl des Volkes; nur daß in den Völkern ſelbſt, in dem Maße als gewandelt wurde, das Mißtrauen gegen das Neue wuchs und das Vertrauen zu dem Hergebrachten ſchwand. Denn die ſittliche Macht, welche in jenen alten Verhältniſſen einſt gelebt und ſie getragen hatte, war dahin; es war von den einſt lebensvollen Geſtaltungen nichts als die todte Larve, nichts als das poſitive Recht und die Macht der Gewohnheit geblieben; wo die Hand der Regierung an dieſen verſtäubten Verhältniſſen zu rühren und aufzuräumen begann, zeigte ſich, wie veraltet und wurmſtichig Alles war. Andererſeits das Neue, was nun erſchien, ohne Anfragen der Betheiligten, ohne Berückſichtigung ihrer Fähigkeiten, Wünſche und Rechte, nach irgend welchen Theorien gekünſtelt, irgend welchen fremden Muſtern nachgeahmt, von oben herab befohlen, auch wohl ſchnell wieder aufgehoben und mit einem ebenſo unerprobten Andern vertauſcht — wie ſollte es eine ſittliche Macht über die Gemüther gewinnen, die ohne Prüfung ſchweigend nur hinnehmen ſollten? oder ſollte die Nützlichkeit, mit der es empfohlen ward, ſollte der allerhöchſte Befehl, der es einführte, an die Stelle jenes tieferen Ergriffenſeins treten, das allein dem Wollen des Menſchen Kraft und ſeinem Thun Werth verleiht? Eben dieſe Auflockerung, die tief und tiefer in die Maſſen hinabdrang, be-

Digitized by Google

zeichnet den Anfang der großen europäischen Umwälzung. Einmal begonnen, konnte sie nicht eher aufhören, als bis sie Alles ergriffen und durchgearbeitet, alle erlogenen Zustände niedergeworfen, neue sittliche Gewalten erweckt und durch sie neue wahrhaftere Gestaltungen gegründet hatte.

Was als Staat auftrat, es war in seinem Kern doch nichts Anderes als das dynastische Interesse des Regentenhauses; was erstrebt ward, war wesentlich Sicherung und Wahrung des eignen Machtbereiches, sowohl im Innern gegen die bisher hochberechtigten Stände, wie nach Außen gegen andere zumal minder mächtige Nachbarn. Und in dem Maße als man hierin das Recht und die höchste Aufgabe der Staatsregierung zu sehen, als man sich zu diesem Zweck Alles gestattet glaubte, verlor auch der Staat diejenige sittliche Grundlage, die dem Uebergang aus der ältern umschränkten Weise zu der neuen Unumschränktheit zur Rechtfertigung hätte dienen können. Ja seltsam genug kehrte mancher Staat, der eifrig zu reformiren gewesen war, vor dem sich aufbäumenden Widerstande oder der noch bedrohlicheren Gewalt der entfesselten unteren Masse besorgt, auf halbem Wege um; nur daß er damit keineswegs zur alten Ruhe und Stätigkeit zurückgelangte. Die Josephinischen Revolutionen scheiterten an dem Widerstand der einzelnen Völker; die Reichseinheit, wie Joseph II. sie erstrebt, war eine sittliche Unmöglichkeit. Dagegen führten die Reformen, die Ludwig XVI. Minister versuchten, und der Widerstand, den die Privilegirten entgegensetzten, zur Volksrevolution. Als die Gemeinen sich zur Nationalversammlung machten, war das ein erster Schritt zur Volkssouveränität; aber nicht minder die Noth der Umstände als die Gesammtüberzeugung der Nation stellte das Mandat dazu aus; eine geschichtliche Nothwendigkeit, eben so groß und berechtigt wie die, welche einst die Monarchie Ludwig XIV. oder die feudalen Stände hatte entstehen lassen. Die Nacht des 4. August stürzte die Summe irrationaler Verhältnisse über den Haufen. Theoretisch war nun tabula rasa, war Raum da, aus der Theorie einen völlig neuen Staat zu gründen. Seine Grundlage wurde die Erklärung der Rechte des Menschen, das Prinzip der Volkssouveränität, der Autonomie der Gemeinden, — nur daß sie hier nicht wie in Nordamerika das Resultat einer langen und in Fleiß und Noth bewährten Gewohnheit bürgerlicher Freiheit, sondern ein Postulat, eine anticipatio naturae war, nach der sich erst die Verhältnisse, und was schwerer und gefährlicher war, die Personen völlig umwandeln sollten. Indeß revolutionirten die legitimen Mächte in Polen, und schlossen Bündnisse angeblich um das alte monarchische Europa zum Schutz des Königthums, zum Kampf gegen die revolutionären Gewalten zu vereinen, die doch auf dem Boden der alten Monarchie

Digitized by Google

selbst erwachsen waren; während das neue Frankreich Frieden, nichts als Frieden wollte. Schon erfüllte der Abscheu gegen die Revolution alle Höfe, und je kleiner sie waren, desto anmaßlicher sprachen sie ihre Verachtung gegen die Ideen aus, welche die Zeit bewegten. Man vergesse nicht, daß diese Fürsten ebenso sehr der französischen Sittenlosigkeit in ihrem persönlichen Leben, wie in ihren Ansichten jenem bodenlosen Nationalismus huldigten, der, wenn das Volk ihn geltend zu machen begann, als scheußlicher Frevel ausgeschrieen würde. Die Fürsten und ihre Minister standen auf demselben Standpunkt mit dem, was sie angriffen, nur daß sie sich rühmten, Prinzipien und Pflichten zu vertheidigen, die ihnen selbst als solche nicht galten. Es ist wahr, daß auch nach der Emigration des alten Sündengiftes in Frankreich nur zuviel nachgeblieben war, und fortan, aller conventionellen Schicklichkeitsformen entblößt, nur um so widerwärtiger hervortrat; auch wird es Niemand leugnen, daß in so ungeheuren Zeiten bei so tiefer Umkehr aller Verhältnisse auch die niedrigsten Leidenschaften mit auf den Plan kamen, ja nur zu bald sich als die eigentlichen Vorfechter und Bannerträger gebärdeten. Die Gemüther wurden erbittert und verwildert durch die geheimnißvollen Umtriebe des Königthums, die steten Drohungen der Nachbarn ringsumher. Die bewaffnete Macht war im Zustand völliger Auflösung, der öffentliche Credit vernichtet, drohende Hungersnoth, nirgends eine festleitende Hand, ein allbestimmendes Ziel, überall Widerspruch, brennender Argwohn, wildester Hader der Ansichten — ein chaotischer Zustand. Und es hätte sich klären können, wenn das Ausland sich zu einer allgemeinen Anerkennung der französischen Verfassung entschlossen hätte; die Sehnsucht Frankreichs nach Ruhe hätte man benutzen, man hätte eine starke Regierungspartei bilden, sie auf den wohlhabenden Bürgerstand stützen müssen, und einmal gesammelt, energisch geleitet, hätte sie die Umtriebe zu ersticken, die Emeute niederzuhalten vermocht. Statt dessen erfolgte das berüchtigte Manifest, am französischen Hofe mitberathen. Die Nationalversammlung schwankte; aber es mußte gehandelt werden; es erhob sich das souveräne Volk, von den Jacobinern geleitet, über seine Mandatare. Die Republik wurde erklärt. Jetzt mußte die Revolution all ihre Kräfte anspannen, sich zu retten; es war ein Kampf um die Existenz; die Republik siegte, und wurde nun ihrerseits aggressiv. Es war eine völlig neue Gewalt, die sich plötzlich, unwiderstehlich, man möchte sagen, mit elementarischer Mächtigkeit erhoben hatte, alle Prinzipien, Gewohnheiten, Vorurtheile, auf denen bisher Europa beruht hatte, negirend, sich als vollzogene Empörung, als Republik constituirend, schon lavagleich überfluthend, überall von volksthümlichen Sympathien begrüßt, überall des Sie-

Digitized by Google

ges gewiß über die gedankenlos gewordenen Formen, in denen die Welt gebunden lag. In dem furchtbaren Kampfe gegen ganz Europa traten nun die dunkleren Mächte an's Licht; es begann der Proceß des Königs. Die Einen waren der Ueberzeugung, ein großes Opfer bringen zu müssen, um ihre Hingebung an die Sache der Freiheit zu erweisen, jede Möglichkeit einer Versöhnung mit den Thronen dahinzugeben; die Andern lehrte ihr Instinkt, daß noch eine tiefe Kluft bis zur Herrschaft der Masse sei, und daß diese durch ein ungeheures Verbrechen ausgefüllt werden müsse. Mit dem Königsmorde war der Bruch zwischen der Revolution und der alten Legitimität vollendet. Die 25 Millionen mußten, auf daß jedes Zerfallen unmöglich wurde, wie vulkanisch zusammengeschmolzen werden zu einer sich völlig gleichen granitnen Masse, zu einer politischen Monade; es ist die einzige Sittlichkeit, die es noch gibt, jeden sonstigen Inhalt der Persönlichkeit dahinzugeben in den fanatischen Dienst des Allgemeinen. Die drei Jahrhunderte lang von den Monarchen angestrebte Herrschaft der Staatsidee erfüllt sich in dem Augenblick, wo sie in die Masse zurückgesunken und verloren ist. Aber das Prinzip legitimer Berechtigung, maßloser Allgewalt der Cabinetspolitik stellte sich im Osten in eben so schauderhafter Vernichtung alles Rechtes dar, als im Westen die wahnsinnige Nothwehr der Volkssouveränität. Ruhte auf dem Volke Frankreichs der Fluch des Königsmordes, so übernahmen die drei Monarchen des Ostens mit heiterer Zuversicht die Schuld eines Volksmordes, nur daß dort das Volk im wilden Fanatismus weiterstürmt, während die Cabinete ihre Ländergier nur dürftig mit dem Vorwand der Besorgniß vor jacobinischen Umtrieben verhüllten.

Mit Robespierres Fall kehrte die Revolution um; aber die Resultate derselben gab man keineswegs auf, sie waren nun einmal im Saft und Blut des Volkslebens. Der weitere Gang der Dinge war, daß man sie, so arm und so reich sie nun waren, zu einem praktischen System, zu einer Zuständlichkeit, zu einer politischen Macht umzugestalten suchte. Es galt, einen Staat auf den sittlichen Grundlagen, die man blutig genug errungen, aufzurichten; nun erst kam man vom Zerstören zum Auferbauen, von der Vertheidigung zum Erobern. Die Anerkennung als politische Macht war das Erste, was die Republik errang. Die Erfolge dieser nationalen Macht mußten um so größer werden, je weiter die Mächte, gegen die man kämpfte, davon entfernt waren, nationale Staaten zu sein. Wie sich diese Siegesgewalt der freien Nation als Macht constituirte, zersprengte sie die alten irrationalen Staaten, nicht um die darin gebundenen Volksthümlichkeiten zu selbsteigener Freiheit zu entlassen, sondern die dem Namen nach befreiten

Digitized by Google

in die Dependenz der befreienden Macht hinüberzureißen. Mit dem Schrecken schwand auch jene Tugend und Strenge, die bisher wenigstens als Ideal anerkannt gewesen war. Die Lust des Gewinnes, des Ruhmes verschlang die politischen Leidenschaften. Jeder neue Friede war eine Verlockung, eine Gelegenheit zu neuen Mißverständnissen, zu neuen Eroberungen; eine Enthüllung der politischen Ohnmacht und Unsittlichkeit des alten Europa; jeder Congreß das wüste Fastnachtspiel der alten Jammerdiplomatie der kleinen Dynastien, mit solcher Offenheit getrieben, daß die Völker mit Ekel inne wurden, wie man über sie feilschte. — Wie unklar und ungeordnet noch Frankreichs innere Verhältnisse sind, das Wichtigste ist gewonnen, die völlig neue Grundlage aller bürgerlichen und politischen Ordnung. Und eben diese ist hervorgegangen aus den rationellen Ideen, die das 18. Jahrhundert allgemein verbreitet, aus den sozialen Bedürfnissen, die es allgemein vorbereitet hat. Nicht umsonst sind die Prinzipien der Gedanken- und Gewissensfreiheit, der Gleichheit vor dem Recht, Gemeingut aller Gebildeten geworden. Die Revolution hat das riesenhafte Beispiel gegeben, wie sie aus der Theorie in die Wirklichkeit überzuführen sind. Voll Hoffnung sehen die Gebildeten aller Völker auf den Helden der italischen Kriege, den Friedensstifter, auf die Macht, welche die Freiheit entwickelt; sie empfinden nun doppelt den Druck der alten legitimen Verhältnisse, die weder sich noch sie zu schützen vermögen. — In dem Heer und seinem Feldherrn ist jetzt die wahre Macht der Republik; wo die Directoren stehen, ist nur die leere Stelle derselben. Inmitten seiner republikanischen Soldaten schuf er sich Zucht, Gehorsam, feste Ordnung; er hat ihre Liebe, ihren Enthusiasmus; ihm persönlich gehören sie an. Es sind nicht, wie daheim, abstracte, sondern lebendige, sittliche Gewalten, die Tausende an diesen Einen knüpfen. Frankreich bedurfte der festen Einigung; diese erlangte es am 18. Brumaire, freilich durch eine Usurpation. Lügenhaft, wie alle Verhältnisse der Republik geworden waren, verwickelten sie den Feldherrn in ein Labyrinth von Lügen und Fictionen, mit denen er die Wahrheit der factischen Gewalt schlecht verhüllte. Er war Monarch; freilich nicht in der bequemen Weise der Könige des alten Europa; er war Monarch der Republik; auf der tabula rasa der Revolution hatte er eine Monarchie zu gestalten, die keine andere Legitimität haben konnte als sich durch Kraft, Würde, Entwickelungsfähigkeit in jedem Augenblick von Neuem zu rechtfertigen. Nie in der Geschichte hat sich menschlicher Verstand in umfassenderer und durchgreifenderer Weise ordnend und formend gezeigt. In der Revolution waren, wie in einem ungeheuren Bankbruch,

Digitized by Google

alle materiellen und sittlichen Werthe untergegangen; aus der Idee des Staates hervor ward nun Alles neu erzeugt. Kirche, Erziehung, Wissenschaft, Industrie, Ackerbau, Alles muß diesem Organismus dienen. — In dem Kampf um die Weltherrschaft wird die alte Politik, nur in riesenhaften Verhältnissen von Neuem angewandt. „Ein richtiges Gleichgewicht in allen Theilen der Welt.“ Die Mächte machen es, schneiden und wägen es zurecht, und das Maaß, nach dem sie messen, ist ihre Willkür, ihr Vortheil und ihre Eifersucht; daß die Völker da sind und daß sie, kleine wie große, ein Recht staatlicher Existenz haben, dieser große Grundsatz der Revolution ist längst zur Lüge verkehrt; nun wird er vom Staat der Revolution völlig dahingeworfen, die alte Lehre vom Gleichgewicht tritt wieder in den Vordergrund, um bald frecher und nichtswürdiger als je zuvor über die Völker und Länder und Staaten zu schalten. In dem Frieden zu Lüneville war Deutschlands politische Theilung vollbracht, und der noch bewahrte Schein eines Zusammenhanges seiner Glieder diente nur dazu, die weitere Schwächung und Lähmung der einzelnen deutschen Staaten durch einander möglich zu machen. Wie das alte Frankreich, so hat auch das alte Reich deutscher Nation seine Revolution, nur daß es dort der tiers-état, hier die Landesfürsten waren, die sie machten; wie dort, so hier wurde der alte Rechts- und Besitzstand völlig umgestürzt, nur daß dort alle Frevelschuld gegen das Alte und alle Hoffnung des Neuen bei dem Volke war, während bei uns das Volk den Einen und Andern fremd blieb. Es war ein Segen, daß diese verrotteten, lähmenden, sinnlos gewordenen Formen des Reichs zerbröckelt wurden; aber es geschah auf die schmachvollste und für die Nation entnervendste Art. — Der Staat der Revolution hatte die alten Staaten in ihren Künsten überholt; Bonaparte demoralisirte die Kronen, indem er mit ihnen her und hin schaltete, sie als Belohnung austheilte. — Erst seitdem das neue Frankreich monarchisch und dynastisch geworden war, erreichte die Cabinetspolitik die Vollendung, die das 18. Jahrhundert angestrebt hatte. Welch ein Wetteifer nun zwischen den Cabinetten der großen Mächte, welche vollendete Heuchelei von allen Seiten, als sollte das alte diplomatische System des Völkerrechts erst vollkommen abgenutzt werden, bevor ein Staatensystem sich auf das Recht der Völker gründen könne. Das politische System, das Napoleon vom Jahre 1805 an ergriff und seitdem unablässig weiter ausdehnte, ist die Fortsetzung jener erstaunenswerthen Arbeit, mit der er seine Monarchie aus der Revolution emporgebaut hat. Mit ähnlicher Kühnheit und Zweckgemäßheit schaffte er eine Ordnung der Dinge, die nicht blos

Digitized by Google

ſich in ſich ſelber zu ſichern, ſondern auch die Kraft zu neuen Angliederungen, die Elaſticität zu unberechenbarer Ausdehnung zu haben ſcheint. Wie die amerikaniſche Union durch ihre freiheitliche Verfaſſung immer neue Landſchaften für die Cultur und die Freiheit zu erwerben weiß, ſo Napoleon durch ſein Föderativſyſtem immer neue Staaten für ſeine Univerſalgewalt. Nie hat es einen größern Feldherrn, einen umſichtigern Regenten gegeben; keine Unmöglichkeit, die ihn hemmt — das Nächſte wie das Fernſte, das Geheimniß der Verhältniſſe wie die leiſeſten Regungen der Seele durchſchaut er mit einem Blick, und Jedem weiß er ſeine Stellung zu geben. — Und doch, es iſt ein Etwas in ihm, daß uns inmitten höchſter Bewunderung verletzt. Aller Ruhmesglanz, der ihn umgibt, überwindet dies unheimliche Grauen nicht, das der Verſtand eine Thorheit ſchilt und das Gemüth doch nicht los wird. — Er ſelbſt ſagt: „nie war ich Herr meiner Bewegungen; den Ereigniſſen gegenüber faſſe ich meine Entſchlüſſe.“ — Umſonſt ſuchen wir in ihm tiefere, ſittliche Motive, die ihn treiben, ihn beſtimmen, man möchte ſagen, mit ſeinem Geiſte verſöhnen. Alles iſt ihm nur Mittel, jedes Erreichte treibt ihn nur weiter, aus jedem Siege wuchern ihm neue Anſprüche, neue Nothwendigkeiten, und jede treibt ihn zu weiteren Conſequenzen; es es iſt die Friedloſigkeit einer Dialektik, die immer maßloſer, mechaniſcher, unwahrer wird, je weiter ſie der Widerſpruch treibt; ſie hat keine Ruhe, bis ſie Alles in ihre Oede verſchlungen, alles Leben geformelt, alle Farbenluſt des Daſeins mit ihrem Grau in Grau übertüncht hat. Er iſt der Heros des Verſtandes, des Verſtandes in ſeiner grandioſeſten, aber herzloſeſten Abſolutheit.

Die Napoleoniſchen Scheinverfaſſungen logen den Völkern eine ſtaatliche Mitbetheiligung, deren Wahrheit Frankreich ſelbſt um des Herrſchers willen geopfert hatte; ſie ſteigerten die Willkürgewalt der Regierenden; die Ohnmacht der Regierten, um der Abhängigkeit beider gewiß zu ſein. — Napoleon fehlte ſeines Ziels; es ſtanden Vergangenheiten wider ihn auf, die er längſt abgethan glaubte; es vorgeſtaltete ſich eine Zukunft, die ihn und ſein Prinzip überholte. Es begannen die Freiheitskriege der Nationen, wie Pitt voraus verkündigt hatte, in Spanien. — In der Tugend höchſter Selbſtverleugnung und Hingabe an das Vaterland ward das neue Preußen aufgebaut. In ihr erſt gewannen jene Erkenntniſſe, die ſonſt nur Mißſtimmung und bittern Hader genährt hatten, jenes Vorwärtsdringen der jüngern Männer, das ſo lange durch die Trägheit der Zuſtände und den herkömmlichen Mechanismus des Oeffentlichen gehemmt war, Raum ſich zu bethäti-

Digitized by Google

gen. Mit Stein begann jene großartige Umwandlung aller innern Staatsverhältniſſe, die man als den erſten Verſuch bezeichnen darf, die bürgerliche Freiheit, wie ſie Altengland gerettet, mit der ſtaatlichen Energie, die die Revolution geſchaffen, zu verbinden, oder richtiger die Machtvollkommenheit des Thrones ſich ergänzen zu laſſen durch die Staatsbürgerlichkeit des Volkes. Freilich ſah man, wie die neuen Anordnungen, weit entfernt, feſte und durchgreifende Formen zu ſein, ſich wandelten und wieder wandelten, gleich als gelte es vorerſt nur den Kern und die Maſſe zuſammenzuhalten und durch immer neue furchtbare Gefahren hindurch zu retten. Aber der Geiſt, aus dem ſie geboren wurden, war der wahre hiſtoriſche, der allein legitime, der rechte Volksgeiſt; in dem Maße, als das Neue für ihn den rechten Ausdruck traf, ihn zur Grundlage, zur Lebensbedingung des Staates machte, hatte die neue Verfaſſung Gewalt über die Gemüther und Zuverſicht zum entſcheidenden Handeln. — In dem Kriege Oeſterreichs 1809 wurden zum erſten Male in Deutſchland die Völker aufgerufen; er ſcheiterte; der Staat der Revolution wurde durch eine Allianz mit dem alten Kaiſerthume legitimirt. Aber die innere Fäulniß des Staates ließ ſich nicht aufhalten. Man denke an die Cenſur, die Napoleon üben ließ, an das Lügenſyſtem von Lob und Schmeichelei, das die Stelle der öffentlichen Meinung vertrat, an die geheime Polizei, die überall lauerte und lauſchte. Dazu dieſe immer neuen Dotationen, die allen Ehrgeiz und alle Hoffnungen in Athem hielten; dazu dies Unterrichtsweſen, ſyſtematiſch darauf gewandt, ſchon die Kinder zu Ehrgeiz, Eitelkeit und Virtuoſitäten abzurichten, die intellectuellen Kräfte von dem Hiſtoriſchen und Idealen hinweg auf das Materielle zu lenken. Und zu Allem endlich dies Continentalſyſtem, an ſich ſchon ein Giftquell von Gaunerei und Demoraliſation. Wie die Fürſten, ſo die Völker ſcheint Napoleon ſyſtematiſch zu erniedrigen, zu entſittlichen, um ſie deſto ſicherer regieren zu können. — Es kam zur Kriſis. — Bis jetzt war Napoleon mit dem ruſſiſchen Kaiſer im ſchönſten Einverſtändniß geweſen. Alexander hatte ſtets das Bedürfniß der Freundſchaft und Anlehnung, das Bedürfniß, zu bewundern und bewundert zu werden, einen gewiſſen Epicurismus hoher Pläne, großer Phantaſien, überſchwenglicher Erregungen. Nicht ganz unrecht hat ihn Jemand einen gefühlvollen Despoten genannt. Weder dem Blute, noch der Bildung nach Ruſſe, Allem, was Sitte und Kunſt, Geſelligkeit und Aufklärung dem gebildeten Weſen Gutes und Schönes gewährte, zugewandt, ward er nicht blos durch die Gewalt der heimiſchen Verhältniſſe, ſondern eben ſo ſehr durch den eigenen Ehrgeiz getrieben, über

Digitized by Google

die Weltwelt die ganze Bedeutung dieſer ruſſiſchen Macht geltend zu machen, deren Grundlage und Form und Richtung ſeinen eignen Idealen völlig entſprach. Es gab kein natürlicheres Bündniß als das Napoleon's mit Alexander; es war ein tiefes Verſtändniß, das ſie zuſammenführte, in dem Haß gegen England; denn was auch das britiſche Volk Eigennutz und Ariſtokratismus hat, es hat das Selbſtgefühl der Freiheit und den Glauben an ſie; und Freiheitsgedanken, die revolutionärſten, ſtrömten von dort aus auf den Continent; wahrlich, nicht blos gegen Waaren war die Continentalſperre für dies monarchiſche Prinzip nothwendig. — Und da ſchlägt plötzlich Rußland um; es droht ein Bruderkrieg der Autokratie; mit immer neuen Freundſchaftsverſicherungen treiben ſich beide Kaiſer weiter und weiter. — Der Kampf führt die ſeltſamſten Verkehrungen herbei. Ein ruſſiſcher Autokrat erregt ſeine Völker zum Freiheitskriege, ruft ſie auf zu allem Greuel, aller Wildheit, allem Fanatismus. Rußland iſt zum Zufluchtsort der Männer der Freiheit geworden. — Es iſt jetzt die Sache der Völker, um die es ſich handelt. Künftig werden die Könige den Schein annehmen, durch die Völker fortgeriſſen zu ſein. Werden ſie Herren dieſer Maſchine bleiben, die ſie dem Arſenal der Revolution entliehen haben? Dies iſt eine Waffe, welche die Republik Napoleon gegen die Könige vermacht hatte; Napoleon, ſo fähig er war ſie zu führen, wollte ſich ihrer nicht bedienen aus Furcht, alle Throne einzuſtürzen. Und die Könige ſind jetzt verwegen genug, dieſe Maſchine in Bewegung zu ſetzen. Napoleon ſieht dies mit Erſtaunen und Unruhe; er kann nicht begreifen, wie die Furcht, die ſie vor ſeiner Macht hegen, ſie bis zu dieſem Grade verblenden kann. — Die Völkerſchlachten ſind geſchlagen; die Diplomatie bemächtigt ſich des Schlachtfeldes. Jenes kühne Poſtulat des monarchiſchen Nationalismus, l'état c'est moi, nun iſt es da als ein vollendetes, unumſtößliches Reſultat. Die Legitimität iſt zu dem Punkte gelangt, wo man dem Augenblick zuruft: wie ſchön biſt du! und dem Wechſel irdiſcher Dinge: halt inne! So geht ſie daran, einen dauernden Frieden zu gründen. Was nun iſt, wie auch immer es geworden und gewonnen iſt, hinfort ſoll es als ein wahres und ächtes Recht gelten, als ein heiliges Recht über allem Wandel ſein, und das kraft der Lehre der chriſtlichen Religion. Der Monarchismus wird conſervativ. —

Aber ſeine Zeit iſt vorüber. Zu welchem Aberwitz auch die Lehre von den Menſchenrechten geführt hat, ſie enthält Wahrheiten, die, einmal erkannt, nicht eher Ruhe haben als bis ſie zur Wirklichkeit geworden ſind. Die Summe aber ihres Inhalts iſt, daß Jeglicher ſeine Kräfte frei in mo-

Digitized by Google

ralischer Richtung entwickeln könne, die Anerkenntniß des Menschen als einer sittlichen Existenz. Sie und nur sie ist das Maaß, an dem der Staat seine Macht, der Bürger seine Pflicht, die Geschichte ihre Urtheile messe.

Was wir in dieser Skizze mitgetheilt haben, ist der ideelle Faden, an welchen die Entwickelung des Factischen sich anknüpft. Wir haben damit zugleich das Wesentliche gegeben, denn das ist die Eigenthümlichkeit dieses Historikers, was er darstellt, in den Rahmen seiner Reflexionen zu verweben. Bei der großen Fülle von Material, das seine Gelehrsamkeit ihm an die Hand gibt, bei dem gesunden und für alles Concrete empfänglichen Auge ist sein Herz doch immer in dem Drange der Idee, die vorwärts treibt. Selbst in seiner Sprache, so sehr sie das Gegentheil ist von Allem, was man abstract nennen kann, ist dieser Drang ausgedrückt; derselbe Ungestüm, mit dem etwa Schiller ein Bild nach dem andern hascht, um für das Unendliche in seiner Seele einen doch immer unvollkommenen Ausdruck zu gewinnen. Von dieser objectiven Ruhe, von dieser antiken Plastik, wie sie bei den Dichtern Goethe, bei den modernen Historikern L. Ranke besitzt, ist nicht die Rede; nicht ein beruhigtes Gemüth, sondern der Pulsschlag der edlen Leidenschaft lebt in der Anschauung. Die einzelnen Figuren, die uns vorgeführt werden, sind nicht abgerundete Gemälde, die sprechend aus der Leinwand heraustreten, es ist immer das ideelle Motiv, dessen Licht ihnen eine, nur für diesen bestimmten Zug berechnete Bedeutung gibt.

Der Grundgedanke, der diese Vorlesungen, wie alle Schriften Droysen's — seine Geschichte Alexander's und des Hellenismus, seine Anmerkungen zu Aristophanes und Aeschylus — durchzieht, ist dieser: das Recht ist nur in der historischen Entwickelung; es ist nur der Schatten eines wirklichen Lebens, der, als Abstraction gedacht, gegen die Bewegung gewendet, unmittelbar überwunden ist, sobald man ihn in seinem Wesen begreift. Die Leidenschaft gewaltiger Geister, die — mit oder ohne Bewußtsein darüber — von einer Idee erfüllt und fortgerissen sind, ist das wahre Recht der Geschichte.

Man wird nicht leicht eine Schrift von Droysen ohne ein wohlthuendes Gefühl aus der Hand legen. Es ist nicht gerade Klarheit, Beruhigung, was man gewonnen hat; aber die Wärme des Darstellers durchdringt unwillkürlich auch den Empfangenden. Es geht uns so, daß uns der blos historische Stoff, so sparsam er auch gereicht wird, noch zu viel vorkommt, denn er erscheint uns als die Erde, die an der Blüthe kleben bleibt.

Digitized by Google

Und das ist der Mangel dieser Darstellung. Der Gedanke ist noch zu subjectiv, er hat sich nicht in das Faktische versenkt. Die ideelle Bewegung des Geschehenden ist nicht in ihm selbst; man sieht, daß zuerst über das Geschehene reflectirt, und dann an diese Reflexionen die Erzählung angeknüpft ist. Ein vollendetes Kunstwerk — und das soll doch jede wahre Geschichte sein — kann aus einer solchen Behandlung nicht hervorgehen. Das zeigt sich auch im Einzelnen; fortwährend wird der Rhapsode von seiner Unruhe überwältigt, die Verse fügen sich nicht von selbst, unwillkürlich an einander; es wird gewählt, reflectirt; und da ist die Wahl mehr oder minder angemessen. Es herrscht kein rechtes Gleichgewicht zwischen den einzelnen Erzählungen; die Geschichte, z. B. der Jahre 89—93, setzt schon eine vollständige Kenntniß der Thatsachen voraus, und reflectirt nur darüber, dagegen sind wieder einzelne Begebenheiten, in denen, ohne sichtlichen Zweck, so umständlich referirt wird, als sollte eine Monographie gegeben werden. In der Darstellung der geistigen Entwickelung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ist Vieles, was gar nicht zur Sache gehört, und was überdies anderwärts auch schon eben so gut gesagt ist. Dagegen würde man über manches, z. B. über die geistige Erholung Deutschlands zu Fichte's Zeit, gern eine gründlichere, speziellere Belehrung wünschen.

Vergessen wir es aber nicht, daß wir es nicht mit einem eigentlichen Geschichtswerk zu thun haben, sondern mit Vorlesungen, die für bestimmte Zuhörer, für eine bestimmte Zeit berechnet waren. Den Gedanken der Freiheit, wie er sich in den chaotischen Bewegungen jener bedeutenden Zeit angekündigt und entfaltet hat, in einer geistvollen Skizze vor die Seele zu führen, diese Aufgabe ist in hohem Grade erreicht.

Droysen beginnt mit dem Versprechen, Gottes Hand in den dunkeln Irrgängen der Geschichte nachzuweisen. Der Schluß des Werkes entspricht diesem Vorsatz keineswegs. Nach so viel Opfern, so viel Thaten des Genius dies neue, unsittliche Reich der alten bösen Mächte, die man überwunden zu haben glaubte, in noch viel unheimlicherer Gewalt, weil die Furcht sich in die Macht eingeschlichen hat.

Wäre die Geschichte der Freiheitskriege in diesem Zeitabschnitt wirklich vollendet, so wäre der Geist der Freiheit eine Lüge, der Glaube eine Illusion, die Geschichte selbst ein leeres Spiel, ein ironischer Kreislauf. Aber daß es mit jenem Waffenstillstand nicht ein Ende hat, dafür sollen uns eben jene Vorlesungen bürgen. Durch jene Heldenkämpfe hat der Geist der Freiheit sich ein Bürgerrecht in den Herzen der Menschen erworben; der Kampf

Digitized by Google

iſt nicht mehr ein blos äußerlicher; es heißt nicht mehr: Hie Welf! Hie Weibling! Das letzte Fundament jenes Reichs der Lüge, der Aberglaube der Selbſtſucht iſt gebrochen. Wer jetzt noch ſich verſtockt gegen die Macht des Weltgeiſtes, muß ſich ſelbſt betrügen; er iſt kein voller Gegner mehr, er kämpft mit halbem Herzen.

Was haben jene Helden der Freiheit errungen? Daß wir Männer der Zeit ſo fühlen, ſo denken, ſo reden können, wie es geſchieht. Was wir thun können, was wir thun ſollen, was wir thun werden: dies klar zum Bewußtſein zu bringen, dies mit glühenden Zeichen in unſer Herz einzuprägen, iſt die tiefere Tendenz des Werks, und der Hiſtoriker iſt hier ein Apoſtel der Freiheit.

Digitized by Google

Ein deutſcher Poſtcongreß und Poſtverein.

II.

Vorſchläge zur Güte.

Daß ein deutſcher Poſtcongreß vielfache Schwierigkeiten zu löſen haben wird, daß ſich dem Vereine überhaupt mannigfache Hinderniſſe aller Art und darunter wohl einige, die nicht ſo leicht zu beſeitigen ſind, entgegen ſtellen werden, iſt gewiß. Aber daß dies alles bei nur einigermaßen gutem Willen der betheiligten Staaten, bei einiger Anſtrengung der zum Congreß Abgeſandten nicht zu überwinden wäre, daß überhaupt ein ſolcher allgemeiner Poſtverein ein Ding der Unmöglichkeit ſein würde, wie hie und da wohl noch, beſonders von in alten Formen erſtarrten Poſtbeamten ſelbſt behauptet wird, können wir nun und nimmermehr zugeben. Unſere Zeit hat gerade hierin ſchon anfänglich viel ſchwieriger erſcheinende Dinge bewirkt und die erſte Gründung des Zollvereins bot namentlich viel mehr Hinderniſſe dar, wie es jetzt mit der des Poſtvereins der Fall ſein würde. Damals, bei ſeiner Gründung, war der Sinn für gemeinſame Vereinigung, wenn auch wohl ſchon in den Völkern, doch aber nicht in eben dem Maße bei den Regierungen erwacht, man hatte manche Abneigung gegen ein ſolches Näheraneinanderſchließen und fürchtete ſich an den eigenen Souveränitätsrechten dabei zu vergeben. Und je kleiner gewöhnlich der einzelne Staat war, deſto eiferſüchtiger wachte er auch über ſeine Hoheitsrechte, deſto mehr Bedenken aller Art trug er, ſich einer ſolchen allgemeinen Vereinigung anzuſchließen. Es kommen noch genug derartige Beiſpiele in einigen unſerer kleinen Staaten vor; Manches was für unſere Geſammtheit von der höchſten Wichtigkeit ſein würde, iſt ſchon dadurch verhindert worden; ſo findet z. B. der Anſchluß der norddeutſchen kleinen Küſtenſtaaten an den Zollverein einen Hauptwiderſtand in dem Glauben ihrer Regierungen, daß ſie an Selbſtſtändigkeit einbüßen würden. Aber im Allgemeinen iſt dieſe Abneigung, welche dem Zollverein neben

Digitized by Google

den finanziellen Verhältnissen so viel Hemmnisse verursachte, sehr geschwunden und darum schon hat der Postverein jetzt ein so viel leichteres Spiel.

Sehr viel kommt bei der ganzen Anlage desselben natürlich auf die von den einzelnen Staaten zum Congresse abgesandten Männer an. Sind diese nur von gutem Willen beseelt, erkennen sie die allseitige Bedeutung ihres Auftrages vollkommen an und haben vielseitige und praktische Kenntnisse genug, um alle Bestimmungen, die für den Verein selbst festgesetzt werden sollen, richtig zu erwägen, so wird sich das Ganze schon machen und manche Schwierigkeiten, die jetzt vielleicht riesengroß erscheinen, dürften bei näherer Beschauung gar nicht so bedeutend sein.

Das Erste, worüber ein solcher Congreß sich wohl verständigen müßte, wäre, wie weit die Vereinigung der an denselben theilnehmenden Staaten in ihren postalischen Verhältnissen gehen sollte. Ob der Verein sich blos auf Gleichmäßigkeit der dahin bezüglichen Gesetze, Gewichtsprogressionen, Taxen u. s. w. erstrecken, oder ob er noch weiter gehen und auch gemeinsame Einnahme und deren Vertheilung nach bestimmten Maßstäben bestimmen sollte; dies ist eine sehr wichtige Frage, deren Beantwortung nicht so leicht ist und gewiß sehr viel Meinungsverschiedenheiten hervorrufen würde. Leichter wäre natürlich das Erstere, schwieriger, viel schwieriger das Letzte, aber auch — wenigstens nach unserer Ansicht, weit besser; zwar würde durch eine Vereinbarung aller betreffenden Staaten, wonach diese gemeinsame Taxen, Gewichtsprogressionen, Vorschriften über Verpackung, über Garantie u. s. w. erließen, schon sehr viel gewonnen und ein guter Theil unserer jetzigen Uebelstände aufgehoben. Auch böte eine solche Uebereinkunft nur sehr geringe Schwierigkeiten dar, und gewiß würden alle deutschen Staaten derselben beitreten. Aber Alles wäre damit doch noch nicht gewonnen, und wie wir überhaupt der Ansicht sind, daß, wenn man eine Reorganisation vornimmt, dies auch gründlich geschehen muß, so glauben wir auch, daß eine Vereinigung, wonach alle Einkünfte in eine gemeinsame Centralkasse flössen, und wieder nach Verhältniß der Seelenzahl der betreffenden Staaten aus derselben vertheilt würden, dem großen Zwecke des Vereins selbst am Vollkommensten entsprechen würden. Ueberhaupt wünschen wir dem Zollverein in seiner ganzen inneren Organisation, so fern nicht die Verschiedenheit des besonderen Zweckes, leider auch eine Verschiedenheit der einzelnen Bestimmungen nothwendig machte, bei diesem beabsichtigten Postverein, möglichst nachgeahmt würde. Die Hauptschwierigkeiten, welche sich solcher gemeinsamen Vertheilung der Einkünfte, wobei aber jeder Staat die Ausgaben für sein Postwesen selbst tragen müsse, entgegenstellen

Digitized by Google

könnten, würden wohl mehrere für das Verhältniß der Eisenbahnen in den verschiedenen Staaten des Vereines schon eine hervorrufen. Diejenigen Länder, wo von der Post selbst verwaltete Staatseisenbahnen bestehen, wie in Baiern, Baden und theilweise, wenn auch unter veränderten Verhältnissen, in Oesterreich, würden natürlich gegen eine solche gleiche Vertheilung protestiren, da sie ja viel größere Ausgaben für den Betrieb ihres Postwesens, wozu in solchem Falle auch die Eisenbahnen gehören, haben, natürlich also auch viel bedeutendere Einnahmen daraus ziehen wollen. Andererseits hätten die Länder, wo bedeutende Bahnen von Actiengesellschaften sich befinden, z. B. Preußen, Sachsen, ja fast alle norddeutschen Staaten, wieder zu großen Vortheil von dieser Vertheilung, da ihnen ihr Postwesen für die Strecken, wo sich Eisenbahnen befinden, viel weniger kostet, indem sie es dort mit den Eisenbahnen selbst besorgen, aber auch wieder weniger einbringt, weil ihnen das Personenporto auch dafür wieder entgeht. Um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, glauben wir, daß es am besten sein würde, der Verein beschränkte sich nur auf Regulirung der Brief-, Packet- und Geldbeförderungen, und berechnete auch nur alle Einnahmen, die hieraus entständen, für die Vereinskasse zur Einnahme und Vertheilung. Hierbei machte es ja nichts aus, ob ein Staat mehr oder weniger Privat- oder Staatseisenbahnen besäße, da alle Bahnen erweislich auf die Vermehrung oder Verminderung der mit der Post beförderten Gegenstände nur geringen Einfluß bisher ausgeübt haben. Was auf der einen Seite die Eisenbahnen der Correspondenz Abbruch thun, indem sie das Reisen selbst erleichtern, das führen sie ihr auf der andern Seite zu, da durch sie Handel und Verkehr und dadurch natürlich auch wieder der Briefwechsel bedeutend steigt. Ueberhaupt scheint es uns dienlich zu sein, daß der Verein sich nur des Postwesens, was mit der Brief-, Packet- und Geldbeförderung zu thun hat, als bei weitem des wichtigsten Theils desselben, annimmt, die Personenbeförderung aber, sei es nun durch regelmäßige oder Extraposten ganz der freien Verwaltung der betreffenden einzelnen Staaten selbst überließe. Das Bedürfniß, das auch hier eine vollkommene Gleichmäßigkeit eintrete, ist nicht so sehr vorhanden, und die verschiedenen lokalen Verhältnisse, als Eisenbahnen, gute oder unchaussirte Straßen u. s. w., würden nur hemmend einer allgemeinen Vereinigung in den Weg treten und viele unnöthige Schwierigkeiten bereiten. Eine gleichmäßige Bestimmung, bis wie weit Gelder und Packetsendungen dem Postregal unterworfen, wie auch, welche dienstliche Correspondenzen der verschiedenen Behörden portofrei wären, und unter welchen Centralmaßregeln dies geschähe, müsse natürlich von allen Vereins-

Digitized by Google

staaten hierbei getroffen werden. Ein anderes Hinderniß dieser gleichmäßigen Vertheilung der Einkünfte nach der Kopfzahl wäre, daß einzelne Staaten oft besondere Poststraßen, ja selbst Städte, aus denen sie den Postertrag beziehen, in dem Gebiete anderer besitzen, was sie natürlich nicht gern ohne Entschädigung opfern würden. So besitzt Preußen z. B. im Waldeck'schen und Lippe'schen eigene Postämter, wie auch ein Postamt im Großherzogthum Mecklenburg, auf der Straße von Hamburg nach Berlin, ebenso auch haben verschiedene Staaten eigene Postämter in Hamburg, Bremen und Lübeck *). Daß hier einzelne Ausgleichungen und Entschädigungen stattfinden müssen, ist wohl natürlich, wir glauben aber, daß dieselben nicht zu bedeutende Schwierigkeiten darbieten und leicht regulirt werden.

Auch das taxische Postrecht in mehreren Staaten Deutschlands, als Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Hessen-Cassel, den meisten sächsischen Herzogthümern und den vier freien Städten, würde vielleicht manche Schwierigkeiten veranlassen. Hier gäbe es nur das Mittel, daß die betreffenden Staaten, in denen taxische Posten sind, sich entweder ganz von denselben ablösten, wie es früher schon von den anderen geschehen ist, und dann selbstständig für sich in den Verein treten würden, was entschieden wohl das Richtigste sein würde, oder daß der Fürst von Taxis dies für sein Postgebiet selbst thäte. Er würde dann für seine Posten gleiche Einnahmen nach der Kopfzahl der von ihnen versehenen Länder erhalten, wie es bei allen anderen Staaten der Fall wäre.

Man könnte gegen diese gleichmäßige Vertheilung der Einnahme vielleicht einwenden, diejenigen Staaten des Vereines, welche in der Mitte von Deutschland lägen, hätten gegen die an den Grenzen gelegenen pecuniären Nachtheil. Sie müssen nämlich viel größere Kosten für die Beförderung der Postsendungen in ihrem Gebiete aufwenden, da diese durch alle die Transitosendungen, welche von einem Ende des Vereines zum andern durch ihr Land gingen, stark vermehrt, und dadurch theurer im Transport würden. Ihre Einnahmen würden aber, nicht wie jetzt, dadurch vergrößert, da ja alles Transitoporto später wegfiele, und ihnen gleich wie den Grenzstaaten, die Einnahme nur nach der Kopfzahl berechnet würde. Solche

*) Hamburg namentlich bietet ein recht klares Feld von der Zerrissenheit unserer deutschen Postzustände dar. In seinen Mauern befindet sich ein preußisches, taxisches, hannöversches, mecklenburgisches, städtisches, schwedisches und dänisches Postamt. Jedes derselben hat andere Taxen, Progressionen, Bestimmungen aller Art und befindet sich dazu noch in einem getrennten Lokale, so daß das Publikum unendlich viel Mühseligkeiten aller Art davon hat.

Digitized by Google

Binnenländer Deutſchlands ſind aber gewöhnlich auch die am ſtärkſten bevölkerten, bekommen alſo ſo ſchon weit größere Einnahmen aus der Vereinskaſſe, wie die ſchwachbevölkerten. Dieſe haben aber wieder dieſelben Ausgaben für die Beförderung, da dieſelben ja ſehr viel von der Weite des Weges, welche die Poſtwagen täglich durchlaufen müſſen, bedingt werden. Daher werden bei ſonſt gleichen Verhältniſſen, wie ſie der Verein herbeiführt, die ſchwachbevölkerten Länder ſo ſchon immer verhältnißmäßig geringeren Reinertrag aus ihren Poſteinkünften ziehen, wie die ſtarkbevölkerten, und es iſt daher nicht mehr als billig, daß hierdurch eine kleine Ausgleichung geſchieht. Jetzt iſt daher auch in den ſchwachbevölkerten norddeutſchen Staaten das Brief- und Perſonenporto höher wie in den ſüddeutſchen, da man auf dieſe Weiſe einen höheren Reinertrag zu erhalten glaubt. Uebrigens wird der Tranſitoverkehr des Vereins ſelbſt wohl faſt in allen Ländern deſſelben gleich bleiben, da ſelbſt die Küſtenſtaaten, in Folge der ſich von Jahr zu Jahr mehrenden Seeverbindungen nach überſeeiſchen Staaten, immer größere Tranſitoſendungen aus ganz Deutſchland empfangen werden. Sollte übrigens erweislich ein oder der andere Staat zu großen Nachtheil oder Vortheil von einer ſolchen Vertheilung haben, ſo brauchte deshalb das ganze Prinzip derſelben doch nicht gleich verworfen zu werden, ſondern es könnte ja leicht eine Ausgleichung auf ein oder die andere Weiſe ſtattfinden. Solches geſchieht ja auch bei der Vertheilung der Einnahme beim Zollverein, wo z. B. Frankfurt, in Folge ſeiner beſonderen Verhältniſſe, eine weit höhere Einnahmsquote bezieht als es ſonſt der Kopfzahl nach der Fall ſein würde.

Nach dieſer allgemeinen Vereinbarung über die Ausdehnung des Vereines ſelbſt, wäre eine Hauptaufgabe des Congreſſes, das Portoſyſtem mit allen ſeinen Taxen und Progreſſionen zu entwerfen, und auch hier gäbe es wohl anfänglich gar manche Differenzen, und viele Schwierigkeiten würden zu beſiegen ſein, bevor man das Rechte getroffen hätte. Das unſer Porto, beſonders für Gelder und kleine Packete, faſt überall in ganz Deutſchland, Oeſterreich ausgenommen, viel zu hoch iſt und einer bedeutenden Ermäßigung bedarf, wenn nicht das ganze öffentliche Leben in allen ſeinen Verhältniſſen ganz unberechenbaren Schaden darunter leiden ſoll, iſt anerkannt, und auch ſelbſt unſere meiſten Regierungen ſind mit einer Herabſetzung deſſelben einverſtanden. Es fragt ſich alſo nur hier, wie weit dieſelbe gehen ſoll. Das engliſche Pennyſyſtem, wie Manche wollen, ſchon jetzt durchgängig anzunehmen, halten wir nicht für ganz zweckmäßig, da wir glauben, daß Deutſchland in ſeinen meiſten Theilen noch nicht genugſam bevölkert,

Digitized by Google

dafür sei. Zwar würden die Kosten des Postwesens selbst, in einiger Zeit, auch wohl bei einem Pennnsystem gedeckt werden, obgleich dies anfänglich auch vielleicht noch zweifelhaft sein dürfte, aber der Ueberschuß würde nur sehr unbedeutend sein. So lange aber Steuern bestehen, halten wir ein mäßig hohes Brief-, Geld- und Packetporto, was den Postkassen einigen Ueberschuß abwirft, für eine ganz zweckmäßige indirekte Steuer. Man verstehe uns recht, mäßig hohes Porto, denn das jetzige vieler deutschen Staaten, was in keiner Weise seinen Zweck erfüllt, nur im Mindesten vertheidigen zu wollen, kommt uns wahrlich nicht in den Sinn. Warum wir aber das Porto mit als Abgabe betrachtet wissen wollen, ist in aller Kürze: 1) Weil es eine indirekte Abgabe ist, die größtentheils nur die höheren Stände trifft. Unsere unteren und nicht so gebildeten Stände schreiben aber aus manchen Ursachen weit weniger als die höheren, besonders Briefe nach weiten Entfernungen, werden also von der Portoabgabe viel geringer wie diese getroffen. 2) Die Portoabgabe ist eine indirekte Steuer die gar keine Erhebungskosten verursacht, da natürlich gleich viel Postbeamte bei hohen wie bei niedrigen Taxen nothwendig sind. 3) Diese Abgabe wird nicht so oft betrügerisch umgangen wie manche andere, sobald sie nur nicht zu hoch ist, daß der Weg, Briefe durch unsichere und langsame Gelegenheit fortzuschicken, noch Wirkung behält. Dies sind ganz kurz unsere Gründe dafür, was man oft dagegen erwiedert ist hauptsächlich, diese Abgabe würde zu ungleich vertheilt werden, da besonders einzelne Zweige der Thätigkeit und namentlich auch des Handels, mehr Correspondenz bedürften, also auch mehr die damit verbundenen Abgaben tragen müssen, als Andere. Wir erwiedern darauf, ganz gleich vertheilt wird nie eine indirekte Steuer sein können, da sie stets von der freien Willkür jedes Einzelnen, wie viel er den besteuerten Gegenstand gebrauchen will, abhängt, und was der Kaufmann an Correspondenzunkosten ausgibt, schlägt er, wie alle ähnlichen Ausgaben, natürlich auf seine Waaren, legt es also nur vorläufig aus, um es sich später dann von seinen Consumenten wieder geben zu lassen.

Sollten wir ein etwaiges Portosystem für den Verein angeben, so würde der geringste Satz für den einfachen, etwa $\frac{3}{4}$ Loth schweren Brief, bis zu einer Entfernung von 10 Meilen 1 Groschen betragen, später dann immer aber von 15 zu 15 Meilen um $\frac{1}{2}$ Groschen bis zu 5 Groschen steigen, das höchste Porto welches ein einfacher Brief innerhalb der Grenzen des Postvereines selbst kosten dürfte. Packete bis zu 16 Loth müssen das doppelte, und hernach von 8 zu 8 Loth immer wieder $\frac{1}{2}$ hohes Porto zahlen, bis dann später wieder bei schwererern Sachen eine andere Taxe, die

Digitized by Google

aber mit der Brieftaxe immer eine gleiche Entfernungsprogreſſion beibehielte, eintrete; eben ſo müſſe es auch bei Silber-, Gold- und Papiergeldſendungen ſein. Auch für gedruckte Sachen unter Kreuzband müſſe eine beſondere Taxe beſtehen; dann wären die armen Zeitungen nicht zu vergeſſen, die jetzt oft ſo ſchwer unter dem Drucke unſerer gegenwärtigen Poſtverhältniſſe leiden müſſen. Hier wünſchten wir auch feſte, für den ganzen Verein gültige Beſtimmungen über die Portoentrichtung derſelben, nicht ſo wie jetzt, wo jeder einzelne Staat, je nachdem ihm das Blatt gefällt oder nicht, ein höheres oder niederes Porto, ja ſelbſt Tranſitoporto für deſſen Beförderung, nimmt. Ein Staat mag eine Zeitung, die ihn angreift, ſeinen Unterthanen verbieten, dies iſt ein Thema was wir hier unberührt laſſen wollen, da es mit dem Aufſatze nichts gemein hat, aber mit dem Poſtporto dafür dürfte ſolches nichts zu ſchaffen haben. Dies wird für das Blatt ſelbſt, nicht aber für den Inhalt deſſelben, welcher die Poſt nichts angeht, entrichtet. Im Intereſſe der deutſchen Entwickelung aber wünſchten wir innig, daß ein ſolcher Poſtverein das Porto für alle Zeitungen erniedrigte. Trotz des mancherlei Unweſens, was hie und da wohl mit der periodiſchen Preſſe getrieben wird, iſt dieſelbe dennoch entſchieden eine Hauptträgerin unſerer ganzen geiſtigen Bildung. Beſonders unſere deutſche Einigkeit wird durch unſere deutſchen Zeitungen weſentlich mit gefördert, und ſchon im Intereſſe dieſer wünſchten wir, daß niedriges Porto es erleichterte, daß viele ſüddeutſche Zeitungen nach Norddeutſchland, und ſo auch wieder umgekehrt, gelangten. Jetzt geſchieht dies beſonders mit in Folge der ſo ſehr hohen Portoſätze nur noch äußerſt wenig und trägt dadurch viel mit bei, daß leider noch immer eine ſo große Spaltung zwiſchen Nord- und Süddeutſchland fortbeſteht.

Mit dieſem Porto, was wir hier nur flüchtig in ſeinen Hauptſätzen angaben, glauben wir ſo ziemlich die rechte Mitte zwiſchen dem zu hoch und zu niedrig getroffen zu haben. Es iſt ſtets um das doppelte, ja oft um das dreifache, ja ſelbſt vierfache geringer, wie die jetzigen Porto-Taxen in den verſchiedenen Staaten von Deutſchland; Oeſterreich, welches entſchieden das bei weitem einfachſte und niedrigſte Porto-Syſtem hat, ausgenommen und auch wieder nicht ſo gering, als daß es den betreffenden Staaten nicht ziemlich bedeutende Ueberſchüſſe gewähren ſollte. Ja wir glauben, daß ſchon nach ſehr geringer Zeit die reinen Einkünfte für alle Staaten des Vereines ebenſo bedeutend, wie bei dem jetzigen Zuſtande ſein und von Jahr zu Jahr ſich noch vermehren würden. Die Wohlfeilheit der Taxe ſelbſt, die Leichtigkeit und Sicherheit der Porto-Berechnung, die Einfachheit aller derartigen Beſtimmungen, welche dann ja durch das große Gebiet des Vereines Gel-

Digitized by Google

tung hätten, würde allgemein viel zur Vermehrung aller der Post überlieferten Gegenstände und besonders auch der Briefe beitragen. Wie viel Briefe und Packete werden jetzt nicht durch Gelegenheit befördert, wie viel mehr noch gar nicht geschrieben, blos um das theure Porto dafür zu sparen, deren Ertrag dann später die Posteinkünfte vermehren würden. Die Erfahrung hat dies bei allen Staaten, welche ähnliche Malificationen haben eintreten lassen, hinlänglich bewiesen. Eine andere und zwar sehr wichtige und besonders auch sehr viel Zeit erfordernde Hauptaufgabe des Congresses wäre noch, die Hauptrouten durch sein Gebiet und wie oft und von welcher Gattung von Posten diese befahren werden sollten, zu bestimmen. Hierdurch würden alle die Umwege, die jetzt oft aus den vorhin angeführten Gründen mit den Postgegenständen gemacht werden, vermieden und so dem ganzen Verkehre eine bedeutende Erleichterung und schnelle Beförderung werden. Auch für alle Nebenrouten, und wie überhaupt die Postverbindungen für Briefe und Packete zwischen allen verschiedenen Städten des ganzen Vereines stattfinden sollten, müssen eigene feste Bestimmungen vom Congresse getroffen werden. Es müsse darin namentlich das minimum des Postenverkehres jedes Ortes von so und so viel Einwohnern bestimmt werden, denn die ganze Vereinskasse erlitte ja Schaden, wenn ein einzelner Staat seine derartigen Verbindungen, für welche er die Ausgaben allein tragen muß, gröblich vernachlässigte. Auch über die Art und Weise der Berechnung, über die dabei geltenden Münzen, Gewichte und Maaße, über die Verpflichtung der Beamten, kurz über die vielen ähnlichen Gegenstände, welche dem ganzen Postwesen von Wichtigkeit sind, obgleich deren einzelne Aufzählung hier zu weit führen dürfte, müßte der Congreß feste Normen bestimmen. Ebenso auch, daß jeder zum deutschen Bunde gehörige Staat, abgesehen davon, ob er sonst durch seine Lage und inneren Verhältnisse dem Postverein Nutzen oder Schaden brächte, demselben beitreten könnte, wenn er dies später wünschte. Denn anzunehmen, daß gleich alle unsere 34 Staaten einem solchen Postvereine sich anschließen würden, wäre eine zu sanguinische Hoffnung, die gewiß Niemand, der die Verhältnisse mancher derselben nur einigermaßen kennt, hegen wird. Es wird dem Postverein gehen wie dem Zollverein, seine Ausbreitung wird eine allmälige, aber grade dadurch auch desto sichere sein. Zugleich müsse auch wohl vom Congresse festgesetzt sein, daß später, wenn der Verein selbst erst in's Leben getreten wäre, „Vereins-Post-Inspectoren" und Bevollmächtigte ernannt würden, welche die Postverhältnisse der einzelnen Staaten beständig überwachten und Sorge dafür trügen, daß diese auch ihren gegen das Ganze übernommenen Pflichten immer getreulich nachkämen,

Digitized by Google

und ſolche nicht aus Eigennutz oder Bequemlichkeit zum Schaden der Vereinskaſſe vernachläſſigten. Ein Gleiches geſchieht ja auch beim Zollverein, wo von den einzelnen Staaten deſſelben abgeſandte Vereinscontroleure und Vereinsbevollmächtigte darauf wachen, daß alle Zollvorſchriften immer ſorgfältig gehandhabt werden. Da eine ſolche Inſpicirung, wie wir ſie ja auch nur in etwas veränderter Weiſe bei unſerem Bundesmilitär haben, kein Mißvergnügen bei allen betreffenden Staaten mehr erregt, ſondern dieſe ſich vielmehr alle von ihrem vielfältigen Nutzen überzeugt haben, ſo wird dies auch bei dem Poſtverein der Fall ſein. Ueberhaupt könnte derſelbe viele derartige Einrichtungen dem Zollverein entlehnen, da dieſe ſich ja durch mehrjährige Erfahrung als praktiſch bewährt haben; auch wie oft der Congreß ſich ſpäter wieder verſammelte, um die durch Zeitverhältniſſe nöthigen Reformen in den Beſtimmungen des Vereines zu berathen, müßte gleich anfänglich von dem erſten Congreß beſtimmt werden. Eben ſo auch das Recht und dabei die Friſt der Kündigung aus dem Verbande des Vereines ſelbſt, wenn ein einzelner Staat vielleicht austreten wollte oder das Ganze ſich gar auflöſen ſollte. Eine Hauptſorge ſowohl des erſten wie auch der ſpäteren Congreſſe müßte dahin gerichtet ſein, daß der Verein möglichſt günſtige, ſo viel als thunlich auf Gegenſeitigkeit beruhende Poſtverträge mit noch nicht zu ihm gehörigen deutſchen und anderen europäiſchen Staaten abſchlöſſe. Hierin könnte er wirklich ſehr Vieles bewirken und ſehr günſtige Bedingungen erhalten, da er ja auch ſolche wieder zu gewähren im Stande iſt. Wenn jetzt ein einzelner kleiner Staat einen Vertrag, ſei es worüber es wolle, mit einem größeren abſchließt, ſo wird in der Regel, wenn nicht beſondere Verhältniſſe eine Aenderung hiebei bewirken, der kleinere Staat ungünſtige Bedingungen erhalten. Dies würde ſich aber durch den Verein, der in ſeiner ganzen Kraft dem größten Staat gleichſteht, weſentlich verändern und auch hierin ſchon ein großer Vortheil für alle Betheiligten liegen. Durch ſolche Poſtverträge würde allmälig eine völlige Umgeſtaltung des ganzen Portoweſens nicht allein des Vereins ſelbſt, ſondern in ganz Europa herbeigeführt werden, und jemehr dies geſchehe, deſto größer würde der Nutzen für alle unſere Verhältniſſe ſein. Ein gut organiſirtes Poſtweſen iſt ein mächtiger Hebel für die Entwickelung des materiellen Wohlſtandes, wie der intellectuellen Bildung des Volkes, denn tief greift es in alle Verhältniſſe des ganzen Lebens ein. Dies ſollte man da bedenken, wo man glaubte, der alleinige Zweck des Poſtweſens dürfe blos darauf gerichtet ſein, dem Finanzminiſter ſo und ſo viel Ueberſchüſſe abzuwerfen.

Solches ſind ganz kurz unſere Gedanken über den hoffentlich bald zu

Digitized by Google

erwartenden Postcongreß. Daß Manches sich anders gestalten wird, wollen wir gern zugeben, da wir ja nicht eine Instruction für den Congreß, sondern nur eine Belehrung und Anregung für das allgemeine Publikum, das bisher sich theilweise aus Unkenntniß noch wenig für diese Sache interessirte, schreiben wollten. Entschieden bestreiten aber müssen wir, in unseren Wünschen zu weit gegangen zu sein und Zustände verlangt zu haben, deren Realisirung ganz unmöglich ist. Wie man vernimmt, ist der erste Antrag auf einen Postcongreß von dem österreichischen Finanzministerium ausgegangen. Mit seiner Portotaxe ist übrigens Oesterreich allen übrigen deutschen Staaten mit rühmlichem Beispiele vorangegangen, und kein anderes Land des Continentes hat jetzt eine so billige, einfache und alle vorläufigen Wünsche zufriedenstellende Briefstaxe wie dieses. Wie weicht dagegen die von Preußen, trotz ihrer vor einiger Zeit etwas geschehenen Moderation, noch immer die theuerste in ganz Europa, davon ab *).

Ein von uns auch nicht gering angeschlagener Vortheil, den ein solcher allgemeiner Postverein uns noch außer seinen vielen anderen brächte, ist, daß wiederum ein neues und gewiß nicht unbedeutendes Band um die Einigkeit Deutschland's dadurch geschlungen würde, wie ja schon so manche Schranken, die Deutschland's Bruderstämme von einander trennten, in unserer Zeit gefallen sind. J. v. W.

*) Dieser Zustand hat wohl am längsten gedauert. Wir verweisen in dieser Beziehung auf eine Correspondenz aus Dresden, welche „die Grenzboten" in No. 6 l. J. enthielten und die uns aus guter Quelle kam. Es heißt daselbst: „In dem letzten Lebensjahre des Herrn v. Nagler ward eine Reform des preußischen Posttarifs vorbereitet, zu welcher sich der alte Generalpostmeister auf das Drängen Oesterreichs, das in der Postreform die Initiative ergriffen hat, endlich entschloß — als der Tod ihn überraschte. Unser Finanzminister, Herr von Zeschau, wandte sich hierauf nach Berlin mit der Anfrage: ob es nicht zweckmäßiger wäre, bei dem nun eintretenden Reformen einen allgemeinen Standpunkt zu nehmen. Herr v. Schaper ging auf diese Idee sogleich ein; die beabsichtigten preußischen Tarifsänderungen blieben ausgesetzt und ein Plan zu einem allgemeinen deutschen Posttarif ward entworfen. Ein höherer preußischer Beamte befindet sich zu diesem Zwecke eben auf einer Rundreise durch Deutschland, und da man allgemein die Dringlichkeit der Sache einsieht und da Oesterreich und Preußen hierin einig sind, so zweifelt man nicht, daß bald ein günstiges Resultat zu Stande kömmt." — Nun ist den neuesten Nachrichten zu Folge der Postcongreß in Dresden definitiv beschlossen und soll noch in diesem Sommer stattfinden.

D. R.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Brodunruhen. — Die Edelleute und die Privatgüter des Kaisers. — Wohlthätige Bemühungen. — Leopoldstädter Theater. — Ziani und seine Braut. — Ein naiver Censor und seine Collegen.

Die Noth der arbeitenden Klassen und die herrschende Theuerung werden von Tag zu Tag bedrohlicher. Von Oedenburg in Ungarn, von Stockerau in Oesterreich, von Brünn, aus ferneren Städten sowie aus den nächsten Umgebungen Wiens laufen die betrübensten Nachrichten über stattgehabte Excesse auf den Kornmärkten ein. Mehrere Magazine wurden erbrochen, den Verkäufern zu geringern Preisen die Waaren abgedrungen, Schlägereien und sogar Todschlag finden statt; und doch heißt es im Publikum, daß einzelne Männer, die dem Kaufmanns-, ja sogar dem geistlichen Stande angehören, zu hundert Tausend Metzen aufgespeichert hätten und der allgemeinen Bedrängniß mit frevelhaften Erwartungen auf Gewinn ungeduldig zusähen. Während der Kaiser auf seinen Privat-Gütern in Ungarn den Bauern Korn zur Aussaat verabfolgen ließ, mit der Bedingung, daß solches erst nach einer segensreichen Ernte wieder in natura zurückerstattet werde, verkaufen manche Edelleute ihren Unterthanen Korn mit der schmachvollen Bedingung, daß es ebenfalls nach der Ernte aber zu dem jetzt stehenden Preise bezahlt werde *). Erzherzog Stephan hat viele tausend Metzen Getreide angekauft und zu einem bedeutend geringern Preise den Bewohnern des Erzgebirges zugesendet. Vom 16. dieses Monats begann der Magistrat an die Armen Brod zu vertheilen und ließ es den Arbeitern um ein Fünftel billiger verabreichen; zugleich tritt auch

*) Eine rühmliche, hoffentlich nicht vereinzelte Ausnahme machte Graf Nostiz in Böhmen, der viel früher, als das Ausfuhrverbot erschienen, den Beamten auf seinen Gütern den Verkauf von Korn an Fremde verbot und die Ertheilung des nöthigen Getreides zur Aussaat an die Bauern anbefahl, mit dem Vorbehalt, daß diese es später in natura zurück erstatten.

Digitized by Google

der Rumforder Suppenverein ins Leben. Das Verbot der Ausfuhr von Getreide, Kartoffeln und Hülsenfrüchte war dringend nothwendig!

Panem et Circenses! war schon der Schrei der Römer und er ist es auch noch heut' zu Tage in Wien und überall; erlauben Sie daher, daß ich Ihnen neben der Brodfrage auch einiges über die Theater schreibe. Am meisten Glück macht jetzt im Prater das Affentheater des Herrn Schreier. Die „vierfüßigen Künstler", wie sie die Ankündigungen nennen, leisten wirklich Ausgezeichnetes. Ein hiesiges Journal bringt bereits ihre Biographien, und in den Auslagekästen der Kunsthändler paradiren ihre Portraits neben Ludwig Löwe und Scholz. Letztern sahen wir ohnlängst auf dem Leopoldstädter Theater mit einem Kranze geschmückt werden. In diesem Augenblicke liegt dieses Theater in Schutt, um einem Neubau Platz zu machen, in welchem man bereits am 1. Dec. d. J. Vorstellungen geben will. Der letzte Abend, zu dem Herr Carl das Publikum schon Wochen früher geladen und das sich in Erwartung eines poetischen Abschieds zahlreich versammelt hatte, war geistlos und abgeschmackt. Der von Herrn Carl verfaßte Epilog rühmte seine Wirksamkeit als Staberl und erzählte, wie er nun Geld genug habe, um ein Theater bauen zu können. Daran zweifelt Niemand in Wien, man weiß aber auch, daß er den guten Geschmack um diesen Preis verdorben habe, und daß *sein* Staberl nur ein Hanswurst redivivus ist. — Im Hofburg-Theater kam ein neues Trauerspiel „Ziani und seine Braut" zur Darstellung und hat sich durch gelungene Charakteristik, durch einfache Handlung mit pathetischen Situationen den Beifall des Publikums errungen. Der Verfasser Herr Franz Herrmann von Herrmannsthal hat dieses Trauerspiel bereits vor 14 Jahren vollendet; von Deinhardstein zurückgewiesen, gelangte es jetzt erst zur Darstellung, und gewiß hat diese Bühne, wie an so manchem andern, sich auch hier an einem Talente versündigt, das vor Jahren aufgemuntert, in jugendlicher Kraft weiter gestrebt hätte. Jetzt hat der Verfasser graue Haare und kann die unaufgemuntert und verdrossen vorübergegangene Muse seiner Jugend beklagen. Der durch den Carlsruher Theaterbrand wieder angeregte Bau eines neuen Theaters, zwischen beiden Kärnthnerthoren, scheint durch materielle Fragen wieder zurückgedrängt, um so mehr, als sich die Theilnahme des Publikums in den letztern Jahren immer mehr von diesem Theater, welches nur noch im halbverblichenen Schimmer einer ehemaligen Glanzepoche steht, abwendet.

Allgemeines Aufsehen erregte in einem hiesigen Blatte eine „Frühlingsantrittsrede am 1. Mai im Prater", welche von Anfang bis zu Ende eine Parodie der preußischen Thronrede war. Geschehen nicht unbegreifliche Dinge? oder haben wir plötzlich Censurfreiheit, statt des erwarteten „Censurcollegium" bekommen? Begreiflich entstand ein großes Halloh, und der Censor wurde strengstens zur Verantwortlichkeit gezogen, erklärte aber, naiv genug, er habe die preußische Thronrede gar nicht gelesen und somit die Anspielungen nicht verstehen können. Und diesem Mann, dem wir auf's Wort zu glauben vollen Grund haben, ist das Schicksal der ganzen Tagespresse in Wien anheimgegeben! und dieser Mann, so voll politischer Naivität und Unschuld, strebt seit Jahren sich den Namen eines Schriftstellers zu erwerben! In einer Nänie auf Erzherzog Karl nannte er ihn auch unter andern eine „menschgewordene Unsterblichkeit", ein Seitenstück zur Demoi-

Digitized by Google

felle Lind, welche ein Localpoet eine „menschgewordene Lyra" hieß. Neben diesem wohl unterrichteten und geistreichen Dichter-Censor fungirt ein im Interesse der römischen Curie agirender zweiter Mann, dem jede literarische Bildung fehlt, dem aber wieder viel geheimes Wissen zugetraut wird. Ich höre zu Zeiten von den an der hiesigen Presse Betheiligten unglaubliche Dinge von Ignoranz und Willkür erzählen, die vom Censurgesetze, so beengend dieses auch ist, durchaus nicht gewollt und nur eine Folge von corrupten Persönlichkeiten sind.

0—0

2.

Die liberalen Bewegungen in Italien. — Das Ausfuhrverbot. — Zur Statistik der Getreideverhältnisse. — Vermehrung der Garnisonscavallerie. — Die Stadtpolizei. — Krankenzustände des Gemeindewesens. — Verkehr mit Hamburg. — Lenau. — Eine Fälschung.

Die Nachricht von der bevorstehenden Einführung berathender Provinzialstände im Geiste der preußischen Institutionen im Königreiche Sardinien erregt hier nicht geringes Aufsehen und wäre allerdings geeignet, ein neues Element politischen Umschwungs in die italienische Halbinsel zu bringen. Was dem Papste bei der Schutzbedürftigkeit seines Staates und der Doppelstellung seines Amtes schwer oder gradezu unmöglich gemacht wird, das kann ein Staat wie Sardinien ohne Scheu versuchen; und hat nur irgend eine Regierung Italiens diese Bahn beschritten und den Wünschen des Volkes entsprechende Organe geschaffen, so werden die übrigen allmälig nachfolgen müssen. Schon jetzt wird mit Bestimmtheit versichert, daß der Großherzog von Toscana nur den Vortritt der sardinischen Regierung abwarten will, um alsbald dem Beispiele derselben zu folgen *).

Das Verbot der Getreide- und Kartoffelausfuhr, das vor einigen Tagen publizirt ward, hat in allen Kreisen der Bevölkerung den günstigsten Eindruck gemacht und man glaubt, daß die Metze Weizen, deren Preis in Folge dieser Regierungsmaaßregel schnell von 23 fl. W. W. auf 17 und 18 fl. herabgesunken war, sich auch bleibend in diesem Preise halten werde, der den Kornhändlern noch immer wucherischen Gewinn verbürgt; denn ein redlicher Landwirth hat mir versichert, daß bei dem Preis von 12 fl. W. W. oder 5 fl. C. M. per Metze Weizen, der Produzent sich sehr gut steht und wohlhabend werden muß. Es ist nur zu fürchten, daß die Besitzer von Vorräthen noch einige Zeit hartnäckig damit zurückhalten und dadurch abermals den Preis in die Höhe zu schnellen suchen; Mangel kann nirgends im Lande sein, da die Ernteberichte des vorigen Jahres, wie sie der Hofkammer vorliegen, eine Quantität von 832,000,000 Metzen aufzeigen, und davon laut den Zolltabellen blos 27,000,000 in's Ausland verkauft worden sind. Man erzählt sich, daß die Behörden kein absolutes Ausfuhrverbot beabsichtigt hätten, sondern sich mit der Erhöhung des Ausgangszolls um 12 Kr. begnügen wollten, doch soll erst im Staatsrath auf die entschie-

*) Toscana hat so eben ein neues Censurgesetz erlassen, welches nach dem im Journal des Débats mitgetheilten Inhalt bei weitem liberaler ist als das erste Censurgesetz von 1810. Oesterreich läßt sich also sogar in Italien von seinen Nachbarn überflügeln!

Digitized by Google

dene Willensmeinung Sr. Maj. des Kaisers der Beschluß eines gänzlichen Ausfuhrverbots auf unbestimmte Zeit erfolgt sein.

Heute hat hier der Garnisonswechsel der Cavallerie stattgefunden; das Husarenregiment „Kaiser Nicolaus" und die Schwadron von „Joseph" Dragoner verließen, nachdem sie noch vor dem Kaiser und dem Erzherzog Albrecht auf der Esplanade paradirt hatten, die Stadt, während das Husarenregiment „Alexander" und das Kürassierregiment „Baron Mengen" hier einrückten, um zwei Jahre in Station zu bleiben. Die Nothwendigkeit vermehrter Nachtpatrouillen hat eine Verstärkung der Reitergarnison als unumgänglich erscheinen lassen und aus diesem Grunde ist die Cavalleriebesetzung diesmal auf zwei volle Regimenter gebracht worden, da dem Magistrat wohl nicht zugemuthet werden kann, bei der Unzulänglichkeit des Militärs zur Aufrechthaltung der nächtlichen Sicherheit, auch noch die reitende Polizeiwache zu verstärken; die Erhaltung der Polizeimannschaft kostet der Stadt ohnedem schon schwere Summen und es ist nichts als billig, daß hier der Staat hülfreich eingreift, weil die gefährlichste Hefe der hiesigen Bevölkerung meist Zugewanderte aus den Provinzen sind, für deren Zähmung unmöglich die Lokalbehörde finanziell allein in Anspruch genommen werden darf. Der Mangel einer tüchtigen Gemeindeverwaltung tritt niemals trübseliger an's Licht, als wenn es sich um Beseitigung von periodischen Bedrängnissen handelt. Die Abhülfe bezüglich des Theuerungsdruckes, die in Ländern mit einer starken und freiern Gemeindeverfassung so Erkleckliches zu Tage gefördert, konnte in Oesterreich wegen des Mangels eines geordneten und selbstständigen Gemeindelebens, entweder gar keine oder nur sehr spärliche und verspätete Früchte tragen. Die Anordnung einiger Erdarbeiten, bei welchen sich jeder Arbeiter ohne Unterschied betheiligen mußte, wenn er einen Taglohn von 20 Kr. C. M.! verdienen wolle, und jetzt die Ausgabe von Brodzetteln sind Alles, was unser Gemeindewesen in den Zeiten außerordentlicher Bedrängniß zu leisten vermochte! Nichts wurde gethan für jenes traurige Opferthum der Verarmung, das mittelst einiger Unterstützung noch zu retten wäre und das nicht gleich zur Schaufel und zur Karre zu greifen genöthigt sein sollte; keine Ankäufe von Getreide- und Kartoffelvorräthen im Großen auf Kosten der Gemeinde zur regelmäßigen Versorgung der Bäcker fanden statt und es zeigte sich deutlich, wie der berühmte Wohlthätigkeitssinn der Wiener sich noch ganz und gar im engen Kreise der bloßen Gemüthlichkeit bewegt und sich auf das planlose Almosengeben beschränkt. Die Verwickelungen des modernen Volkslebens verlangen aber mehr, als eine sentimentale Betheiligung, und sind nur durch Organisirung der Mildherzigkeit, durch systematische Verhinderung des Pauperismus zu lösen. Diese Energielosigkeit der Gemeindeverwaltung geht Hand in Hand mit der zwanglosesten Gebahrung der Gemeindegelder, und es muß empören, wenn man sieht, wie das Geld, mit dem auf der einen Seite so sehr gekargt, auf der andern mit vollen Händen weggeworfen wird, ohne daß die lückenhafte Controle des Gemeindewesens diesem Unfug zu steuern vermag. Um nur ein einziges Beispiel von vielen zu nennen, so erwähne ich des Richters der Vorstadtgemeinde Wieden, einer Gemeinde, die mit ihrer Bevölkerung von 40,000 Seelen, wohl manche Stadt aufwiegt. Der Richter, ein früherer Gastwirth, hat schon zu wiederholten Malen Summen

Digitized by Google

von 500 fl. und noch mehr für fremde Wohlthätigkeitsanstalten aus der Gemeindekasse hergegeben, ohne früher den Gemeindeausschuß zu befragen, welcher der Meinung ist, daß die Vorstadt selbst noch Vielerlei benöthigt und Subscriptionen von diesem Betrag der Großmuth reicher Banquiers, aber nicht den bescheidenen, durch blutige Zinskreuzer zusammengebrachten Geldmitteln einer Gemeindeverwaltung ziemt. Dafür versäumt der Hr. Richter keine selbst die geringfügigste Gelegenheit, um auf Gemeindekosten ein Banquet zu geben, das mehrere hundert Gulden kostet und wobei nur der einzige Umstand auffällt, daß diese Gastmäler stets in dem Gasthofe abgehalten werden; welcher dem Sohne des Richters gehört. Ein recht sinniges Spiel des Zufalls! — (Und das Unterkammeramt? D. R.)

Seit der Eröffnung der weitern Strecke der Nordbahn von Leipnik bis Oderberg und der Einrichtung von Nachtzügen auf den preußischen Eisenwegen ist in dem Verkehr mit Hamburg eine sehr wohlthätige Beschleunigung gekommen, und Briefe und Zeitungen von dorther werden schon am dritten Tage hier ausgegeben. Es ist gar kein Zweifel, daß sich auf dieser Route nach einigen Erfahrungen noch eine größere Zeitersparniß wird bewirken lassen, was für das Wachsthum gegenseitiger Beziehungen von ungeheuerem Belang sein muß. Die Reorganisation unseres Postwesens ist als entschieden zu betrachten und wird die Verwaltung der Staatseisenbahnen und des Postregals noch im Laufe dieses Jahres mit einander vereinigt werden, so zwar, daß die eine Abtheilung die technischen Beziehungen, die andere aber die finanziellen Ergebnisse der Brief- und Personenbeförderung zu überwachen hätte. Die Leitung dieser beiden Verwaltungszweige soll zwei Hofräthen als Amtsdirectoren übertragen werden, und man bezeichnet als solche den Hofrath Francesconi, bisher Chef der Generaldirection der Staatseisenbahnen und den Hofrath Ottenfels von der k. k. Hofkammer, wo derselbe zur Stunde das Referat im Postwesen führt. Bei dieser Gelegenheit sei zugleich erwähnt, daß ein neuerliches Decret der k. k. allgemeinen Hofkammer die für die Expedition von Büchern und Zeitungen bestehende Portoermäßigung auf alle Drucksachen ausgedehnt hat, sofern selbe nicht zur Kategorie der Urkunden gehören.

Mit Erstaunen und Unwillen las man hier einen aus Stuttgart datirten Artikel der Allgemeinen Zeitung, worin die Verwandten des unglücklichen Lenau auf das Schnödeste behandelt und vor ganz Deutschland als herzlose Erbschleicher hingestellt werden. Es kann dabei Niemand Anderes als der k. k. Rechnungsrath Schurz gemeint sein, der die Schwester Lenau's zur Gattin hat und gleich seinem bewährteren Schwager als Dichter bekannt ist. Man kann es nur die böswilligste Auslegung eines gewiß wohlgemeinten Schrittes heißen, wenn dem Verlangen nach einer Umsiedelung des kranken Schwagers von Winnenden nach Wien das gemeine Motiv unterstellt wird, es sei dabei lediglich auf Ersparnisse abgesehen und man wolle den armen Dichter verkümmern lassen, damit nur die Hinterlassenschaft desto ergiebiger ausfallen möchte! Die Uebersiedlung Lenau's hierher ist der Wunsch aller seiner hiesigen Freunde, und diese haben auch die Mittel zusammengeschossen, um, ohne das Capital jener 20,000 fl. W. W. anzugreifen, seine Verpflegung in der kostspieligen Irrenheilanstalt des Dr. Hörgen zu ermöglichen; denn nicht wohlfeiler, sondern ungleich theurer ist die hiesige

Digitized by Google

Versorgung. Was von einer Unterbringung im Narrenthum gefabelt wird, ist zu unsinnig, um Widerlegung zu verdienen. (Herr Schurz hat bereits geantwortet.)

In den Beamtenkreisen macht ein Vorgang Aufsehen, dessen sich der Beamte R. bei der k. k. allgemeinen Hofkammer schuldig gemacht hat. Die Sache erregt um so mehr die öffentliche Aufmerksamkeit, als der Genannte seit Jahren bei der hiesigen Journalistik betheiligt ist und auch als Lokalbühnendichter Ruf hat. Herr R. ließ sich in einem Augenblik der Geldbedrängniß verleiten mit Anwendung des Amtssiegels sich eine falsche Verordnung zu fabriziren, in der ihm eine Geldbelohnung von 300 fl. bewilligt wurde und welche den nachgeahmten Namenszug des Präsidialsecretärs Sr. Excellenz des Hofkammerpräsidenten trug. Dieses Document verschacherte er sodann an einen Juden, und als dieser die Summe beim k. k. Zahlamte erheben wollte, kam die Fälschung an's Licht, die sofort die Suspendirung des Betreffenden zur Folge hatte. —

D.

3.

(Durch Zufall verspätet.)

Das Leichenbegängniß des Erzherzogs Karl. — Paralleten. — Die Privatbibliothek und die Handzeichnungen des Verstorbenen. — Vermögensverhältnisse. — Ein Monument. — Fürst Schwarzenberg. — Die Suppenverhandlungen.

Das Leichenbegängniß des Erzherzogs Karl, welches um 4 und 5 Uhr Nachmittags stattfand, wurde durch ein fast meteorisches Gewitter verherrlicht. Während der rothe Hoftrauerwagen mit dem roth verhüllten Sarge zur Gruft fuhr, fing plötzlich der heftigste Donner zu rollen an, Blitze und Windsbraut fuhren durch die Luft und bald gossen Ströme vom Himmel, der unmittelbar nach der Leichenfeierlichkeit sich mit einem Regenbogen schmückte. Diese Erscheinung machte einen großen Eindruck, und es wird bemerkt, daß der greise Held in dem Monate schied, in welchem er 38 Jahre alt den Sieg von Aspern errungen hatte. Am 5. Mai, schon durch Napoleon's Tod ein dies fatalis, wurde das Requiem für den Hingeschiedenen abgehalten. Interessant ist wohl auch noch manche andere Parallele. Das Jahr 1771, in welchem der Erzherzog geboren wurde, war so wie sein Todesjahr eins der größten Nothjahre. Kaiser Joseph eilte damals persönlich nach Böhmen; er ließ alle Mehlvorräthe in den Kriegsmagazinen öffnen und begegnete dem Kornwucher dadurch daß alle Grundbesitzer und Getreidehändler ihre Vorräthe, mit Ausnahme ihres eigenen Bedarfs, zu bestimmten Preisen einer von der Regierung eingesetzten Getreidecommission überlassen mußten. Sofort sanken die Getreidepreise, und die allgemeine Noth wurde geringer. — Im ersten Lebensjahre des Erzherzogs Karl wurde die erste Theilung Polens unterzeichnet, während in seinem letzten Lebensjahre der letzte Rest polnischer Selbstständigkeit, der Freistaat Krakau aufgehoben wurde. — Der Majoratserbe, der commandirende Erzherzog Albrecht wird nun das Palais auf der Bastei, welches als Erbe vom Prinzen Albert von Sachsen-Teschen an den Erzherzog Karl überging, bewohnen. Es enthält neben einer reichen, vorzüglich aus kriegswissenschaftlichen Werken bestehenden Bibliothek eine der reichsten und kostbarsten Kupferstichsammlungen; die Collection der Handzeichnungen erreicht die Summe von 13,000 Stücken, aus fast allen

Digitized by Google

Schulen; von Raphael allein 112, vom Michel Angelo 40, von Dürer 130 u. s. w. Neben 100,000 der kostbarsten Kupferstiche, enthält die Bibliothek 24,000 Bände, unter welche die, die der Feldherr selber schrieb, nicht die unbedeutendsten sind. Sie führen folgenden Titel: Instruction für Generäle der österreichischen Armee — Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde — Grundsätze der Strategie (mehrere Auflagen, und in's Französische übersetzt). Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und in der Schweiz; mehrere Artikel davon in der militärischen Zeischrift. — Erzherzog Karl, der vom Herzog von Sachsen-Teschen großartige Besitzungen erbte und mehr ein Freund als ein Herr seiner Unterthanen war, lebte in den letzten Jahren in seinem eigenen Hause sehr mäßig und eingeschränkt, was sich jedoch nur auf seine Person und seinen Hofstaat, nicht aber auf die Armen bezog. Die Verwaltung seiner Güter war, wie dies allgemein bekannt ist, nicht den glücklichsten Capacitäten anvertraut, daher vor mehreren Jahren fast ein Ruin hereinbrach; und so kommt es, daß jedes Kind nur zwischen 30 bis 40 tausend Gulden Conv.-M. jährlich als Apanage vom väterlichen Hause beziehen wird, welche Summe gegenüber gehalten den Revenüen mancher Banquierstochter oder manchen Kindes eines Börsenspeculanten gering erscheint. Es heißt, daß unter dem jetzigen Besitzer eine energischere Verwaltungs-Aufsicht der weitläufigen und reichen Besitzungen eintreten werde. Der Kaiser, der durch besonders herzliches Wesen am Todtenbette seines großen Oheims gegen dessen Kinder sich auszeichnete, hat durch ein Handbillet seine Absicht kund gegeben, dem großen Feldherrn ein Monument in Wien setzen zu lassen; wir erwarten, daß dies rascher in's Leben treten wird, als jenes des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, welches von Kaiser Franz ebenfalls durch ein Handbillet beschlossen wurde, aber noch nirgends zu sehen ist. Ebenso ist bis jetzt die Biographie, zu deren Behuf man der ehrwürdigen Wittwe die kostbarsten Dokumente und Correspondenzen abforderte, noch nicht erschienen.

0—0

II.

Aus Paris.

Mitte Mai.

Die Minister. — Duchatel und Guizot. — Die Unselbstständigen. — Machtlosigkeit der Presse. — Va banque.

Ein Ministerwechsel, wenn auch nur ein theilweiser, ist ein so bedeutendes Ereigniß in jedem Staate, daß sich daran gar manche Folgen knüpfen. Eine theilweise Aenderung des Verwaltungssystems, — neue Hoffnungen aller Parteien; — neue Maßregeln nach allen Seiten hin, — neue Familien, die sich in die erste Reihe der Gesellschaft drängen, geben einem solchen Ereignisse überall eine hohe Bedeutung. Und dennoch bin ich heute fast mehr in Verlegenheit, was ich Ihnen schreiben soll, als zu andern Zeiten, wo über viel weniger hochwichtige Ereignisse und Begebenheiten zu berichten war. Die Sache ist einfach; es läßt sich über das welthistorische Ereigniß unendlich viel kohlen, — aber des Redens werth ist's nicht. So lange Louis Philipp lebt, wird auch sogar ein

Digitized by Google

ziemlich radikaler Ministerwechsel nur höchstens die Licht- und Schattenseiten des herrschenden Systems ändern; so lange Herr Guizot an der Spitze eines Ministeriums steht, wird selbst der Wechsel aller Personen, die unter ihm „dienen," kaum diese kleinen Schatten- und Lichtseiten zu ändern im Stande sein. Man behauptet sehr oft, daß Herr Duchatel eine selbstständige Bedeutung neben Herrn Guizot habe; es gibt Leute genug, die der Ansicht sind, daß Herr Duchatel sogar berufen sein könnte, dereinst an die Stelle Herrn Guizot's zu treten, um selbstständig ein Ministerium zu leiten. Die Laufbahn Herrn Duchatel's bietet wenig Gründe für eine solche Hoffnung. Männer, die berufen sind, die erste Rolle zu spielen, brauchen nur auf die Schaubühne zu treten, um gleich alle andern neben sich in Schatten zu stellen. Es ist nicht nöthig, daß sie die erste Rolle übernommen haben, um gleich alle Welt zu überzeugen, daß ihnen die erste Rolle zukommt. Herr Duchatel hat sich stets mit einer zweiten Rolle begnügt, und die ganze Zuschauerwelt läßt ihn ruhig in ihr stehen. Auch Guizot und Thiers waren in untergeordneten Stellungen; aber sie erschienen selbst in ihnen sehr bald als die Führer oder die Treiber, wie Viele auch im Range ihnen vorangehen mochten. Aehnliches läßt sich auch von Odillon Barrot sagen. Er wurde nirgends ganz in's Schlepptau genommen; als Advokat, als Präfect, als Oppositionsmitglied zählte er immer für sich, ob er nun neben Lafitte oder neben Thiers stand. Lamartine, Berryer, Arago und vielleicht noch ein paar Andere in der Kammer haben dasselbe Vorrecht. Mir scheint es, Herr Duchatel hat diese Stellung nie zu erringen gewußt, und wem dies nicht auf dem Platze gelingt, auf dem er steht, so ist dies immerhin ein böses Zeichen für die Zukunft.

Das Ministerium Guizot ist durch Herrn Guizot selbst und durch sonst Niemanden bedingt; eine theilweise Aenderung hat gar keine höhere, politische und moralische Grundsatzbedeutung. Eine Eisenbahn mag etwas mehr Bevorzugung bei Herrn Jayr finden, als sie bei Herrn Dumon gefunden hatte, und ähnliche Nebensache — das ist Alles, was geändert worden ist, so lange es sich nur um den Charakter des Ministeriums selbst handelt.

Die einzige Frage von Bedeutung ist, ob Herr Guizot durch diese theilweise Aenderung seine Stellung verbessert oder verschlimmert, die äußere Kraft seines Ministeriums vermehrt oder vermindert sieht. Ich fürchte Letzteres wird der Fall sein. Die drei austretenden Minister haben ihre Freunde in der Kammer, die bis jetzt mit Herrn Guizot stimmten; die drei neuen Minister ebenfalls; aber wenn Herr Guizot jene verliert, so gewinnt er diese nicht, da sie schon früher zu seiner ergebenen Majorität gehörten. Der moralische Effect der Ernennung ist ebenfalls gegen das Ministerium; die Herren Lacave-Laplagne, Molin de St. Yon und Mackau sind zwar keine hohen Berühmtheiten, aber die Herren Montebello, Jayr und Frezel sind noch weniger bedeutend. Es ist bekannt, daß das Ministerium sich an verschiedene namhafte Männer gewendet hatte, um sie zum Eintritt in die offenen Stellen zu veranlassen, und daß keiner gewollt hat. Das Alles deutet auf wachsendes Mißtrauen in die Zukunft der gegenwärtigen Regierung.

Nur diese selbst, oder besser nur Herr Guizot, scheint das Vertrauen nicht zu verlieren. Seine letzte Rede hat wenig Glück vor der Kammer, noch weniger

Digitized by Google

außerhalb derſelben gemacht. Dennoch wurde ſie im Tone des Dictators gehalten. Ich ſprach Leute die ſie hörten, und wenn die Kammer ungerührt blieb, ſo ſcheint daran Herr Guizot nicht Schuld geweſen zu ſein; denn der Stolz und Ernſt, mit dem ſie geſprochen wurde, war ganz der alte. Die neugewählten Miniſter bekunden ſogar durch ihre verhältnißmäßige Unbedeutenheit — was natürlich nicht verhindert, daß ſie ſämmtlich Adler ſein mögen — daß Herr Guizot es nicht für nöthig hält, ſich neue Hülfe zu ſichern, oder wenigſtens, daß er ſich ſtark genug glaubt, auch ohne ſolche fertig zu werden. Gelänge dies, ſo würde freilich ſein Verdienſt nur um ſo größer ſein. Aber es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es nicht gelingen wird.

Die inneren Urſachen der geſchwächten Stellung des Miniſteriums ſind oft angedeutet. Die ſpaniſchen Heirathen und ihre Folgen verlangten eine zeitliche Syſtemänderung in Frankreich. Herr Guizot hat eine ſolche ſelbſt angedeutet, aber er fühlte die Nothwendigkeit nicht durchgreifend genug, um ſein früheres Syſtem auf den Kopf zu ſtellen, und glaubte nicht gezwungen zu ſein, Andern dieſen Verſuch zu überlaſſen. Das iſt die innere Urſache aller Verwickelungen, auf die er jetzt ſtößt. Nach und nach haben ſich zu dieſen aber auch äußere geſellt, die jetzt alle Tage ebenfalls immer mehr Bedeutung gewinnen. — Es iſt wahrſcheinlich, daß heute die Preſſe keine Revolution, wie 1830, zu machen im Stande wäre, weil dazu noch allerlei andere Erforderniſſe als ſelbſt die einflußreichſte Preſſe nöthig ſind; ja ich glaube nicht einmal, daß heute die Preſſe in Frankreich im Stande wäre, auch nur ein Miniſterium zu ſtürzen. Deswegen würde der Umſtand, daß die ganze Preſſe, mit Ausnahme des Debats, Herrn Guizot den Rücken zugekehrt hat, nicht gerade viel bedeuten, wenn nicht Herr Guizot ſelbſt ſeit den Heirathen in eine ganz falſche Lage gekommen wäre. Die Progreſſiſten und das Blatt Emil Girardins würden in der Wüſte nach Reformen rufen, wenn nicht alle Leute, die Augen und Ohren haben, gerade in dieſem Rufe eher ein Symptom der Krankheit des Miniſteriums als die Krankheit ſelbſt ſähen. Die große Mehrzahl der Reformen, die die Progreſſiſten fordern, ſind ohne politiſche Bedeutung; diejenigen, die eine ſolche haben, wurden von der Oppoſition ſeit 1830 beantragt und von der Majorität ſtets verweigert. Aber heute iſt ſehr vielen Leuten klar geworden, daß die Stellung Herrn Guizot's unhaltbar iſt, und deswegen treten Einer nach dem Andern, der nicht vollkommen mit der Regierung verwachſen iſt, von ihr zurück. Hätte Frankreich ſo feſtes Vertrauen in die Zukunft Herrn Guizot's, als Herr Guizot ſelbſt zeigt, dann würde die „Preſſe" höchſt wahrſcheinlich ſich hüten, ihr va banque zu ſpielen, und dann würden die Progreſſiſten noch weniger geneigt ſein den Weg zu betreten, den Herr Girardin ſie jetzt führt.

Es muß ſich ſehr bald zeigen, ob Herr Guizot mit einem geſchwächten, verminderten Miniſterium vor wie nach über die Majorität gebieten kann oder nicht. In jedem Falle entſcheidet ſich jetzt wahrſcheinlich das Geſchick der Regierung in ganz kurzer Zeit. Bleibt das Miniſterium Herr und Meiſter der Majorität, ſo würde es dadurch, daß es ein paar halbwegs namhafte Miniſter durch Leute, die nichts als fleißige Gehülfen werden zu können ſcheinen, zu erſetzen wagte, nur um ſo mehr Einheit und Kraft gewinnen. Ich fürchte, es iſt Letzteres nicht zu fürchten. J. —y.

Digitized by Google

III.

Aus Prag.

Mitte Mai.

Die böhmischen Stände für Oeffentlichkeit und Censurerleichterung.

In den weitern Sitzungen der Ständeversammlung wurden größtentheils Gegenstände des innern Haushaltes und Landesbedarfs, gleichsam das Landesbudget, besprochen und festgestellt, wobei es zwischen einigen Adelsgliedern und dem Bürgermeister Prags zu etwas warmen Explicationen kam, weil der aus ständischem Fonds seit den Zeiten Karl's VI. der Stadt gewährte Beleuchtungszuschuß von 1600 Fl. für das Jahr 1848 verweigert und diese Verweigerung mit der schlechten Pflasterung und Gassenbeleuchtung motivirt ward; die Reclamationen des Bürgermeisters blieben fruchtlos, man behielt sich vor, erst abzuwarten, in wie fern die in Kurzem eintretende Gasbeleuchtung sich bewähren werde, um in nächsten Jahren den Zuschuß etwa wieder zu gewähren.

Die Verhandlungen über die viel besprochene Steuerpflichtigkeitsfrage wurden der Debatte über das am 17. Mai zu gewärtigende Steuerpostulat für 1848 vorbehalten.

Dagegen gehet das Gerücht, es sei in einer der letzten Sitzungen über Antrag fortschrittlich gesinnter Mitglieder, „und sogar mit voller Zustimmung der geistlichen Bank," beschlossen worden, Se. Majestät um Gewährung von Censurerleichterung und um die Gestattung zu bitten, daß die Verhandlungen der Ständeversammlung und die gehaltenen Reden durch den Druck veröffentlicht werden dürfen. — Beide Anträge, deren Gewährung allerdings problematisch sein dürfte, bewähren einen erfreulich guten Geist der Versammlung, welcher die Ereignisse in Berlin als gutes Muster dienen mögen.

Der Antrag auf Veröffentlichung wird — wenn genehmigt — ? — die besten Folgen haben, denn man spräche dann nicht mehr en famille, man ließe sich dann seine Reden und Anträge nicht — wie vorgekommen — von untauglichen Söldnern anfertigen, ohne der Versammlung über das abgelesene Opus genaue Rechenschaft geben zu können, mancher Redner, würde sachförderlich schweigen, um nicht auch das Lesepublikum in Heiterkeit zu versetzen.

So kam es jüngsthin vor, daß ein Redner bei Votirung des Monumentes für Erzherzog Karl rasch aussprach, seit langen Jahren schon wurme es ihn, daß man minder bedeutenden gefallenen Heerführern bei Kulm Monumente gesetzet, Erzherzog Karl'n aber immer vergessen habe. Reden lernt der Mensch zweimal im Leben, einmal wenn ihm die Zähne wachsen, einmal wenn diese Zähne für's Parlament sich behaaren sollen; weit schwieriger ist dieses zweite Stadium.

Jene beiden angeblich gefaßten Beschlüsse machen erfreuliche versöhnende Wirkung im Publikum; mögen sie zur Wahrheit werden, sie würden zur Erleuchtung weit mehr beitragen, als jene verweigerten 1600 Fl. S. S.

IV.

Aus Frankfurt am Main.

I.

Heller und Berlo. — Problematische Details über den Entwurf des deutschen Preßgesetzes.

Unsere beiden Hauptzeitungen, die Oberpostamtszeitung und das Frankfurter Journal haben in einem Zeitraum von wenigen Wochen ihre beiden ehemali-

Digitized by Google

gen und nominellen Redacteure verloren. Herr Heller, der „Redacteur" des „Journals" war eigentlich gar nicht zu den Schriftstellern zu zählen; er redigirte anfangs mit der Scheere und später mittelst eines Guldens, den er per Brief an seine Correspondenten auszahlte. Was von politischer Haltung in dem Blatte ist, kann man seinem Verdienst kaum zuschreiben, indem die eigentliche Leitung desselben längst andern Händen anvertraut blieb. Dagegen war der Hofrath Berly, so lange er bei der Oberpostamtszeitung fungirte, ein in der That gewandter Journalist. Gesinnung und Charakter waren nicht seine übermäßige Leidenschaft; aber es war ein Mann von Esprit (aus einer französischen Familie stammend) von großer publizistischen Belesenheit, seine lebenslustige Weise brachte ihn mit vielen interessanten Persönlichkeiten in Berührung; er hatte die ganze napoleonische Zeit mitgelebt und am Sitz des Bundestages Erfahrungen und Beobachtungen genug gesammelt, um ein interessanter Journalist sein zu können. Leider war er zu sehr Bonvivant und seine Vermögensverhältnisse nie so geordnet, um ihm Selbstständigkeit und Charakterunabhängigkeit zu geben. Seine Feder trug das Wappen mit der bekannten Devise: „Ich diene" und es war nicht immer die gute Sache, der sie gedient hat. Berly war 66 Jahre alt und ein geborener Frankfurter, wo er seit 1811 fast ununterbrochen lebte. Er war, so lange sein Körper noch gesund war, als guter Gesellschafter und wegen einer gewissen gutmüthigen Malice sehr beliebt. In den letzten Jahren war er jedoch ganz hinfällig und hatte an der Redaction der Oberpostamtszeitung fast oder gar keinen Antheil mehr.

Man hört nun Näheres über das beabsichtigte deutsche Preßgesetz, obschon dasjenige, was man vernimmt, an's Unglaubliche grenzt, wenn es auch aus Kreisen transpirirt, die allerdings der Sache nahe stehen. Ihr Correspondent selbst ist so glücklich, fast möchte ich sagen, so unglücklich gewesen, eine Abschrift des Entwurfs zum neuen Preßgesetz unter vier Augen zu lesen; allein, trotzdem das Schriftstück die vollen Kennzeichen eines amtlichen Charakters an sich trägt, so erscheint es ihm doch als eine Unmöglichkeit, daß es direct von einer so erleuchteten Regierung, wie die preußische, ausgegangen sein soll. Möglich, daß ein höherer preußischer Beamte auf eigene Faust einen solchen Entwurf an den Bundestag eingesendet hat, aber als einen Plan, der von dem Gouvernement selbst ausgegangen ist, kann ich ihn nun und immermehr anerkennen.

Die Grundzüge sind ungefähr folgende. Es wird jedem deutschen Bundesstaate freigestellt, die Censur aufzuheben und „volle Preßfreiheit" einzuführen. Es darf dies jedoch nur unter Garantien geschehen, welche in der Ueberwachung der Buchdruckereien und Buchhandlungen, der Antiquare, Lesecabinetten und Colporteure bestehen, und die Unterdrückung aller gemeingefährlichen Schriften und Bildwerke wird jedem solchen „preßfreien Staate" zur Pflicht. Gemeingefährlich und als Verbrechen zu bestrafen, sind folgende Kategorien: 1) Gotteslästerung, Herabwürdigung einer der christlichen Kirchen oder sonstigen geduldeten Gesellschaft durch Verspottung ihrer Lehren, Einrichtungen, Gebräuche u. s. w. 2) Mittelbare oder unmittelbare Aufforderung, die Landesverfassung oder die Landesgesetze auf ungesetzlichem Wege zu ändern oder aufzuheben. 3) Herabwürdigung eines deutschen Bruder- oder Bundesstaates durch Schmähung, Spott oder Verleumdung der Staatseinrichtungen, Regierungs- oder Verwaltungsmaßregeln der Be-

Digitized by Google

hörden. 4) Verunglimpfung deutscher Bundesfürsten oder eines Mitglieds seiner Familie. 5) Beleidigung eines mit dem deutschen Bunde in völkerrechtlichem Verkehr stehenden auswärtigen Regenten oder sonst einer befreundeten Regierung. 6) Beleidigung eines in Deutschland beglaubigten Gesandten. 7) Angriffe gegen die Prinzipien des Eigenthums und der Familie, in so weit sie die wissenschaftliche Erörterung überschreiten. 8) Grobe Unsittlichkeit.

Zu jeder Zeitschrift ist eine Concession erforderlich, jedes Preßvergehen zieht den Verlust derselben auf zwei Jahre, jedes Preßverbrechen den Verlust auf fünf Jahre nach sich. Jeder Verleger einer Zeitschrift muß Caution stellen, und einen Prospectus des Inhalts vorlegen, dessen Ueberschreitung als Preßvergehen bestraft wird. Die Bestimmung der Strafen bleibt den einzelnen Bundesstaaten anheimgestellt; doch die Beschlagnahme solcher Schriften ist nothwendig, der Redacteur oder Herausgeber einer Schrift ist stets als Miturheber des darin enthaltenen Preßverbrechens anzusehn, ebenso der Verleger oder Drucker, falls der Verleger nicht genannt ist, sofern sie den Verfasser in den deutschen Bundesstaaten nicht nachweisen können. Außer diesen Fällen gelten hinsichtlich der criminellen Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers die allgemeinen Rechtsgrundsätze. Jedem Bundesstaate bleibt überlassen, den Debit gemeingefährlicher Schriften, auch wenn sie nicht unter die Kategorie eines Preßverbrechens fallen, zu verbieten; doch wird der Einheit wegen die Bundesversammlung ein Syndicat bestellen, welches ohne Rücksicht auf die Landesbehörde, gegen gemeingefährliche Schriften mit Verbot und Strafe einschreiten soll. Zeitungen müssen eine Stunde vor der Ausgabe jeder Nummer ein Exemplar bei der Behörde deponiren; Zeitschriften acht Stunden früher!

Wir glauben, im Interesse der Regierungen zu handeln, indem wir derartige Gerüchte öffentlich machen. Schon öfters hat in Folge solcher Veröffentlichung die Behörde sich veranlaßt gesehen, durch Erklärung des wahren Thatbestandes die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Daß irgend eine der deutschen Regierungen die bestimmten Zusicherungen der Bundesacte dahin ausdeuten sollte, daß sie statt einer einfachen Censur eine vierfache (Drucker, Verleger, Landesbehörde, Syndicat) einführt, halten wir für unmöglich; daß eine solche Veränderung der Preßgesetze nach jenem Entwurf selber als eine Verschärfung angesehen wird, zeigt am besten eine Stelle desselben, in welcher die Schriftsteller, die noch unter Censur schreiben, im Fall eines Preßvergehens bedroht werden, nach den neuen Gesetzen behandelt zu werden; die Preßfreiheit wird also als eine Strafe dargestellt. — †.

2.

Schlosser's Geschichte von Kriegk.

Wir lasen schon mehrmals in diesen Blättern Urtheile über ein Nationalwerk, deren schroffe Seiten vielen Verehrern der Schlosser'schen Weltgeschichte nicht einleuchten wollen. Die früheren Beurtheiler in diesen Blättern scheinen von Grundsätzen ausgegangen zu sein, auf die es bei einem solchen Nationalwerke, einem Buche für das deutsche Volk, gar nicht ankommt; sie legten den Maßstab der Schulphilosophie an ein Werk, welches grade den Gegensatz zwischen Schulphilosophie und Leben stets scharf im Auge behält; sie verlangten

Digitized by Google

eine tiefeingehende, liebevolle Behandlung der Sagen und Mythen von einem Geschichtschreiber, der der Mythe ihr Recht läßt, aber immer nur auf dem Boden der verbrieften Wirklichkeit, des wirklich Geschehenen sich bewegen will. Wir dächten, diese zwei Seiten des Schlosser'schen Werkes reichten hin, um es zum wirklichen echten Volksbuche, d. h. zu einer Quelle der Wahrheit, der politischen und sittlichen Belehrung eines Volkes zu machen. Wo haben wir, bei allem Reichthum unserer historischen Literatur, ein Werk aufzuweisen, das von so tiefem, männlichem Ernste, von solcher unbedingter Wahrheitsliebe, von so grader und biederer Treue, von solcher durch kein äußeres Blendwerk geschwächter Sittlichkeit durchdrungen ist? Wahrheit und Natur sind die beiden Angeln, um die sich die Schlosser'sche Geschichtschreibung dreht; aus ihnen keimt die reiche Saat der wahren Bildung, der Ehrliebe, der Tugend, der Vaterlandsliebe und Aufopferung für alles Gute und wahrhaft Schöne; in diesem Sinne dürfen wir Schlosser den größten der alten Historiker, einem Thucydides und Tacitus, an die Seite setzen. Nur die schöne, runde Form geht ihm ab, aber das ist bei dem ungeheuern Wissensumfange dieses Mannes, dem keine Seite der heutigen Wissenschaft unbekannt ist, nur ganz natürlich; der Stoff und die Gesinnung läßt keine Kunst bei ihm zur höhern Entwickelung kommen; und dann ist auch der Mangel der Formschönheit, besonders beim Geschichtschreiber, fast eben so sehr ein Fehler der letztvergangenen Zeit überhaupt, die erst in den jüngsten Jahren angefangen hat, mit den einfacheren Geschichtsstoffen auch zugleich wieder eine ästhetisch schöne Form in der Geschichtschreibung anzustreben. Unserm Schlosser, wie dem großen Thucydides, ist die Geschichte das Mittel, „die unbegreifliche, stets sich verbergende Natur des innern Menschen durch scharfe Prüfung und vielseitige Betrachtung seiner Thaten zu enthüllen und darzustellen." Das Moralische ist nicht sein Hauptzweck, auf den er lossteuert, aber sein gerader, edler Sinn dringt stets, an der Hand tiefster Forschung und Prüfung, zur reinsten Sittlichkeit vor. Daher seine völlige Verachtung alles Scheins, alles Afterglanzes, alles dessen, was nur der Phantasie und Sinnlichkeit schmeichelt! Dabei ist er nichts weniger als Rigorist, er betrachtet das Menschliche menschlich, meistens mit mildem, wenn auch stets ernstem Sinne; so kann sein Werk nicht verführen, nicht mit falschen Begriffen und Richtungen verlocken, es wirkt zugleich mächtig auf den Verstand und auf das Herz des Lesers. Ist die Form auch nicht reich und schmeichelnd, so ist sie doch ganz was sie sein soll, ernst bei einem hochernsten Gegenstande, ruhig, besonnen und nüchtern; sie erweckt Vertrauen zum Geschichtschreiber und seiner unwandelbaren Ueberzeugung, sie pflanzt diese Ueberzeugung ohne alle weitere Kunst, blos durch die innere Macht der Wahrheit und Natur, in unsere eigenen Herzen über. So wollen wir denn den Gedanken, die durch tiefe, strenge Gelehrsamkeit dem Volke unzugänglichen Originalwerke des trefflichen Mannes in leichter und allgemeiner Form aller Gebildeten genießbar zu machen, als einen höchst glücklichen preisen und uns für unsere deutsche Volks- und menschheitliche Entwickelung freuen, daß ihr in der Kriegk'schen Bearbeitung jener Werke ein unerschöpfliches Hülfs- und Erbauungsmittel gereicht wurde. Die weiteste Verbreitung dieser Weltgeschichte ist ein Zeichen unseres tüchtigen geistigen Fortschrittes und ein Volk, das aus solchen Quellen seine politische und sittliche Bildung schöpft, wird dem höchsten Zwecke des Völkerlebens: Freiheit, Bildung und

Digitized by Google

Gerechtigkeit, gewiß am nächsten kommen! Vor Allem aber wird unsere deutsche Nation aus dem genannten Werke die Ueberzeugung gewinnen, daß der innerste, heilige Kern der Geschichte die Trostlosigkeit zu verbannen im Stande ist, welche ihre äußere Schaale nur zu oft in uns aufkeimen läßt; daß weise Mäßigung und Gerechtigkeit für die Menschheit, wie für jedes Volk und Individuum die wahren Grundpfeiler jedes höheren Lebens sind!

— a —

V.

Aus Berlin.

Felix Mendelsohn's Schwester. — Bettina und Gräfin Hahn. — Geibel. — Fremde Gäste. — Gerücht von einem Preßentwurf. — Der Landtag. — Kein Cabinet noir! — Michelet. — Uhlich.

Ich habe Ihnen ein trauriges Ereigniß zu melden: Fanny Hensel, die Gattin des Maler und Professor Hensel, Schwester von Felix Mendelsohn-Bartholdy, ist plötzlich, in der Blüthe ihrer Jahre und ihrer künstlerischen Thätigkeit gestorben. Eine große Zahl ihrer Compositionen — sie war ungemein productiv — wird auch spätere Zeiten erfreuen; sie vereinigen die Kraft einer Melodie, die aus dem Herzen kommt, mit dem Geschmack, der dieser kunstgebildeten Familie eigen ist. Noch zuletzt hatte sie ein Trio für Clavier und Saiteninstrumente componirt, das bei dem kunstliebenden Publikum, welches sich in den Matinéen dieser allgemein verehrten Frau zu versammeln pflegte, den allgemeinsten Anklang fand. Nachdem sie vielfach die Welt von allen Seiten angesehen, lebte sie in einem reizenden Gartenhaus in der Leipziger Straße mit ihrer Familie, und dieser Ort war der Sammelplatz aller Fremden und Einheimischen, welche für classische Musik Interesse hatten. Die geringe Zahl derer, die sich zu ihren nähern Freunden rechnen konnten, ist um so tiefer ergriffen, da sie mit einem seltnen Geist, einer hohen, vielseitigen Bildung die reichste Herzensgüte vereinigte. Dieses Andenken in den Herzen guter Menschen wird ihr ein eben so rühmliches Denkmal sein, als was die Kritik an ihrer künstlerischen Thätigkeit bewundert. —

Es ist überhaupt für Berlin eigenthümlich, einen wie großen Einfluß namentlich in neuerer Zeit die Salons geistreicher Frauen ausgeübt haben. Wer erinnert sich nicht an Rahel, zu ihrer Zeit das Centrum des Berliner Esprit. Jetzt ist es etwas leer geworden; Frau von Arnim, das seelenvolle „Kind," die Gründerin der Schnebe-Religion, hat sich jetzt von der Demagogie, in der sie sich in den letzten Jahren mit einer gewissen Virtuosität bewegt hat, zurückgezogen und beschäftigt sich vorzugsweise mit Herausgabe der verwilderten Werke ihres „Freundes," des Vaters ihrer Kinder, von denen noch ganze Actenstöße in ihrem Pult schlummern sollen. Ihre Verbindung mit der fleischgewordenen Kritik scheint loser geworden zu sein; ihre Werke erscheinen nicht mehr in dem Charlottenburger Cigarrenladen, sondern in dem eignen hochfreiherrlichen Verlagsbureau. Gräfin Hahn ist noch immer der alte Zugvogel; sie sucht noch immer den Rechten, die holde Diogena, und der große Erfolg des maliciösen Buches, welches ihre Art und Weise persiflirt, wird sie in ihren Versuchen und Hindernissen nicht stören. Ihr eleganter Verleger, Herr Duncker, ist nach Dresden gereist, um einen neuen Beitrag zu ihrer fatiguirten aber doch noch foudroyanten Schöpfungs-

Digitized by Google

fähigkeit in Empfang zu nehmen. In demselben Verlag ist die achte Auflage von Emanuel Geibel's Gedichten in glänzender Ausstattung erschienen; ein Erfolg, der befremden könnte, da der Inhalt jener Lieder ziemlich leicht ist und die Reminiscenzen an alte lyrische Notabilitäten sich nirgend verleugnen. Aber Geibel ist einer der wenigen Poeten unsrer Tage, der noch Sinn für musikalischen Eindruck hat. Namentlich gewisse süddeutsche Dichter sollten sich ihn in dieser Beziehung zum Muster nehmen, denn was hilft aller politische Bilderpathos, wenn sich die Reflexion nicht durch „des Liedes Silberklang" der Seele einschmeichelt!

Unsere Buchhändler sind von der Leipziger Messe zurückgekehrt; die Geschäfte sind nicht gerade bedeutend zu nennen. Herr Fr. Brockhaus verweilt seit einigen Tagen hier, und man verfehlt nicht, diesen Umstand mit der Tendenz, welche die Deutsche Allg. Zeitung seit einigen Wochen verfolgt, in Verbindung zu setzen. — Adolph Stahr, der Berichterstatter der Bremer Zeitung für die Landtagsverhandlungen ist abgereist.

Die Viardot Garcia wird nun wirklich abreisen, nachdem sie uns über die Zeit hinaus auf allerhöchsten Befehl noch einige Male erfreut hat.

Die Löwen oder Elephanten der letzten Woche, die kleinen Geschwister Neruda, haben uns verlassen, um Leipzig mit ihrer Kunstfertigkeit zu beglücken. Nächster Tage wird ein Säugling erwartet, der eine Sonate pathétique auf dem Contre-Baß, und zwar mit dem linken Fuße, spielen wird. — Fräulein Unzelmann aus Leipzig ist engagirt, und es ist zu hoffen, daß dadurch der grenzenlosen Dürftigkeit unseres weiblichen Bühnenpersonals einigermaßen unter die Arme gegriffen wird. —

Es circulirt hier handschriftlich der Entwurf eines Preßgesetzes, von dem man behauptet, er sei von Preußen aus dem Bundestage vorgelegt worden. Er ist von der Art, daß die bisherige Censur noch wie ein Act der Gnade dagegen aussieht; er scheint nicht allein darauf angelegt, alle freiere Bewegung der Presse unbedingt zu hemmen, sondern auch in die schon verwickelten Rechnungen der Buchhändler die grenzenloseste Verwirrung anzurichten. Wir halten es für unmöglich, daß dieser Entwurf authentisch sein sollte; Preußen, das so lange dahin strebt, sich an der Spitze eines vernünftigen Fortschritts zu behaupten, wird unmöglich ein Gesetz entwerfen, welches das Gepräge der crassesten Reaction an der Stirn trägt, und das in einem Augenblick, wo durch die ständische Versammlung ein so großer Schritt vorwärts geschehen ist. Wie dem auch sei, wir machen die Stände, und namentlich die Abtheilung, welche sich mit den Petitionen um Preßfreiheit zu beschäftigen hat, auf das Ernstlichste auf diesen merkwürdigen Entwurf aufmerksam.

In der Berathung des Gesetzentwurfs über Regulirung der bürgerlichen Verhältnisse, der, einen kräftigen Bauernstand zu sichern, der Güterbewegung ehrsam mittelalterliche Schranken setzen wollte, hat die Idee patriarchalischer Bevormundung eine entschiedene Niederlage erlitten. Der Entwurf ist in all' seinen Punkten von einer bedeutenden Majorität zurückgewiesen, und der Landtagscommissarius hat auf Befragen erklärt: aufdringen wolle die Regierung ihre Wohlthaten nicht.

Uebrigens hat der Landtag bei allem guten Willen und bei allem Pflichteifer in der Berathung der Fragen eine große Ungeschicklichkeit an den Tag ge-

Digitized by Google

legt, vornämlich im Mangel der Unbescheidung dessen, was zur Sache gehört, von unwesentlichen Interessen. Die ganze Berathung über die Geschäftsordnung ist nach meiner Ansicht ein faux pas; sie hätte sich, nachdem der Landtag in der Adresse seine Rechte verwahrt, an die einzelnen Gelegenheiten anschließen müssen, wo das Nichtausreichen jener Bestimmungen evident gewesen wäre. Jetzt wird die kostbare Zeit in rein formellen Fragen verschwendet. Außerdem ist diese Sucht, sich reden zu hören, wenn man auch nichts zu sagen hat, von großem Nachtheil. — Die Ansicht, man werde den Landtag auf den Herbst vertagen, gewinnt an Wahrscheinlichkeit.

Inzwischen tragen sich eine Menge liberaler Deputirten noch immer mit den Gedanken herum, was sie hätten thun können, wollen, sollen u. s. w. — Ob das im Jahre 1851 ähnlich sein wird?

Von höchstem Interesse und sehr erfreulich ist eine Erklärung, die Herr von Bodelschwingh bei einer speziellen Veranlassung in der Kammer ablegte: „Es hat sich das Gerücht verbreitet, es seien die Briefe eines Deputirten auf der Post eröffnet worden. Ich nehme hiervon Veranlassung, zur Beruhigung sämmtlicher Deputirten und der ganzen preußischen Nation zu erklären, daß das Gouvernement solche unwürdige Mittel verabscheue. Entweder muß also das Gerücht auf einer Verleumdung beruhen oder auf der Untreue eines untergeordneten Postbeamten; sollte dieser denunzirt und überführt werden, so ist seine Cassation gewiß."

Das Fest, zu welchem sich eine große Zahl ständischer Deputirten im Kroll'schen Local vereinigten, hat seine beabsichtigte Wirkung nicht erreicht. Bei aller Lustigkeit war eine — wie soll ich es nennen — unheimliche Spannung über die Gesellschaft ausgebreitet.

Gegen Prof. Michelet, der als Mitglied der französisch-reformirten Gemeinde über die Entscheidung des Gouvernements in Beziehung auf den Prediger Detroit zu Königsberg in der Vossischen Zeitung protestirte, ist auf Amtsentsetzung erkannt, dieselbe jedoch auf dem Gnadenwege suspendirt worden.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht die Correspondenz des Ministers der geistlichen Angelegenheiten mit Uhlich, welche die Preuß. Allgem. Zeitung amtlich mittheilt. Mit einer leisen Malice wird von Seiten des Ministers auf die Devotion herabgesehen, mit welcher Herr Uhlich Se. Majestät um Gnade und Schonung anfleht. Es wird ihm erwiedert, er solle entweder aus der preußisch-evangelischen Kirche austreten (was nach dem neuen Toleranzedikt keine Schwierigkeiten hat), oder sich unterwerfen. Ich muß aufrichtig erklären, daß mir dieses Verlangen billig erscheint. Es ist Zeit, daß mit dieser renommirenden Halbheit in religiösen Dingen ein Ende gemacht wird. Jenes devote Schreiben des Herrn Pastor wird viele seiner Verehrer über ihn aufklären.

Neukölln.

Druckfehler. Im vorigen Hefte, in dem Tagebuchartikel: Erzherzog Karl, muß es statt: „ihre Bildsäulen stehen vor dem Schlosse des Königs, für den sie gefallen," heißen: für den sie gefochten. Ferner ist in der Correspondenz aus Prag als ständischer Theater-Beitrag 10,000 Fl. statt 1000 Fl. zu setzen. Endlich ist am Anfang der ersten Notiz: Jedermann statt Man zu lesen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von **Friedrich Andrä.**

Digitized by Google

Erinnerungen an Achim von Arnim *).

Bettina und ihr „Freund." — Arnim's äußeres Leben. — Das Jahr 1806. — Die Romantiker und die heutigen Berliner. — Weltbürgerthum. — Die Reactionen nach der Schlacht bei Jena. — Des „Knaben Wunderhorn" und Herder's „Stimmen der Völker." — Ein Ausspruch Goethe's. — Romantik und Aufklärung. — Copie der Renaissance-Schriftsteller. — Arnim und die holländischen Maler. — Die Schaubühne und die Tieck'sche Ironie. — Gräfin Dolores. — Halle und Jerusalem. — Die Kronenwächter. — Novellen. — Schlußbemerkungen.

Es sind jetzt zwölf Jahre her, als ein seltsames Buch die deutschen Literaten in Verwunderung setzte. Es hieß: „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" und enthielt ein seltsames Liebesverhältniß, das in den Jahren 1807—9 zwischen dem sechzigjährigen Dichter und einem denn doch zwanzigjährigen Kinde stattgefunden hatte. Es war eine sonderbare Art von Liebe, auf ein rein geistiges Verhältniß basirt, und doch höchst sinnlicher Natur. Das Gedicht war reich an sinnigen Naturanschauungen, kühnen Apereus, aber aus dem Ganzen konnte man keinen rechten Vers machen; Empfindungen, Gedichte, Erlebnisse verschwammen in einander, Traum und Wirklichkeit war durch keine scharfe Scheidewand von einander getrennt. Aber eine warme, erquickende Frühlingsluft wehte durch dieses verworrene Gespinnst; ich las es in einem Winter, der zwischen 24 und 28° Kälte schwankte, und es malte mein Zimmer mit grünen, blühenden Linden und dunkeln Tannen aus.

„Dieses Buch ist für die Guten, und nicht für die Bösen," hatte Bettina als Motto ihrem Werke vorangesetzt. Und in der That, die sittliche Tendenz mußte mit genial frommen Augen angeschaut werden, wenn man nicht auf wunderliche Gedanken gerathen sollte. Denn einzelne Briefe

*) Bei Gelegenheit der Sammlung seiner sämmtlichen Werke, von der so eben der neunzehnte Band die Presse verläßt. (Berlin 1847. Expedition des von Arnim'schen Verlags.)

Digitized by Google

an Goethe reichten doch ziemlich weit hinaus, wo Bettina, das Kind, schon glückliche Gattin und Mutter mehrer gesunden Kinder war, und in diesen Briefen ist das Feuer der alten Liebe noch keineswegs verglommen. Wenn in früherer Zeit Goethe's Rock ihr heiliger und werther gewesen war, als ihre Nebenmenschen, so ist noch immer ihr höchster, seligster Traum zu des Dichters Füßen zu liegen und seine Knie zu umfassen.

Als dieser Briefwechsel erschien, war Goethe schon drei Jahre todt, und noch ein Jahr früher war Bettinen's Gatte gestorben, der in jenen Briefen mit der kümmerlichen Bezeichnung „der Freund" abgespeist wird. Es war L. Achim von Arnim, von dem man wohl gehört hatte, daß er Volkslieder herausgegeben und zu den romantischen Humoristen gehört hätte, dessen Schriften im Uebrigen aber spurlos aus dem Gedächtnisse des Volks entschwunden waren. Seit acht Jahren nun hat Bettina, im Verein mit seinen germanistischen Freunden, den Gebrüdern Grimm, seinen literarischen Nachlaß geordnet, und so einen Dichter der Nation wieder in Erinnerung gebracht, der uns als lebendiges Bild einer Gottlob überwundenen Zeit von Interesse sein kann.

Daß seine Schriften lebendig in die Gegenwart eingreifen sollten, davon ist nicht die Rede, so wunderbar auch die geistige Tiefe ist, die sich zuweilen in ihnen aufschließt. Aber der wirkliche Pulsschlag des Lebens geht ihnen ab; sie können nur als werthvolle Studien gelten und gehören der Literaturgeschichte an.

Arnim ist in Berlin geboren, im Jahr 1781; er gehört also zu den jüngsten Dichtern derjenigen Generation, die man als die romantische zu bezeichnen gewohnt ist *). Von seinem äußerlichen Leben ist wenig zu sagen, er hat Medizin und Naturwissenschaften studirt, in seinem 18. Jahr eine Theorie der elektrischen Erscheinungen geschrieben; er hat sich mit der Schwester seines Freundes Clemens Brentano verheirathet, sein Gut Wiepersdorf bewirthschaftet und ist im Jahr 1831 gestorben.

Sein eigentliches Leben scheint in der Phantasie gelegen zu haben; von diesem gibt uns die Reihe seiner Schriften ein hinlängliches Zeugniß. —

*) Es wird von Interesse sein, das Altersverhältniß dieser Dichter anzudeuten nach ihren Geburtsjahren. 1759: Schiller — 1762: Fichte — 1763: Jean Paul — 1767: A. W. Schlegel; E. Wagner; W. v. Humboldt — 1768: Schleiermacher; Zach. Werner — 1769: E. M. Arndt; A. v. Humboldt — 1770: Hegel; Hölderlin; Falck — 1772: Friedrich Schlegel; Novalis; Wackenroder — 1773: Tieck — 1775: Schelling — 1776: H. v. Kleist; E. T. A. Hoffmann — 1777: Brentano; Fouqué; Rahel — 1779: Oehlenschläger — 1780: Solger — 1781: Chamisso; Achim v. Arnim.

Digitized by Google

Das erſte Buch von Bedeutung, das wir von ihm haben, iſt „des Knaben Wunderhorn," eine Sammlung deutſcher Volkslieder, in Gemeinſchaft mit ſeinem Freund Brentano im Jahr 1806 herausgegeben. Um die Bedeutung dieſes Buchs zu verſtehen, müſſen wir uns die allgemeine Tendenz jener Zeit vergegenwärtigen.

Das Jahr 1806 war für die deutſche Literatur ein eben ſo entſcheidender Wendepunkt als in den politiſchen Verhältniſſen Deutſchlands. Es war die Zeit, wo die romantiſche Schule, die das deutſche Bewußtſein in allen Beziehungen aus ſeinen Fugen gerückt, in der Religion, der Philoſophie, der Politik und der Kunſt die ſeltſamſten Tendenzen prophetenartig ausgeſtreut hatte, ihre Kräfte erſchöpft und ihren revolutionären Beſtrebungen entſagt hatte. Sie hatte ſich in ein Unternehmen eingelaſſen, das über ihre Kräfte ging, das überhaupt nur ſo lange die Phantaſie reizen konnte, als es ſich ganz im Allgemeinen hielt: das Unternehmen nämlich, Idealismus und Realismus vollkommen zu verſöhnen, in der Religion alle Gegenſätze, Heidenthum, Chriſtenthum, Philoſophie zu neutraliſiren. Dieſe Religion, die zugleich die reichſte Blüthe der Mythologie entfalten ſollte — denn ſie nahm ja in ihr Pantheon alle Zeiten und Völker auf — verklärt durch die tiefſten Speculationen der Metaphyſik ſollte in der Kunſt dargeſtellt werden; letztere ſollte mit ihrer univerſellen, ſymboliſchen Bedeutung alle Unterſchiede der Nationen verwiſchen und zugleich die Myſterien aller Wiſſenſchaften: Phyſik, Geſchichte u. dergl. m. umfaſſen. Es ging damals in Berlin eben ſo wie heutzutage in der ſogenannten kritiſchen Schule; man galoppirte vorwärts, im Flug wurde ein Standpunkt nach dem andern überwunden, ein Boden nach dem andern aufgegeben; man fühlte immer tiefer, immer tiefer, bis man zuletzt nichts fühlte, als dieſe abſtracte Tiefe eines möglichen Fühlens; man phantaſirte und ſchaute immer freier, immer romantiſcher, immer geiſtiger, bis man zuletzt nichts ſchaute, als dieſe abſtracte Freiheit der gegenſtandloſen Anſchauung; man dachte immer ſublimer, bis man ſich zuletzt in den tiefſten, unendlichſten Gedanken, in das abſolute Nichts verſenkte! In einem wilden Wirbel kreiſte die Welt um den betrunkenen Verſtand, um nur irgend einen Halt zu finden, klammerten ſich die einen an die Idee des Katholicismus an, vertieften ſich die andern in die Weisheit der Indier, in das altengliſche Theater, in das Mittelalter u. ſ. w.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe merkwürdige Wendung unſerer Romantik näher zu verfolgen; genug, in dem raſtloſen Jagen nach einem univerſellen Idealismus war man damals ſo weit gekommen, „daß man dies große Werk erſt im Einzelnen durchführen, daß man zuerſt alle Schichten

Digitized by Google

des Empirischen mit diesen Ideen zersetzen und durchdringen müsse, ehe das neue Universum aufgerichtet, ehe die Menschheit in den Einen untheilbaren Tempel des Einen und Allen geführt werden könnte."

Nur durch die vollständigste Durchdringung des Particulären, Eigenthümlichen mit dem Geist des Humanismus könne die wahre Einheit des Idealismus und Realismus herbeigeführt werden — das war der Standpunkt, in dem man im Jahr 1806 angekommen war. In diesem Standpunkte hat sich Arnim's poetische Wirksamkeit fixirt, da seine Entwickelungsperiode damit abgeschlossen war. Wenn wir diesen Gesichtspunkt festhalten, so werden wir Alles, auch das Wunderlichste in seinem Thun und Treiben begreifen.

Es kam noch ein äußerliches Moment dazu. So weit auch die revolutionären Tendenzen der deutschen Literatur in den Jahren 1790—1806 auseinandergingen, so war doch ziemlich ohne Unterschied die Idee der Weltbürgerschaft, welche die Sonderinteressen des Nationalen verschlingen müsse, das leitende Prinzip gewesen. Das reflectirte Heidenthum der Weimaner Dichter, die künstliche Romantik der Schlegel's, der transcendentale Idealismus Fichte's, die Naturphilosophie Schelling's und die Religionsphantasien Schleiermacher's hatten denselben Sinn. Noch in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" rief Fichte: Was soll der Mann thun, dessen Staat hinter den Anforderungen der Zeit zurückbleibt? Das Kind des Staubes wird an der Scholle kleben; der sonnenverwandte Geist aber wird hinüberziehen, wo Licht ist und Recht!

Nun aber bethätigte sich diese Weltbürgerschaft dem deutschen Volke auf eine bittere Weise. Das Unglück der Schlacht bei Jena und die darauf erfolgende Unterdrückung und Entwürdigung des deutschen Volks regte in der Tiefe des Herzens Empfindungen auf, die bisher latent gewesen waren. Das deutsche Volk ging in sich, und die Träume seiner alten Herrlichkeit dämmerten in seinem Bewußtsein auf; gerade das Particuläre, Geheimnißvolle, Unverständliche in seiner Natur, in der Natur überhaupt ward wieder hervorgesucht, und den Theorien der Revolution das Evangelium der Natur, der genialen Ursprünglichkeit entgegengesetzt. Die Gelehrsamkeit, die Kunst und die Philosophie stieg in den dunkeln Schacht der spezifischen Nationalität, der historischen Religion, der particulären Dichtung herab, weil der Glaube an das Weltreich des Idealen zu einer Illusion geworden war. Fichte erklärte nun in seinen Reden, mit dem Untergang der deutschen Nationalität sei die Menschheit überhaupt in Gefahr unterzugehen; Arndt, Görres, Werner, Ad. Müller und die übrigen der Schule erfüllten sich mit den Tendenzen der Widergeburt des Ursprünglichen.

Digitized by Google

Die bisher revolutionäre Richtung der Romantik wurde reactionär.

Wie verschieden ist dem Zwecke nach jene Volksliedersammlung von den „Stimmen der Völker," durch welche Herder vor ungefähr einem Menschenalter diese Emanzipation des Natürlichen im Reich der Bildung angebahnt hatte. Die Stimmen der Völker sollen nämlich zeigen, wie in der ursprünglichen wahren Poesie auch derjenigen Völker, die von der Cultur am wenigsten ergriffen sind, dennoch der Geist der Menschheit sich offenbart, wie erst aus der Gesammtheit der mannigfaltigen Farben, in die das Licht der Humanität gebrochen wird, die Totalität des Lichtes zur Anschauung kommt; darum wird in Herder's Bearbeitungen schonend, aber doch nach einem bestimmten Zweck, die Weise jener Naturvölker dem modernen Bewußtsein angenähert; in des „Knaben Wunderhorn" dagegen wird das Anomale, das Unverständliche und Mystische herausgekehrt. Es liegt das allerdings zum Theil in der verschiedenen äußerlichen Bestimmung dieser beiden Sammlungen, aber dann vergleiche man Percy mit Arnim, und man wird finden, daß die Reaction gegen die moderne Bildung in diesem Wunderhorn der Leitton ist. Es blieb im Uebrigen ein höchst verdienstvolles Unternehmen. Ein reicher, zum Theil wahrhaft poetischer Liederschatz breitet sich aus, Alles bunt durch einander; Naturanschauung, Liebe, Mährchen, Heldensagen, das Alltägliche neben dem Wunderbaren, aber alles heiter und sangbar. Mit literarhistorischer Strenge verfuhren die Herausgeber eben so wenig als Herder; auch sie schlugen den poetischen Gewinn viel höher an als den künstlerischen. „Die eigentliche Geschichte," schreibt Arnim zehn Jahre später, „war mir damals unter der trübsinnigen Last, die auf Deutschland ruhte, ein Gegenstand des Abscheues, ich suchte sie bei der Poesie zu vergessen, ich fand in ihr ein Etwas, das sein Wesen nicht von der Jahreszahl borgte, sondern das frei durch alle Zeiten hindurch lebte. Diesem Wesen, das mich in neuen und alten Schriften gleich lebhaft anregte, suchte ich in seinen sichtbarsten Zeichen auch andern mitzutheilen, ich verschmähte es nicht, wo ich es in mir selbst zu entdecken glaubte, und so wurden diese Lieder ein Aufnehmen des Fremden in uns." Diesen Zustand bezeichnet Goethe, der sich damals für die Sammlung lebhaft interessirte, nach seiner eignen Aufregung: „Ein Gefühl, das bei mir gewaltig überhand nahm, und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins, eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückt, zuweilen seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen müßte." — Die

Digitized by Google

Nachschrift, mit welcher Arnim den ersten Theil des „Wunderhorns“ begleitet, ist von Bedeutung; es ist in demselben, in einer ziemlich verworrenen Sprache, alles das vereinigt, was der Geist der Individualität gegen das humanisirende Bestreben der Aufklärung jemals vorgebracht hat, vom poetischen, sittlichen, socialen, selbst politischen Standpunkte aus. So excentrisch und selbst roh uns diese idyllischen Anforderungen des Naturwuchses klingen mögen, so ist nicht zu vergessen, daß bis dahin die Aufklärung eine rein formelle, zersetzende gewesen war; daß ein Inhalt nothwendigerweise eingegossen werden mußte, und sollte dieser Inhalt auch aus den Barbareien genommen werden, welcher die Aufklärung mit so großer Ausdauer bekämpft hatte. Der Fehler der Romantik lag nur darin, daß sie sich in diesem Standtpunkte fixirte, daß sie in den modernen Vorstellungen nur den verhaßten Gegensatz heraus fühlte, ohne zu merken, daß sie sich selbst in ihren Wendungen und Reflexionen gerade durch diesen Gegensatz bestimmen ließ.

Man kann die Poesie der Zeit nach 1806 zu der vorhergehenden in ein ähnliches Verhältniß setzen, wie die niederländischen Malerschulen zu den italienischen. Nur würde die poetische Auffassung des Thatsächlichen nicht aus der lebendigen, wirklichen Anschauung genommen, sondern aus der Reflexion, ich möchte sagen aus der Gelehrsamkeit. Die Gebrüder Grimm und viele Andere haben nach der Zeit ihren Fleiß und ihr darstellendes Talent an die Erneuerung dieses Ursprünglichen gewendet; überall sieht man aber durch, daß es Gebildete, Gelehrte sind, die sich in die Naivität zurückschrauben. Die Sammlung der Ammenmährchen ist das Beste in dieser Art, weil sie die reinste Copie ist; nur haben die gelehrten Herausgeber übersehen, daß sie gerade durch diese Copie dazu beigetragen haben, das lebendige Original aufzuheben. Die Naivität der Ammenmährchen ist unwiderbringlich dahin.

In engem Zusammenhang mit jener Liedersammlung stehen die Auffrischungen alter Volksromane und Puppenspiele im Renaissance-Geschmack, von denen Arnim im Jahr 1809 eine Sammlung herausgab, unter dem Namen „Wintergarten“, durch eine närrische Allegorie dürftig zusammengehalten, und mit neuen Erzählungen im Geschmack jenes alten Stils durchwebt. Was bei den Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts naive Armuth und Unbehülflichkeit war, wird hier Affectation, ungefähr wie man in den blasirten Zeiten griechischer Bildung den äginetischen Stil nachahmte, oder wie man wohl heut zu Tage wieder Heiligenbilder auf Goldgrund malt. Das soll denn etwas Kindliches, Unschuldiges, Ursprüngliches haben, wenn man das Eckige oder gar Falsche der Zeichnung, wie sie bei

Digitized by Google

der mangelhaften Technik einer ungebildeten Zeit natürlich war, nun durch Reflexion wieder hervorruft!

Wenn man jene besondere Art der niederländischen Malerei genauer ansieht, wo gemeine Volksscenen und heilige Wundergeschichten sich in einander verweben, wo also ein Eindruck den andern aufhebt, so hat man ungefähr die Weise der Arnim'schen Erzählung. Es ist ein gewisser Humor, nur daß der humoristische Maler sich doch eigentlich über die Erscheinungen erhebt, die er abbildet, und von seinem höhern Standpunkt aus die scheinbaren Gegensätze in einanderschmelzen ließ, während Arnim sich künstlich die Augen verbindet, und in dem Labyrinth seiner Erinnerungen und Träume herumtappt, ohne irgend einen Faden.

Die Zeit, die er vorzugsweise schildert, ist die ehrsame Periode der Zünfte; sein auserwähltes Volk sind die Holländer, deren närrisch verständiger Sinn, deren Detailempfindung und Beschäftigung sich für einen solchen Humor am meisten eignen. Die beiden Erzählungen „Holländische Liebhaber" und „Die drei schönen Schwestern und der glückliche Färber", geben uns das beste Bild dieser humoristisch grotesken Anschauungen.

In diese närrisch wehmüthigen Geschichten spielt noch ein zweites Leben, ein Traum- oder Geisterreich hinein, eine Dämmerung, die sich mit der Realität nicht recht vermischt, und doch nicht von ihr scheidet; eine Lyrik, die den trockensten Calcül eines reflectirenden Verstandes mit den wildesten Sprüngen einer abstracten Phantasie vereinigt. Wie in den Opern, fangen in diesen Novellen die Figuren, wenn sie irgend wie erregt werden, sofort an zu singen, und zwar wie in einer Arie, in unmittelbarer Beziehung auf das vorliegende Ereigniß. Hier ein Pröbchen von dieser Lyrik.

Kalte Hände, warmes Herz,
Hab' ich wohl empfunden,
Rahe Thränen, fernen Schmerz
In den Abschiedsstunden;
In der Hände letzten Druck
Froren sie zusammen;
Doch das Herz war heiß genug,
Löste sie in Flammen.

In der Schaubühne, die Arnim herausgab, besteht der größte Theil aus Puppenspielen, in der Manier der alten Hanswurststücke zusammengedrechselt: „Jans erster und zweiter Dienst"; „Das Loch oder das wiedergefundene Paradies"; „Herr Hanrei"; „Jemand und Niemand" u. s. w. Es hat Jeder in seinem Leben Augenblicke, wo er

Digitized by Google

mit einer gewissen Virtuosität, im Kreise guter Freunde, sich in Albernheiten ergehen mag; Arnim hat aber diese Stimmung fixirt; alle jene Geschichten sind ein Gewebe von Narrenspossen, ohne irgend einen Witz, und es wird einem dabei zu Muthe, als sähe man einen erwachsenen, in das Leben eingebürgerten Mann ernsthaft mit Puppen spielen. Es ist noch der Nachklang der Tieck'schen Ironie, die über allem Irdischen „dem Genie gleich auf Morgenwolken" schwebt, und aus dieser Vogelperspective das Leben verachtet; nur hat Arnim dabei nicht diese romantische Suffisance, diese Coquetterie mit dem eignen Ich, wie sie aus der Fichte'schen Schule in die Berliner Blasirtheit übergegangen war. Tieck, wenn er sich mit Kindereien beschäftigt, winkt immer sehr pfiffig dem Publikum zu: „Glaubt doch nicht, daß mir dergleichen Ernst ist! Ich bin sehr gebildet; wenn ich ein Kind bin, so bin ich wenigstens ein altkluges, ein himmlisches Kind mit ungemeinen Inspirationen." Aber Arnim sucht sich selber einzureden, er treibe etwas Wichtiges, wenn er einem alten Hanswurst einen neuen Schnurrbart anstreicht, wenn er die verrenkten Heiligenbilder jener „Kunst in Windeln" mit einem neuen naiven Einfall bereichert. Er betreibt die Narrheit, wie die Schule sich ausdrücken würde, mit einer gewissen Religion.

Im Jahre 1810 erschien Arnim's Hauptwerk: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein," ein humoristischer Roman, in dem sich die Strahlen der Arnim'schen Poesie ungefähr eben so concentriren, als Jean Paul's Geist in seinem Titan, Hippel's in seinen Lebensläufen. Diese Schrift wird wohl neben der Isabelle das einzige sein, die seinen Namen der Nachwelt zu charakterisiren bestimmt ist.

Die Geschichte ist sehr einfach. Ein Minister, an großartige Eleganz gewöhnt, macht so viel Schulden, daß er, um seinen Gläubigern zu entgehen, sein Schloß im Stich läßt. Seine Familie bleibt in Armuth zurück; die Frau stirbt bald; die beiden Töchter — Klelia und Dolores — finden endlich reiche Männer — die eine einen sicilianischen Herzog, die andre einen deutschen Grafen. Der Herzog verführt später seine Schwägerin, diese, ursprünglich ein leichtsinniges Frauenzimmer, wird durch bedeutende Ereignisse zur Erkenntniß ihrer Schuld gebracht, thut Buße, erhält Absolution und stirbt endlich eines seligen Todes.

Aber an diese einfache Geschichte knüpft sich ein großer Reichthum von Plastik und Historie, und dieser ist wohl als ein charakteristisches Bild jener eigenthümlichen Phase der Romantik einer nähern Analyse werth.

Die Begebenheiten sind so lose aneinandergefädelt, wie nur immer mög-

Digitized by Google

lich; eine Figur nach der andern tritt auf, um irgend welche Reflexionen einzuleiten, und verschwindet alsobald; die Handlung stockt auf einmal, um durch allerhand Nebengeschichten unterbrochen zu werden; bei keiner Gelegenheit verfehlen die handelnden oder betheiligten Personen eine Reihe lyrischer Betrachtungen darüber in Verse zu bringen, die keine Spur musikalischer Abrundung haben. Die Hauptsachen werden häufig mehr angedeutet als ausgesprochen; Arnim hat vor Allem das Bedürfniß, seine unmittelbare Stimmung auszusprechen. Mitten in einer plastisch reinen Darstellung wirklicher Scenen umspannt plötzlich das Grau einer unbestimmten Allegorie den Horizont, und dieselben Figuren, die wir eben lebensfrisch neben uns gesehen, mit denen wir uns unterhalten, uns verständigt, finden wir dann wieder als Abstractionen, oder gradezu als Gespenster, nur ohne unheimlich lüsterne Grauen einer treuherzigen Gespenstergeschichte. Jener liederliche Minister, der Frau und Kind im Stich gelassen, erscheint auf einmal als indischer Nabob mit einem indischen Weibe wieder vor seinem Schloß, wird dort von seiner zurückgelassenen Gattin, von der wir nichts gehört haben, als daß sie gestorben ist, sehr grob empfangen; diese stellt ihm übrigens einen Herzog von A—, denselben, den wir früher als Gemahl ihrer Tochter Clelia gekannt haben, und der mitterweile auch zu seinen Vätern versammelt ist, als ihren neuen Gatten vor; der Herzog ermangelt nicht, der schönen Tochter Hindostans die Cour zu machen; und reussirt auch, obgleich ein Gespenst. Mit dem Schlage Eins verschwindet der ganze Spuk, das Schloß wird von dem aufgeregten Landvolk an allen vier Ecken angezündet, der Minister ist geneigt, sich selbst für ein Gespenst zu halten, bis er endlich seine Stelle wiedererhält, und sich durch sorgfältige Verwaltung des Staats von seiner Realität überzeugt.

In dieser romantischen Verwirrung wird man nicht selten durch ein scharf gezeichnetes Bild, durch eine treffende und geistreiche Reflexion überrascht. Ein Beispiel. „Vielhundertmal hatte der Graf demonstrirt, daß der Zweikampf, so wie er in Deutschland nur zwischen gewissen Ständen eingeführt, eine elende Taschenspielerei mit der Ehre sei, während ihn die zahlreichen Classen des Volks für etwas Schändliches halten; da sei keine allgemein geglaubte Ehrenreinigung dabei, und in seinem unbestimmten Verhältnisse zu den Landesgesetzen und Sitten, die ihn bald geboten, bald verboten, stelle er ein trauriges Zeichen jener Unbestimmtheit aller Einrichtungen dar, die grade so wesentliche, edelste, höchste Beziehungen im Volk, wie die Ehre, ohne allgemeine durchgeführte Gesinnungen willkürlich mißhandelten, brauchten und

unterdrückten. Das war seine Betrachtung, aber mit dem Augenblick der Leidenschaft faßte ihn die gewohnte Gesinnung seines Standes. — Der Baron war aber längst über dergleichen Verhältnisse hinaus; er lachte den Grafen an, ob er ihn denn für wahnsinnig halte, sich auf so etwas einzulassen, — — er dictirte in großer Ruhe eine so beschämende Abbitte, daß der Graf, der von dem Muthe des Barons manche Proben wußte, über eine Natur staunte, die aus dem ganzen Ehrenkreise seiner Zeit, seines Volkes, ohne große Begebenheiten, blos durch sich selbst herausgerissen worden; mit Schrecken dachte er, daß eine Revolution grade nothwendig solche Menschen an ihrer Spitze tragen müsse, und mancher jugendliche Umwälzungsplan, den er mit dem gährenden Maße der Zeit getränkt hatte, verschwand vor seinen Augen in dem einen bedeutenden Augenblick; nur der Ruchlose fängt eine neue Welt an in sich." — Liegt nicht etwas überraschend Wahres in diesem Einfall? und dergleichen finden sich häufig.

Die beiden Ideale Arnim's sind der Graf und Clelia; fromm, aber nicht pietistisch; heftig, stark, entschieden, aber doch im Herzen milde gesinnt; von großer Empfänglichkeit für die Kindereien der Gemüthswelt, und doch im praktischen Leben unverdrossen, gewissenhafte Arbeiter; voll Haß und Verachtung gegen die Welt der Lüge und des Lasters, die sie umgibt, und doch nicht frei von einer gewissen Bewunderung dafür, eben weil sie ihnen fremd ist. — Auf der andern Seite stehen die Typen eben dieses gottlosen lügenhaften Zeitgeistes, der Herzog v. A—, der Dichter Waller, der häßliche Baron; der erste, ein Weltmann, der Alles kennt, Alles studirt, um schrankenlos zu genießen, die physische Lust wie den höchsten geistigen Reiz, der bald als gewandter Diplomat, bald als gründlicher Gelehrter, bald als Schwarzkünstler, bald — als Messias auftritt, der in seinen Lügen sich selbst berauscht, der dabei von einer wirklich gefühlten Achtung vor der ihm fremden Wahrheit durchdrungen ist, ohne Reue über sein Wesen zu empfinden, der sich endlich in der Religion und ihren mystischen Andachtsübungen betäubt, wie früher in der Gluth der Leidenschaft. Man wird an den Jean Paul'schen Roquairol erinnert, und ich wenigstens muß gestehen, daß der Charakter des Herzogs seiner angelegt, wenn auch flüchtiger gezeichnet ist. — Waller ist einer jener Dichter, deren Leben im Anempfinden fremder Begeisterung sich ergehet, die, weil sie jede Empfindung zu einem Gedicht umwandeln, in einer dichterischen Traumwelt wie Nachtwandler sich bewegen, aber eben darum, weil diese Traumwelt in die sittliche verwebt ist, zu den unsittlichsten Verhältnissen Veranlassung geben, und in dem Abgrund ihres Empfindungswe-

Digitized by Google

sens unter zehn. — In dem Baron hat sich das Bewußtsein der allgemeinen Heuchelei zum ironischen Cynismus consolidirt; er weiß seine Ehrlosigkeit in dieser Welt ebenso im Recht, als den Schein, den dieses wüste, bodenlose Reich des Unglaubens umhüllt.

Im Jahr 1811 — der Zeit, in welchem das nationale Bewußtsein anfing, sich zu regen — erschienen zwei Werke von Arnim: „Halle und Jerusalem" und: „Die schöne Isabelle von Aegypten, Kaiser Karl's V. erste Jugendliebe." — Es ist charakteristisch für diese Romantiker — Tieck, Werner, Hoffmann, Arnim, Brentano — daß sie den gewaltigen Flügelschlag des Geistes nicht fühlten, daß ihnen höchstens unheimlich dabei wurde, und daß sie sich, um dieser beklemmenden Stimmung zu entgehen, in allen Spuk der Mährchenwelt flüchteten, aus dem die Zeit sich loszuwinden strebte.

Halle und Jerusalem behandelt die alte Geschichte von Cardenio und Celinde, die schon Andreas Gryphius dramatisch dargestellt hat, und die in neuerer Zeit auch Immermann den Stoff zu einem Trauerspiel hingegeben hat, in verwilderter dramatischer Form. Cardenio ist in Halle Sprecher eines geheimen Ordens, dabei tüchtiger Zecher, ausgezeichneter Paukant, keusch, wie alle Lieblingshelden unseres Dichters. Er macht die Extravaganzen des Hallenser Studentenlebens mit aller Leidenschaft seines energischen Charakters mit, vertieft sich auch lebhaft in die Mysterien einer geheimen Gesellschaft, bis eine wahre Liebe, die durch einen bösen Zufall gehemmt wird, ihn über die Nichtigkeit seines bisherigen Treibens aufklärt; er löst den Orden auf, geräth in Zweifel und Verwirrungen, fällt dann in die Netze einer — übrigens geistreichen und empfindseligen Buhlerin, wird plötzlich von Reue und einer mystischen Sehnsucht nach dem heiligen Grabe ergriffen, pilgert mit jener Schönen nach Jerusalem, wo sich endlich alle Bekannte aus Halle zusammentreffen, und wird dort, erschöpft von einer mühsamen Reise, unter den Füßen der frommen Christen, die nach Jerusalem pilgern, todtgetreten. Aber bei seinem Tode wird er von einem wunderbaren Licht, das von dem Jesuknaben ausströmt, erleuchtet und geheiligt. Eine Menge schändlicher Juden, auch britische Seebelden (es ist grade die Zeit, wo der Capitain Sir Sidney Smith um Acre kämpft), Kuchenweiber ꝛc. bringt in die Scene größere Abwechselung. Auch der ewige Jude, der sich später als Cardenio's Vater ausweist, tritt auf; nur bleibt man doch im Unklaren, ob es wirklich der ewige Jude ist oder nicht, oder gar ein Gespenst. Gespenster, Hexen, Vampyre und der Teufel können natürlich nicht fehlen. Das Ganze ist eines der merkwürdigsten Producte der Blasirtheit,

Digitized by Google

die, weil sie sich unbefriedigt fühlt, nach Diesem und Jenem greift, um es sogleich wieder wegzuwerfen. Viele Personen treten nur auf, um ein Paar Worte zu sprechen und dann sofort zu sterben. In diesem Wust blühenden Unsinns ist es kaum der Mühe werth, die Paar Goldkörner aufzusuchen.

Von der schönen Isabelle kann man dagegen sagen, hier ist auch Wahnsinn, aber es ist Methode darin. Wer kennt nicht den geistvollen Anszug, den Heine von diesem sonderbaren Phantasiestück gibt? Im Allgemeinen ist aber Heine's Darstellung falsch; trotz all' der Hexen, Alräunchen, Gespenster und Vampyre, die in dieser nächtlichen Schattenwelt in Mitte der historischen Gemälde sich umhertreiben, empfindet auch der somnambulste Geist keine Spur von Schauer; eben weil das Unheimliche mit einem Pragmatismus ausgemalt ist, der einem Kochbuch Ehre machen würde. Die schöne Isabelle ist ein naives Kind, die in ihrer Unschuld den jungen Erzherzog Karl bittet, sie doch mit einem Kinde zu beschenken; welches Gesuch dann auch erfüllt wird. Sie führt nachher ihr Volk, die Zigeuner nach Aegypten zurück, und wird feierlich als Herzogin anerkannt. Sie stirbt in demselben Jahre mit ihrem alten Liebhaber, Kaiser Karl V., nachdem sie vorher ein Todtengericht über sich hat halten lassen. — Die beiden Hauptfiguren sind ein Alräunchen, das die Jungfrau in einer Hexennacht unter dem Galgen aufgezogen, wo es als Wurzel stand; sie hat ihm zwei Paar Wachholderbeeren als Augen eingesetzt, eines nach vorn, eines auf den Rücken; der kleine Mann ist boshaft und eitel; er nennt sich Cornelius Nepos, und will Feldmarschall, wenigstens Corporal werden; der schlaue Chievres, Karl's Erzieher, macht ihn zum Finanzminister, weil er verborgene Schätze zu entdecken weiß, und läßt ihm Isabelle zur linken Hand antrauen, die sonst als legitime Maitresse des Kaisers gelten soll. Der arme Cornelius nimmt aber ein böses Ende; statt der wirklichen Isabelle wird ihm ein Golem in die Hände gespielt, eine Lehmfigur, die durch Hexerei Leben und Verstand erhält, und als diese durch neue Hexerei wieder in Staub verwandelt ist, verfällt das Männchen in Verzweiflung, und läßt sich vom Teufel zerreißen. Es hilft ihm nun nichts, daß Wilhelm von Oranien ihm schriftliche Bescheinigung ausgestellt hat, er sei kein Gespenst, er sei vielmehr im Kriege sehr gut zu gebrauchen, da man ihn den Soldaten in die Tasche stecken könne, von wo aus er den Feind gefährlich überraschen würde. — Die zweite Hauptfigur ist ein — wie soll ich sagen — Gespenst; ein todter Landsknecht, der an seinem Schatze hängt, und als dieser geraubt wird, sich als Bedienter verdingt, um ihn allmälig wieder zu verdienen; dieser Cadaver frißt übrigens mit so ungeheurem Appe-

Digitized by Google

tit, daß ihm neues Fleisch anwächst, und er so halb todt halb lebendig ist, eine Doppelnatur, die auch sein geistiges Wesen berührt, denn als Todter ist er boshaft, als partiell Lebendiger sehr gutmüthig und treuherzig.

Das Leben ist ein Traum, ein Somnambulismus, eine Hexerei, ein Unsinn! das ist ungefähr der Grundcharakter dieser abentheuerlichen Erzählung. Seht euch den Hieronymus Bosch oder den Höllenbreughel an, so habt ihr denselben Eindruck. Der Teufel ist ein Humorist, Schuld und Buße, Zweck und Vernunft eine Grimasse; die Affen, je polirlicher sie sind, die Prototypen dieses menschlichen Lügenspiels.

Einige andere Nachtstücke, z. B. Maria Melnk Blainville und die drei Majoratsherrn sind mehr in dem Hoffmann'schen Geschmack geschrieben; nur wird auch hier der unheimliche Spuk, der in einer fabelhaften Fülle sich zusammengedrängt, durch die Reflexion, die dem Dichter immanent war, und setzen wir hinzu, durch seine ursprünglich realistische Natur fortwährend gestört.

Im Jahr 1817, als der Freiheitskampf beendigt war, und mit der Restauration der verschimmelten Heiligkeit auch die Restauration der „unschuldigen" Poesie begann, in jener seligen Zeit des Zauberrings, der Tenels-Elixire und der Clauern'schen Novellen — gab Arnim seinen der Anlage nach größten Roman heraus: Die Kronenwächter, und zwar nur den ersten Theil, bei dem es auch geblieben ist: Berthold's erstes und zweites Leben. Er spielt in der Regierung des Kaiser Maximilian, einer Zeit, die Arnim wegen ihrer fratzenhaft-realistischen Literatur und ihrer barock-verständigen sozialen Zustände besonders am Herzen liegt. Während einerseits das städtische Kleinleben jener Tage, man kann sagen, mit Meisterhand gezeichnet ist, spielt wieder ein phantastisches Jenseits in diesen Realismus hinein: eine geheime Ritterverbrüderung, die den Zweck hat, die Hohenstaufen wieder auf den Thron zu setzen und mit ihnen das Mittelalter wieder heraufzubeschwören. Wie sie das in's Werk zu setzen gedenkt, ist nicht wohl abzusehen; daß sie in einem gläsernen Schloß wohnt, in dessen höchstem Thurm die alte Krone der Hohenstaufen aufbewahrt wird, scheint eine solche Revolution nicht hinreichend zu motiviren; vorläufig begnügt sie sich damit, für die Population zu sorgen; sie verheirathet alle Glieder des Hohenstaufen'schen Hauses, und sorgt für sie bis sie Kinder haben. Um so närrischer nimmt sich diese mystische Conspiration aus, da der Hauptheld, ein Hohenstaufe, ursprünglich Schreiber, von dem Herrn Bürgermeister mit einem Fußtritt aus dem Hause geworfen wird, dann die Färberei treibt, einen Schatz findet, den alten, geheimnißvollen Palast der Hohenstaufen in

Digitized by Google

einer Auction kauft, dann mit Hilfe eines Schneiders eine Färberei anlegt, zum Bürgermeister von Weiblingen erwählt wird, übrigens sehr verkümmert und schwächlich fortvegetirt, unter dem Pantoffel seiner Mutter und Adoptivmutter steht (einer dicken, heiligen Person, die sich noch in ihrem 90. Jahre verheirathen soll), der durch den berüchtigten Schwarzkünstler Faust junges Blut einfiltrirt erhält, die Tochter seiner alten Geliebten heirathet u. s. w. Endlich wird er durch jenen Faust, der hier als viehischer, boshafter Trunkenbold auftritt, ermordet.

Einige Dramen: Der Auerhahn, die Belagerung von Wesel, von Oppenheim, gehören auch hieher; überall scheint ein überirdisches, gespenstisches Licht in den breiten Realismus der Historie hinein, wenigstens etwas Mondsucht, etwas Dämmerungswesen. So burlesk und possenhaft auch diese buntscheckigen Harlekine sich herumtummeln, man kann nicht über sie lachen; so greulich mitunter das Schicksal wüthet, man wird nicht erschüttert; so seltsam die Abentheuer wechseln, man wird nicht gespannt. Es ist alles ein gemachter, frostiger Spaß, eine ausgedachte Tragik. Das Herz des Dichters ist nicht in seiner Phantasie, nicht in seiner Reflexion; darum spricht er auch nicht zum Herzen.

Ausnehmen muß ich jedoch eine kleine Novelle: Die Kirchenordnung, die ebenfalls im Zeitalter der Reformation spielt; eine rasch fortschreitende Handlung, mit lebendigen Charakteren, mit wahrer und tiefer Reflexion erfüllt. Ich möchte sie mit Kleist's Erzählungen vergleichen, mit dem der Dichter überhaupt Verwandtschaft hat, nur daß dieser innere Bruch des Geistes Kleist wirklich das Herz brach, während er sich bei Arnim in phantastischen Spielereien verflüchtigt.

Noch eine zweite Novelle muß ich nennen: Die Metamorphosen der Gesellschaft, so barock und hölzern auch zuweilen die Darstellung erscheint. Hier ist das Gefühl des Dichters wirklich in dem, was er sich vorstellt, und die soziale Umwandlung, die er mitlebt, bedeutend genug, ein lebensvolles Gemälde möglich zu machen.

Und doch gewähren auch diese einzelnen glücklichen Bilder kein reines Vergnügen; besonders wenn man sich an die übrigen Schriften Arnim's erinnert, macht sich auch hier der Staub einer Hamlet'schen Reflexion bemerklich genug. Wir trauern um einen Dichter, der mit großen Anlagen, reicher Empfänglichkeit und tiefer Einsicht in diese Schule romantischer Ironie gerathen mußte, die, um eine erträumte Heiligkeit zu realisiren, vorher zersetzen zu müssen glaubte, was der sittlichen Welt heilig war. Nicht jeder Einzelne trägt die Schuld dieser abstracten Subjectivität, die Epigonen

Digitized by Google

mußten büßen, was das gottlose Geschlecht der impotenten Genialität gesündigt.

Hinaus in's Freie! in's Leben, wo im Kampf das Blut heißer und lebendiger kreist! fort aus diesem Nebelspuk, der das Herz nur erkältet, ohne es elastisch zu erfrischen. Die Zeit der Gespenster ist vorüber; wir sehen diese Nunenblätter mit einer gewissen Neugierde an, nicht mit lebendigem Antheil. Das Schattenreich sei für immer geschlossen, wo frisch zum Streit, zum Leben, zum Tod die Schlachttrompete ruft. Die Wollust des Traumlebens findet keinen Raum unter freiem Himmel, im heißen, aber belebenden Sonnenschein.

J. S.

Digitized by Google

Bu-Maza.

Alle Welt ſpricht von Bu-Maza dem Propheten und Nachfolger Mohammed's, der ſich den Franzoſen als Gefangener übergeben und nun mit ihnen gegen Abdel-Kader kämpfen will, wie er einſt Abdel-Kader's Kriegsgenoſſe war. Alle Welt macht Hypotheſen über die Wendung, die dieſer Uebertritt den franzöſiſchen Waffenzügen in Algier geben wird, aber nur die wenigſten wiſſen, wer eigentlich Bu-Maza, der Scheriff des Stammes Ouled Jonnes ſei und was es mit ſeinem Uebertritt für eine Bewandtniß habe. Ich habe darüber nachgeleſen, nachgefragt, habe mit Leuten geſprochen, die den Propheten in den Salons des Miniſters Guizot und des Generals Lamoricière geſprochen; vielleicht kann ich Ihnen und den Leſern der „Grenzboten" etwas Neues über den Mann ſagen, der eben zu rechter Zeit nach Paris gekommen iſt, um die öffentliche Aufmerkſamkeit von dem Prozeß Cubières und den Kammeraffairen abzuleiten.

Mohammed hatte im Koran ſeinen Gläubigen eine ſeltſame Prophezeiung hinterlaſſen. „Es wird nach mir ein Mann kommen," ſagte er, „deſſen Name dem meinen ähnlich ſein wird. Der Name ſeines Vaters wird dem Namen des meinigen, der Name ſeiner Mutter dem Namen meiner Mutter gleichen. Er wird ein Held ſein wie ich, und wie ich die Gabe der Prophezeiung haben. Er wird das Geſetz erfüllen und Recht und Gerechtigkeit über die Erde tragen."

Dieſe Prophezeiung war zu anlockend, als daß nicht von Zeit zu Zeit Menſchen aufgetreten wären, die ſich für den verheißenen Meſſias ausgaben. Hier und dort ſah man Propheten auftauchen und einen Anhang um ſich verſammeln; aber ſie waren unvermögend die angemaßte Rolle auf die Dauer fortzuſpielen. — Da kam Einer, kühner, ſchlauer oder vielleicht auch mehr überzeugt von ſeiner Miſſion als die Andern, predigte zu Dahara unter den Stämmen Ouled Jonnes, gab ſich für den verheißenen

Digitized by Google

Mulei-Saa (den Herrn des Augenblicks) aus, der berufen sei die Christen aus Afrika fortzujagen und hatte bald eine große Anzahl Gläubiger zu seinen Befehlen. Dieser Mann war Mohammed Ben Abdallah, mit dem Beinamen Bu-Maza.

Bald nach seinem Auftreten im Jahre 1845 sollten die Franzosen schon die Furchtbarkeit des Propheten kennen lernen, der indeß nicht viel über die zwanzig Jahre zählte. Die Kabylen, von seinen wilden Proclamationen entflammt, erhoben sich an allen Orten. Glückliche Treffen trugen den Namen Bu-Maza's weit und weiter, bald vermehrten auch die Stämme der Chewfas und Achachas den ursprünglichen Anhang. Bu-Maza tödtet nun den französischen Kaid Belkassem und erscheint mit 500 Reitern vor Orleansville, das er übermüthig bedroht. Er wird bis Oned Arussi zurückgeschlagen, hat aber aus den Gebirgsprovinzen bald wieder neue Hilfstruppen zur Seite, er wird bei Aen-Meran vom Obristen Saint-Arnoud geschlagen und zieht sich in das Gebiet von Uara zurück. Ueberall predigt er den „heiligen Krieg," überall findet er Gläubige. Auf eine Niederlage, die er bei Akrila erleidet, folgt ein glänzender Sieg bei Mtalassas, der sein Ansehn bei den Bergvölkern unbestritten festsetzt. Ja, er ist der wahre Mulei-Saa, der Herr der Stunde heißt es. Tausend Duros sind für seinen Kopf geboten, aber was sind tausend Duros für den, der dem Mulei-Saa folgen darf!

Die Franzosen sehen bald ein, daß man Bu-Maza um jeden Preis habhaft werden muß, ob todt, ob lebend. Drei Truppenabtheilungen aus den Forts von Mostapenem, Jenez und Orleansville rücken gegen ihn vor. Es kömmt zu einem Treffen, Bu-Maza's Bruder fällt an seiner Seite, die Uebermacht der Franzosen ist zu groß, Bu-Maza muß flüchten. Der Hauptmann d'Alongville will seiner in den Gebirgen habhaft werden und sieht sich getäuscht. Bu-Maza läßt seine Weiber und Sclaven im Stich und erreicht mit 30 Gefährten einen unerreichbaren Gebirgspunkt.

Der Fanatismus der Kabylen für ihren Helden wächst durch alles Mißgeschick das er erleidet. Große Haufen fallen ihm zu und am 10. November 1845 schlägt er ein Treffen, das den Franzosen furchtbar wird. Da plötzlich wendet sich das Schicksal und auf dem Höhepunkt des Ruhmes und des Sieges trifft ihn das Schicksal.

Der Hauptbeweis, daß Bu-Maza der wahre Mulei-Saa, der von Mohammed verkündete Messias sei, lag für die Gläubigen darin, daß bisher keine fränkische Kugel ihm hatte schaden können. Er war in der Mitte

von hundert Treffen gewesen, hatte tausend Kugeln an seinem Leibe vorüberpfeifen hören und war unverletzbar geblieben. Wunden durch den Säbel, mit denen sein Leib bedeckt war, sprachen nicht wider die Heiligkeit des Zaubers, der ihn feite. Es war die schmachvolle Kugel von schlechtem Blei, die den Propheten nicht verletzen durfte.

Und die Kugel traf ihn doch endlich in einem Schaarmützel auf der Ebene von Oran und zerschmetterte ihm den Arm.

Von dieser Zeit an konnte keine Waffenthat sein wankend gemachtes Ansehen wieder herstellen; der Zauber war gebrochen, der alle Gläubigen an den kühnen Scheriff fesselte. Abdel-Kader, mit dem er gemeinsame Sache machen wollte, verweigerte ihm ein Pferd in der Stunde der Gefahr und hieß ihn allein mit den Seinigen seine Sache ausfechten. Bu-Maza erreichte Bony-Semrun mit nicht mehr als 30 Reitern.

Aber sein Muth war nicht gebrochen. Als er hört, daß eine Colonne von Bogar aufgebrochen ist, um ihn zu überfallen, sucht er Hilfe und Verstärkung bei den Stämmen von Uled Arkat und Uled Zegri, aber er wird wieder geschlagen. Er versucht Tunis zu erreichen, aber auf dem Wege dahin begegnet ihm ein Marabut und beschwört ihn, sich an die Völker von Uled Sassi zu wenden, deren Abgott er früher gewesen. „Auf dem Felde seiner ersten Heldenthat wird er frische Kräfte gewinnen, hundert Reiter werden im Sattel sitzen, wenn der Mulei-Saa sich zeigen wird."

Aber das Schicksal, einmal gegen einen Menschen verschworen, läßt nicht so bald von ihm ab; Niederlage folgt Niederlage, alles Aufgebot von verzweifeltem Muth kann nicht helfen, die Stämme gehorchen nicht mehr der sonst so mächtigen Stimme, ja der Scheriff von Uled Sassi gibt ihm eine Eskorte von 40 Reitern mit, um ihn bis Taguir zu begleiten, wo er sicher sein könne.

Der Leutenant Marguerite war indeß auf Bu-Maza ausgeschickt worden. Er trifft ihn bei einem Walde und ein verzweifeltes Scharmützel geht los. Bu-Maza hält das erste Treffen aus und schlägt sich wie ein Löwe, dann verschwindet er im Dickicht. Dies Manöver wurde mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß man Bu-Maza's Burnus und Sandalen, sein Gepäck und Waffen noch vorfand. Zwei Stunden lang wurde das Dickicht nach allen Seiten hin durchstöbert, Bu-Maza selbst war nicht zu finden.

Einige Zeit später nähert sich eine kleinere Reiterschaar dem Orte, wo der Oberst Saint-Arnaud campirt. Ein Reiter tritt vor, begehrt den Obristen zu sprechen und spricht ihn mit folgenden Worten an: „Franke, ich bin Bu-Maza! Gegen Dich habe ich meine Krieger am Häufigsten geführt, ich

Digitized by Google

habe Dich in der Schlacht gesehen und halte Dich für nicht weniger edel als muthig. Dir, dem einzigen von allen Franken, will ich mich ergeben."

Man kann sich das Erstaunen des Obristen denken und den freudigen Eindruck, den dies Ereigniß im französischen Heere hervorbringt. Bu-Maza ist, wie sehr sein Ansehen auch gebrochen ist, noch immer ein Feind, dessen Unerschrockenheit und Energie zu fürchten war. Der Hauptmann Richard wird beauftragt, den Gefangenen nach Paris zu bringen.

Am 19. April kommt Bu-Maza in Algier an. Auf dem Wege dahin begleiteten ihn die Verwünschungen der einen Partei, die Ehrfurchtsbezeugungen der andern. Hebe Dich weg, falscher Prophet, der Du nicht der wahre Herr der Stunde bist, riefen jene aus ihren Hütten, andere aber knieten vor ihm nieder und küssten ihm die Füße.

In Marseille, wo Bu-Maza mit seinem Begleiter, dem Capitain Richard eintrifft, erreicht ihn ein Ministerschreiben. Seine Reise soll sistirt werden, Bu-Maza soll nicht nach Paris kommen, er soll in ein Fort von Algier geschafft werden. Da bricht der Gefangene in voller Wuth aus: Er erhebt die Hände, als ob er die Gerechtigkeit Allah's anrufen wollte.

Ich will nirgends anders gefangen sein, als in Paris, ruft er. Paris ist das Mecca von Frankreich! Hat Paris nicht das Grab Napoleons, wie Mecca das Grab des Propheten?

Die Klagen Bu-Maza's sind gehört worden. Man hat ihn auch nach Paris geschafft, wo er ein Hotel in den champs élisees bewohnt. Er kann aus seinen Fenstern fast allabendlich die lüsternen Klänge vernehmen, die von dem unternen Jardin Mabille herüberwehen. Und die sind ihm so seltsam an's Herz gedrungen, daß er der Lockung nicht wiederstand. — Ja, die Gäste des Ball Mabille sehen eines Abends zu ihrer großen Verwunderung einen braunen schlanken Jüngling im schneeweißen Burnus bei sich eintreten, der kein anderer war, als Bu-Maza der Mulei-Saa, der Herr der Stunde.

Das wilde Auge Bu-Maza's gewann einen seltsamen Ausdruck, als er mit den Wundern der Civilisation, wie sie im Jardin Mabille zu finden sind, vertrauter wurde, und um den bittern Mund spielte ein ungewohntes Lächeln. Beim Allah, sagte er, Paris ist mehr als Mecca, und wie ich so die Franzosen gehasst, so sehr lerne ich sie lieben und bewundern. Mit dem Blute, das aus meinen Wunden floß, ist auch der Haß mit ausgeflossen, — ich will ein Pariser werden. Bu-Maza ist seitdem der Lion aller Pariser Salons.

A.

Digitized by Google

Royalistische Aphorismen.

I. Der Erbprinz.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in monarchischen Staaten auf die Person des Monarchen fast Alles ankommt und selbst diejenigen Länder, welche sich eines wahrhaft verfassungsmäßigen Zustandes erfreuen, in denen also Fürst und Volk neben einander nicht in einander bestehen, wie dies in Despotien und Republiken der Fall ist, geben Beweise genug an die Hand, daß die Art und Weise, wie der Regent an Geist und Gemüth persönlich beschaffen ist und auf die ihm zugefallenen Rechte und Pflichten eingeht, oft auf lange entscheidet über das Geschick des Staats, ja daß die beste Verfassung kaum im Stande ist, die schiefe Richtung, welche der Fürst eingeschlagen hat, wieder in's Grade zu bringen. Kein Wunder, wenn schon öfter das Verlangen sich geltend machte, daß die Erziehung des künftigen Regenten nicht nur mit der größten Sorgfalt eingerichtet, sondern sogar unter die Obhut und Aufsicht des Volkes gestellt werde, als welches hieran so außerordentlich betheiligt sei. Doch wir reden nicht vom werdenden, sondern vom wirklichen Regenten, und da drängt sich die Frage auf, woher es wohl komme, daß so mancher Fürst die von ihm als Erbprinzen gehegten Erwartungen nicht erfülle? Einmal mag dies wohl daher rühren, daß die Völker, wie die Einzelnen immer hoffend, in die Zukunft blicken, um über die ihnen ungenügend erscheinende Gegenwart sich zu trösten. Die Zukunft der Völker ist aber in den Thronfolgern bereits personifizirt und so hängt sich die Hoffnung an die Person des Thronerben, selbst wenn kein besonderer Grund vorhanden ist, größere Erwartung von ihm zu hegen. Oft ist aber Grund genug hiezu vorhanden und die Umstände sind dem Thronerben so günstig, daß er seine Stellung gänzlich verkennen muß, wenn er sie nicht für sich benützt. Der Erbprinz hat außerdem noch in der Regel den Vortheil für sich, daß er in Hoffnung erregender und Zukunft versprechender Jugend steht, indeß der Regent in bekanntem Geleise der Staatslenkung mit jedem Tage mehr sich dem Grabe nähernd, nur die Ansichten und Grundsätze in seinen

Digitized by Google

Regentenhandlungen ausführt, welche bei ihm längst festgeworden sind, ja je älter er wird, desto trüberer Stimmung gibt er sich oftmals hin; trüber als die Wirklichkeit erfordert. Der Erbprinz dagegen hat selten Beruf oder Veranlassung handelnd aufzutreten und in öffentlichen Angelegenheiten seine Prinzipien und seinen Charakter an den Tag zu legen. Er kann nicht irregehen und keine Meinung verletzen, sondern unversehrt von den Widersprüchen des Staatslebens geht er mehr wie der erste Privatmann seine Wege und seine Sorge braucht sich blos dahin zu richten, als solcher sich Verdienste und Popularität zu erwerben, als Helfer in der Noth, als Beförderer des Landbaues, der Gewerbe, des Handels, als Freund der Kunst und der Wissenschaft; er ist in der glücklichen Lage, die Anliegen des Volks und des Throns unbefangener zu beurtheilen, theils, weil er über dem Volk und doch unter dem Thron steht, theils, weil er noch frei von allen den Einflüssen ist, welche dem Regenten es oft unmöglich machen, klar in die Verhältnisse zu schauen. Besteigt er nun den Thron, so ändert sich die Scene auf einmal. Er findet gegebene Verhältnisse vor, die er entweder fortsetzen oder abändern soll. Ihre Fortsetzung ist bedenklich, ihre Abänderung schwierig. Die Absichten verlieren durch die sie Ausführenden ganz oder zum Theil ihren eigenthümlichen Charakter und verfehlen ihren Zweck. Die Hindernisse, welche dem frühern Regenten in den Weg getreten sind, steigen nun auch gegen den Nachfolger auf und es gehört die volle Stärke des Willens, eine große Tiefe des Gemüths und stete Klarheit des Verstandes dazu, wenn der Herrscher, von den Einflüssen seiner Umgebung, die er oft von seinem Vorgänger ererbt, sich emanzipiren soll. Die frühern Allianzen mit andern Mächten aufrecht zu halten, die Versprechungen seines Vorgängers nach allen Seiten hin zu lösen und doch schöpferisch freithätig in der Erkenntniß der Zeit und des Volkes zu sein, welche Fülle von Verwickelungen! in die er auf einmal sich versetzt sieht. Es gilt nun die gehoffte Zukunft zur Wirklichkeit zu machen! ist es überhaupt möglich? will und kann er? Und doch muß er es können, wenn wir nicht an dem Beruf des Königthums zweifeln sollen. Wie er das Räthsel lösen muß, dafür gibt es eine große Lehrerin — die Geschichte!

2. Die Uniform.

Woher kommt es wohl, daß viele Regenten unserer Zeit den Rock des Soldaten dem Regentenkleide vorziehen? Wir sehen die Regenten zu Hause wie außer demselben, bei Audienzen wie bei feierlichen Gelegenheiten im einfachen oder geschmückten Kleide des Kriegers und fragen

Digitized by Google

uns verwundert, wie es denn komme, daß er in den friedlichsten Begegnungen, ja bei Vorfällen, die den höchsten Grad staatlicher Bedeutung haben, in der Uniform des Offiziers erscheine? Wir könnten leichthin erwiedern, daß es in des Regenten freiem Belieben stehen müsse, sich zu kleiden wie ihm gefalle und daß dies Niemanden zu kümmern habe. Allein wir können im Ernste zu einer so frivolen, die Regentenwürde erniedrigenden Ansicht uns nicht bekennen. Vielmehr müssen wir den Satz: daß die Umhüllung des Körpers durch die Kleidung die äußerlichste Erscheinung von Seele und Leib ist, als Grundlage wie für die Beurtheilung aller Kleidung, so auch für die des Regenten voranstellen. Aus der Natur der Sache ergibt sich, daß der Regent unserer Zeit seine Aufgabe nicht mehr darin finden kann, blos der erste Soldat zu sein, sondern daß er der ganzen Vielheit des Volkslebens im Staat vorzusteben hat, eine Mannigfaltigkeit von Richtungen, gegen welche die einseitige kriegerische Fähigkeit in den Hintergrund tritt, zumal in einer Zeit, die nicht die Vertheidigung des Vaterlandes durch Tapferkeit und Muth im Kriege begehrt. Der Regent kann da, wo er als Fürst in feierlichem Augenblicke auftritt, nur angethan mit dem Gewande des Regenten erscheinen und schon ein altes Herkommen hat ihm den Purpurmantel umgehängt, Scepter und Krone beifügend als Abzeichen oberster Gewalt. In verfassungsmäßigen Staaten, in denen das Heer nicht auf die Verfassung beeidigt ist, muß das Erscheinen des Regenten in der Bekleidung der Armee nicht nur als auffallende Bevorzugung des Soldatenstandes gelten, sondern es kann sogar dem schädlichen Bedenken Raum geben, der Regent habe nicht ohne Bedeutung das Kleid dieses außer Verfassung stehenden Standes angethan. Allerdings ist solche Deutelei als übertrieben und hypochondrisch zu betrachten, da bei dieser Kleidung wohl an alles das nicht gedacht wird, allein wir erwidern: wird von denen, die die Kleidung anthun, nicht daran gedacht, welche Bedeutung ihr untergelegt werden kann, so ist es nothwendig daran zu erinnern; auch dürfte kaum die Vermuthung gegründet sein, daß Regenten gleichgültiger und gedankenloser in der Wahl ihrer Kleidung seien als andere Menschen. —

Wenn wir nun fragen, warum die Regenten bei feierlichen Gelegenheiten doch den militärischen Uniformen den Vorzug geben, so kann man eines Theils den größeren Glanz geltend machen, den jene haben und welchen man für besonders geeignet halten kann, der Regentenwürde zu entsprechen. Wir dagegen glauben, daß diese Art Glanz zu leer und diese Uniform zu tief unter dieser Würde sei. Die Andeutung, daß die Kriegsereignisse es sind, denen die meisten Regenten ihre jetzige Stellung verdanken, oder daß

Digitized by Google

glückliche Soldaten die Begründer ihrer Throne waren, hieße die hiſtoriſchen Beziehungen zu weit treiben. Man hört allerdings auch behaupten, daß die Armee der Grundpfeiler für die Monarchie ſei; der Regent müſſe durch jedes Mittel ihr ſeine beſondere Zuneigung zu erkennen geben und vorzüglich diene dazu, daß er auch ihr Kleid trage und ihr ſtets vor Augen ſtelle, wie er und ſie verbunden ſein müſſen. Dies iſt nun der allerſchlechteſte Grund, den man zur Erklärung der vorliegenden Thatſache auffinden kann und wir ſind geneigt zu glauben, treuloſe Freunde der Monarchie haben ihn erfunden. Wehe dem Regenten, welcher ſein Heil in der Armee im Gegenſatz des Volkes zu finden hofft, und wir dürfen behaupten, daß die Beiſpiele ſolcher Politik in dem heutigen Europa bereits zu den Seltenheiten gehören.

Können wir alle dieſe Gründe nicht als zuläſſig anſehen, ſo bleibt uns nur noch übrig, das Ganze als eine Herkömmlichkeit, als eine Herrſchaft der Mode zu erklären, welche ſich auch über die Herrſcher erſtreckt hat. Unſere Fürſten haben aus der Feldſchlacht heimkehrend ſich noch im Kriegsrock auf den Thron geſetzt; er wurde Mode, und nachdem ſchon längſt der Donner der feindlichen Kanonen verſtummt iſt, ziehen die Regenten aus alter Gewohnheit noch den alten Kriegsrock an.

Wir können aber nicht verhehlen, daß dieſe Mode zu denen gehört, von der wir ſagen müſſen, ſie gefalle uns nicht.

— g.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Ende Mai.

Praktische Leute und Poeten. — Lamartine's Warnungen. — Ein Ausspruch der Times. — John Russel. — Der Präfect der Seine und der Correspondent der Grenzboten.

Ein Poet! — Das genügt gewöhnlich für die „praktischen" Leute, und vor allem für die „praktischen" Politiker, um Alles, was aus tiefem Gemüthe fließt, mit einem verächtlichen Schulterzucken ab und zur Ruhe zu verweisen. Aber du mein Himmel, was würde aus diesen „praktischen" Menschen geworden sein, wenn die Poeten in der Geschichte der Menschheit gefehlt hätten! Doch habe ich nicht Lust heute im Allgemeinen über den Werth und die Bedeutung der „unpraktischen" Poeten im Gegensatz zu den „praktischen" Politikern zu sprechen. Es fiel mir nur bei der Rede eines der praktischen Politiker des allerpraktischsten Volkes in der Welt — das Wort eines Poeten ein.

Entsinnen Sie sich noch des schönen Manifestes, das Herr v. Lamartine im vorigen Spätherbste erließ? Er ahnte damals die kommenden Dinge; er sah Noth, Hunger und Elend voraus. Er rief aller Welt zu: „Sorgt in der Zeit, denn uns stehen böse Tage bevor!" Und so rieth er, nach allen Seiten hin vorzubeugen, um die Drohung abzuwenden. Er zeigte die „praktischen" Vorschläge der verschiedenen sozialistischen Schulen, und rieth sie zu versuchen und bewies, wie manche augenblicklich ausführbar seien und ein unmittelbares Ergebniß zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände liefern würden. Er forderte die Anhänger der alten Systeme auf, ihre Anstrengungen zu vermehren, die milden Gaben zu verdoppeln, den Almosen und persönlichen Unterstützungen eine so weite Grundlage zu geben, als es immerhin die Kräfte jedes Einzelnen und der Corporationen erlaubten. Er warnte zum Voraus vor der Folge, die jedes Nothjahr in der Regel hat, daß nämlich die Reichen sich vom Schrecken mit hinreißen lassen und ihre vollen Kisten und Kasten schließen. Er bat im Namen der Menschheit, im Namen der Armen, der Hungernden — die seinem Poetenblicke vorschwebten, — zum Voraus um die milde Gabe vermehr-

Digitized by Google

ter Arbeit, vermehrter Auslagen von Seiten der Reichen zum Besten der Armen.

Damals klagten ihn die Organe der Regierung als einen „Alarmisten" an. So geht es eben. Das Feuer brannte erst in den verschlossensten Gemächern der Gesellschaft, in den Kellerwohnungen des Elends — der Poet sah es dort; — die praktischen Leute, die stolzen Geschäftsmänner, „Business people," merkten es erst, als die Flamme lichterloh zu den Fenstern der Prunkgemächer in den höhern Stockwerken hinausschlug.

Und was thaten dann die „praktischen" Leute? Sie standen wie die Ochsen am Berge und glotzten sich die ungewöhnliche Erscheinung an. Unter allen Leuten, die auf die „Poeten", die die Zukunft ahnden, mit Stolz herabsehen, sind die Engländer die aller praktischsten. Und die Times ist die einflußreichste, werkthätigste und klügste unter allen Zeitungen dieser klugen Leute. Vor ein paar Tagen (13. Mai) belehrte uns dies Blatt, daß heute jegliche Hülfe zu spät kommen werde. „Jeder Versuch der Gesetzgebung oder der Regierung im Mai, den Mangel des vorhergehenden Augusts zu ersetzen und die gegenwärtigen Folgen eines Irrthums des Jahrhunderts wieder gut zu machen, kann kaum etwas Anderes zur Folge haben, als Täuschung und möglicher Weise Unordnung. Es ist zu spät, in alten Tagen die Irrthümer der Jugend wieder gut zu machen; und es ist zu spät, acht Monate nach der Ernte Schritte zu thun, die wenigstens acht Monate vorher hätten gethan werden müssen."

Und warum habt Ihr sie nicht acht Monate vorher gethan? Warum haben die praktischen Leute Nichts davon geahndet, was die unpraktischen Poeten so klar vorhersehen, so offen vorhersagten?

Die Antwort ist nicht schwer zu finden. Und sie steht sehr klar in demselben Artikel, der so „naiv" die Verblüfftheit der hohen und weisen Praktiker an den Tag legt. In demselben Artikel heißt es sehr klar und unverhohlen: „Irland lastet noch für vier Monate auf unsern Schultern. Wir können unsere Wohlthaten nicht länger fortsetzen, ohne daß wir selbst darunter leiden werden; denn Alles, was wir für die Nothdurft Anderer hingeben, muß von unserm eigenen verhältnißmäßigen Ueberflusse (abundance) abgezogen werden." Und in diesen paar Linien liegt die Antwort auf die obige Frage. Sie heißt: Sie haben kein Herz für Andere, sie denken und fühlen nur, was sie selbst berührt, sie sind so praktisch, daß — sie den Brand in den Kellerlöchern des Elends nicht sehen, als bis er die Treppe angreift, die zu den stolzen Gemächern des ersten Stockes führt.

Der Poet sagte: Die Noth ist groß — deswegen wollen wir freigebig sein, wollen Alles ausgeben, was wir immer können, mehr als je verzehren, mehr denn in den besten Jahren arbeiten lassen, damit die Arbeiter Geld gewinnen zum Broderwerb. Fürwahr, in dieser Ansicht liegt Rettung, vielleicht die einzige. Aber sie ist nicht die der praktischen — Ochsen, die verblüfft am Berge stehen. Die Times schließt den Beutel und sagt: „Alles, was wir für

die Nothdurft Anderer hingeben, muß von unserm verhältnißmäßigen Ueberflusse abgezogen werden." So denken leider nur zu viele kluge Praktiker aber so sprechen sie nur selten. Die Times selbst würde sich höchst wahrscheinlich sogar hüten, eine solche Ansicht auch nur dem englischen Elend gegenüber offen auszusprechen; mit irländischen macht man weniger Umstände. Aber deswegen ist dies Gefühl nicht weniger allgemein in gewissen Kreisen. Der noble Lord John Russel sprach ebenfalls in den letzten Tagen, — nach einem Festmahle zum Dessert über die Noth und den Hunger in England. Es läßt sich mit vollem Magen darüber schon eine Verdauungs-Rede halten. Der noble Lord sagte in andern Worten und weniger klar, was das unnoble Blatt so offen nur den Irländern an den Kopf werfen zu dürfen wagte. Lord John ist ein feiner Politikus, ein kluger Praktikus, und so hieß sein Dessert für die Lord-Mayor's Gäste: „Ich habe nicht die Absicht, Ihnen die schmeichelnde Hoffnung vorzuhalten, daß wir durch ein Unglück von rein vorübergehendem Charakter leiden." — Das wäre ein Zugeständniß, das ebenfalls die „unpraktischen" Leute stolz machen könnte, denn die behaupten seit langem, daß das Uebel tiefer liege, als in einem zufälligen Mißverhältnisse. — Doch lassen wir dem nobeln Lord Praktikus das Wort, sehen wir, wie er, nachdem er das Uebel halbwegs erkannt, ihm abzuhelfen gedenkt. Er sagt: „Ich meine, daß während wir von der einen Seite die freie Zufuhr der größten Masse von Nahrungsmitteln so sehr als möglich befördern müssen, es gleichsam die Pflicht jedes Hausherrn ist, — die Nahrungsmittel, die wir haben, so sehr als möglich zu schonen." — O, Till Eulenspiegel, seligen Andenkens, du würdest heute Premier-Minister segar in England werden können. Das Korn ist selten und Minister Eulenspiegel räth, dafür zu sorgen, daß es weniger selten werde und zugleich damit so sparsam umzugehen als möglich. Wer hätte denken sollen, daß die Praktiker so gar praktisch sein könnten. Handelte es sich nicht um Hunger und Elend, — ich würde die Geschichte einem deutschen Lustspieldichter empfehlen.

Und diesen Rath Lord John's befolgt jetzt die englische Aristokratie, wie ein Mann, nachdem eine Frau — die Königin, ihnen mit dem edeln Beispiele vorangegangen, und die Goldfische im Park zu Hamden Court, nebst den Bedienten in allen andern Palästen auf halbe Brodration gesetzt hat. Das ist überdies eine ganz gute Speculation — denn das Fleisch ist verhältnißmäßig wohlfeiler. Doch habe ich nicht Lust, zu unterstellen, daß auch nur Einer der englischen Adeligen an die Speculation gedacht hat. Aber das wird nicht verhindern, daß die Folge dieser Maßregel dennoch eher Nachtheil als Vortheil bringen muß. Es wird eine Beschränkung der täglichen Ausgaben der Reichen daraus hervorgehen; und diese selbst kann die Noth nicht vermindern, so lange der Gewinn nicht in die Hände der Nothleidenden fließt. Wer nicht zugleich sagt: Ich beschränke meine Ausgaben für meinen eignen Unterhalt, aber, was ich weniger für mich ausgebe, soll für Andere ausgegeben werden, der wird durch den von Lord John Russel empfohlenen, von der Königin und der ganzen englischen „Nobility" befolgten guten Rath — die Noth nur vermehren.

Digitized by Google

Um das aber zu begreifen, um das zu üben, müßten die praktischen Leute ein ganz klein wenig Poetengefühl haben.

Lord John Russel und Lamartine, die Zukunft wird nicht zweifelhaft sein, wer von ihnen allein ein wahrhaft-praktischer Politiker war, wenn sie daran denkt, was der Poet im September vorhersagte und was der Politikus im Mai nachhersagte. Wird's was nutzen? J—y.

P. S. Man hat in den letzten Tagen aus „authentischen" Quellen einen Vorfall in deutschen Blättern zur Sprache gebracht, über den Sie nur ein paar Worte erlauben werden. Der deutsche Schriftsteller, der von dem hiesigen Polizeipräfecten befragt wurde, ob er diesen oder jenen Artikel in den Grenzboten geschrieben habe, antwortete einfach und ohne unnöthige Bravour: Ja! aber daß er nicht glaube, dem Herrn Präfecten in irgend einer Art Rechenschaft über das, was er schreibe, schuldig zu sein. Es war dann von der Gastfreundschaft die Rede, und der „blonde" Schriftsteller antwortete, daß er dem Gastrecht nur das schuldig zu sein glaube, nicht zu verhehlen, wie er denke; und daß er trotz aller Gefahr und aller Warnungen stets schreiben werde, wie er nach Pflicht und Gewissen schreiben zu müssen glaube. Und der deutsche Schriftsteller wurde nicht fortgejagt, und hat auch nicht Angst, daß ihm dergleichen bevorsteht, was auch andere nicht blonde deutsche Schriftsteller oder Nichtschriftsteller in Zeitungen oder sonst wo thun mögen, um ein klein wenig nachzuhelfen. Es thut dem „blonden" deutschen Schriftsteller leid, daß diese Sache öffentlich zur Sprache kommt. Ich glaube dies, wie den Rest aus „authentischer" Quelle versichern zu können.

J. —y.

II.

Vom preußischen Landtage.

Ende Mai.

Die Ereignisse der vorletzten Woche haben die Theilnahme an den Verhandlungen des vereinigten Landtags, die hier schon einigermaßen nachzulassen anfing, von Neuem belebt. Die Verweigerung der Garantie für das Capital zur Errichtung bäuerlicher Rentenbanken mit so überwiegender Majorität (448 zu 101) läßt hoffen, daß bei allen Geldfragen, selbst nach Abzug der Abgeordneten, die nur aus materiellen Gründen gegen die Garantie gestimmt haben, der Landtag dem Prinzip treu bleiben wird, daß so lange das Gesetz vom 17. Jan. 1820 nicht in seiner Integrität zur Ausführung gebracht ist, unter keinerlei Form eine Anleihe oder Garantie zu bewilligen. Dies ist bei dem jetzigen Stande der Dinge das beste Bollwerk, hinter welches sich die Vertheidiger der verfassungsmäßigen Rechte des Landes zurückziehen können. In allen übrigen politischen Fragen ist auf die Majorität des Landtags nicht insofern mit Sicherheit zu rechnen, daß sie consequent einem entschieden liberalen Prinzipe nachfolgen werde. Unter vielen höchst lobenswerthen Beschlüssen finden sich wieder illiberale, oft kaum erklärliche Rückschritte. Dies liegt größtentheils daran, daß erstens die

Digitized by Google

Führer der liberalen Partei aus den verschiedenen Provinzen nicht unter einander einig sind, ferner die Masse derselben so sehr politischer Bildung ermangelt, daß die Führer sich oft von ihr im Stiche gelassen sehen. Es ist dies nicht nur eine Folge unseres der Intelligenz den Zutritt zum Landtage so sehr erschwerenden Wahlsystemes, sondern auch der Indifferenz, mit welcher der größere Theil der Wahlen bisher vollzogen worden ist. Man kann daher selbst, wenn das Wahlgesetz nicht verändert wird, hoffen, daß die neuen Wahlen uns auf den künftigen Landtagen bessere Vertreter geben werden.

Die „Declaration der Rechte" ist mit allen Unterschriften zu Protokoll gegeben worden, nachdem sie in der Versammlung vorher verlesen war. Herr v. Vincke hielt bei dieser Gelegenheit eine meisterhafte Rede, die wir als seine beste rhetorische Leistung auf dem Landtage betrachten. Da die Ueberweisung in eine Abtheilung, so wie die Abstimmung über den von 137 Deputirten gestellten Antrag von dem Marschall verweigert wurde, so darf Niemand behaupten, die Declaration habe die Majorität gegen sich gehabt. In der Abstimmung über das Landrentenbankengesetz hat sogar die Majorität des Landtags ganz nach einer der vier in der Declaration ausgeführten Rechtsverwahrungen gehandelt, und zwar gerade in dem wichtigsten Punkte.

Beklagenswerth ist die Entscheidung der zweiten Curie über die Angelegenheiten des Grafen Eduard v. Reichenbach. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns auf eine ausführliche Widerlegung der von der Abtheilung bevorworteten Rechtfertigung des Oberpräsidenten v. Wedell einlassen. Es mag in kurzem gesagt sein, daß es keineswegs genügend aus den Gesetzen erwiesen worden ist, daß es dem subjectiven Gutachten der Landtagscommissarien freistehe, über die Bescholtenheit eines gewählten Abgeordneten zu entscheiden. Der Landtagscommissarius hat, wenn die Bescholtenheit sich herausgestellt hat, die Bestätigung zu verweigern, eben so wie bei jedem andern Mangel der im Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen seitens des gewählten Abgeordneten; keineswegs aber nach seinem subjectiven Belieben die Bescholtenheit über denselben zu verhängen. Das steht gar nicht klar im Gesetz über Errichtung der Provinzialstände, die schlesische Kreisordnung widerspricht sogar einem solchen Prinzip geradezu, es ist überhaupt so total rechts- und sinnwidrig, daß es sich von selbst verbietet, auf dem Wege der Deduction hergeleitet zu werden. Trotzdem ist dies durch die Abtheilung geschehen, gegen eine winzige Minderheit von 20 oder 30 Stimmen ist die zweite Curie dem beigetreten, und hat nicht nur auf diese Weise einen anerkannten, allgemein hochgeachteten Ehrenmann einem willkürlichen Verfahren preisgegeben, sondern auch vor aller Welt erklärt, daß die Deputirten des preußischen Volkes es nur dem subjectiven Wohlgefallen der acht Oberpräsidenten zu verdanken haben, daß sie auf dem Landtage ihre Plätze einnehmen dürfen!

Mit großer Majorität ist es durchgegangen, d. h. in der zweiten Curie, den König um Aufhebung der Bestimmung zu bitten, wornach, damit eine Petition an den Thron gelange, in jeder Versammlung zwei Drittel der Stimmen sich dafür erklären müssen. Die einfache Majorität solle künftig genügen. Dagegen ist der Antrag, den König zu bitten, daß dem Lande das Petitionsrecht an den vereinigten Landtag gestattet werde, was dasselbe den Provinziallandtagen

Digitized by Google

gegenüber besaß, durch das Patent vom 3. Februar aber einbüßte, gegen wenige Stimmen, die sich dafür erklärten, durchgefallen. Der Landtag hat auf diese Weise erklärt, er billige das Prinzip der Ausschließung zwischen ihm und dem Volke.

Ein Antrag des Herrn von Saucken-Julienfelde, daß bei Ausübung seiner politischen Rechte Niemand nach seiner Religion gefragt werden solle, ist mit der Modification, daß jeder, der sich zum Christenthum bekenne, d. i. sich selbst als Christen bezeichne, die vollständige Ausübung aller bürgerlichen und politischen Rechte genießen solle, nach einer hinreißenden Rede des Herrn v. Beckerath, trotz der größten Anstrengungen des Cultusminister Eichhorn fast einstimmig von der zweiten Curie angenommen worden. Die Modification soll keine Verwerfung der Judenemanzipation in sich begreifen, nur wollte man eine Frage, über welche eine königliche Proposition vorliegt, nicht gelegentlich vor Berathung derselben abschneiden, und das, wie es uns scheint, mit Recht. Das von der Regierung vorgelegte Judengesetz hat übrigens so gut wie gar keine Aussichten auf Annahme.

In der am 15. stattgefundenen Sitzung erklärte der Minister des Auswärtigen, v. Canitz, das Patent vom 3. Februar wäre fälschlich so ausgelegt worden, als gestatte es dem Landtage nicht die Verhandlung der auswärtigen Verhältnisse. Der Marschall v. Rochow antwortete darauf, er habe allerdings auch diese Auslegung getheilt, und daher dahinzielende Petitionen verschiedener Abgeordneten abgewiesen, werde dieselben aber jetzt sogleich zulassen und den Abtheilungen überweisen. Merkwürdigerweise versuchte Herr von Canitz seine Erklärung in der Sitzung vom 21. wieder zurückzunehmen, als nur aus seiner Privatansicht geflossen und keineswegs offiziell. Die Versammlung ging aber darauf nicht ein, es wurden vielmehr dem Herrn Minister die Widersprüche, in die er sich verwickelt habe, nachgewiesen, und die Schleswig-Holstein'sche, so wie die Krakauer Frage werden daher vor das Forum der ständischen Berathung kommen. Eine Petition, die diplomatischen Verbindungen mit Spanien wieder anzuknüpfen, der wichtigen dabei betheiligten Handelsinteressen wegen, wurde zwar als zu spät eingebracht vom Marschall zurückgewiesen, jedoch zeigte die Versammlung sich völlig einverstanden mit dem Inhalt derselben.

Morgen, den 25., nehmen die Stände ihre durch die Feiertage unterbrochenen Sitzungen wieder auf. Es ist noch nicht bekannt, womit sie sich zuerst beschäftigen werden. Eben so wenig weiß man bis jetzt, welchen Entschluß die Regierung betreffs der Vertagung oder Verlängerung der Session, deren achtwöchentliche Frist den 7. Juni abläuft, gefaßt hat.

III.

Die böhmische Ständeversammlung.

Prag, den 25. Mai.

Am 17. Mai wurden die Sitzungen der Ständeversammlung durch die feierliche Eröffnung des Postulatenlandtages für das Jahr 1848 unterbrochen, welche ganz in der althergebrachten Rococoweise stattfand, und den zum Theil noch an-

Digitized by Google

wesenden, zu den Gebeinen St. Joannis und Pomuk gewallfahrteten Landleuten zu erbaulichem Spektakel diente. Wir selbst hörten einige Bauernweiber, dem in der Staatscarosse vorüberfahrenden Herrn Bürgermeister das Stoßgebetlein nachrufen: „macht das Brod uns wohlfeiler!" Was doch die armen Bauernweiber für dumme Ansichten haben von ständischer Verfassung. Das Postulat ist dem vorjährigen gleichgeblieben, so wie die Tafel und Toaste bei dem Herrn Prinzipalcommissär, und der stereotype Bericht hierüber in der Prager Zeitung, dessen Satz füglich von einem Jahre zum andern ungerlegt aufbewahrt werden könnte.

Der äußerliche Pomp unterschied sich von früheren Jahren nur darin, daß das reorganisirte Corps bürgerlicher Grenadiere unter Vortritt vier gemietheter Riesen, welche mit falschen Bärten und greulichen Aexten versehen, Sappeure vorstellten, dem Herrn Bürgermeister das Geleite gaben nach der königlichen Hofburg.

Sonderbar! das Bürgerthum als Scharfschütze, Linieninfanterist und Grenadier maskirt, bewaffnet bis an die Zähne, doch mit leerer Patrontasche macht den Landtag mit auf der Straße, begleitet seinen ihm gesetzten Bürgermeister, macht *unten im Hofe* lustige Musik, während es *oben im Saale* verurtheilt ist, vermittelst seines Bürgermeisters ewig zu schweigen. Auf den 27. Mai sind die Debatten über das Postulat angeordnet, da wird es zur Sprache und Entscheidung kommen, ob die Herren Stände die von ihnen im vorigen Jahre votirte gleiche Repartition beibehalten, oder für das Jahr 1848 ablehnen; für Letzteres hat sich eine starke Partei nnter der Aegide des Klerus gebildet. Das Publikum und der Bauer kann dem Beschluß ruhig entgegensehen, denn fällt er auf Ablehnen aus, so wird er von der Regierung verworfen, und damit die ständische Ohnmacht besiegelt, zugleich aber ständischem Ehrgeiz hart nahe getreten.

In den fortgesetzten Sessionen der *ständischen Versammlung* war nichts besonders Bemerkenswerthes vorgekommen, hinsichtlich der schon seit zwei Jahren bestehenden Regierungsverordnung, welche den Handel mit Branntwein in größeren Quantitäten, nämlich im Gebinde, frei gab, wurde beschlossen, Se. Majestät um Zurücknahme oder Modification dieser Verordnung zu bitten, indem dieselbe dem durch die Landesverfassung garantirten „Propinationsrechte" der Gutsobrigkeiten offenbar entgegen und nachtheilbringend sei, und noch überdies der Unterschleif der Branntweinhändler, auch clandistinen Kleinverschleiß zu üben schwer zu überwachen, unmöglich zu unterdrücken sei. Daß jenes obrigkeitliche Propinationsrecht seit Aufhebung der Leibeigenschaft, seit Aufhebung jenes grausamen Vorrechts zur Verpflichtung der Unterthanen all' ihre Feilschaften von der Obrigkeit abzunehmen, bedeutend in's Gedränge gekommen sei, und grade dessen heutiger, blos theilweiser Bestand, um so greller mit theilweiser Freiheit contrastire, ist wohl richtig, dagegen ist der wirkliche Rechtsbestand nicht wegzuleugnen, und jedes bestehende Recht hat Anspruch auf den Schutz des Gesetzes, besonders da auch Rechte dritter, hier die Rechte hypothekarischer Gläubiger sehr betheiligt sein können, wenn das Propinationsrecht, dessen correspondirendes Capital einen Factor des Hypothekenwerthes bildet, eine Schmälerung erleiden soll — eben so wahr ist es, daß manche Obrigkeiten von diesem Rechte sehr mächtigen Gebrauch

Digitized by Google

machen — daß auf manchen Gütern ein besonderes, natürlich besseres Bier für den freien Verkauf, ein anderes dagegen, gleichsam nur ein Nominalbier für die sogenannten Zwangswirthshäuser ihres Dominiums gebraut wird, welche gehalten sind, ausschließend nur obrigkeitliches Bier abzunehmen, und man kann denken, welche Labung der müdgearbeitete Bauersmann in diesem Brauproducte genießt.

Jedenfalls wäre ein glücklicher Mittelweg zur Ausgleichung dieser Uebelstände zu wünschen, welcher sich in einer billigen Expropriation gegen Entschädigung der Obrigkeiten ergäbe, zu welcher die bisherigen Zwangswirthshäuser im Lande immerhin beizutragen hätten.

Nachdem baierische Zeitungsberichte die Bierfrage so häufig, mit bedeutender Breite und dialectischem Aufwande besprochen, als wichtige Frage des Tages, so mögen Ihre Leser uns diese Bierdigression freundlich nachsehen.

Nach dem Postulatenlandtage wurden die Sitzungen der Ständeversammlung wieder aufgenommen und einige bemerkenswerthe Beschlüsse gefaßt. Die so oft schon angeregte Lottofrage kam neuerdings zur Sprache, die demoralisirenden Wirkungen des Lotto auf die Armen, besonders die Gebirgsbevölkerung wurde von mehreren Gutsherren nachgewiesen, und bedauerlich bemerkt, daß alle bisherigen Vorstellungen der Stände von der Regierung weder beachtet, noch eines Bescheides werth geachtet worden seien; endlich wurde beschlossen, eine eigene Deputation mit der Specialmission, die Lottoaufhebung zu betreiben, nach Hofe zu senden. Fürst von Auersperg, Prälat Czaßka, Graf von Harrach, Ritter von Bergenthal, und Vicebürgermeister Keller sind zu Deputirten erkoren worden. Eben so hat die bisherige Verschollenheit des den Hofstellen vorgelegten Hypothekenbankprojectes mißliebige Besprechungen hervorgerufen und zu dem Beschlusse geführt, eine permanente Deputation mit Grafen Friedrich Deym an der Spitze zu wählen, welche die Spur des verschollenen Bankprojectes von Bureau zu Bureau zu verfolgen, die Wiederaufnahme und Erledigung der Sache energisch zu betreiben hat.

Nachdem das Beamtenwesen der Stände vor einigen Jahren nach einem, von den Ständen vorgelegten Plane, von der Hofkanzlei systemisiret worden war, ist im Jahre 1845 der Beschluß beliebet worden, das Personale zu mindern, den Organismus ständischer Kanzleien zu vereinfachen und den Plan hierzu durch ein besonderes Comité entwerfen zu lassen. Gleichzeitig ward festgesetzt, es seien inzwischen in Erledigung gelangende Stellen nicht zu besetzen, sondern provisorisch durch Ersatzmänner zu versehen. Späterhin kam man hiervon zurück, und ersetzte vacante Stellen definitiv, doch war der frühere Beschluß auf indirectem Wege zur Kenntniß der Hofkanzlei gekommen, welche denselben sehr übel vermerkend, den Auftrag erließ, es seien alle erledigten Dienstposten fortan weder zu besetzen, indem der kaum in's Leben getretene Organisationsplan von den Ständen selbst ausgegangen, hohen Ortes genehmigt worden sei, und das Bedürfniß neuerlicher Aenderung durchaus nicht vorliege. Dieser Erlaß erregte bedeutende Bitterkeit in der Versammlung, man sprach die Ansicht aus, nur der König, keineswegs aber seine Hofkanzlei habe das Recht, den Ständen Ausstellungen zu machen und Aufträge zu geben. Auf den Vortrag des geübtesten Redners der Versammlung, wel-

Digitized by Google

cher diese Gelegenheit benützte, eine Philippica gegen das Beamtenthum, sein Uebergreifen, seine Gönnerschaften, seinen Schlendrian abzulesen, wurde beschlossen, sich zu Protokoll auszusprechen, Stände hätten das Recht, ihr Beamtenwesen nach ihrem Bedarfe zu regeln, und die Hofkanzlei habe sich jeder Einmischung zu enthalten, — ein Auszug dieses Protokolles sei nach Hof zu befördern.

Also wieder Lotto und Hypothekenbank war die Losung des Tages, und wider sind näher liegende Interessen ad calendas graecas vertagt.

S. S.

IV.

Die Wiener Akademie der Wissenschaft.

Die Gelehrtenaristokratie Wiens hat endlich ihr langersehntes Ziel erreicht, die Akademie der Wissenschaft ist nun definitiv organisirt und vierzig Mitglieder bereits ernannt worden.

So ist denn unter den drei Fragen geistiger Emanzipation Oesterreichs, die in den letzten Jahren so oft ventilirt wurden und von denen zwei: Reorganisation des Unterrichtswesens, Reorganisation der Censurverhältnisse, die wahre Lebensfragen sind für die Erlösung des österreichischen Culturstaates aus seiner untergeordneten Stellung in der europäischen Geisteswelt, grade die dritte, die nebensächliche, die untergeordneteste zuerst berücksichtigt worden: die Errichtung einer Gelehrtenakademie. Man hat mit dem Schimmernden, mit dem Luxus begonnen, das allernöthigste Bedürfniß, das tägliche Brod für den geistigen Hunger ist nach wie vor in Frage gestellt, und der Himmel weiß, wann die Antwort erfolgt.

Die Grenzboten sind zu wiederholten Malen von einigen Stimmen in Wien, die für die Errichtung einer Akademie sich lebhalt interessirten zum Organe ihrer Wünsche gebraucht worden und es würde uns schlecht anstehen, wenn wir jetzt, wo diese von der Regierung erfüllt wurden, plötzlich Kehrtum machen wollten. So nehmen wir denn die Thatsache dankbar hin und betrachten sie als ein Pfand, daß Oesterreich fühlt, wie sehr ihm der geistige Aufschwung Noth thut. Zwar haben wir erwartet, daß, wenn man einmal zur Schöpfung eines solchen Instituts sich entschließt, welches doch nur da Bedeutung haben kann, wo der Geist und die Wissenschaft frei athmen dürfen, die Reformen in Schule und Presse vorausgehen werden, daß man zuerst die Grundmauern aufstellen werde, bevor man an das obere Geschoß geht. Der lange Zwischenraum, der zwischen dem ersten Creirungs- und dem jetzigen Installirungsedikt der Akademie vorüberstrich, hat uns sogar zu dem Glauben verleitet, man wolle andere Organisationspläne voraussenden oder doch wenigstens gleichzeitig eintreten lassen; wir sind daher nicht wenig enttäuscht und verwundert, da wir den neuen Bau so wunderlich verkehrt beginnen sahen. Wir sind sicher nicht die Einzigen, welche nur den Zweifel hegen, ob dieser neue Anbau überhaupt einem organischem Plane angehört oder ob er nicht vielmehr ein bloßes Lust- und Gartenhaus ist, welches man neben dem alten Hauptgemäuer aufführte, ohne den Umbau dieses Letztern im Mindesten zu beabsichtigen. Nichtsdestoweniger wollen wir jetzt alle Seitenblicke meiden und das Gute aner-

Digitized by Google

kennen, was aus dem neuen Institute hervorgehen kann. Es ist das erste Mal in Oesterreich, daß eine geistige Versammlung „in Beziehung auf die Staatsverwaltung die Stellung eines selbstständigen Körpers" erhält. Diese Situation ist wichtig und kann, wenn die Akademiker ihre Aufgabe mit Ernst und im höhern Sinne erfassen, von den größten Folgen für die Gesammtculturzustände der Monarchie werden. Die Meinung einer solchen Körperschaft, die von der Geistlichkeit und der Bureaukratie unabhängig ist, über Erziehungs- und Studienangelegenheiten kann schwer in's Gewicht fallen, und obgleich diese Fragen nicht in ihren directen Bereich gehören und die neuen Herren Akademiker sich voraussichtlich nicht sehr beeilen werden, solche Fragen auf ihr Programm zu setzen, so ist doch immerhin ein Boden da, der seiner Zeit von Bedeutung werden kann.

Neben dieser sanguinischen Hoffnung, welche von conservativen und liberalen Lesern in verschiedenartigem Sinne belächelt werden wird — und nicht mit Unrecht — ist eine andere Lichtseite hervorzuheben, die einen unbestreitbaren und gewichtigen politischen Werth hat. Die Gründung der Akademie ist doch wieder einmal einer jener moralischen Hebel, die wir Oesterreicher seit funfzig Jahren zur Bildung des Nationalgeistes so schwer vermissen; sie ist ein Beweis, daß man endlich langsam und mit zögerndem Entschlusse, aber gezwungen in jene politische Richtung einlenkt, die einen Volkskörper nicht blos als einen großen Fleischklumpen betrachtet, bei dem die Mästung und Förderung des leiblichen Wohls die Hauptsache, oder gar die einzige Aufgabe ist. So veraltet die Form solcher akademischer Versammlungen in andern vorangeschrittenen Staaten sein mag, so ist sie nichtsdestoweniger in Oesterreich von großem moralischen Nutzen. Die vielgespaltene österreichische Monarchie mit ihren tausendfach auseinander fallenden National- und Provinzialinteressen bedarf nichts so nöthig als eine gewisse geistige Centralisation, in welcher diese Verschiedenheiten sich begegnen, nicht etwa, daß man Ungarn, Böhmen u. s. w. in eine gemeinsame politische Zwangsjacke stecken soll, die ihrer Verfassung und ihrem Nationalgeiste widerspricht; aber das in's Lichtstellen großer Männer, wichtiger Institute und ehrenhafter Monumente, welche die Gesammtheit der Monarchie mit einem unwillkürlichen Stolz und Selbstbewußtsein erfüllen, ist eine der ersten Aufgaben für Oesterreich, wenn es sich verjüngen will. Oesterreich hat so eben eines seiner herrlichsten, eines seiner wenigen gemeinsamen Monumente verloren: den Erzherzog Karl. Wir betrachten es als ein für unsere Zukunft günstiges, wenn auch nur zufälliges Zeichen, daß in demselben Monate ein Institut in's Leben tritt, welches jenen Verlust wahrlich nicht ersetzen, wohl aber eine Lücke im Nationalbewußtsein allmälig ergänzen kann. Acht und vierzig Männer für Einen — die Aufgabe, sollte man denken, wäre leicht, und sie würde es sein, wenn nicht in Oesterreich Gesinnung und Charakterfestigkeit viel seltener wären als Talent. Als Curator der neuen Akademie steht ein Prinz an ihrer Spitze, dessen Name nicht blos in Oesterreich, sondern auch in ganz Deutschland eine freudige Popularität genießt, ein Prinz, der die denkwürdigen Worte gesprochen: „Kein Oesterreich, kein Preußen, ein einiges Deutschland!" Möge die Wiener Akademie an der Vollführung dieser Loosung

Digitized by Google

arbeiten, möge sie allmälig die Kluft füllen, welche zwischen der geistigen Entwickelung Preußens und Oesterreichs herrscht und welche unserm Nachbarstaate ein so großes Uebergewicht über uns gibt, daß er an moralischer Macht reichlich das ersetzt, um was er an geographischer und an der Zahl der Einwohner uns nachsteht.

Eins muß man Oesterreich nachrühmen, wenn es ein Institut in's Leben ruft, so spart und knickert es nicht dabei, sondern stattet es mit einer, einem großen Staate würdigen Munificenz aus; wir haben dieses trotz aller Finanzverlegenheiten zu wiederholten Malen bei Errichtung der Staatseisenbahn, des Triester Loyd, der Industrieausstellung, auf materiellem Gebiete gesehen und wir freuen uns, daß man im geistigen Kreise eben so zu Werke gebt. Die neue Akademie ist mit wahrhaft kaiserlicher Munificenz ausgestattet; 40,000 Fl. C.-M. (über 100,000 Franken) sind ihr jährlich angewiesen und überdies freie Benutzung der Staatsdruckerei. Schade, daß von dieser Summe ein Betrag von 5,500 Fl. so nutzlos für die beiden Präsidenten verschwendet wird. Daß die beiden Secretäre der Akademie eine reichliche Besoldung genießen, ist nichts als billig, denn ihnen fällt gewöhnlich der größte Theil der Arbeit zu, und diese Stellen werden daher überall durch Gelehrte besetzt, die zugleich tüchtige und fleißige Arbeiter sind und des Gehaltes bedürfen; nicht so ist es mit den Präsidenten und Vicepräsidenten; diese beiden Ehrenstellen fallen gewöhnlich auf Männer, die bereits anderweitig im Amt und in der Gesellschaft eine gesicherte und glänzende Position einnehmen. Zudem verliert der Präsident durch den ihm zugestandenen Gehalt die freie Würde des selbstständigen Mannes der Wissenschaft, er wird ein Beamte und indem er die Ehre genießt über die gewöhnlichen Akademiemitglieder gesetzt zu werden, wird er doch zugleich unter sie gestellt, indem diese aus Uneigennützigkeit und blos im Interesse der Wissenschaft den akademischen Beruf verfolgen. Wir sehen in dieser Gehaltsverleihung an den Präsidenten eine wunde Seite der künftigen Akademie voraus, eine Veranlassung von vielerlei Intriguen und Achselträgereien, und von Herzen wünschen wir, daß wenn die Vermögensverhältnisse der künftigen Präsidenten — wir haben in diesem Augenblicke, wo wir dies niederschreiben, keine Ahnung, wer dazu gewählt wird — es ihm irgendwie erlauben, er auf das Gehalt Verzicht leiste, welchen ihm die Statuten zusichern.

† †.

V.

Der Polenprozeß.

Wien, Ende Mai.

Es hat Verwunderung erregt, daß unter den neu ernannten Mitgliedern unserer neuen Akademie kein einziger Pole sich befindet. Wir können nicht glauben, daß der Gelehrtenstand in Galizien auf so schwachen Füßen steht, um nicht wenigstens einen der Repräsentanten an das kaiserliche Institut liefern zu können, unter dessen Mitgliedern sich ohnehin mancher Solitair befindet, der keineswegs vom reinsten Wasser ist. Sie begreifen, daß eine Mißstimmung in unsern höchsten Kreisen gegen eine Provinz herrscht, die auf eine so leichtsinnige und wahr-

Digitized by Google

haft frevelhafte Weise den Bürgerkrieg entzündet hat, allein, warum will man es dem Gelehrtenstande entgelten lassen, was der Adel verbrochen? Die Wissenschaft mit ihren feindlichen Eroberungen war stets ein Mittel zur Versöhnung und Verbrüderung selbst feindlicher Nationalität, warum will man es bei einer so eclatanten Gelegenheit bei Seite liegen lassen und gerade durch das Uebergehen einer ganzen ohnehin gereizten Provinz neuen Stoff zur Erbitterung liefern.

Was den großen „Polenprozeß" betrifft, um mich eines Berliner Ausdrucks zu bedienen, so ist das Urtheil über eine Menge Betheiligter in erster und zweiter Instanz bereits erledigt. Das Leben Vieler ist verwirkt, doch steht man in der höchsten Instanz an, das Urtheil zu bestätigen, nicht als ob das Gesetz irgend einen Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Strafverfügungen übrig lasse. Es ist die historische und tiefmenschliche Theilnahme an dem Schicksale, an dem Unglücke einer großen Nation wohl zu scheiden von der Strafbarkeit wirklichen Frevels. Ich selbst gehörte zu denjenigen, die voriges Jahr mit der innigsten Theilnahme ihrer Seele für die Polen sich interessirten, trotzdem mein Verstand den revolutionairen Ausbruch entschieden verdammte. Ich glaubte auch nicht ein Wort von allen den Declamationen und Berichten unserer officiellen und officiösen Zeitungsanklagen, und in der That wimmelten diese auch von Unwahrheiten; sie nahmen einen Theil der Beamten in Schutz, deren Mißbilligung die Regierung seitdem durch Versetzung und Quiescirung selbst ausgesprochen hat. Sie mischten mit der Ungeschicklichkeit aller Augenminner so viel Lüge unter die Wahrheit, daß man von letzteren auch nicht ein Korn glaubte! Und doch haben wir zu unserm Entsetzen uns überzeugen müssen, daß jene mährchenartig klingende Erzählung von beabsichtigten Vergiftungen, von Dolch und Meuchelmord gegen die deutschen Beamten nur allzu gegründet sind. Es ist fürchterlich, daß eine Nation voll Hochherzigkeit zu den Mitteln und Gräuelthaten von Bartholomäusnächten und Sicilianischen Vesper greift, in der Mitte eines Jahrhunderts, welches über das Prinzip: der Zweck heiligt die Mittel, längst den Stab gebrochen hat. Mit Gift und Dolch haben selbst die Schreckensmänner der französischen Revolution, hat selbst ein Marat nicht gekämpft. Und doch ist diese Anschuldigung nicht etwa ein Hirngespinnst oder die Erfindung augendienerischer Untersuchungsrichter, sondern Hunderte und abermals Hunderte aus Galizien mittlerweile heimgekehrte Deutsche bestätigen die Thatsache, und es ist bezeichnend, daß selbst in Mitte der deutschen und ungarischen Aristokratie, die mit dem polnischen Adel vielfach verschwägert ist, nur eine Stimme der Verhorreszirung gegen die polnischen Verschwörer existirt. Gott verhüte es, daß uns in dieser Angelegenheit auch nur ein Wort entschlüpfe, was den strengen Arm des Richters gegen die unglücklichen Verbrecher bewaffne und unterstützte; in solchen Augenblicken schätzt sich Jedermann glücklich, den nicht das Schicksal die Verantwortlichkeit eines Richters oder eines Staatslenkers auferlegt hat. Das Einzige, was wir der Regierung rathen dürften, was wir zur Ehre Oesterreichs fordern müssen, ist, daß sie die Actenstücke des Processes *veröffentliche*; in einer so außerordentlichen, in einer so historischen Angelegenheit, wäre ihr hartnäckiges Beharren auf Heimlichkeit ein Vergehen gegen den Staat, ein Vergehen gegen die Ehre der Dynastie. Denn wie auch das Urtheil fallen möge, immer wird die Leidenschaft, ja die Humanität, die

Digitized by Google

stets den unterdrückten Völkern zur Seite steht, dies Urtheil verdächtigen, so lange es nicht vor dem Richterstuhle der Oeffentlichkeit durch Actenstücke motivirt wird. Läßt sie dem Gesetze vollen Lauf, so werden alle französische und englische Blätter den Urtheilsspruch verdächtigen und über Justizmord schreien, und man weiß, welches Echo dieses auch in Deutschland, ja in der Mitte Oesterreichs findet. Wird sie Gnade walten lassen, so wird alle Welt annehmen, es sei ein großer Theil der Anklage gar nicht begründet gewesen. Volle Oeffentlichkeit ist der einzige Ausweg, dann wird die Strenge erklärt und die Gnade als Gnade gewürdigt werden, wie bei der schönen Amnestie in Mailand. Nur bei Oeffentlichkeit kann sie verurtheilen, kann sie begnadigen, und wir erwarten, wir hoffen, wir bitten, daß sie Letzteres thue. Allerdings sind unter den Angeklagten viele Männer, die bereits zweimal amnestirt worden sind, aber das ist ja das schöne und höchste Vorrecht des Monarchen, daß er seine Gnade unerschöpflich walten lassen kann. Man übergebe der Welt die entschiedenen Beweise des Verbrechens zur Beurtheilung hin, man zeige, daß jeder andere Staat in gleichem Falle gleich, wenn nicht noch strenger gerichtet hätte. Man richte — aber Oesterreichs Monarch zeige, daß Milde in der That die Devise seiner Regierung sei — er begnadige zum dritten Male und erndte den Dank der Mitwelt und den schönen Kranz, mit dem die Geschichte seinen Namen schmücken wird.

⊙.

VI.

Aus Wien.

I.

Die Akademie und ihre Ueberraschung. — Selbstzweck und Regierungszwecke. — Zur Geschichte der Wissenschaft in Oesterreich. — Die übergangenen und die ernannten Akademiker. — Partei- und Adelselemente. — Wird die Akademie der Censur unterworfen sein? — Protestanten.

Das Publikum, so wie die gelehrte Welt, wurden beide durch das in der Wiener Zeitung vom 17. Mai veröffentlichte kaiserliche Patent zur Organisirung unsrer neuen Akademie der Wissenschaften gleichmäßig überrascht, das Publicum, weil es bisher immer hörte, es gäbe bedeutende Gelehrtenkräfte im Vaterlande, die in aller Stille lebten und nur nicht verständen sich geltend zu machen, die gelehrte Welt, weil sie selbst viele ihre Collegen zum ersten Mal bei der Aufzählung der neuernannten akademischen Mitglieder nennen hörte. Schon die Einleitungsworte des Patents forderten, mit aller Ehrfurcht vor dem Monarchen sei's gesagt, die Kritik heraus. „Nach dem Beispiele unserer glorreichen Vorfahren, stets geneigt in der Förderung der Wissenschaften und in der Verbreitung gediegener Kenntnisse eines der vorzüglichsten Mittel zum Wohle der bürgerlichen Gesellschaft und zur Erreichung der Zwecke der Regierung zu erkennen und das Streben der Männer, welche sich durch ein erfolgreiches Wirken in dieser Richtung hervorthun, mit unserm Wohlwollen zu ermuntern und zu unterstützen, haben wir die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in unserer Haupt- und Residenzstadt Wien beschlossen." Wir wollen uns nicht dem schmerzlichen Gefühl unterziehen, die Geschichte unserer Verwaltung in den letzten 57 Jahren zu prüfen und die Widersprüche an's Licht zu stellen, welche diese gegenüber diesen

Digitized by Google

Einleitungsworten darbietet. Wer unsre geistigen Zustände auch nur vom Hörensagen kennt, der wird sie von selber finden. Daß die Förderung der Wissenschaften „eins der vorzüglichsten Mittel zum Wohle der bürgerlichen Gesellschaft sind," ist uns in dieser langen Zeit aus so erlauchtem Munde selten gesagt worden, und tausend Beispiele haben uns auf den Gedanken gebracht, daß man in entgegengesetzter Ansicht befangen sei. Allerdings ist der darauf folgende Satz, daß die Förderung der Wissenschaften „eines der vorzüglichsten Mittel zur Erreichung der Zwecke der Regierung" sei, ein charakteristischer Commentar zur Beurtheilung unsrer Geschichte in dem verflossenen Halbjahrhundert. Sobald die Wissenschaft nicht selbst Zweck, sondern nur ein Mittel für die Regierung ist, etwa wie die Polizei, wie die Tabaksregie, wie die Militairconscription u. s. w., so muß auch der Regierung die Gewalt zustehen, sie nach Belieben gänzlich aufzuheben oder in welcher Form es ihr gutdünkt zu organisiren. Diese Ansicht ist eigentlich ein Grundzug der ganzen Geschichte Oesterreichs. Der ritterliche Kaiser Max, Karl VI. und Joseph II. bilden nur glänzende Ausnahmen. Zu allen Zeiten wurden nur einzelne Gelehrte protegirt und in den letzten 50 Jahren hat mit Ausnahme der Medicin und einzelner Zweige der Militairwissenschaft, alle übrige Wissenschaft brach bei uns gelegen.

Gerne wollen wir die neugegründete Akademie als den Anfang zu einer neuen bessern Zeit begrüßen, wir wollen sogar davon absehen, daß die Philosophie in derselben keinen berechtigten Platz gefunden hat, da doch sogar die Akademie der Wissenschaften in Leipzig, die im verflossenen Jahre am Geburtstage Leibnitzens eröffnet wurde, dieselbe ausgeschlossen. Wir wollen es auch nachsehen, daß den schönen Wissenschaften als solchen keine Section in der Akademie gegönnt worden, während doch die Namen Grillparzer, Halm, Pyrker unter den neuen Akademikern figuriren und zwar zum Glücke, denn sie nebst wenigen andern müssen unter den ernannten Vierzigen mit ihrem Glanze die Obscurität so vieler anderer Namen decken. Aber einige Fragen können wir nicht unterdrücken, um so weniger, als es nicht blos unsere eigenen sind, sondern Fragen, die man in den letzten Tagen auf allen Lippen fand. Wie kömmt es, daß bei der geringen Zahl gelehrter Celebritäten in Oesterreich unter den neuen Akademikern gerade einige unserer wenigen glorreichsten Männer fehlen, wo sind in der naturhistorischen Section die beiden medicinischen Celebritäten Rokitansky und Skoda geblieben, wo der Chemiker Meißner, wo der beste österreichische Mathematiker Pezwal? Warum fehlen unter den Philologen der Orientalist Dr. Pfitzmayer und Professor Rosenzweig? Wo ist unter den Historikern Cesare Cantu geblieben? Wer vertritt die griechische und römische Literatur, da man doch dem pompösen Wort „philologische Section" den Vorzug vor der Bezeichnung schöner Literatur gegeben hat! Warum, nachdem man Grillparzer, Halm ꝛc. aufgenommen hat, fehlt der berühmteste unter allen dichterischen Namen des Kaiserstaates, der europäische Manzoni, für den doch wenigstens die seit Jahren geäußerte katholische Stimmung gesprochen hätte, wenn nicht sein weltberühmter Name? Sollte die Caramagnola, die einst die Begeisterung des „jungen Italiens" erregte, Schuld daran haben? Hat doch sogar Preußen, das Uhland (seiner Freiheitslieder wegen?) den Orden pour le mérite nicht sandte, ihn dem

Digitized by Google

in beschaulicher Zurückgezogenheit lebenden Dichter der promessi sposi zugeschickt! Vergessen wir das politische Renegatenthum Zedlitz', als Dichter hätte ihm der Vorrang vor Halm gebührt. Wie kömmt dagegen Herr Beda Weber unter die Propheten? Wie Herr Joseph Arneth, der nichts als eine compilirte österreichische Staatengeschichte geschrieben hat, die sogar von den österreichischen Schulen bald nach ihrem Erscheinen wieder verbannt wurde! Und Herr Louis Auer, dessen ganze literarische Thätigkeit in der Herausgabe einer französischen Grammatik besteht; er ist ein sehr geschickter Buchdrucker und als solcher der Staatsdruckerei, welche die Arbeiten der Akademie ediren wird, vorgesetzt, und da wäre es, wenn schon ein Mann, der nicht dem Gelehrtenstande als Beruf angehört, gewählt hätte werden sollen, wahrlich geziemender gewesen, Baron Kübek statt eines Untergebenen zum Akademiker zu ernennen, da er das großartige Institut der Staatsdruckerei, welches auf dem Continent nicht seines Gleichen hat, in's Leben rief! — Wer kennt ferner den Namen des Herrn Jodok Stültz, „k. k. Historiographen"? Wir haben gemeint, Herr Hofrath Dr. Hurter führe diesen Titel? Und warum blieb er ausgeschlossen, wir sollten denken entweder, oder — Wahrlich, wir sind die Letzten, die gegen die Regierung einen Tadel darüber erheben möchten, weil sie nicht Parteimänner wie Hurter und Zedlitz in die Akademie brachte, wir können es nur mit vollem Lob anerkennen, daß sie derlei Elemente, die gleich von vorn herein die Akademie bei einem großen Theil des Publicums, namentlich aber dem Auslande gegenüber, in ein falsches Licht stellen würde, fern hielt — wir wollen es mit gleicher Bereitwilligkeit anerkennen, daß sie dem hochadeligen Element, das sich doch allenthalben bei uns so breit macht, keine parteiliche Bevorzugung im Schooße des neuen wissenschaftlichen Instituts zuwendete, um so auffallender aber sind die Ausnahmen. Welches ist das Verdienst des Grafen Emil Dessewffy, wenn nicht das, daß er ein conservatives Blatt in ungarischer Sprache redigirt? Welches ist das Verdienst des Grafen Joseph Teleky, des Conte Cittadella-Vigordarzere? Beide sind als Grafen geboren und — Präsidenten ihrer Landesakademien, jener in Siebenbürgen, dieser in Venedig *).

*) So weit wie sich aus der Ferne beurtheilen läßt, scheinen uns die Vorwürfe in Bezug auf Manzoni, Cesare Cantu und auch in Bezug auf Graf Teleky ungerecht. Die Regierung befand sich offenbar in einem Dilemma. Unmöglich konnte sie in einer Akademie, die in einer deutschen Großstadt, in der Residenz eines zumeist deutschen Staates, eines deutschen Monarchen ihren Sitz hat, den nicht deutschen Elementen das Uebergewicht lassen und in den Sitzungen eine babylonische Sprachverwirrung eintreißen lassen. Wie sollte sich der Italiener mit dem Deutschen, der Pole mit dem Magyaren verständigen? Und doch hat die kaiserliche Akademie auch Verpflichtungen dem Gesammtstaate und seinen nicht deutschen Theilen gegenüber zu lösen. Indem wir nun die Liste der neu ernannten Akademiker überlesen, glauben wir den Ausweg zu errathen, den die Regierung ergriffen hat; sie hat mit sehr geringen Ausnahmen durchweg lauter deutsche oder doch wenigstens deutsch sprechende und schreibende Gelehrte ernannt und hat die Wissenschaft der nicht deutschen Staatstheile dadurch zu vertreten gesucht, daß sie die Präsidenten der Mailändischen, Venetianischen und Siebenbürgischen Landesakademie zu Mitgliedern ernannte. In der That finden wir außer diesen dreien nur noch vier Namen von Nichtdeutschen, und unter diesen ist der europäische Adrian Balbi; die drei und dreißig übrigen sind sämmtlich deutsche Gelehrte, zu denen wir die Böhmen, Schaffarik und Palacky, zumal Letzteren wohl mit Recht zählen dürfen. D. Red.

Digitized by Google

Wir wollen uns in keine Kritik der 40 Individualitäten einlassen; gewiß ist es, daß die Hälfte nicht geeignet ist, eine Akademie zu repräsentiren und wir glauben, daß der retardirende aber geistreiche Fürst M., wiewohl der wissenschaftlichen Section des Ordens pour le mérité angehörend, nur deswegen die zehnjährigen Bemühungen des Herrn von Hammer zu paralisiren suchte, damit Oesterreich sich kein solennes Armuthszeugniß selbst schreiben müsse. Freilich könnten wir fragen, warum aber hat Oesterreich keine großen Männer der Wissenschaft? Warum sind Palacky, Schaffarik, Hammer, Unger, Hyrtl, Endlicher und einige Andere nur Ausnahmsfälle? Weil, wenn ihn ein Zufall nicht mit einigem Vermögen begünstigte, Niemand in Oesterreich sich der Wissenschaft ausschließlich und um ihrer selbst Willen zu widmen wagen durfte, und auch jetzt nicht, denn nur die Präsidenten und Secretäre, zu denen gewiß nur solche gewählt werden, die an Jahren vorgerückt und schon eine sichere Stellung im Leben haben, sind besoldet, während die Akademiker unbesoldet sind und nur Honorare für ihre Arbeiten beziehen werden, die vielleicht besser ausfallen, als sie ein anständiger Buchhändler gewährt — das ist Alles. —

Doch von dieser materiellen Seite ab, wenden wir uns einer geistigen und wichtigsten Frage zu: Werden die Arbeiten der Akademiker der Censur unterworfen sein? Wir haben das Edict auf- und abgelesen, da ist keinerlei Andeutung darüber, und wir erwarten, daß die Akademie in Wien nicht hinter der in Petersburg zurückstehen werde, wo die Akademiker sich selbst maßgebend und keinerlei Censur unterworfen sind. Die 40 Akademiker werden nächstens zusammentreten und ihre Wahl (um die Zahl 48 zu ergänzen) vornehmen, und auch ihre inländische und ausländische Ehrenmitglieder ernennen, ebenfalls 48. Wir wollen hoffen, daß die Akademie solche wählt, die ihr wahren Glanz und innerste Förderung bringen. Seltsam ist es, daß der erste Akt der Akademie es sein wird, einem ihrer kaum ernannten Mitglieder dem Philologen und klassisch-literaturkundigen Wenrich, der am Tage der Publication beerdigt wurde, eine Leichenrede zu halten. Vor seinem Tode brachte man ihm die Nachricht der Ernennung, und so durfte dieser gottesfürchtige Mann, er lehrte am Seminarium der hiesigen Protestanten, noch sterbend in das gelobte Land der Akademie schauen; er ist neben Palacky das einzige protestantische Exemplar in der akademischen Gemeinde.

0—0

2.

Lenau's Ankunft. — Giese, Wiese, Liese oder die unfruchtbare Jagd. — Schriften über Oesterreich. — Wunderbarer Druckfehler.

Nicolaus Lenau ist hier angekommen und befindet sich bereits in der trefflichen Anstalt des Dr. Göbens in Döbling, sein Zustand ist ein sehr apatischer, seine Worte, wiewohl ruhig gesprochen, sind unartikulirte Laute, nur zuweilen verständlich, dann aber auch verständig. Anastasius Grün kam eigens von Grätz, um den unglücklichen Freund zu begrüßen, auch haben die ihm herzlich befreun-

Digitized by Google

deten Bauernfeld, Frankel, Deſſauer ihn beſucht und ſind im tiefſten Schmerze über ſo fürchterliche menſchliche Ruine von ihm geſchieden*)

Dieſe Woche erging an alle Buchhändler ein Circular, daß der Verlag von Gieſe in Hamburg verboten ſei, indem man wiſſe, daß keine ſolche Firma exiſtire und Gieſe nur die Maske Hoffmann's und Campe ſei. Wir finden eine ſolche Maßregel — abgeſehen von aller Ungerechtigkeit des Prinzips, daß im Verbote eines ganzen Verlags liegt — ſelbſt nach dem Regierungszweck zu tadeln, weil ſie komiſch und lächerlich wirkt. In der That wird durch eine ſolche Jagd auf alle Masken einer verbotenen Firma nichts erreicht, als Mühe und leeres Nachſehen. Heute verfolgt man Hoffmann und Campe als Gieſe, morgen wird er ſich Lieſe nennen, und es werden abermals Monate verſtreichen, ehe man die Maske entdeckt; verbietet man nun hinterher die Lieſe, ſo erſcheint plötzlich eine Firma Wieſe und ſo geht die Jagd in's Unendliche, während doch mittlerweile der Gejagte ſeinen Zweck erreicht hat, indem er lange vor dem Verbot ſeinen Artikel abſetzte. Wir ſollten denken, es genügt theoretiſch und praktiſch an dem Verbote des einzelnen Buches, und die Verlagshandlungen in ihrer Ganzheit ſeien beſſer aus dem Spiel zu laſſen, man würde dadurch nicht nur den Schein des Rechtes retten, ſondern auch viel Papier und Dinte, die jetzt nutzlos verſchrieben werden.

Unter den jüngſten Schriften über Oeſterreich erwirbt ſich ein in Stuttgart im Verlage von Grabbe erſchienenes Buch: „Oeſterreich's innere Politik mit Beziehung auf die Verfaſſungsfrage" viel Theilnahme in den bürgerlichen Lehrkreiſen. Die Ariſtokratie iſt nicht gut darauf zu ſprechen, da der Verfaſſer (man bezeichnet Mathias Koch als ſolchen) die meiſten Uebelſtände unſerer Verwaltung dem Adel zuſchreibt, und in dieſer Beziehung bildet das Buch einen vollſtändigen Gegenſatz zu Oeſterreich und ſeine Zukunft. Die Wahrheit mag wohl zwiſchen beiden liegen.

So eben kömmt mir der dritte und vierte Band von (Hormayr's) „Anemonen" zu, die ſo eben erſchienen ſind. Das wird wieder unſere Cenſur in Athem bringen. Ich habe nur erſt flüchtig hineinblicken können; aber ich mußte gleich auf der zweiten Seite des einen Bandes über einen echt Hormayr'ſchen Zug laut auflachen. Es ſteht nämlich da ein Druckfehlerverzeichniß und unter andern wird als Druckfehler (in der Aufzeichnung öſterreichiſcher Dichter) auch folgender angezogen: „Statt Guſtav Schwab muß es heißen: Halm, Bauernfeld, und ſtatt Paſſy lies der vielfach verdiente B. A. Frankl und der kenntniß- und gemüthreiche Freiherr Ernſt von Feuchtersleben." Das wird doch ein Druckfehler. Wunderbarer Kerl von Setzer, der ſtatt dieſer zwei langen Zeilen die Worte Guſtav Schwab las!

*) In einem Privatbriefe ſchreibt man uns: Unſer Freund *** machte die Reiſe auf dem Dampfſchiffe mit ihm, er blieb ruhig in ſeiner Kajüte mit ſeinem Schwager. Am Ufer ſtanden ſeine Freunde und ſeine Schweſter, um ihn zu empfangen, und der arme Lenau erkannte Niemand von ihnen. Die Schweſter weinte bitterlich über ſein ſchlechtes Ausſehen. Dr. Seeburger, Dr. Feuchtersleben und Dr. Romeo Seeligmann ſind ſeine Conſiliarärzte in der Heilanſtalt. D. R.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Plaudereien aus London.

Mai 1847.

Die Saison. — Jenny Lind's Abentheuer. — Bun und Lumley. — Herzog Carl und die Londoner Zeitung. — Graf Montemolin. — Disraeli, John Russel und die Juden. — Manzini und die kleinen Savoyarden. — Die deutschen Besenhändlerinnen und Gouvernanten. — Die Noth in Irland. — Die Damen Kemble und Jameson. — Freiligrath und Bulwer. — Die Kunstausstellung.

Die Saison hat ihren Polar-Sommer begonnen. Da das Ende der diesjährigen Vergnügungen durch die bevorstehende Parlamentswahl und Entbindung der Königin so nahe gerückt ist, beeilt sich Jeder aus dem Freudenbecher zu schöpfen, was ihm solche Eile erlaubt. Doch hat sich mancher über die Verkürzung zu beklagen; denn haben gleich Musik und Theater sich beeilt ihr Scherflein zu liefern, so lassen sich die Jahreszeiten nicht verrücken, und die anhaltende kühle Witterung hat die Erdbeeren, Stachelbeeren, Rosen- und Heufeste um vieles hinausgeschoben. Die letzten acht Tage haben aber fast Wunder gewirkt. Die Parks sind grün, und der Flieder fängt an zu blühen. Die Drawing-rooms haben begonnen und der ganze Garten schöner Mädchen, der in diesem Mai seine Netze auswerfen will, zeigt sich auf allen Wegen und Stegen in den schönsten Morgen- und Abend-Toiletten.

Doch hat keine derselben einen so schnellen Sieg davon getragen als die nordische Nachtigall Jenny Lind. Veni, vidi, vinci heißt es bei ihr in jedem Sinne; denn nicht allein ist ganz London auf den Beinen sie zu hören und zu sehen; nicht allein ist Lumley genöthigt, kann man sagen, doppelte Preise zu fordern, um nur einigermaßen gewählte Gesellschaft zu haben, und die Polizei verbunden, eine doppelte Wache vor dem Operuhause aufzustellen, wo der Eintritt jetzt mit Lebensgefahr verbunden ist, weil der Enthusiasmus sich nicht scheut, über die Schultern der nicht Hochgewachsenen seinen Eingang zu suchen; sondern auch als Frau ist Jenny Lind ein Tribut dargebracht worden, um den manche schöne Tochter Albions sie beneiden möchte. Lord Burgersh, der Bruder des Earls von Westmoreland,

Digitized by Google

jetzigen Gesandten in Berlin, hat ihr seine Hand angeboten; die Sängerin aber hat ihm in einen sehr artigen Schreiben für seine Güte gedankt, von der Gebrauch zu machen ein früheres Versprechen sie hindere. Diese ihrem armen, unbedeutenden Jugendgeliebten bewahrte Treue hat England in Erstaunen gesetzt. Hier, wo die Klasse der Theatersängerinnen noch auf so niederem Fuße steht und wo nur der Künstlerin, nie der Frau Achtung und Bewunderung gezollt werden kann, ist dies natürlich eine ganz neue Erscheinung, und selbst die Frau Königin ist so entzückt von der liebenswürdigen Schwedin, daß sie ihr mit eigner Hand einen Strauß zugeworfen hat — eine Herablassung, über die die englischen Blätter viel Aufhebens machen. Wie sich aber der Streit zwischen Bun und Lumley entscheiden wird, weiß man noch nicht. Jenny Lind hat Ersterem 2000 Pfund Entschädigungsgelder geboten, die er aber nicht angenommen hat, weil er in diesem Erbieten den sichersten Beweis seines guten Rechtes zu sehen glaubt. Mittlerweile aber geht sein Theater zu Grunde. Niemand besucht Covent Garden seit Jenny Lind hier ist. Und Niemand wäre in die italienische Oper gegangen, hätte Lumley nicht weise sich zu jedem Opfer verstanden, um nur Jenny Lind zu sichern. So mußte einer sinken, das ließ sich nicht ändern, es sei denn, es fände sich eine andere Lind. Käme Meyerbeer, so könnte dieser Bun retten; ob der sich aber in diesem Jahre zu einem Ausflug nach London verstehen wird, soll noch ungewiß sein, und von einem andern Sterne weiß man nichts, denn Lola Montez tanzt ja nicht mehr. Bun und der Herzog Carl von Braunschweig stehen nun in einer Kategorie. So wie Bun seine neue Oper nicht fortführen kann, ohne dem Publikum einen Köder zu liefern, so geht es dem letzteren mit seiner Londoner deutschen Zeitung, der es, seit Sr. Durchlaucht beceigne Memoiren beendet sind, durchaus an interessanten Beiträgen fehlt. Gern hätte es daher der Herzog mit dem Nachlaß von Kombst versucht, wenn er, trotz seines vielgerühmten Muthes, sich doch nicht in London in seinen eigenen vier Pfählen vor dem König von Preußen gefürchtet hätte. Nun begnügt er sich mit einer Herausforderung von Karl Heinzen, nach der Niemand fragt, so wenig wie nach ihm selbst.

Graf Montemolin erregt als neuere Erscheinung etwas mehr Aufmerksamkeit, obgleich sein Aeußeres die Damen weniger ansprechen möchte. Er ist blond, fast röthlich, was für einen Spanier seltsam ist. Er raucht sehr stark und hat daher eine bleiche, fahle Gesichtsfarbe. Er ist nicht groß von Statur und hat nichts Ausgezeichnetes in seinem Aeußern. Doch soll es ihm nicht an Geist fehlen, und wohlunterrichtete Männer versichern, daß er in vielen Fächern zu Hause sei und keine Gelegenheit unbenutzt lasse seine Kenntnisse

Digitized by Google

zu erweitern. Mit seinen Finanzen steht es wohl nicht zum Besten. Er lebt in einem bescheidenen Hause in Mortimer Street, einer gar nicht „respectablen" Straße und hat nur ein sehr kleines Gefolge bei sich, von dem der Herzog von Villa Franka die hauptsächlichste Person ausmacht. Der Prinz ist sehr musikalisch, ein Talent, das er in Frankreich während seiner Gefangenschaft erworben hat, und das man ihm in England aus diesem Grunde hingehen läßt. Er spricht sehr gut Englisch und unterhält sich gern in dieser Sprache, was ihm bei dem Besuche der Museen und gelehrten Gesellschaften sehr zu statten kommt, weil nur wenige englische Savans sich Zeit lassen moderne Sprachen zu erlernen und er somit keine Auskunft über das erlangen könnte, was er in Augenschein zu nehmen beabsichtigt, wenn sie sie nicht in ihrer Muttersprache geben können. Man hat ihn in dieser Woche bei den „Antiquariens" eingeführt, die langweiligste aller englischen Gesellschaften, deren Mitglieder gewöhnlich einschlafen, während die Berichte vorgelesen werden. Die Gegenwart eines spanischen Prinzen wird aber gewiß mehr dazu beigetragen haben, die gelehrten Herrn zu versammeln und wach zu erhalten, als alle Zeichnungen alter Kirchen in der Normandie zusammengenommen. Graf Montemolin hat sich auch zeichnen lassen und „beehrt" die Ausstellung dieses Jahres in Wasserfarbe. Jenny Lind aber wurde heute schon in allen Straßen für zwei Pence ausgeschrieen. Die Grisi, die sehr neidischer Natur sein soll, wird nicht ohne ein Gallenfieber davon kommen, wie man fürchtet. Man tadelt sie bitter, daß sie die schwedische Nachtigall mit so scheelem Auge ansieht, doch geht das ja andern und selbst größeren Talenten nicht besser. Heißt es doch von Mendelsohn und Meyerbeer, daß sie sich wie eine Pest fliehen und kaum den Klang des gegenseitigen Namens ertragen können. So mischt sich immer wieder das Kleine in das Große, damit auf dieser armen Erde nichts ganz Großes bestehe! Von dem Ersteren weiß übrigens das Publikum hier, daß er außer dieser Schwäche auch noch die besitze, göttlich verehrt werden zu wollen (?) und man sinnt daher ordentlich darauf, in welche Form der Ausdruck der Bewunderung zu steigern sei, damit er einem schon ganz verwöhnten Gaumen nicht noch unschmackhaft erscheine. Disraeli soll stolz auf ihn sein und diesen kleinen Nachklang orientalischer Abkunft und Metapherliebe gerne sehen, weil er in diesem Punkte eine angenehme Wahlverwandtschaft entdeckt. Uebrigens aber ist nicht zu leugnen, daß die jetzige Zeit viele Belege zu der in seinem Tankred aufgestellten Bemerkung liefert: „daß das erste Volk der Welt das Israelitische, und nach so vielen Jahrhunderten des Druckes und Elends hegen es noch die Söhne Arabiens, deren Talente und Genius alles über-

Digitized by Google

räge und Europa mit Staunen und Bewunderung erfülle." Herr Disraeli zeigt wenigstens durch dieſe Behauptung, mit welcher enthuſiaſtiſchen Vorliebe er ſeinen jüdiſchen Voreltern zugethan ſei, wenn er gleich als Chriſt einen Sitz im Parlamente gefunden und eine reiche chriſtliche Wittwe geehlicht hat. Sicher iſt es, daß er als Jude kaum wärmer für die Juden hätte ſprechen können, als wie er es als Chriſt gethan hat. Das iſt doch chriſtlich! — Uebrigens haben die Juden in letzter Zeit eine viel beſſere Stellung in London erhalten und dürfen mit Recht auf größere Vorrechte hoffen, ſeit England einen Miniſter erhalten hat, den ſie gewiſſermaßen dazu gemacht haben. Lord John Ruſſel wäre nie von der Stadt London gewählt worden, hätten die Juden es ſich nicht 20,000 Pfund koſten laſſen. Mit bloßen Titeln bezahlt ſich ein ſolcher Dienſt nicht. — Es ſind übrigens im Ganzen nur 60,000 Juden in ganz England. Dieſe ſtehen in vielem Bezug bedeutend hinter ihren deutſchen Brüdern zurück, weil es ihnen an Gelegenheit fehlte, eine gute Erziehung oder nur irgend eine Erziehung zu erhalten. Für das Erſtere iſt durch die Gründung der Univerſität London geſorgt, die keine Religion ausſchließt; und das Letztere hoffen ſie jetzt zu erlangen, wo das Thema einer National-Erziehung nach liberalen Grundſätzen behandelt wird. Es wäre wirklich zu wünſchen, daß man im freien England einmal in dieſem Punkte ein wenig großherzig dächte. So viele Klaſſen der Geſellſchaft ſind auf die jetzige Art, wo die „hohe Kirche" den Glauben an die Stirne jedes Schülers geſchrieben haben will, jedes Mittels der Erziehung beraubt oder auf Barmherzigkeit angewieſen. Da findet es ſich denn, daß gar zu viele keinen mitleidigen Fürſprecher finden und verwahrloſt aufwachſen.

Die Juden in St. Giles — dem berüchtigſten Stadttheil London's — haben gewiß außer Sonne, Mond und grünen Bäumen ſehr oft kein ABC geſehen. Die kleinen Savoyarden ſind nicht beſſer daran. Manzini, dieſer enthuſiaſtiſche Patriot, und zweiter Cato, wenn auch in anderem Sinne, lebt nur für die Erziehung dieſer armen Knaben, die jung nach England geſandt werden, wo ſie, wie ihre Eltern glauben, das Gold auf der Straße finden, und die dann jämmerlich betteln gehen müſſen, Kälte leiden, Hunger und Elend, und auch nicht einmal in die Heimath zurückkehren können, weil ihnen das Geld zur Ueberfahrt fehlt. In jeder Straße ſieht man dieſe Knaben, entweder mit einer Orgel, oder mit einem Affen, Meerſchweinchen und dergleichen Dinge, die ſie miethen und für die ſie dem Eigenthümer täglich eine gewiſſe Summe entrichten müſſen. Ohne Lager, ohne Obdach, und manchen Tag ohne ein Stück Brod, ſind ſie immer vergnügt, und aus ihren ſchmutzi-

Digitized by Google

gen Gesicht lachen gutmüthig ein Paar freundliche Augen hervor, während sie aus ihren Lumpen die bittende Hand dem Vorübergehenden entgegenstrecken. Diesen Frohsinn theilen mit ihnen die deutschen Besenhändlerinnen, — diese armen Rheinländerinnen mit ihren hölzernen Quasten, die ebenfalls hierher kommen, Gold regnen zu sehen; aber eine dritte Classe von Leidensgefährten, deren Zahl sich täglich mehrend bald jede andere überschreiten wird, sind die deutschen Gouvernanten, deren fehlgeschlagene Hoffnung sich jedem ihrer Züge mit unverkennbarem Stempel aufdrückt, und die doch lieber Jugend und Gesundheit der falschen Scham opfern, als eingestehen wollen, daß sie sich getäuscht haben, daß in England keine Berge Goldes für solche zu haben sind, die nicht ein gleiches Gewicht von Kenntnissen in die andere Waagschale legen können. Und ist das unbillig? — Der Engländer kennt den Werth des Geldes zu wohl, um es für Nichts hinzugeben. Und wirklich erscheint hier eine Fluth der traurigsten Geschöpfe, die nicht einmal ihre Muttersprache reden können, und suchen Anstellung und hohen Gewinn. Manche derselben fanden bis jetzt noch in Irland ein Unterkommen, weil man dort schon eher vorlieb nehmen muß und auch weniger mit dem Continent in Berührung kommt, und daher die deutsche Sprache, die sie reden, nicht beurtheilen kann. Jetzt aber hat dort Hungersnoth so viele Familien gezwungen, sich einzuschränken und von Lehrern und Dienern nur das Allernothwendigste zu behalten, so daß außer einer neuen Einfuhr von Deutschland nun auch noch alle von Irland Zurückkehrenden ein Unterkommen suchen. Hört man nun, daß Director Julien jetzt in Dublin ist und Pischek in seinem Gefolge ungefähr 20 Pfund den Abend verdient, so sollte man kaum glauben, daß täglich eine gewisse Zahl Menschen dort Hungers sterben und dennoch die Theater gefüllt sind; — doch ist es so! Und was trauriger ist, und weniger für die Menschheit sagt und weniger Hoffnung einer Abhülfe läßt, ist, daß Graf Strelecky, der berühmte Reisende und Geograph, der aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten nach Irland gegangen ist, um nachzusehen, was sich thun lasse, berichtet: was von hier eingesandt werde, komme den Hungernden weniger zu Gute, als daß es diejenigen bereichere, durch deren Hände es gehe. Was läßt sich da noch thun? Indessen haben die armen Irländer ihren Weg nach Liverpool gefunden und dahin das Typhus Fieber gebracht und von da nach London. Hier aber, wo der Preis der Lebensmittel täglich steigt und die Noth unter den Armen auch sehr groß sein soll, merkt man in den mittleren und höheren Klassen gleichfalls nichts von einem solchen Stand der Dinge. Ja hätte die Königin nicht befohlen, daß Jeder in ihrem Haushalte nur täglich ein Pfund Brod essen solle und das

Digitized by Google

noch von dem ersten besten; so hätte man an der Wahrheit dessen zweifeln mögen, was die Blätter des Tages sagen. Die Kunst, die sonst so oft nach Brod gehen muß, leidet diesmal wenigstens nicht Hunger. Kein Künstler klagt, daß ihm etwas abgezogen sei. Und nimmt gleich Jenny Lind viel in Anspruch, so erhält doch Mrs. Butler, frühere Fanny Kemble — noch 20 Pfund für den Abend am Prinzeß-Theater. Ihr Talent allein wird aber nicht hinreichen, die kleine Bühne zu heben, so lange alle ihre Mitspieler so weit unter ihr stehen und sie verhindern ein Ganzes zu liefern. Ihr neues Buch „A year of consolation" wird viel gelesen, obgleich jeder sich durch den Titel getäuscht findet. „Dies Jahr des Trostes" besteht aus einem Reisejournal in Italien, worin sie dann und wann einen Rückblick auf Amerika wirft und ihres Mannes und ihrer Kinder gedenkt, von denen sie ganz getrennt zu sein scheint. Sie scheint ein Schicksal mit ihrer Freundin, Mrs. Jameson, zu theilen. Beide gingen mit dem Manne ihrer Wahl nach Amerika und beide wurden nach Europa zurückgesandt, um zu ihrem früheren Beruf zurückzukehren — die eine zu der Feder, die andere zu der Bühne. Sollte dies das Schicksal emanzipirter Frauen sein, so bereiten die Verfechter derselben ihnen wahrlich ein selbstständiges, aber sehr einsames, liebearmes und liebeleeres Alter. Sie mögen das bedenken! Der eiserne Wille nutzt dem Mann Thaten zu vollbringen und ihn über die Klippen des Lebens hinwegzuführen; die engere Sphäre der Frauen aber bedarf keines so starken Elementes, und ist dies einmal hervorgerufen und da, dann ist der häusliche Kreis ein zu kleiner Schauplatz für dasselbe, und zwei Herrscher haben selten in einem Reiche lange und glücklich regiert. — Was „la jeune Angleterre" über diesen Punkt denkt, weiß ich übrigens nicht zu sagen. Der „Whittington Club" läßt Damen zu, — das ist gewiß, aber weder Milus noch Freiligrath haben sich in ihren Gedichten über diesen Punkt ausgelassen. Gewiß ist es, daß die Flugschrift der Fräulein von Haga, (der Stieftochter von Adam Müller) betitelt „les femmes celibataires," die sie verschiedenen freisinnigen Herren zugesandt hat, durchaus keinen Beifall findet. Freiligrath soll übrigens ziemlich viel Mühe haben, seine Frau vom Emanzipiren abzuhalten. Die Verhältnisse sind auch keineswegs angenehm und gewiß sehr unter beider Erwartung. Das Angenehmste was ihm noch wiederfahren, ist wohl eine Einladung von Sir Lytton Bulwer zu ihm nach seinem Landsitz zu kommen, und dort bei ihm zu weilen, so lange er einer Freistatt bedürfe. Bulwer hat jetzt eine Tochter erwachsen, die er an die Spitze seines Hauses gestellt hat und die in diesem Jahre in die Welt treten wird. Vielleicht wird er nun allen Lästerzungen Schweigen gebieten und gebieten

Digitized by Google

können, wenigstens steht es zu hoffen. Sein letztes Buch, „Lucretia“, hat dem Publikum durchaus mißfallen. Uebrigens aber denkt für den Augenblick Niemand an Literatur. Die Vergnügungen des Tages und die staatlichen Angelegenheiten nehmen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Ausstellungen sind seit dem ersten Mai geöffnet und wie gewöhnlich von einer zahlreichen Menge besucht. Es findet sich außer einigen vortrefflichen Bildern der ersten Meister Englands, ein Bild von F. Biard dort, das vielleicht alles übertreffen möchte. Es stellt die Befreiung der Sklaven auf einem Schiffe vor, das durch ein französisches Kriegesschiff genommen worden. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo der französische Capitän das Verdeck betritt. Dieser bildet daher eine Hauptfigur im Vordergrund. Ihm zur Seite steigen aus dem Unterdecke die befreieten Sklaven hervor und die Gefühle derselben — des Hasses, der Freude, der Verzweiflung — sind mit einer Wahrheit dargestellt, die ergreifend ist. Man kann sich kaum satt sehen an diesem Bilde, auf dem jeder Kopf ein Studium und eine ganze Geschichte ist. Der Künstler, der das verfertigen konnte, mußte zugleich Philosoph und Menschenkenner sein; denn ohne ein tiefes Studium der Natur und des Gemüthslebens, war das nicht zu bewerkstelligen. Ein solches Bild ist eine doppelte Freude in England, wo man so arm an Darstellung von Seelenzuständen ist. Nachahmung der Natur, — Hunde, Pferde, Katzen und auch Menschenköpfe — ist die Stärke englischer Maler, und wieder findet man vortreffliche Sachen von Landseer, Stanfield und Lee. Von ersterem ist ein Bild dort, Van Hambugh, wie er die Löwen in ihrem Käfig zähmt, darstellend, das wunderbar schön gemalt ist. Er hat es auf Bestellung des Herzogs von Wellington gefertigt, dessen Geschmack ein solcher Gegenstand entspricht. Turner hat diesmal nur ein Bild geliefert — sein letztes, wie es heißt, das den „Hew of huntred tights“, in rothen und gelben Wolken reitend, darstellt. Es ist eine wunderbare Farbenpracht, die glücklicher Weise keine Nachahmer findet. Ein sehr mißlungener Versuch eines historischen Bildes, sind drei Scenen aus dem Leben der Jungfrau von Orleans, von A. Cooper, das größte Bild in der ganzen Ausstellung, das im ersten Zimmer eine Wand einnimmt. Er hat die Jungfrau als ein männlich starkes, kolossales, nerviges, schwarzgebrauntes Mädchen dargestellt. Auf dem ersten Bilde findet sie das Schwert, das sie mit einer Faust ergreift, die gleich vor jeder idealischen Idee zurückbeben macht. Auf dem zweiten Bilde findet man sie zu Pferde inmitten der Schlacht, mordend und von der schrecklichsten Mordscene umgeben. Auf dem dritten Bilde steht sie auf dem Scheiterhaufen, der schon unter ihr angezündet ist, und blickt mit

Digitized by Google

düſterer Miene zum Himmel auf, von dem ſie in angſtvoller Erwartung noch Rettung zu hoffen ſcheint. Das Ganze erregt mehr widrige als angenehme Gefühle und Niemand ſchien mit Vergnügen vor dem Bilde zu weilen. Eine große Anzahl Porträts füllen wieder die Räume wie gewöhnlich. Den Reſt füllen Thiere und Landſchaften aus, was dem Nationalgeſchmack am beſten zuſagt. Wie viel es darauf ankomme, zeigt das Beiſpiel eines „fils prodigue“, der wegen ſeiner Heirath vom Vater enterbt, ſich auf ſein einziges Talent, ein bischen Malen, angewieſen ſah, und durch das Zeichnen von Kutſchen, wie ſie ſonſt gebräuchlich waren, Frau und Kinder anſtändig erhält. Er bekommt 15 L. für das Stück, und kann kaum ſo viele anfertigen als beſtellt werden. Um einigen Wechſel in die Ausführung zu bringen, ſtellte er die Kutſche bald im Schnee, bald im Regen, bald umgeworfen, bald am Abgrunde haltend, dar. Würde dies einem andern Volke genügen?

Eine Merkwürdigkeit der Saiſon ſind auch zwei Glas-Candelaber des Paſcha's von Egypten, die zu ſehen ſind. Sie ſind je 17 Fuß hoch und von coloſſaler Proportion. Der Unternehmer hat ſelbſt 1000 L. für das Stück gezahlt, obwohl ihm vom Paſcha nur 1500 für Beide zugeſtanden worden ſind. Er kümmert ſich aber nicht um den Verluſt, ſo lange das Publikum dadurch angelockt wird.

Amely.

Digitized by Google

Deutsche Literaturgeschichte in neuester Zeit.

Sie haben, verehrter Freund, einen Bericht über die Behandlung der deutschen Literaturgeschichte in neuerer Zeit für diejenigen Leser Ihrer Zeitschrift gewünscht, welche das, wovon sie zeither gehört und gelesen haben, sich in einer gedrängten Uebersicht zu vergegenwärtigen wünschen. Vielleicht war es übereilt, daß ich Ihrem Wunsche nachzukommen versprach, nicht als ob mir der Stoff fremd wäre, sondern deshalb, weil eine genügende Verarbeitung des erfaßten Stoffes in so gedrängter Form schwierig ist. Doch ich will lieber meine eigenen Bedenken beseitigen, als mich der Wortbrüchigkeit Ihnen gegenüber schuldig machen.

Als ich vor länger als 20 Jahren auf einem sächsischen Gymnasium war, da wurde in den Unterrichtsstunden vorzugsweise Griechisch und Latein getrieben. Zwar waren die Lehrer keine Pedanten und hielten auch etwas auf deutsche Aufsätze und regten zur deutschen Lectüre an, aber an einen systematischen Unterricht in der deutschen Literatur war nicht zu denken. Um Geschichte und Kritik unserer Literatur kümmerten wir uns wenig; dazu waren wir in der That zu naiv. Desto mehr aber lasen wir die Klassiker selber und erbauten uns an ihnen, und nicht nur Lessing, Herder, Goethe und Schiller wurden fleißig getrieben, sondern auch Klopstock und die Göttinger, Hippel und Jean Paul, so wie die Romantiker hatten ihre einzelnen Verehrer. Eine solche Naivetät war damals in der ganzen politischen und literarischen Atmosphäre unsers Vaterlandes eine häufig zu bemerkende Erscheinung. Um die öffentlichen Angelegenheiten kümmerte man sich so wenig, daß von einem politischen Leben nicht die Rede sein konnte. Aber auch ein frisches literarisches Leben war nicht vorhanden, da in Folge der allgemeinen Ermattung nicht viele bedeutende und wirksame poetische Producte zu Tage gefördert wurden. Nur unter solchen Verhältnissen konnte der Weißenfelser

Digitized by Google

Advocat Müllner als kritischer Dictator Bedeutung und die z. B. in Dresden im Liederkreise gepflegte gehaltlose Schönthuerei eine Art von Anerkennung erlangen. Doch dies ist nur die Entartung jener Naivetät, welche damals bei alten wie bei jungen Leuten vielfach wahrgenommen wurde. Die Besseren unter ihnen hielten unbethört und ungestört durch solches verkehrtes Treiben an der frühern geistigen Errungenschaft fest und bildeten daran ihren Geschmack und ihren Geist zur Theilnahme an den Kämpfen der folgenden bewegten Zeit. Das dadurch immer allgemeiner verbreitete Verständniß der großen Dichter unserer bereits vollendeten literarischen Glanzperiode, so wie die seit J. Grimm's Hervortreten im Stillen immer reicher entwickelte Blüthe der altdeutschen Philologie, bereitete demnach zu einer allseitigen und zusammenhängenden wahrhaft historischen Betrachtung unserer Literatur vor, welche mit glücklichem Erfolge versucht und mit entschiedenem Beifalle aufgenommen werden mußte, sobald sich in den durch Börne, Heine und W. Menzel vorbereiteten und seit dem Jahre 1830 entschiedener wirksamen Bewegungen im politischen und literarischen Leben Deutschlands das Bewußtsein gebildet hatte, daß nun eine Cultur- und Literaturepoche zum Abschluß gekommen sei. Es war bekanntlich Gervinus, der zuerst eine wirkliche Geschichte der deutschen Nationalliteratur schrieb; mit ihm beginnt also die Geschichtschreibung der deutschen Literatur.

Sehen wir uns aber, ehe wir dieses so bedeutende Ereigniß unserer Geschichtschreibung mit den dazu vorbereitenden Momenten und in seinen Erfolgen genauer betrachten, nach dem um, was schon vorher im Einzelnen wie im Ganzen für Literaturgeschichte geleistet worden war. Für die ältere Zeit unserer Literatur beginnt seit Bodmer einige Theilnahme zu erwachen. Wie gering diese noch war, zeigt am besten das herbe Urtheil, mit dem der große Friedrich das von Christoph Heinrich Müller herausgegebene Nibelungenlied zurückwies: „dies Buch sei keinen Schuß Pulver werth und er würde es, wenn es in seiner Bibliothek wäre, herausschmeißen," ein Urtheil, welches damals keinen Anstoß fand. Erst die Romantiker erschlossen den Sinn ihrer Landsleute für die mittelalterliche Poesie, doch mehr ästhetisch als historisch. Die ächt historische Auffassung entwickelte sich dagegen erst durch die grammatischen und historischen Arbeiten der Gebrüder Grimm, Benecke's, Uhland's, Lachmann's, Schneller's, Graff's und anderer Philologen, die zum Theil noch jetzt mit jüngern Studiengenossen, wie Haupt, Wackernagel, Simrock und andern auf diesem Gebiete rühmlichst fortarbeiten. Was bis zum Jahre 1830 auf diesem Gebiete gewonnen worden war, suchte Rosenkranz in seiner Geschichte

Digitized by Google

der Poeſie des Mittelalters in einer geiſtreichen Ueberſicht zuſammenzuſtellen und vom Standtpunkt der Hegel'ſchen Philoſophie zu erläutern. Dies Buch war damals Vielen zur Orientirung willkommen, mußte jedoch durch die bald folgenden Arbeiten verdrängt werden. — In der neuern Literatur dagegen betheiligten ſich die producirenden Meiſter ſelbſt vielfach, jedoch nur im Einzelnen an der hiſtoriſch-kritiſchen Betrachtung der deutſchen Poeſie. Was Leſſing, Herder, Goethe und Schiller dafür geleiſtet haben, iſt freilich ſchon ſo tief in das Bewußtſein der Zeit gedrungen, daß man kaum mehr recht zu entſcheiden vermag, was die Literaturgeſchichte ihnen verdankt. Etwas anders geſtaltete es ſich in dieſer Beziehung mit den Beſtrebungen der Romantiker. Die große Befähigung der Koryphäen dieſer Schule zur äſthetiſchen Literaturbetrachtung, die nicht geringe Prätenſion, mit der ſie auch ihrer eigenthümlichen Production Geltung verſchaffen wollten und endlich, ein allerdings nur dunkles Gefühl, daß ſie trotz vielfacher und zum Theil ſehr begründeter Anerkennung dennoch mit ihrer ganzen Art hinter der Energie und Fülle der zeitherigen Literaturentwickelung zurückbleiben würden — alles dies drängte ſie zu einer umfaſſendern Betrachtung der Literatur überhaupt und insbeſondere der deutſchen Literatur. Was in dieſer Beziehung die Gebrüder Schlegel und Tieck geleiſtet haben, war nicht nur für ihre und die nächſtfolgende Zeit bis zu dem Wendepunkt von 1830 von hoher Bedeutung, ſondern es wird größtentheils noch Beachtung finden, ſo lange man ſich überhaupt für deutſche Literatur intereſſiren wird. Hierher gehören beſonders die einzelnen Aufſätze im Athenäum ſeit 1798, in den Charakteriſtiken und Kritiken ſeit 1801, ferner die Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, die Aug. Wilhelm Schlegel 1809, und die Vorträge über die Geſchichte der alten und neuen Literatur, welche ſein Bruder Friedrich 1812 gehalten hat. In den beiden letzten Werken erhalten wir allerdings ein größeres Ganze, aber von einer gründlichen und tiefen Entwickelung unſerer Literatur kann nicht die Rede ſein. Es ſind geiſtvolle Ueberſichten, zum Theil auf einem Gebiete, wo noch alle gründlichen Vorarbeiten fehlten, bei Friedrich Schlegel leider oft getrübt durch die Befangenheit des Standpunktes, den er damals bereits genommen hatte. Es iſt in der That ſchmerzlich zu ſehen, wie ſich die Schärfe ſeines Geiſtes abſtumpft, wie ſich ſeine klare Seele verdunkelt, wenn er Erſcheinungen unſerer Literatur beurtheilen muß, die er auf jenem Standpunkte nicht mehr frei beurtheilen durfte. Er ringt und quält ſich ab in dem Streben, den Forderungen der politiſchen und kirchlichen Anſichten zu genügen, die er ſich aufgedrungen hatte, ohne die Freiheit des Geiſtes aufgeben zu müſſen, und

Digitized by Google

in der That macht sich diese in jugendlicher Kraft oft mehr geltend, als es der Verfasser selber wollte und dachte. Trotz alledem ist aber darin ein ungemein reicher Inhalt und in der schönsten Form eines klaren und keuschen Styls, der unserer Zeit, trotz der allgemein verbreiteten Gewandtheit und Eleganz des Ausdrucks doch so ziemlich fremd geworden ist. Endlich sind noch die spätern dramaturgischen Aufsätze von L. Tieck hierher zu rechnen.

Auf solche Lectüre wurden wir bei der eifrigen Beschäftigung mit unsern Klassikern damals hingeführt, als wir zur Universität heranreiften und dadurch wurde wohl auch in dem Einen und Andern der Wunsch erweckt, die Entwickelung der Literatur, an der er sich in beseligender Naivetät erbaute, im Zusammenhange kritisch zu betrachten. Doch waren wir in der Beziehung noch sehr bescheiden und leicht zu befriedigen. Da nahm man wohl einmal zum Nachschlagen Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit vor, die von 1801—19 erschienen war und im 9. bis 11. Bande die deutsche Literatur behandelte, ein Buch, welches natürlich jetzt ganz unbrauchbar ist, aber für seine Zeit ein reiches und später hier und da benutztes Material der Literaturkenntniß, ja selbst einzelne Gesichtspunkte der Beurtheilung darbot, die jetzt noch ihre volle Geltung haben, oder die Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste oder wegen der bequemen Uebersicht, der vaterländischen Gesinnung und ansprechenden Form Wachler's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, welche 1818 in bewegter Zeit gehalten und gedruckt worden waren und 1834 noch einmal aufgelegt werden konnten. Hierbei wurde das eigne Urtheil berichtigt und geläutert, die vielseitigere Theilnahme an den Erzeugnissen unserer Literatur geweckt und das Bedürfniß einer historischen Behandlung der deutschen Literatur uns immer mehr zum Bewußtsein gebracht.

Bevor aber das Bewußtsein dieses Bedürfnisses vollständig zur Reife gelangen konnte, mußte ein Umschwung in der Literaturbetrachtung und Lebensauffassung eintreten, der theils viele der zeither herrschenden Ansichten einer allmäligen Auflösung unterwarf, theils nur freilich oft noch sehr formlose Elemente einer neuen Entwickelung hervortreten ließ. Der scharfe Witz in den kritischen Schriften des edlen Börne, die geistvolle Ironie des frivolen Heine mußte allmälig als Vorbereitung zu jener Umwandlung immer wirksamer werden. Aber noch einflußreicher auf die Masse und für literarische Kritik zunächst wenigstens wirksamer war Wolfgang Menzel, so tief er auch an Begabung und nachhaltigem Einfluß unter jenen beiden Männern stehen mag. Das kühne Unterfangen, seine kecken Ansichten über das deutsche Bücherwesen in einer umfassenden Literaturgeschichte (1826) dem

Digitized by Google

Publikum gewiſſermaßen in's Angeſicht zu ſchleudern und die weitere Ausführung dieſes Thema's in einer der verbreiteſten belletriſtiſchen Zeitſchriften, im Morgenblatte, verſchafften ihm nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im Auslande ein bedeutendes Anſehen. Und darüber darf man ſich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß bis dahin noch Niemand auf dieſem Gebiete den literariſchen Perſönlichkeiten und dem deutſchen Philiſter ſo zu Leibe gegangen war. Schon die Keckheit, die er dabei gezeigt und die friſche Kampfluſt mußte gefallen, und mancher Hieb, den er austheilte, ſaß, daß es eine Luſt war. Aber leider fehlte Menzel'n Alles, um auf die Dauer dieſes ſchnell gewonnene Anſehn zu behaupten. Der Mangel an Gründlichkeit, die Anmaßung im Urtheil, die Verunglimpfung des Genies, die er beſonders in den wahrhaft lächerlichen Angriffen auf Göthe verſchuldete, endlich das Unwürdige des Ton's — alle dieſe Fehler mußten der öffentlichen Meinung zu ſeinem Nachtheile immer mehr klar werden. Je entſchiedener man ihm aber entgegentrat, deſto mehr verſteckte er ſich in der Uebertreibung der Anſichten, die er früher ausgeſprochen. Er hat ſich abgenutzt, hat ſich überlebt, darüber iſt wohl jetzt kein Zweifel mehr. Allein abgeſehen von den vielen treffenden Bemerkungen ſeiner Literaturgeſchichte, die zum Theil ſelbſt eine richtigere Auffaſſung der deutſchen Literatur auf einem höheren Standpunkt vorbereitet haben, hat ſein Buch auch noch die beſondere Bedeutung, eine eigene Art von Literaturgeſchichte bei uns eingeführt zu haben, die ein anſehnlicher Theil des Publikums bei unſern jetzigen Bildungsverhältniſſen nicht entbehren kann. Die erſten Erforderniſſe in ſolchen Büchern ſind ſogenannter Esprit und eleganter oder pikanter Styl, denn das Publikum, welches ich meine, bewegt ſich ſonſt vorzugsweiſe im ſozialen Leben und in der Journalliteratur. Für dieſes Bedürfniß haben in der folgenden Zeit mehrere gewandte Schriftſteller wie Gutzkow, Laube, Marggraff, Mundt und Andere, natürlich Jeder von ſeinem eigenthümlichen Standpunkte aus mit mehr oder minder vorübergehendem Erfolge geſchrieben, aber eben weil ſie nur auf kurze Zeit vorzugsweiſe in der obengenannten Sphäre wirkten und auf die Entwickelung der eigentlichen Geſchichte der Literatur keinen bedeutenden Einfluß hatten, ſo iſt es nicht nöthig, länger bei ihnen zu verweilen, zumal da ſie ſich zum Theil an der eigentlichen Production betheiligt und hierin eine Stellung gewonnen haben, welche ſie vorzugsweiſe dem Publikum lieb gemacht hat. —

Und hiermit ſind wir ſchon in die neueſte Zeit eingetreten, in die Zeit der politiſchen und literariſchen Geſinnung ſeit dem Jahre 1830. — Die ganze junge Literatur mußte, um Raum zu gewinnen, vorzugsweiſe kritiſch

Digitized by Google

auftreten und wurden auch ihre Forderungen (nach einer nicht lange Zeit dauernden Geltung in gewissen Kreisen) von dem stimmberechtigten Publikum größtentheils zurückgewiesen, so setzten sich doch auch aus dieser oft sehr trüben Gährung Bildungselemente ab, die auch der literarhistorischen Betrachtung zu Gute kommen. Hier muß neben den schon erwähnten Schriftstellern besonders L. Wienbarg erwähnt werden, der die ästhetische Kritik dieser Richtung mit Talent und entschiedener Gesinnung vertrat. Neben dem Stürmen und Drängen dieser jungen Literatur faßte und sammelte sich die von dem freiern Geiste der neuen Zeit durchdrungene Wissenschaft zur gründlichen Sichtung des zeither gesammelten Materials und zur pragmatischen Betrachtung der literarischen Erscheinungen der nur erst in ihrer Abgeschlossenheit concret hervortretenden Vergangenheit. Es erschien Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen 1835—42 und wurde mit solchem Beifall aufgenommen, daß in den Jahren 1840—42 schon die zweite Auflage des ganzen Werkes und 1846 die dritte Auflage der ersten beiden Bände erscheinen konnte — eine Verbreitung, die bei einem so umfassenden Werke bei uns noch nicht vorgekommen ist. Es würde unpassend sein, ein so allgemein bekanntes und viel besprochenes Buch hier noch ausführlich besprechen zu wollen. Gervinus hatte es sich zur Aufgabe gemacht, nach dem gründlichsten Studium der Quellen, um die sich viele der zeitherigen ästhetischen Literaturhistoriker und praktischen Compendienschreiber wenig und nach sehr subjectivem Belieben bekümmert hatten, den Entwickelungsgang des deutschen Geistes in allen seinen verschiedenen Richtungen in einer umfassenden Darstellung zu reproduziren. Jede einzelne literarische Erscheinung wurde nun erst im Zusammenhange mit dem Ganzen begriffen und gewürdigt: die bedeutenderen Dichtungen der verschiedensten Zeiten erschienen als Sprößlinge eines Stammes, theils als gesunde Sprößlinge, welche allmälig erstarkend Blüthen und Früchte trieben und neue Lebenskeime in sich trugen, theils als entartete Triebe, welche nach Aufzehrung der vorhandenen Bildungskräfte verkommen mußten je nach den Einwirkungen der ganzen geistigen Atmosphäre, deren Elemente und Strömungen überall auf das Sinnreichste nachgewiesen wurden. So erhielten wir eine von Geist und Leben durchdrungene pragmatische Geschichte unserer Literaturentwickelung, und wenn sie auch der Verfasser nur einen Versuch nannte, so wird es doch noch lange Zeit dauern, bis ein gleichbegabter Historiker ein den später gesteigerten Bedürfnissen der vorgeschrittenen Bildung entsprechendes ähnliches Werk zu schreiben wagen wird und, wenn es Einer thut, wird er im Wesentlichen nach den Grundsätzen verfahren müssen, deren Befolgung das Buch von Gervinus zu einem klassi-

Digitized by Google

schen Werke gemacht hat. Daß es der Kritik nicht schwer werden konnte, bei einem so umfangreichen und kühnen Unternehmen Manches zu tadeln, versteht sich von selbst. — Man kann zugeben, daß Gervinus bei seinem entschiedenen Charakter und seiner politischen Gesinnung manche Sympathien und Antipathien zur Ausarbeitung seines Buches mitbringen mußte, welche hier und da eine Ueberschätzung aber noch viel häufiger eine zu herbe und ungerechte Beurtheilung einzelner Zeitrichtungen und Persönlichkeiten veranlaßt haben. Ferner läßt sich nicht leugnen, daß seinem Werke hier und da eine gleichmäßigere und durchsichtigere Verarbeitung des Stoffes und eine ansprechendere Form des Ausdrucks zu wünschen wäre. Man wird hier manchmal an seinen Lehrer, den trefflichen Schlosser erinnert, der bekanntlich in jenen beiden Beziehungen oft mit vollem Rechte getadelt worden ist. Doch liegt die Ursache dieser Mängel zum Theil im Stoffe selbst und in der eigenthümlichen Reproduction desselben in der historischen Anschauung des Verfassers und man wird dafür nicht nur durch viele einzelne ganz vollendete Charakteristiken von Zeiten und Personen, sondern auch durch die durchweg geistvolle und großartige Behandlung und Beleuchtung des so schwer zu bewältigenden Materials hinreichend entschädigt. —

Gervinus hatte in der Einleitung zu seinem Buche selber geäußert, er habe zu einer Menge von Forschungen nur Winke gegeben, denn zu einer objectiv vollständigen Geschichte der deutschen Literatur sei es noch lange nicht Zeit. Aber nicht blos Winke hat er gegeben, sondern auch Lehre und Beispiel zu solcher Forschung, namentlich auf dem Gebiete der neuen Literatur, das erst seit Gervinus Anregung, in vielen Monographien über zeither noch ziemlich dunkeln Parthien unserer Literaturgeschichte angebaut worden ist. — Ueberhaupt aber ist seitdem ein reges Interesse dafür wie in der Wissenschaft, so auch in Schule und Haus rege geworden und tüchtige Schulmänner haben dem hier erwachten Bedürfnisse durch tüchtige Arbeiten abzuhelfen gesucht, unter denen besonders J. W. Schaefer's Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur 1842 und die neueste Auflage der ersten Abtheilung von Koberstein's Grundriß der deutschen Nationalliteratur von 1845 zu nennen sind, letzteres ein Buch, das allerdings zunächst zur Belehrung gereifter Gymnasiasten bestimmt ist, aber wegen der durchaus zuverlässigen und wohl geordneten Zusammenstellung der Resultate der Forschungen auf dem Gebiete der ältern deutschen Literatur auch in weitern Kreisen alle Beachtung verdient. — Für Beispielsammlungen haben bekanntlich W. Wackernagel, H. Kurz, G. Schwab, Gödecke, Fromman und Häußer mit Umsicht gesorgt. Das bibliographische Material für den Gelehrten end-

Digitized by Google

lich ist gleichzeitig von dem gelehrten Gräße in seiner noch nicht vollendeten Literaturgeschichte zusammengestellt worden. —

Während Gervinus sein Buch schrieb, entwickelte sich die philosophische Bewegung der sogenannten Junghegelianer besonders in den hallischen Jahrbüchern seit 1837. In den ersten Jahren hat sich dieses bedeutende Journal auch an der literarhistorischen Kritik mit Erfolg betheiligt und neben Gervinus das definitive Urtheil über die früher so hochgefeierte Romantik in der öffentlichen Meinung vorzugsweise feststellen helfen. Außer dem kampfgewandten Ruge waren hier besonders der sinnige Echtermeyer und damals, wie später auch durch Gervinus vielfach angeregt, der vielseitig und fein gebildete Prutz thätig. Doch Ruge wurde im Kampfe mit der Romantik immer einseitiger und verlor dadurch wie alles Interesse für das frühere geistige Leben seines Volkes, so auch den Einfluß auf die weitere Entwickelung seiner Zeit, was Jeder erfahren wird, der so gewaltsam mit der Vergangenheit brechen will. Doch ist bemerkenswerth, daß er auf dem Gebiete, auf welchem er zuerst seinen Einfluß auf die Literatur gewann, wieder mit seinem Volke anzuknüpfen sucht. Der erste Band seiner gesammelten Schriften enthält eine sehr gut geschriebene Geschichte der deutschen Literatur von Lessing bis auf die neuere Zeit, worin er bei aller Einseitigkeit der Betrachtung und des Urtheils besonders über die Romantiker doch wieder eine Theilnahme an der Entwickelung unserer literarischen Vergangenheit kund gibt, die er früher ganz verloren zu haben schien. Denn es gab eine Zeit, wo er in der fanatischen Verfolgung der ganzen „schlechten" Vergangenheit des deutschen Volks sich darüber wunderte, wie man sich noch für Goethe interessiren könne.

Da Gervinus Literaturgeschichte nicht blos so wie ein gewöhnliches Geschichtsbuch gelesen werden darf, sondern gründlich studirt werden muß, wenn man was davon gewinnen will, so mußte das Bedürfniß einer gedrängten Darstellung der Literaturgeschichte für das größere gebildete Publikum um so fühlbarer werden. Das kleinere Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, welches Gervinus selbst 1842 herausgab (3. Aufl. 1845), konnte dieses Bedürfniß nicht befriedigen, da es als eine übersichtliche Zusammenstellung der Resultate der in dem großen Werke durchgeführten Entwickelung, wie Gervinus selbst sagt, zum Verständniß des großen Werkes vorbereiten sollte. Doch setzt auch die Empfänglichkeit für eine solche Vorbereitung einen wissenschaftlichen Ernst und eine wissenschaftliche Vorbildung voraus, die man denen, welche einer solchen Vorbereitung bedürfen, nicht immer zumuthen darf. — Populärer gehalten

Digitized by Google

und daher dem von Gervinus beabsichtigten Zwecken entsprechender ist der Abriß der deutschen Literaturgeschichte, welchen Weber in Heidelberg seinem recht praktisch eingerichteten Lehrbuch der Weltgeschichte (Leipzig 1847) beigefügt hat. Doch nähert dieser sich schon den hier nicht weiter zu berücksichtigenden Unterrichtskompendien, unter denen die von J. W. Schaefer (4. Aufl. 1846) und K. G. Helbig (3. Aufl. 1847) der mit Gervinus beginnenden Periode der Behandlung unserer Literaturgeschichte angehören.

Erst im Jahre 1845 erhielten wir ein Buch, das jenes Bedürfniß einer eben so gründlichen als durchsichtigen, gedrängten Darstellung der deutschen Nationalliteratur für einen größern Kreis gebildeter Leser genügend befriedigte und die Nachfrage des bethörten Publikums nach schlechten Fabrikaten, wie z. B. nach dem erbärmlichen Machwerke von Brederlow (1844) gründlich beseitigen mußte. Der Director Wilmar in Marburg, ein mit unsrer Literatur, mit der ältern wie mit der neuern völlig vertrauter Mann, gab seine in Marburg vor einem Kreise gebildeter Zuhörer gehaltenen Vorlesungen über deutsche Literatur heraus, in denen er mit sicherem Takte die bedeutendsten Erscheinungen der Literatur auswählte, den Inhalt und die Eigenthümlichkeit derselben mit jugendfrischer Liebe in klaren und lebenswarmen Bildern zum sinnigen Verständniß brachte und die Entwickelung des deutschen Geistes in unserer Poesie mit wahrhaft künstlerischer Darstellungsgabe anschaulich machte. Nur seine Begeisterung für das christlich-germanische Prinzip des Mittelalters und seine der modernen Bewegung abholden politischen und kirchlichen Ansichten, die ihn in unserer Culturentwickelung ein Wiedergewinnen der natürlich von der Zeit modifizirten gemanisch-christlichen Befriedigung hoffen ließen, verleiteten ihn zu manchem einseitigen Urtheil, das dem freier gesinnten Leser unangenehm sein muß. Doch ist es dem Verfasser mit seinem Glauben und Wissen überall Ernst und er besitzt zu viel Geist und Bildung, um sich, wie leichtfertige und selbstsüchtige Parteigänger der Reaction, gegen Anerkennung des Großen und Schönen in denjenigen Richtungen und Bestrebungen zu verrennen, die ihm an und für sich nicht gefallen. Er schließt übrigens seine Vorlesungen mit Rückert und Platen ab, denn an der folgenden Zeit hat er, wie er unverholen gesteht, keine Freude. Darüber wollen wir weiter nicht mit ihm rechten. Die Geschichte entwickelt sich vorwärts, mag der einzelne Mensch darüber murren wie er will. Wir aber wollen uns freuen, daß sie sich so entwickelt und es dankbar anerkennen, was uns ein geistvoller Mann, wenn er auch die jetzige Entwickelung nicht verstehen will und kann, zum Verständniß früherer Zeiten, welche er vollkommen begreift, geboten hat. Schon innerhalb Jahresfrist

Digitized by Google

wurde die erste Auflage dieses Buches vergriffen. Kein Wunder war es daher, daß eine Partei, welche der Richtung des Verfassers günstig war, in ein Jubelgeschrei ausbrach und diese Anerkennung benutzte, um Gervinus zu verkleinern. Ich glaube, Wilmar selber würde, wenn er von solchem elenden Treiben hörte, dasselbe mit Entrüstung zurückweisen. Die frühern Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit beider Männer machen wohl jede weitere Aufklärung über das Verhältniß ihrer Werke zu einander überflüssig.

Da Wilmar unsere ältere Literatur mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit und vollkommen genügend bearbeitet hat, so bleibt noch die Palme zu erringen übrig, für denselben Leserkreis unserer neuern Literatur seit Lessing gründlich und mit ächt historischem Sinne in gedrängter schöner Form anschaulich zu machen. Denn einen solchen historischen Sinn kann man weder den philosophischen Radikalen, noch den kirchlichen Reactionärs zumuthen. Bücher, wie Ruge's und Gelzer's Literaturgeschichten sind doch nur Parteischriften, die als Vorstudien zu einer vielseitigen Betrachtung des Stoffes ihren Werth haben, aber von dem, was man Geschichte nennen muß, noch weit entfernt sind. — Aber auch das Werk eines unbefangeneren Mannes, die Literaturgeschichte von Hillebrand in Gießen (1845 u. 46, 3 Bde.) genügt den mäßigsten Forderungen nicht, die man an eine solche Arbeit zu stellen berechtigt ist. Der Verfasser hat des Stoffes, den er wohl gewissenhaft zusammengetragen, durchaus nicht mächtig werden können. Der Mangel an scharfer Auffassung, die Unsicherheit des Urtheils, das Unvermögen klarer Gestaltung ist überall wahrzunehmen und eine höchst unerquickliche Gespreiztheit und Geschwätzigkeit im Ausdruck macht seine Bemerkungen oft auch da ungenießbar, wo man sonst ganz einverstanden sein könnte. In der That ist der nicht zu beneiden, welcher den hochtrabenden Hahnenschritt bewundert, mit dem dieser Literarhistoriker das Gebiet unserer Literatur durchschreitet.

C. B.

Tiroler Zustände.

I. Das Schulwesen.

Wie in den übrigen deutschen Erbstaaten der Monarchie besteht auch in Tirol und Vorarlberg die „politische Verfassung der deutschen Schulen" — eine Sammlung der seit Maria Theresia festgesetzten und vom Kaiser Franz in neuerer Zeit bestätigten Schulverordnungen. Im Eingang zu dieser Sammlung wird erklärt: „Se. k. k. apostolische Majestät halten den Volksunterricht für eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse des Staates und die zweckmäßigste Besorgung desselben für eine Ihrer heiligsten Pflichten. Darum soll dieser Unterricht," wie Se. Majestät weiter sagen, „auf die den Verhältnissen der Zeit und der Natur der Sache angemessenste Art ertheilt werden." Um diesen Zweck zu erreichen, hielt es der Gesetzgeber für gut, der Seelsorgsgeistlichkeit die unmittelbare Aufsicht über das Schulwesen anzuvertrauen; jedoch sollen „die unmittelbar höhern Aufseher" ausgezeichnete Schulmänner unter den Pfarrern, und aus diesen soll vorzüglich jeder Dechant der Aufseher über die Schulen seines Districtes sein. Wegen der Wichtigkeit dieses Amtes sollen alle Dechante von der Landesstelle bestätigt werden. Den Ortsobrigkeiten und Kreisämtern ist bezüglich des Unterrichts, des Lehrerpersonals und seiner Bestellung keine Macht eingeräumt; sie liegt in der Hand der Geistlichkeit — während die Organe der Staatsverwaltung für den Unterhalt der Schulen und Schullehrer, dann für die Schulhäuser — sorgen dürfen (§. 8. der polit. Verf. deutscher Schulen). Die Consistorien, welchen die Leitung des Schulunterrichts zusteht, sind hauptsächlich auf die Emporbringung des Religionsunterrichtes bedacht, und da die Schulvorschriften zu diesem Zwecke „die Anhaltung der Kinder zur Frömmigkeit und Andacht" mit Fug und Recht verlangen, so macht diese fast allein den Gegenstand der Schulbildung bei uns aus. War dies bisher in zu ausgedehntem Maße der Fall, indem die Unterweisung in den übrigen Schulfächern fühlbar zurückblieb und Beispiele genug sind, wonach die aus der Schule tretende

Digitized by Google

Jugend kaum erträglich leſen, noch weniger ſchreiben und rechnen kann, ſo bleibt dermal ſchon an vielen Schulen kaum mehr die halbe Zeit und wohl noch geringere Neigung der Lehrenden für die Einübung der vulgären Kenntniſſe übrig. Abgeſehen davon, daß viele Seelſorger, und leider meiſtens die jüngern, theils wegen mangelhaftem Studium der Pädagogik, welche in den biſchöflichen Seminarien ſo zu ſagen bei Seite geſtellt iſt, theils wegen einſeitiger ſtrengen Förderung äußerer Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit blos auf wörtliches Auswendiglernen und Auswendigüben des Katechismus dringen, iſt man ſeit dem Fortſchritt der Mode, Klöſter und geiſtliche Orden jährlich dichter zu pflanzen, nun auch auf die Einführung der Schulbrüder gekommen. Bevor noch eine Erlaubniß der Regierung erwirkt iſt, wurde mit beſonderer Gunſt und Hilfe des Conſiſtoriums von Brixen eine Colonie dieſer Brüder im Oberinnthale von einem Weltprieſter angelegt, deſſen Streben Tag für Tag ausſchließend auf Ordensſtiftungen gerichtet iſt. Aus dem von ihm errichteten Sammelhaus zu Kronburg hat man ſchon an mehrere Orte, wo der Dechant und Ortsſeelſorger gewonnen waren, mit oder gegen den Willen der Gemeinden dergleichen Schulbrüder ſich verſchrieben. Es ſind Beiſpiele vorhanden, daß ſelbſt brave Lehrer den neuen Gäſten weichen mußten; man ſpricht auch davon, daß ein einflußreicher Canonicus zu Brixen dieſe Brüder thunlichſt vermehret wünſche, um durch ſie nach und nach die Wirthſchaftereien der Pfarrer zu erſetzen. Wenig läge daran, ob dies erreicht wird; wir möchten auch nicht entgegen ſein, daß die Schulbrüder den Unterricht, zumal auf dem Lande, ertheilen; ſchwerlich wäre das Geſchäft in unfähigern Händen, als jetzt mehrſeitig wahrgenommen werden muß, wofür die Gründe in der höchſt mangelhaften Vorbildung der Lehramts-Candidaten und noch mehr in der äußerſt magern Belohnung der Lehrer zu ſuchen ſind. Aber die neuen Lehrer ſind nur dem Namen nach Schulbrüder; ihre Aufgabe iſt, ſo weit wir ſie in Tirol an einzelnen Orten während ihres kurzen Hierſeins kennen lernten, eine kirchliche. In Frankreich durch die Jeſuiten geſchaffen, haben die Jünger Loyola's dieſe untergeordnete Genoſſenſchaft in unſere Thäler gerufen, wie ihre Gönner uns die Ligorianer als Vorläufer der Jeſuiten in's Land brachten. Man hält unſere Landſchulen unter der durch die politiſche Schulverfaſſung geregelten Leitung der Seelſorger für zu frei und dem Einfluſſe der neuen katholiſchen Partei zu entlegen. Die Schulbrüder beobachten eine Lehrmethode, deren Wirkung auf Herbeiführung möglich größter Unſelbſtſtändigkeit unſeres Volkes berechnet iſt. Dies beweiſen Thatſachen. In der Gemeinde Laua an der Etſch erlangten dieſe Brüder durch die Bemühungen des dortigen Dechants die

Digitized by Google

Ortsschule. Die Kinder werden nicht blos während des Verweilens im Schulhause von Angebern aus der Mitte ihrer Kameraden, sondern auch außer dem Schullocale bis in die Wohnungen ihrer Eltern nach einem verderbten und verderbenden Spionirsystem überwacht, der häuslichen Zucht entrückt und in den Fesseln pedantischer Abrichtung unaufhörlich festgehalten. In der Schule wird der Unterricht von einer halben Stunde zur andern dadurch unterbrochen, daß ein Kind mit lauter Stimme ein Stoßgebetlein hersagt, worauf einige Minuten sämmtliche Schüler in stiller Betrachtung verharren müssen. Nach Verlauf jeder Stunde des Unterrichts betet ein Schüler den Rosenkranz und die lauretanische Litanei knieend. Ueberdies haben die Schulbrüder noch andere Gebete und Uebungen der Frömmigkeit mitgebracht. Daß dadurch die Unterweisung der Jugend wesentlich leide, wird vom Schulbezirksaufseher nicht beachtet, und einem Lehrer, der darüber Vorstellung machte, erwiederte der Dechant: „nicht der Unterricht, sondern Religiosität und Frömmigkeit sei in der Schule die Hauptsache.“ Diese erdrückt aber alle Anregung und Weckung des Verstandes und wird so anstatt Hauptsache vielmehr Alleinsache. Wir glauben, ein solches Verfahren der vom Staate in bester Absicht zur Schulleitung berufenen Geistlichkeit führe von jenem Ziele weit ab, das Se. Majestät nach der politischen Verfassung der deutschen Volksschulen in landesväterlicher Vorsorge festgesetzt hat. Auf dem beschriebenen Wege bildet man nicht verständige, fromme Menschen, sondern dressirt willen- und verstandlose Bet- und Arbeitmaschinen, entstellt das gottähnliche Bild der Menschheit und verzerrt es zur Fratze, deren Vorbild in China und Tibet von den Priestern des Buddha und Dalai-Lama erzeugt worden. Der schlichte Bürger und Bauer erkennt das Verkehrte solcher Schulbildung und murrt laut darüber. Bald werdet ihr auf diese Weise die lobenswerthe Bereitwilligkeit unserer Eltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken, in Widerstreben umgewandelt sehen, und wollt ihr, verblendete geistliche Schulmänner, dann den weltlichen Arm anrufen? Wird die Obrigkeit mit Zwang den auf so unverantwortliche Weise zerstörten guten Willen wieder erwecken können? Möchte doch die Regierung, ehe es dahin kommt, die Ueberzeugung gewinnen, daß die öffentlichen Interessen häufig in der in neuester Zeit eingeschlagenen Bahn, Religion und Sittlichkeit durch allzuliberale Gunst für Geistlichkeit und Mönchsorden zu fördern, großen Schaden nehmen, daß die Kirche wenigstens hier zu Lande eine bedenkliche Haltung gegen die weltliche Macht beobachte und nicht mit der Staatsverwaltung wirke, sondern ihre *besondern* Zwecke verfolge. Scheut man sich ja nicht eine den Behörden Sr. Majestät unbekannte Lehrgenossenschaft in den Besitz der

Digitized by Google

Schulen zu bringen und die vom Staate aus vertrauender Sorgfalt unter die Leitung der Seelsorger gestellte Jugend, ihren Unterricht und moralische Bildung einem System zu überantworten, welches ausschließend nur für den Ultramontanismus erfunden ward. Hat die Regierung noch einen Einfluß auf die Volksbildung zu üben, wenn dieses angeht? Gelten die vom Kaiser sanctionirten Schulverordnungen, da man ihnen so auffallend entgegenhandelt? Aber Dank dem Muthe wackerer Gemeindemänner, das eigenmächtige, gleißende Geheimniß ist entschleiert, und das Guberninm verfügte mit strengem Nachdruck die Entfernung der Schulbrüder aus einer Gemeinde, wo sich drei derselben in den Schul-, Meßner- und Organistendienst durch die Gunst des Pfarrers und mit Connivenz des Consistoriums eingedrängt hatten. Bald werden die unberufenen Gäste die übrigen Schulen verlassen müssen, in deren Besitz sie auf Schleichwegen und ohne Regierungsgenehmigung gelangten. Doch wird damit der Volksunterricht besser, die Eigenmacht der vielen jesuitisch gestimmten Seelsorger und geistlichen Schullenker gehoben sein? Dies zu glauben wäre eine grobe Selbsttäuschung. So lange die Jesuiten im Lande weilen, Bischöfe und Consistorien beherrschen und einen Theil unserer Jugend in ihren Anstalten haben, ist an das Gedeihen eines vernünftigen, den Verhältnissen der Zeit und der Natur der Sache angemessenen Schulunterrichtes nicht zu denken. Ihr werdet die Schulbrüder entfernen, wie man in Frankreich die Jesuiten aufhob — der Name wird verschwinden, das Institut wird bleiben und wachsen.

2. Die Advokaten.

Zu wiederholten Malen ist in den Grenzboten, von Wien aus über den Verfall des dortigen Advokatenwesens die Rede gewesen und als eine Hauptseite der Mißbestände ist der Zunftzwang bezeichnet worden. Auch bei uns in Tirol ahmt man den Musterschnitt der Hauptstadt nach, wie dort im Großen, gedeiht hier die Wirthschaft im Kleinen. Decimiren sich auch hier zu Lande die Tausende von Gewinn, womit man dort die Jahresrechnung schließt, gilt doch gleicher Weise die vertretene Sache nur als Mittel, nicht als Zweck, die Advokatur selbst nur als Erwerbsquelle, nicht als ernster wissenschaftlicher, geschweige gar als Humanitätsberuf. Der Rechtsanwalt ist bei uns blos zur Wahrung der Privatrechte angewiesen, auf diese allein beziehen sich die Fragen seiner Prüfung, diese zu verfechten, wird er bestallt, dazu ausschließend befähigt; in Sachen der administrativen Behörden sieht man seinen Einfluß mit Mißfallen, von der Vertretung des Bauernstandes bei

Digitized by Google

unsern Landtagen ist er gesetzlich ausgeschlossen. In großen allgemeinen Fragen wird ihm daher nur selten eine Stimme gewährt, aber auch sein beschränktes Wirken hat keinen Wächter im Volke, keinen Sporn der öffentlichen Würdigung, der todte Buchstabe vermittelt bei uns jede Verhandlung, selbst die sogenannte mündliche; außer den Streitführenden liest und beurtheilt sie nur der Richter. Geld also und wieder nur Geld ist der Lohn seiner Arbeit, dies war es ja, was man ihm seit dem Beginn seines Brodstudiums in Aussicht stellte. Wie wäre auch bei uns die Jugend mit dem Interesse der Wissenschaft, der Philosophie des Rechts zu gewinnen? Einige bescheidene Vorbegriffe von Naturrecht und Politik abgerechnet, bilden ja fast lauter Gesetzbücher und Verordnungen die einzigen Leitfäden unsers juridischen Unterrichts, was fordert da zur Frage auf, ob das Unumstößliche gut, oder Besseres an seine Stelle zu setzen, und welches Verdienst könnte man dabei ernten? Geraume Zeit war es sogar untersagt, entschiedene Rechtsfälle bekannt zu geben, geschweige denn darüber anderer Meinung zu sein als der Richter; ein paar Jahrzehente früher durfte unser bester Civilrechtslehrer Dr. Schuster in Prag seinen raisonnirenden Commentar über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch nicht mehr fortsetzen, und Kaiser Franz I. betonte es, daß er keine Gelehrte, sondern nur taugliche Beamte wolle. Was Wunder, wenn unsere Juristerei keine höhere Aufgabe kennt, als Gesetze auslegen, Verordnungen sammeln und einzelne Entscheidungen rühmen! Fordert ihr also nicht Unbilliges, wenn ihr nach diesem Bildungsgange Advokaten wollt, die den goldwerthen Schlendrian dem Gemeinwohl aufopfern, und wenn auch nur mit solchen, die eben so wie sie „Paragraphos wohl einstudirt," dem durch tiefe Bücklinge und hohe Protection heiß errungenen Sitz an der Kasse theilen sollen? Und endlich was würde dadurch errungen? Stände es zu erwarten, daß sich diese Herren, in einer und derselben Schule erzogen, gegenseitig heruntersteigern würden in ihren Ansprüchen an die Bedrängten und Hülfsbedürftigen? O nein, die des Monopols Verlustigen blieben bei den alten Taxen, dem alten schleichenden, wohlnährenden Systeme, dem alten Luxus, und ihre neuen Collegen wollten auch nicht die schlechtern sein, Tafeln und Häuser kaufen wie ihre Meister, und schätzten ihre Arbeit gewiß nicht geringer als die andern. Damit wäre also nichts gebessert, der alte Stamm ist hohl und seine Wurzeln sind mürbe geworden, er muß neue fassen, neue kräftige Schosse treiben, dazu braucht es aber auch frische nahrungshaltige Erde. Gebt frei das Wort auf euren Lehrstühlen, frei Wissen und Forschung, Meinung und Tadel, dann wird wahres Verdienst im Preise steigen, Protection außer Mode kommen, nur wackere Gesinnung die Ver-

Digitized by Google

treter des Rechtes werden. Dann, aber auch erst dann ist es Zeit den zwei alten Geschworenen des Rechtes, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit die Thür zu öffnen, denn wie sollte es kommen, daß die trockenen Sylbenstecher, die ihr enre Anwälte nennt, sich auf das lebendige Wort verständen, das seine Lanze einlegt für das ewige Recht, so in aller Herzen geschrieben steht, wie sollten diese alten Hofschranzen der Form all' den erborgten Haarschmuck von Negation und Ränken von sich werfen, der ihre Blöße anständig deckt? Wir sind mit euch, ein öffentliches und mündliches Verfahren soll in der Rechtspflege unser letztes Ziel sein, dies wird alle ihre Wunden heilen, es wird die Advokaten ehrlich und uneigennützig, unsere Richter partei- und furchtlos, unser Volk verständig und wachsam, ehrliebend und wahrhaft, dem Vaterland und Fürsten treu und ergeben machen, aber dazu bedarf es mehr als halber Maßregeln, Anderes als die Aufhebung des Zunftzwangs, es bedarf einer Reform von Grund aus.

3. Die Forstfrage.

Eine der wichtigsten Fragen für Tirol, die Waldfrage, ist nun durch allerhöchste Entschließung vom 6. Februar d. J. gelöst. Unsere Kameralisten behaupteten nämlich, dem Landesherrn gehörten alle Forsten vermöge alter Waldordnungen, die ihm ein ausschließendes Recht darauf vorbehielten; nur jene wären davon ausgenommen, deren Eigenthümer landesfürstliche Verleihungen vorzuweisen hätten. Die Hüter und Anwälte des Staatsschatzes verwarfen somit jeden andern Erwerbstitel namentlich auf Besitz und Ersitzung, da wesentliche Hoheitsrechte von Unterthanen nie erworben werden könnten; unser allgemeines bürgerliches Gesetz gab ihnen hierin keine Norm, vielmehr zogen sie, weil die Justiz- und Verwaltungsbehörden anderer Ansicht waren, alle Waldstreite im ganzen Lande vor ein eigenes, aus Kammerbeamten zusammengesetztes, ausnahmsweises Tribunal, das Berggericht in Hall. Die mit der Verwaltung des Landes betrauten Stellen, denen man ein Herz für den Unterthan billigerweise nicht absprechen kann, stellten vereint mit unsern Landständen dem Thron das Rechtswidrige und Gefährliche von Grundsätzen vor, die folgerecht ausgeführt den Staatsschatz zwar um drei Millionen Morgen Wald bereichern, den gerechten Grundsatz unseres bürgerlichen Gesetzbuchs aber, daß seine Vorschriften über Erwerbung des Eigenthums auch dem Staate gegenüber Geltung haben, im Widerspruch mit seinen Anordnungen über die Rechte des Staatsoberhauptes auf Waldungen geradezu aufhoben. Se. Majestät erklärte nun, daß zwar

Digitized by Google

„sämmtliche Wälder Tirols allerdings ein Gegenstand landesfürstlichen Hoheitsrechtes sind," geruhte aber sogleich zu befehlen, daß mit Ausnahme einiger namentlich aufgeführten „alle übrigen Wälder Tirols, welche bisher allerhöchst derselben aus dem Hoheitsrechte vorbehalten waren, den bisher zum Holzbezuge berechtigten oder mit Gnadenholzbezügen betheiligten Gemeinden als *solchen* in das volle Eigenthum zu überlassen seien." Unverkennbar leuchtet eine hohe Herzensgüte und warme Liebe des allverehrten Kaisers zu seinen Unterthanen aus dieser hohen Entschließung hervor, ja sie verklärt um so reiner, als daraus nicht zu verkennen ist, wie geschickt unsere Hofkammer ihre Darstellung des Sachverhaltes zu geben wußte.

Man wird uns vergeben, wenn wir hier zur vollen Aufklärung der Frage etwas weiter ausholen. Alle noch vorhandenen und eben die von der Kammer bezogenen Waldordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts sprechen nichts weniger als alle Wälder Tirols dem Landesfürsten zu, allenthalben ist von Gemeinde- und Privatwäldern im Gegensatze mit Amts- und Staatsforsten die Rede, und selbst jene von 1685, welche blos für das Inn- und Wippthal erlassen und von der tiroler Landesordnung als eine ausnahmsweise bezeichnet ist, gestattet jede Art rechtlicher Erwerbung, somit konnte an ein dem Staatsoberhaupte als solchem allein zukommendes Hoheitsrecht, das die gewöhnlichen Rechtstitel, wie Kauf, Tausch, Schenkung, Besitz, Ersitzung u. dergl. ausschließt, nicht gedacht werden. Die von dieser Ansicht abweichende Behauptung der Kammerbehörden erhält namentlich dadurch eine schlagende Widerlegung, daß sie sich auf geschriebene Instructionen und Entwürfe bezieht, die berufene Stelle über die Ersitzung aber aus der nachhin veröffentlichten Waldordnung von 1587 wegblieb. Was man endlich auch für die Ansprüche des Landesfürsten auf Wälder, die für Berg- und Schmelzwerke, insbesondere das Pfannhaus in Hall gebraucht und vorbehalten wären, aus alten Waldordnungen anführen mochte, sie waren sämmtlich durch das kaiserliche Wort Joseph's II., der „die ehemaligen Widmungsbezirke aufhob, den freien Genuß der Waldungen nach den allgemeinen Grundsätzen des Eigenthums einführte, und sich also keine bestimmten Waldungen zum Bergbau vorbehielt," aufgegeben und abgethan. Die Verordnungen der Hofstellen, welche diese höchste Entschließung später beschränken oder zurücknehmen wollten, können gegen den souveränen Willen des Monarchen in keinen Betracht kommen. Auf diese rechtlichen Grundlagen fußte im Jahr 1792 der Bericht des Kammerprocurators v. Hörmann, dessen ehrlicher Name von den holzlüsternen Dienern der Kammer so sehr geschmäht wurde; für ihre Anerkennung durch die That und Gewährung stritt ein unvordenklicher Besitz.

Digitized by Google

In den südlichen Landestheilen, die nach dem Jahre 1809 der wälschen Herrschaft überlassen worden, sprach noch insbesondere das napoleonische Gesetzbuch, das alle frühern Anordnungen aufhob, nach Umständen für die zehn- oder dreißigjährige Ersitzung.

Nach der Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich, oder wie es von gewisser Seite öfter beliebt wird, der Wiedereroberung unserer Provinz, erließ die Landesstelle 1822 eine provisorische, von der obersten Kammerbehörde, nämlich der allgemeinen Hofkammer ausdrücklich genehmigte Waldordnung, worin aber von dem Vorbehalte eines Hoheitsrechtes auf unsre Waldungen nichts zu lesen ist, erst als vor mehr denn einem Jahrzehende italienische Holzhandlungen vorzüglich im Pusterthale den Reichthum unserer Wälder in klingende Münze verwandelten, als man den für verloren gehaltenen Schatz aus dem Nebel der Bergesklüfte und schneebegränzten Halden an's Licht des Tages zog, erst da begannen unsre scharfsinnigen und gewissenhaften Kammerbeamten an die heiligen und unverjährbaren Rechte der Krone zu erinnern, den Unterthanen ihre alten Besitzbriefe, die Beweise ihres Eigenthums abzunehmen und kistenweise nach Innsbruck und Wien zu senden, da suchte man anfänglich den Bauer durch Schritte der Eigenmacht aus dem Besitze zu drängen, und als dies bei dem schlichten Rechtssinn unserer Landgerichte nicht verfangen wollte, zog man alle Prozesse vor das mit der k. k. Salinendirection vereinigte Berggericht in Hall, welches sofort ohne Anstand alle in Frage gestellten Forste unter Sequestration setzte. Die Herren, welche die Rechte des Staatsschatzes so glücklich entdeckt und gewahrt hatten, wurden, wie anderswo etwa tüchtige Untersuchungsrichter, zu höhern Stellen befördert, und drangen, da ihnen die Justiz- und Verwaltungsbehörden das Mißverständniß der Waldordnungen Schritt für Schritt nachwiesen, tiefer in den noch so wenig gelichteten Urwald der Vorzeit. Die Stimmung des Volks wurde schwieriger. Die Waldbesitzer des Puster- und Wippthals sprachen ihre Unzufriedenheit mit diesen Maßnahmen laut und unumwunden den Forstbeamten in's Angesicht aus, und wenig fehlte, daß es bei einer Forsttagsatzung unweit Bruneck zu Thätlichkeiten gekommen wäre, ja der wackere Kreishauptmann von Pusterthal nahm sich in einem Bericht an die Landesstelle der Bedrückten mit der offenen Warnung an, man möge Ruhe und Frieden, Liebe und Vertrauen nicht so leicht verscherzen. Sollte es, nachdem die Kammerbehörden das Volk auf eine so harte Probe gestellt, nachdem es darauf nur Mäßigung und bescheidene Bitte zur Antwort hatte, eine zu harte Anforderung an diese Herren geschienen haben mit dem offenen Geständniß vor den Thron zu treten, daß sie diesmal — ja dies eine Mal

Digitized by Google

doch ganz gewiß — den Rechtsansprüchen vieler Einzelnen, die denen eines ganzen Volkes gleichen, zu nahe getreten, daß nicht „die eingetretenen Verhältnisse," nein, das klarste unleugbarste Recht ein anderes Urtheil abnöthigen, als sie bisher mit so großen Aufwand von Worten in Aussicht gestellt? Trotz alles Sträubens dies Geständniß mit befriedigender Klarheit abzulegen, vermochte man beim angenommenen Maßstab der Nachsicht gegen das Bestehende denn doch nicht es ganz zu beseitigen. Oder enthält das neue Patent nicht einen offenbaren Widerspruch, indem es bei den dem Staatsschatz vorbehaltenen Wäldern trotz des ausgesprochenen Hoheitsrechtes wenigstens für das Vergangene die Erwerbsarten des allgemeinen bürgerlichen Rechtes anerkennt, oder den mit sogenannten Staatswäldern betheiligten Gemeinden untersagt, sich gegen Dritte auf das landesfürstliche Hoheitsrecht zu beziehen?

Man werfe uns nicht vor, es handle sich hier nur um Worte, nicht um die Sache, den Wünschen der Mehrzahl, jener des Inn- und Wippthals nämlich ausgenommen, werde genügt, wir seien undankbar und des Geschenkes nicht einmal würdig. Unsere Opposition ist kein Worthader, stammt aus keiner persönlichen Abneigung, am allerwenigsten verkennen wir den Werth des Gutes, das uns geworden, wir meinen nur, er hätte sich verdoppelt, wenn man uns das Recht als solches, nicht als Gnade gewährte, wenn man uns überhaupt vom minorennen Boden der Gunst auf den festen, männerwürdigen des Rechtes überzutreten erlaubte, wir glauben das Band des Vertrauens und der Liebe würde sich fester knüpfen, wenn man es nicht nur im Grundsatze, sondern allemal, so oft sich der Fall seiner Anwendung ergibt, auszusprechen wagte, daß uns dem Staat gegenüber nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte zustehen. Wir spähen umsonst nach der Gefahr, die zu befürchten wäre, wenn das Bewußtsein in ein Volk gedrungen, daß es in seiner Hingabe an ein geliebtes Herrscherhaus auch den Besitz und Schutz seiner Rechte erblickt; wenigstens fehlt jeder Maßstab für die Anhänglichkeit derer, die nur Gnaden zu empfangen, und selbst das gewährte Recht als solches zu preisen gewohnt, belehrt oder eingeschüchtert sind. Was kann unserm lieben, guten, edelmüthigen Kaiser der Dank unsrer Stände gelten, der ihnen stets in gleich obligater Form vorgeschrieben ist, und wie viel besser müßte er ihm gefallen, käme er nur dann über ihre Lippen, wenn ihnen ihr Recht geworden, aber dann auch von Herzen?

C. D.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

1.

Ende Mai.

Sommertänze. — Böhmen in Frankreich. — O was ist der Cancan? — Studien bei Mabille und in der Chaumière. — Die Möbel der Rachel.

Paris ist glücklich, Paris tanzt! Es tanzt allabendlich an zwanzig Orten mit tausend und tausend gehobenen Beinen, mit tausend und tausend geschwungenen Armen; es tanzt im Freien, unter blühenden Akazienbäumen, unter dem silbernen Lichte der Sterne und beim Schimmer der Gasflammen! Und wie tanzt es? — Ach mit jener bachantischen Ausgelassenheit, mit jener maaßlosen Hingebung an den Gott des Leichtsinns, die sonst nirgend wo bekannt ist als eben in Paris! Da bleibe ernst und nüchtern wer es vermag, Ihr Correspondent vermag es nicht, und wenn er sich einmal hat verleiten lassen vor den hundertfarbigen Anschlagszetteln stehen zu bleiben, die an allen Straßenecken prangen, ist er für den Abend verloren. Daß man doch Augen und Ohren diesen Placaten verschließen könnte, die uns mit Sirenenstimmen die wunderbaren Kunden von den 20,000 Gasflammen, von den prächtigen Feuerwerken, von den neuen Quadrillen und den diversen Maifesten bringen! Aber nein! Wie Elfenchöre über den geharnischten Ritter herfallen, der durch den bösen Zauberwald reitet, ihn mit Rosenketten gefangen nehmen und ihm die Rüstung Stück für Stück vom Leibe ziehen — so fallen diese Annoncen, holde Versprechungen flüsternd, über den Wanderer her, der um eine Straßenecke von Paris biegt, rauben ihm die Waffen seiner Kraft und führen ihn zuletzt mit Blumenketten gefesselt in eines jener Zauberschlösser, die da „Ranelagh“ oder „Chateau-rouge,“ „Mabille“ oder „Chaumière“ heißen.

Ich, der Schreiber dieser Zeilen, habe freilich einen ganz aparten Rückhalt, um mich vor mir selber zu entschuldigen, wenn ich diese Orte öfter besuche als eben nöthig ist. Ich bin nämlich ein Böhme und mache mir weiß, daß ich die „Bals champêtres“ von Paris nur darum besuche, um die heimatlichen Tänze

Digitized by Google

der Polka und des Redowaks (la Rédowa hier genannt) wieder zu sehen und die alten böhmischen Melodien wieder zu hören, die mir vor Jahren im alten Prag so wollüstig im Ohre geklungen.... Ja, ich kann sie nicht vergessen diese Melodien, sie mahnen mich an eine alte, verklungene Zeit und sind gewiß ein starker Grund, der mich gegen das Pariser Orchester so nachsichtig macht. Als ich einst in Lüttich träumend am Fenster meines Gasthofes saß und der alte Dom mir gegenüber mit seinem Glockenspiele eine Polka von Hilmar anstimmte, kamen mir Thränen der Rührung in die Augen; hier in Paris überkömmt mich ein Gefühl, das aus Rührung und Lustigkeit gemischt ist, wenn ich das Orchester der Studentenbälle die Polken von Labitzky aufspielen höre. Ein böhmischer Patriotismus ergreift mich dann, ich denke an mein armes, stummes Vaterland, das eben nichts anders zu verschenken hat als Melodien, die dann aber auch die Runde durch die ganze Welt machen und Böhmen, das traurige Land, in den Ruf eines wahren pays de cocagne bringen.

Doch so ist es, und Böhmen wird es nicht glauben, wenn ich es hier sage, daß es in Frankreich für ein Land des Jubels und des Tanzes, der Ungebundenheit und der tollen Genialität gilt. Das habe ich schon oft erfahren müssen. Mehrmals geschah es, daß eine der Damen von Bal Mabille, mit denen man so leicht bekannt wird, mich nach einigen Minuten des Gesprächs fragte: wo ich her sei. Die Antwort „de la Bohême" ruft dann jedesmal ein Lächeln hervor. De la Bohême: das hält jeder im ersten Augenblicke für einen Witz; bei nochmaliger Betheuerung wurde es eine Empfehlung. La Bohême ist den Franzosen das imaginäre Land des Leichtsinns, les Bohémiens, les Bohémiens de Paris heißt alles leichte Volk der Künstler, Poeten, Genialen im Leben der Kunst. „Es muß ein schönes Land sein, dies Böhmen," erwiederte mir Eine, „gewiß heiterer und schöner als Frankreich, und ich begreife wohl, daß es das Vaterland der Polka und Redowa ist." O Winde tragt dies Wort in's Vaterland!..... Aber welcher Böhme würde seinen harmlosen Nationaltanz in dem erkennen, was die Pariser aus ihm gemacht haben. Jeder Tanz gewinnt hier in Paris einen eigenthümlichen Charakter und wird zum Cancan. Ja zum Cancan, denn an allen diesen Orten wird jener seltsame Tanz getanzt, der durch ganz Europa berühmt oder berüchtigt ist, nach dem sich jeder neue Ankömmling begierig erkundigt und von dem sich die meisten Leute in Deutschland keine rechte Vorstellung zu machen wissen. Diesen Letztern möchte ich nun den Cancan gerne beschreiben, aber es scheint mir unmöglich dies zu thun, ohne unanständig zu werden. Ich begnüge mich also damit hier zu sagen: daß der Cancan eine Carikatur der Française ist, die zu den tollsten und wunderbarsten Variationen Anlaß gibt. Viele Leute behaupten, der Cancan sei ein zweideutiger Tanz. Dem muß wiedersprochen werden; es gibt nichts unzweideutigeres als den Cancan.

Die Bals champêtres von Paris können in zwei große Abtheilungen gebracht werden: in die Bälle der Loretten und in die Bälle der Grisetten. Der Repräsentant der ersten Klasse ist der Bal Mabille, der Repräsentant der zweiten ist die Grande chaumière. Nach dem Bal Mabille rollen in ihren Equipagen oder in denen ihrer Geliebten die berühmten Löwinnen der Boulevard's, die Frauen des „Quartier Breda," die Schauspielerinnen der Vorstadttheater; in die

Digitized by Google

Chaumière wandert die Griſette zu Fuße an der Seite ihres Studenten. Im Bal Mabille nickt die ſtolze Feder vom Hute der Damen, in der Chaumière iſt noch zuweilen das einfache Häubchen der wahren Griſette, der femme d'étudiant zu ſehen.

Eben ſo verſchieden wie ſeine Beſucher ſind die Orte ſelber. Der Jardin Mabille iſt ein Zaubergarten, den die Cultur von Paris mit allem Reiz geſchmückt; die Gärten des guten Aladin waren nicht prachtvoller. Da wandelt alles unter dem Laubdach prächtiger, blühender Bäume, aus den Bosquets blicken verſchämte Statuen, plätſchernde Fontainen erfriſchen die Luft. Arkaden von Bronze, wie Kränze, die aus tauſend Blumen Gasflammen ſchießen, umſchließen den Tanzplatz; Palmen, freilich nicht wahrhaftige Palmen, aber Palmen aus Erz umgeben den Plan und farbige Laternen ſchwanken wie glühende Früchte in ihren Kronen. Ringsum ein ſchönes Durcheinander von Bosquets und Raſenplätzen, von Dämmernacht und Tageshelle, dabei ein Gedränge ſchöner Frauen, geputzter Männer, eine Luft voll Duft und Glut — daß man ſagen muß, dies alles iſt wunderbar ſchön!

Iſt Mabille ein prachtvoller Feengarten, ſo iſt die Chaumière ein beſcheidener, aber nicht minder ſchöner Park. Er verhält ſich zu Mabille wie eine Dorfgeſchichte (freilich keine von Berthold Auerbach) zu einem feiſten, üppigen Roman. Die Beleuchtung iſt hier minder blendend, aber die Bäume des Gartens ſind ſchöner und älter, die Laubgänge ſind idylliſcher; es weht ein Hauch von Ländlichkeit und Frieden über dieſe Oaſe des „Quartier latin“ und daß es ihr in keiner Hinſicht an Charakter des Patriarchaliſchen gebreche, ſo herrſcht und waltet hier als Wirth und Gebieter der würdige Vater der Studenten, der bekannte Père Lahire. Der pariſer Student, der dreimal in der Woche ſich von ſeinen Pandekten und ſeinen Handbüchern der Anatomie erholen will, kennt nichts ſchöneres als die Grande chaumière, und die Gefährtin ſeiner Tage, die Griſette, die mit ihm wohnt, ihm die Hemden wäſcht und nichts von ihm fordert als Liebe und genügend viel Schuhe und zwei Hüte des Jahres, begleitet ihn regelmäßig dahin. Sie iſt unzertrennlich von ſeinen Freuden wie von ſeinen Arbeiten. Um ſieben Uhr beginnt der Tanz zu den neuen Quadrillen von Muſard. Man muß ihn geſehen haben, dieſen Tanz, die Feder kann ihn nicht beſchreiben, der Pinſel ihn nicht malen. Dieſes orgiaſtiſche Durcheinander, dieſes Werfen und Schwingen der Glieder, der unbeſchreibliche Charakter dieſes Tanzes, wo ſich das Groteske mit dem Naiven, das Komiſche mit dem Sentimentalen miſcht, trotzt jeder Beſchreibung! Doch iſt ein großer Abſtand zwiſchen dem Cancan der Chaumière und dem wilden Tanz, den man im Winter in der großen Oper oder in der Halle Montesquieu zu ſehen bekommt. Dieſer iſt offenbar empörend, indeß der Cancan der Chaumière nur graziös an das Unanſtändige ſtreift, ohne je ſelbſt unanſtändig zu werden.

Von den Tänzerinnen der Chaumière ſind viele zu großer Berühmtheit gelangt. Ganz Paris kennt ihre Namen, die Journale kündigen ihr Erſcheinen an, und die Menge drängt ſich hin, ſie zu ſehen. Eine ſolche Berühmtheit war die Königin Pomare, die unlängſt in Neapel geſtorben iſt; ſolche Berühmtheiten ſind Rigolette, Roſe Pompon, die Reine Bacchanal. Hat Eugen Sue ihre Na-

Digitized by Google

men entlehnt, oder hat man dieſe Mädchen nach den berühmten Romanfiguren getauft? Ich glaube, das letztere iſt wahrſcheinlich, denn wie lange dauert die Berühmtheit dieſer Geſchöpfe? In dieſem Augenblicke iſt Eine vor Allen die Löwin der Chaumière, Alles drängt ſich hin, wo ſie tanzt im ſchwarzen Kleide, mit dem grauen Hute und dem koquett halb über das Geſicht geſchlagenen weißen Schleier. Und in der That, die größten Tänzerinnen aller Länder und Zeiten konnten unmöglich mehr Grazie haben, mehr Schelmerei, ein ſchöneres Lächeln, einen leichteren Fuß. Die berühmte Herodias konnte nicht bezaubernder tanzen, als Rigolette...

Erſt jetzt, da ich dieſen Namen hingeſchrieben und inne halte, komme ich zu mir, und werde ſchamroth darüber, daß ich in der Luſt des Schreibens ſo einen Pack toller Dinge auf's Papier werfen konnte. Was werden die Leſer der Grenzboten ſagen, wenn ſie in der Correſpondenz aus Paris nur vom Cancan und Chaumière, von Bal Mabille und Rigolette leſen? In dieſem Augenblicke freut es mich, daß ich in der Tarnkappe der Anonymität ſtecke und mit moraliſcher Beruhigung erkenne ich es, daß ich in den Grenzboten einen Nachbar habe, der weniger leichtſinnig als ich, und dabei beſſer unterrichtet Ihnen die Neuigkeiten des Tages über die miniſterielle Kriſis, über den vermuthlichen Erben des Cabinets u. ſ. w. bringen wird.

Ich ſelbſt hätte Ihnen gerne noch etwas von den letzten Vorſtellungen der Rachel, von ihrer Abreiſe, von Paris und von der denkwürdigen Möbellicitation erzählt, die die große Schauſpielerin veranſtaltete und bei welcher, als das elfenbeinerne Bett der Rachel an die Reihe kam, ſich ein Kampf zwiſchen den parfaits gentilhommes von Paris entſpann, der nur in dem großen Kampfe um die Waffen Hektors ein Gleiches findet — doch es iſt ſpät geworden und das anberaumte Maaß der Correſpondenz iſt längſt überſchritten.

K....d.

2.

Bon mots von Guizot und Danton. — Sonnenwunder. — O'Connel und der Katholicismus. — Alt- und Jungirland.

Man erzählte ſich geſtern in einer Geſellſchaft mehr oder weniger politiſchen und parlamentariſchen Charakters, daß Herr Guizot geäußert haben ſolle: „Nun ſei das Miniſterium gerettet, denn das Wetter ſei endlich ſchön geworden und verſpreche Beſtändigkeit.“ Ich bürge nicht dafür, daß unſer Miniſterpräſident dies wirklich geſagt, ſondern nur, daß man es ihm nachſagt. Der Schluß von dem ſchönen Wetter auf die Beſtändigkeit der Miniſter läge darin, daß die Herren Deputirten nun nichts Eiligeres mehr zu thun hätten, als ſo raſch als möglich alle ſtreitigen Fragen todt zu ſtimmen, um die Luſt von Paris gegen die ihrer Landhäuſer einzutauſchen. Die Anecdote erinnert an eine andere. Danton ſah einſt zum Fenſter hinaus und ſagte: „Es regnet — heute gibt's keine Revolution!“ So ein wenig Sonnenſchein iſt doch am Ende noch zu etwas gut. Die hohen Herren würden gar nicht merken, daß er Blumen und Blüthen treibt,

Digitized by Google

wenn er nicht mitunter auch eine Revolution machte oder ein Ministerium errettete. In diesem Jahre aber ist die Sonne mächtiger als je, denn sie ist es, die sogar an der Börse — gutes und schlechtes Wetter macht. Seit sie uns ein paar Tage recht weidlich auf den Pelz scheint, steigen die Renten und fällt das Korn. Solche Wunder hat sie nicht wieder gethan, seit die Aufklärung sie abgesetzt und aus den Tempeln der Feueranbeter — an den Himmel dort oben weitfort verbannt hat.

Aber nachdem ich Ihnen vom Wetter gesprochen, bin ich auch ungefähr mit allen Neuigkeiten von hier zu Ende. Da wird zwar über eine Postreform verhandelt, aber es wird beim Verhandeln bleiben und wohl erst in ein paar Jahren Ernst mit der Reform werden. Bis dahin wollen wir warten, ehe wir uns Correspondentensorgen darum machen.

Die einzige Neuigkeit, die in der vorigen Woche Paris erregte, war die Nachricht, daß O'Connel gestorben sei. Man konnte sicher sein, dem Namen dieses großen Mannes überall zu begegnen. Und deswegen ist es um so auffallender, daß dies Ereigniß in den französischen Zeitungen verhältnißmäßig fast von keiner besprochen worden ist. Eine nackte Anzeige seines Todes war in Mancher Alles; in Andern standen ein paar überflüssige Bemerkungen, und ein paar, insbesondere die erzkatholischen, brachten pompöse Prunkartikel. Und diese letztern erklären wahrscheinlich am einfachsten, warum die Organe fast aller andern politischen Parteien O'Connel sterben sehen konnten, ohne ihm — dem Manne, dessen Namen in unserm Jahrhunderte den meisten voranklingen wird — die Ehre eines würdigen Nachrufes zu Theil werden zu lassen.

Die erste offizielle Nachricht über den Tod O'Connels erschien in dem „Univers catholique," und zwar in einem Briefe des „Vater" Miley, der O'Connel begleitete. Der Vater Miley ist Caplan an der Cathedrale von Dublin, ein geistreicher Mann und tüchtiger Schriftsteller — und Jesuit, dem Orden angehörend. In seinem Briefe verkündet er uns, daß O'Connel sterbend befohlen habe, sein Herz aus seiner Brust zu nehmen und nach Rom zum heiligen Vater zu schicken. Der Tod O'Connel's ist dann als der eines Heiligen geschildert, und das Univers catholique setzt hinzu: daß der Katholicismus an ihm seinen tapfersten Vertheidiger verloren habe.

Sehen Sie, und das ist die Ursache, nicht nur des Schweigens der Presse über O'Connel's Tod, sondern sie war — in anderer Bethätigung — auch die Ursache vielleicht des beschleunigten Todes O'Connel's selbst, wenigstens die des Hinschwindens seines Einflusses, des Aufkommens einer neuen Partei in Irland, und all' des Herzbrechens, das ihm das „junge Irland" verursacht hat.

O'Connel war ein guter und ergebener Katholik; wer ihn selbst gekannt hat, wer ihn beten sah, wer überdies ahndete, wie tief der Katholicismus in Irland mit den ursprünglichen Volksideen verwachsen ist, wird den Schein der Heuchelei, den seine Feinde auf ihn zu werfen suchten, sehr bald zurückzuweisen gelernt haben. Der Katholicismus gehört in Irland zur Politik, ist mit dem Hasse gegen England auf's Innigste verbunden. Er war zu allen Zeiten eine Waffe Irlands gegen England, und alle Führer der irländischen Nationalität haben sich stets auf ihn zu fußen gewußt. O'Connel kannte seine ganze Bedeutung und hat sie

Digitized by Google

überall mit in Anſchlag gebracht. Er war der Führer der ganzen national-begeiſterten irländiſchen Geiſtlichkeit; er dankt ihr Vieles, ſie ihm aber noch mehr.

In der letzten Zeit aber wurde der alte, graue Rieſe nach und nach immer ſchwächer. Die Gefangenſchaft hat ſeine Stahlkraft gebrochen, und von da an war er vielfach nur noch der Gelenkte der Geiſtlichkeit, des Prieſterthums, der Jeſuiten. Der Katholicismus war nicht mehr ein Element des irländiſchen Volkslebens, ſondern das ganze irländiſche Volksleben nur noch ein Anhängſel des Katholicismus. Das Alles trat nicht klar hervor, aber lag doch im Gange der Ereigniſſe angedeutet und wurde in gewiſſer Beziehung zur Thatſache, als Robert Peel O'Connel durch die Beiſteuer für das Seminar von May-Nooth zum Schweigen bringen konnte. O'Connel, der durch den Geſammtinſtinct aller irländiſchen Bedürfniſſe groß geworden war, verlor ſein Anſehen, als er die Geſammtintereſſen ſeines Vaterlandes nicht mehr erkannte, als er ſie halbwegs aufgeben zu müſſen glaubte.

Der Kampf zwiſchen Alt- und Jungirland iſt nur zufällig durch einen Proteſtanten und einen Katholiken vertreten, denn die Jungirländer ſind halbwegs aufgeklärt und tolerant. Aber dennoch liegt eine der Haupturſachen des Bruches in dem religiöſen Widerſpruch. O'Connel war in den letzten Jahren nicht mehr Führer, nicht einmal mehr Treiber — ſondern ließ ſich geduldig führen und treiben. Dafür werden ihn die Jeſuiten vielleicht heilig ſprechen laſſen, aber — dafür verlor er die öffentliche Meinung aller denkenden Leute in Irland, und gab ſo Gelegenheit zu einem Bruche, der wenigſtens die gute oder böſe Folge hat, daß O'Connel's Tod Irland nicht unvorbereitet findet, daß ſein Platz, wenn nicht ſchon jetzt wieder beſetzt iſt, doch nicht lange leer bleiben wird. Es wird ſchwer ſein ihn ganz auszufüllen; aber es wird unmöglich für Irland ſein, ihn unbeſetzt zu laſſen.

O'Connel's Todestag wird in Irland ein Bet-Trauertag in dieſem Lande der Trauer und des Elends ſein. Aber England hat vielleicht noch mehr Urſache als ſelbſt Irland bei dieſer Botſchaft zuſammenzufahren. O'Connel hat hundert Mal geſagt: „Sterbe ich, ehe Irland Gerechtigkeit erlangt hat, ſo wird Alles in Kurzem drunter und drüber gehen!" Es war dies nicht ſo ernſt gemeint, er wollte nur drohen, nur Angſt machen. Aber es ſchwebt über den großen Männern oft ein Geiſt, der ſelbſt ihre unbedacht hingeworfenen Worte zu Prophezeihungen macht. O'Connel's Tod befreit nicht mehr England von einem Feinde, ſondern im Gegentheile von einem Freunde, der in der Hand der irländiſchen Geiſtlichkeit ſo lange ein Schutz für England war — als bis Sir Robert oder Lord John ſich bereit erklärten, die Wünſche der hohen irländiſchen Geiſtlichkeit zu befriedigen.

Es wird wohl eine Weile dauern, bis die politiſche Erbſchaft O'Connel's ſeinen bis jetzt noch halbwegs unmündigen Erblaſſern vollkommen anheim gefallen iſt. Aber der Erbe wird ſich finden. Vor O'Connel waren ſchon ſeit zwei, drei Generationen ganz unbedeutende Leute die Führer Irlands und der altirländiſchen Bewegung gegen England. Die Schule O'Connel's, die Oeffentlichkeit der Preſſe und des Parlaments hat unter den jungen Leuten gar viele

Digitized by Google

geschaffen, die nur auf die Gelegenheit warten, sich zu bekunden. Die Gelegenheit wird schwerlich ausbleiben — aber daß sie einen zweiten O'Connel, groß und gewaltig wie der hingegangene, herbeiführen werde, ist kaum wahrscheinlich. Solche Riesen werden nicht alle Tage geboren. Aber sie sind auch nicht alle Tage nöthig, und wo die Verhältnisse so sind wie in Irland, ist nur zu wahrscheinlich, daß auch ein weniger mächtiger Arm die Geißel zu schwingen und die Zügel zu führen im Stande sein wird. —

J. —y.

II.

Aus Berlin.

1.

Ende Mai.

Landtagsverhandlungen.

Nachdem den größten Theil der vergangenen Woche hindurch der Landtag sich mit untergeordneten Fragen beschäftigt oder gänzlich gefeiert hatte, hat am 29. die zweite Curie die Berathung über das Gutachten der Abtheilung in Betreff der die Abänderung des Patents vom 3. Februar im Sinne der ältern Gesetze bezweckenden Petitionen begonnen. Die Hauptprinzipienfrage, welche das Thema der Adreßcussion bildete, die später in der Declaration der Rechte wieder auftauchte, jedoch nicht in dieser Form zur ständischen Berathung gelangen konnte, kommt also jetzt in abermals verschiedener Gestalt vor das Forum der Stände. Der wesentliche Inhalt der Petitionen, worunter unstreitig die bedeutendste und in juridischer Hinsicht gründlichste die des Abgeordneten Grabow, Oberbürgermeisters von Prenzlau, ist, concentrirt sich in folgenden Punkten:

1) Volle Ausführung der Bestimmungen des Gesetzes vom 17. Jan. 1820, d. i. jährliche Controle der Staatsschuldenverwaltung durch den vereinigten Landtag und daraus folgender periodischer, resp. jährlicher Zusammentritt desselben, so wie Zustimmung der Stände zu allen Staatsanleihen ohne Ausnahme in Kriegs- und Friedenszeiten, gleichviel ob das ganze Staatsvermögen oder einzelne Zweige desselben dafür zum Unterpfand gegeben seien. Ferner auch Aufrechthaltung der ständischen Rechte rücksichtlich der Domänen.

2) Erfüllung der Gesetze vom 22. Mai 1815 und 5. Juni 1823 hinsichtlich der darin den Reichsständen vorbehaltenen ausschließlich rechtsgültig zu ertheilenden Gutachten über alle allgemeine, die Freiheit der Personen und das Eigenthum betreffende Gesetze.

3) Aus dem Vorgehenden natürlich erfolgend, Wegfall der Ausschüsse und der Staatsschuldendeputation.

Es erhellt leicht als das Wesentliche dieser Petitionen, daß sie von dem Standtpunkte des Rechts und nicht von dem der Nützlichkeit ausgehen müssen, daß mit einem Worte der Landtag, um sich eines berühmten historischen Ausdruckes zu bedienen, eine petition of right an die Krone richte. Die 137 Unterzeichner der „Declaration der Rechte" können wenigstens, ohne sich in den

Digitized by Google

ſchreiendſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu bringen, einer bloßen Petition aus Rückſichten der Nützlichkeit mit Hinweglaſſung des Rechtspunktes nicht beitreten. Die Petitionen ſind nun allerdings in dieſem Sinne, nämlich von der Rechtsbaſis ausgehend, geſtellt, das Gutachten der Abtheilung hat aber ſchon in mehrfacher Weiſe die Klarheit der Rechtsauffaſſung getrübt und den Nützlichkeitsſtandpunkt in den Vordergrund geſchoben. Da die Abtheilung aber keineswegs in einer den Liberalen vortheilhaften Art zuſammengeſetzt iſt (es befindet ſich kein einziger freiſinniger Abgeordnete von Bedeutung in derſelben), ſo iſt zu erwarten, daß von der Oppoſitionsſeite her die Faſſung, welche die Abtheilung den an die Krone zu richtenden Anträgen gegeben hat, bekämpft und eine Modification in der oben definirten Weiſe vorgeſchlagen werden wird. Ob das Reſultat dieſes Berfuches ein günſtiges ſein wird, läßt ſich leider nicht mit Beſtimmtheit vorausſehen, bei dem unklaren, ſchwankenden Weſen, welches die Maſſe der Verſammlung charakteriſirt, bei den diplomatiſchen Winkelzügen ferner, worin ſich mehrere Führer der Liberalen gefallen. Noch weniger natürlich läßt ſich auf die zur Abſendung von Petitionen erforderliche Majorität von zwei Drittel rechnen, wofür auf der andern Seite auch, falls die Liberalen nicht ein wahrhaft unverantwortliches Compromiß mit ihren Gegnern eingehen, keine zwei Drittel für eine Petition, die nur vom Standtpunkte der Nützlichkeit ausginge, zu erwarten ſteht. Bedenkt man nun noch, daß auch zwei Drittel der Herrencurie der Petition beitreten müſſen, damit ſie an die Krone gelange, ſo iſt es kaum wahrſcheinlich, daß dies Reſultat erzielt werde, ſondern der Sieg oder die Niederlage werden ſich wohl nur auf den moraliſchen Eindruck beſchränken, den man damit erzielt. Wir wenigſtens ſpannen unſere Hoffnungen ſchon darum nicht zu hoch, um nicht, wie es uns ſchon mehrmals während des Landtages ergangen iſt, die Unannehmlichkeit der Enttäuſchung zu erfahren.

Die Regierung iſt jedoch keineswegs ohne Beſorgniß über den Ausgang der Sache und ſcheut, wie natürlich, auch ſchon die moraliſche Niederlage, welche die Erklärung einer auch nur einfachen Majorität für eine Petition auf Erfüllung der Rechte in ſich ſchlöſſe. Die Conſervativen, welche ſeit einiger Zeit ſich näher an einander geſchloſſen haben und nach dem Beiſpiel der Oppoſition vorbereitende Verſammlungen halten, ſchickten eine Deputation an den Landtagscommiſſarius, Staatsminiſter v. Bodelſchwingh, ab, um ſich von demſelben Inſtructionen für das von ihnen in dieſer Frage einzuhaltende Benehmen einzuholen. Die Antwort ging darauf hinaus, alles aufzubieten, damit die Petitionen nur vom Geſichtspunkte der Nützlichkeit ausgeſtellt würden, welcher ganz unbedenklich ſei, dagegen um jeden Preis den Rechtsſtandpunkt zu beſeitigen.

In dieſem Sinne hielt der Juſtizminiſter v. Savigny in der Sitzung des 28. eine längere Rede, welcher das Lob der Geſchicklichkeit in Aufſtellung von Scheingründen nicht abzuſprechen iſt; den juridiſchen Beweis, daß das Patent vom 3. Februar den älteren Geſetzen entſpreche, iſt er jedoch ſchuldig geblieben, und dürfte dieſer Beweis überhaupt nicht beizubringen ſein, weil er unmöglich iſt. Damit jedoch die Scheingründe des Herrn v. Savigny die weniger feſten Mitglieder der Verſammlung, und deren Zahl iſt nicht gering, nicht etwa durch deren Unvorbereitung für ſich gewinnen möchten, ward von der Oppoſitionsſeite der

Digitized by Google

sofortige Druck der Rede, die Vertheilung an die Abgeordneten und die Vertagung der Berathung bis zur nächsten Sitzung (die heute stattfindet) beantragt und von dem Marschall auch genehmigt.

Der Abgeordnete v. Vincke, der Krankheits halber zehn Tage hindurch den Sitzungen des Landtags nicht beiwohnen konnte, war bereits am 29. wieder daselbst anwesend, und es ist zu hoffen, daß er sich insoweit hergestellt fühlen wird, um in der vorliegenden Frage das Wort zu ergreifen.

Ueber die Verlängerung der Session, welche bereits mit dem letzten Tage dieser Woche, dem 5. Juni abläuft, verlautet noch nichts Bestimmtes. Es ist anzunehmen, daß die Regierung hierüber selbst noch nicht zu einem Entschlusse gekommen ist, sondern den Ausgang der gegenwärtigen Berathung erst abwarten will. Besonders ist es die Wahl der Ausschüsse, die doch, wenn sie überhaupt vorgenommen werden soll, demnächst stattfinden müßte, die sie in Verlegenheit setzt. Sie will daher dies der bevorstehenden Abstimmung ansehen, auf wie viel Mitglieder der zweiten Curie für Vornahme dieser Wahlen gerechnet werden kann.

D.

2.

Die Judenfrage.

Der dem preußischen Landtag vorgelegte Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden in Preußen hat eine Brochüre von Herr M. Veit (Stadtverordneten in Berlin) veranlaßt, die so eben bei Brockhaus erschienen ist. Die Wichtigkeit des Gegenstandes veranlaßt uns, mit einigen Worten darauf einzugehen.

Der Verfasser stellt völlige Rechtsgleichheit der Juden mit den Christen als einen vom Zeitgeist begründeten Anspruch dar; daß die Juden auf das Patronat über christliche Kirchen, auf das Lehramt der christlichen Theologie keinen Anspruch machen würden, verstände sich von selbst. Als die Magna Charta der Juden bezeichnet er das Edict vom 11. März 1812, welches zuerst die mittelalterliche Absonderung der Juden aufhob. Dieses Edict zerfiel in 3 Theile: die bürgerlichen Rechte, die privatrechtlichen Verhältnisse, den kirchlichen Zustand der Juden. Im 1. Theil war das Anerkenntniß ausgesprochen, daß dem Grundsatz nach die Juden als solche von den Staatsämtern nicht auszuschließen seien, wie weit aber diese Berechtigung gehen sollte, hatte sich der Gesetzgeber vorbehalten, näher zu bestimmen. Eine Verschiedenheit der privatrechtlichen Verhältnisse der Juden gestattet der Gesetzgeber nur bei solchen Handlungen, welche wegen der Verschiedenheit der Religionsbegriffe und des Cultus an besondere gesetzliche Bestimmungen und Formen nothwendig gebunden sind. Die Anordnung der kirchlichen Zustände blieb einer künftigen Gesetzgebung anheimgestellt.

Dieses Edict blieb aber auf das Preußen des Tilsiter Friedens beschränkt, während in den übrigen Theilen der Monarchie 17 verschiedene Gesetzgebungen Geltung hatten, und selbst auch jene Bestimmungen wußte die Reaction der letzten 25 Jahre in mehren Punkten empfindlich zu verletzen.

Die Aufgabe der Gesetzgebung war nun, das Edict dahin zu vervollständigen,

Digitized by Google

daß die bürgerliche Gleichstellung der Juden factisch ausgesprochen, die kirchliche Gemeindeverfassung mit Zuziehung jüdischer Glaubensgenossen geordnet werde, und es über die ganze Monarchie auszudehnen.

Die neue Verordnung dagegen erregt tiefes Bedenken. Sie setzt das Edict vom 11. März 1812, trotz der Zusicherung der Bundesacte, außer Kraft, sie enthielt kein leitendes Prinzip; sie fixirt die vom Edict von 1812 nur vorläufig belassene Rechtsungleichheit, trotz der Gleichheit der Pflichten; sie gebraucht den Ausdruck Judenschaft so, als ob nicht blos eine Religionsgesellschaft von Bekennern der jüdischen Religion, sondern zugleich eine von der politischen Gemeinde mittelalterlich abgesonderte Körperschaft gemeint sei. Mitten in der Bürgerschaft haben wir eine Judenschaft, die *ihre* Verordneten, nicht *Stadt*verordneten, in die Stadtverordneten-Versammlung schickt, ihre Schiedsmänner für sich hat, eine eigne öffentliche Schule für sich hat, deren Vorstehern eine Art von polizeilicher Aufsicht über ihre einzelnen Mitbürger zusteht. Die Verordnung überläßt es der Regierung, die Judenkinder nach einer bestimmten Bezirksabgrenzung einer oder mehreren christlichen Elementarschulen zuzuweisen, und stellt es daher in die Willkür der Polizei, die jüdischen Eltern zu veranlassen, in einer bestimmten Gegend der Stadt ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

Die Verordnung stellt ferner den Grundsatz auf, der Jude sei zu allen Staatsämtern zulässig, nur nicht zu solchen, mit denen die Ausübung einer obrigkeitlichen Autorität verbunden ist. Da es nun kaum ein Amt gibt, das nicht unter diese Kategorie gebracht werden kann, so führt das zu einer totalen Rechtsunsicherheit. Deshalb können Juden auch nur behufs Schlichtung streitiger Angelegenheiten *unter ihren Glaubensgenossen* zu Schiedsmännern gewählt werden, und sie werden nur als außerordentliche Professoren der mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Lehrfächer zugelassen, da die ordentliche Professur wegen der Wählbarkeit zum Rectorat, zum Decanat und in den Senat als ein Amt mit obrigkeitlicher Autorität angesehen wird. Das Recht, das Land zu vertreten, wird den Juden versagt. Die Ausnahmegesetze, durch welche der Besitz des Grundeigenthums Seitens der Juden bisher schon widerrechtlich erschwert wird, sind noch geschärft.

Zweierlei Fortschritte werden anerkannt: die Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes durch Aufhebung der Beschränkungen des Gewerbebetriebs und die Anerkenntniß der rechtlichen Glaubwürdigkeit jüdischer Zeugen bei Civil- und Criminalsachen.

Ueber die Gemeindeverfassung der Juden, ohne Zuziehung von Juden, ein gültiges Gutachten abzugeben, dazu wird dem Landtag, wo die Juden in keiner Weise vertreten sind, die Competenz abgesprochen.

Der vereinigte Landtag, so schließt jene Schrift, ist vor allen Dingen der Wächter des Rechts. Die Städteordnung von 1808 und das Edict vom 11. März 1812 sind der Rechtsboden, auf dem die Juden stehen. Diesen Boden ihnen ungeschmälert zu erhalten, ist seine Pflicht. Um dieser Pflicht gewachsen zu sein, wird er auf einen höhern Standpunkt als den des gegebenen Rechts sich zu stellen wissen, und im Namen der Gerechtigkeit die Gleichstellung der Juden mit

Digitized by Google

ihren christlichen Mitbürgern und die Vorlage eines neuen, auf dieser Grundlage beruhenden Gesetzentwurfs beantragen.

Wir halten diese Schrift in allen ihren Theilen der vollsten Beachtung werth und werden im weiteren Verlauf der Frage auf sie zurückkommen. Die Judenfrage hängt in einem so vorangeschrittenen Staate wie Preußen — wo nicht Faulheit und Lässigkeit der Regierungsarbeiten die Schuld trägt, wenn mittelalterliche Zustände beibehalten werden, wie in anderen Staaten — zu tief mit den Glaubens- und Bürgerfreiheiten anderer Kirchen zusammen, um die Judenangelegenheit als eine isolirte zu betrachten. Wenn die Juden von Professuren, Stadtämtern u. s. w. aus dem Grunde ausgeschlossen werden sollen, damit sie keine Autorität über Andersgläubige ausüben, wer bürgt uns dafür, daß nicht ein ähnliches Prinzip in Bezug auf andere Confessionen, z. B. die Katholiken, geltend gemacht werde? Man wende uns nicht ein, daß die Thatsache dagegen ist; allerdings ist mit anerkennungswerther Gleichheit und Gerechtigkeit die katholische Bevölkerung überall bei uns vertreten, an der Universität, im Ministerium, in der Diplomatie, in der Beamtenwelt; aber wer bürgt für das Bestehen dieses Prinzips, wenn in der Judensache eine neue Verordnung, ältere Zusicherungen, ja sogar ältere Praxis aufzuheben berechtigt ist.

†.

III.

Aus Prag

Ende Mai.

Ständische Verhandlungen.

Die am 27. Mai eröffnete Landtagsversammlung, welche das Steuerpostulat für 1848 zu berathen hatte, nahm volle drei Tage in Anspruch. Ihr Resultat, als theilweise Ablehnung des Postulates ist ein sehr beachtenswerthes Ereigniß, welches das gespannte Verhältniß zwischen Regierung und Ständen kaum mindern dürfte.

Zu näherem Verständnisse des Ganges, welchen die Verhandlungen diesmal genommen, muß erwähnt werden, daß schon im Jahre 1845 den Ständen angesonnen worden sei, einen Theil der Kosten der Criminalrechtspflege des Landes zu übernehmen und auf das Land umzulegen, indem der Criminalfond nicht ausreiche. Die Stände erklärten damals sich diesem Ansinnen bereitwillig fügen zu wollen, wenn die Regierung ihrerseits verschiedene Gebrechen der Criminalrechtspflege, welche die Stände aufzählten, beseitige. Eine bedingte Zusage fand man hohen Ortes nicht genehm und ließ die ständische Proposition unerledigt; dagegen wurde das Steuerpostulat für das Jahr 1846 um 50,000 fl. Convent.-Münze erhöhet, welche, wie man vermuthete, jene Dotation der Criminalgerichte decken sollten *). Nachdem der geistliche Stand, welcher gemäß der Verfassung das erste

*) Diese Frage ist — einem andern uns vorliegenden Bericht zu Folge — bereits seit 1835 bei den Ständen anhängig. Die Regierung stellte damals das Ansinnen, diese Summe auf die Grundsteuer zu repartiren. Die Stände stellten jedoch vor, daß die

Votum über das Postulat abzugeben hat, auf Annahme jenes erhöheten Postulats angetragen, stimmte die Herren-Curie — über die Postulate debattiren die Stände in separaten Curien — diesem Antrage nicht bei, sondern beschloß mit ziemlicher Mehrheit das Postulat unbedingt, nur in der Summe des vorhergegangenen Jahres anzunehmen, hinsichtlich des mehrverlangten Betrages von 50,000 fl. aber Se. Majestät vorerst um die Aufklärung und Eröffnung zu bitten, welches Landesbedürfniß diese Steuererhöhung hervorgerufen habe, indem Stände, um bei der Umlage pflichtgetreu vorgehen zu können, den eigentlichen Verwendungszweck jenes Mehrbetrages vor der Annahme kennen müßten.

Die Rittercurie damals nur neun Erschienene zählend, wie der Bürgerstand d. h. zwei Bürgermeister und zwei Räthe der Hauptstadt Prag — nahmen das geistliche Votum an. Bei der Vereinigung aller Curien und gemeinsamer Abstimmung fiel jedoch der bedingte Antrag des Herrenstandes zu Boden, das geistliche Votum blieb aufrecht mit einem Mehr von zwei Stimmen, indem der Landtagsdirector dasmals die Bürgermeister und Räthe, Mann für Mann hatte stimmen lassen, wogegen Friedrich Graf Deym seine lebhafte Protestation fruchtlos zu Protokoll gab.

Für das Jahr 1847 war das erhöhte Postulat beibehalten worden, und auch für das Jahr 1848 wurde jenes Mehr von 50,000 fl. postulirt. In der Landtagsversammlung vom 27. Mai war demnach über das an- wie über das quomodo zu verhandeln.

Der geistliche Stand trug darauf an, das Postulat im Ganzen unbedingt anzunehmen, hinsichtlich des quomodo aber, nämlich hinsichtlich der Frage, ob die für das Jahr 1847 wegen Ueberbürdung der Rustikalisten votirte Erhöhung der Dominikalsteuer um 350,000 fl. beizubehalten sei, fiel das geistliche Votum dahin aus, man wolle für das Jahr 1848, nöthigenfalls auch für das Jahr 1849 diese Repartitionsweise beibehalten, für die Folgezeit aber behalte man sich vor, die frühere Repartition wieder eintreten zu lassen, doch sollten jene 350,000 fl. von den Dominien ebenfalls, allein mit der Widmung fortgezahlt werden, daß diese jährliche Summe, zu öffentlichen, blos das Wohl der Rustikalisten fördernden Zwecken, als besserer Dotation der Schullehrer, Robotablösungen u. s. w. zu verwenden sei. Dies geistliche Votum gelangte an die sehr zahlreich versammelte, einundsechzig Mann starke Herrencurie, welche in der, questio an

---

Criminalgerichtspflege die Sache aller Landeseinwohner sei, daß also entweder ein anderer Steuermodus dafür vorgeschlagen werden müsse oder die ganze Summe von dem Staatsschatze zu übernehmen sei. Die Regierung that dieses letztere, erhöhte aber gleichzeitig die jährliche Steuerforderung (Postulat) um die entsprechende Summe, wodurch also nur die Form, aber nicht die Sache geändert wurde. Die Stände wollten daher bereits 1845 diese 50,000 Fl., über die man nun gar keine Erklärung erhielt, ablehnen, doch hatte die Regierung eine Majorität von zwei Stimmen erhalten. Im Jahre 1846 votirten die Stände abermals die Summe in Berücksichtigung der galizischen Ereignisse als außerordentlichen Zuschuß. Dieses Jahr aber fiel dieser Grund weg und es entspann sich daher von Neuem die lebhafteste Diskussion, die zur Ablehnung führte.

D. R.

Digitized by Google

den schon im Jahre 1845 versuchten, bedingten Antrag wiederholte und diesmal mit eminenter Mehrheit annahm.

Die vom geistlichen Stande beliebte Lösung der Frage quomodo fand keinen Anklang; nach langer Debatte ward in der Herrencurie beschlossen, man wolle, ohne in den streitigen Rechtsfall einzugehen, die für das Jahr 1847 angenommene Vertheilungsweise für das Jahr 1848 fortbestehen lassen.

Die Ritterstandscurie, vierzehn Ritter zählend, trat dem Votum des Herrenstandes mit überwiegender Mehrheit bei, fügte aber der Antwort auf den stereotypen ersten Punkt des Postulates, welcher die Aufrechthaltung katholischen Glaubens empfiehlt, einen politischen Anhang bei.

Das geistliche Votum hatte nämlich in Antwort auf den ersten Punkt, wie üblich, bemerkt, die Volksgesinnung in Glaubenssachen sei befriedigend, die Ritter fügten bei: dagegen sei in politischer Beziehung der Volkszustand keineswegs befriedigend, die Theuerungsverhältnisse ließen besorgen, daß die Unterthanen in der ihren Obrigkeiten schuldigen Achtung und Deferenz erkalten. Scheint es doch daß sie dazu guten Grund haben mögen! Nachdem der Bürgerstand, d. h. zwei Bürgermeister und zwei Räthe sich dem geistlichen Voto angeschlossen hatten, traten die Curien in das Plenum zusammen, und auch in der Plenarabstimmung ward durch die im Herren- und Ritterstande gebildete Majorität das Votum des Herrenstandes zum Votum der Gesammtstände erhoben.

„Das Postulat ist nur theilweise angenommen, das Mehrpostulat ist abgelehnt und der König wird gebeten, nachzuweisen, zu welchem Zwecke jene 50,000 fl. mehr postulirt werden wollen."

Diesmal ist in das Wesen eingegangen worden, man hält sich nicht mehr an bloße Formfragen; doch dürfte das Votum zu Wien als bedeutende Deformität betrachtet werden, und schwer abzusehen sind die nächsten Erfolge.

In Artikel A. v. der Landesordnung verspricht die Krone den Ständen aus Gnaden die Steuer niemals anders, als auf den ordentlichen Landtagen gegen den üblichen Revers zu fordern, dagegen spricht dieser Artikel aus, die Krone versehe sich, daß Stände die Bewilligung der verlangten Steuer, niemals an Conditiones knüpfen *) oder sonst unliebsam aufhalten und verzögern, und allerdings ist dieser Artikel in seiner unbestimmten Stellung verschiedenster Auslegung fähig, doch fehlt es an allen Antecedenzien zur Lösung des Dilemmas, das die Stände der Regierung gestellt.

Die nächsten Wochen werden Entscheidendes bringen.

S. S.

*) Die betreffende Stelle der Landesordnung lautet wörtlich: Als „Uns dann nicht zweiffelt, Unsere getreue Stände, Unsere und des Vaterlandes jedesmal vorffallende Nothwendigkeiten Ihnen treuhertzig zu Gemüth ziehen werden, wir auch nicht nachsehen können noch wollen, daß die von Uns begehrten Contributiones, uns durch **unbilliche** Conditiones so etwann gegen unsern Stand, Hochheit und Würden lauffen möchten u. s. w. Es sind also blos unbillige Bedingungen, welche die Landtagsordnung abweist. Das die Landstände solche gestellt haben, ist schwer anzunehmen." — Wir kommen übrigens auf die Gesammtverhandlungen des Landtags, die diesmal von weit mehr als bloß localer Wichtigkeit sind, zurück. — D. Red.

Digitized by Google

IV.

Aus Wien.

Mai. —

Die Akademie. — Wo blieb Anastasius Grün? — Entwurf eines deutschen Preßgesetzes. — Theuerung. — Robotverweigerung. — Stände. — Stadion und Salm. — Verhaftung eines Geistlichen. — Kunstausstellung. — Nestroy als Tendenzmann. — Italienische und deutsche Oper. — Das schlafende Burgtheater. — Holbein's Memoiren. — Künstlerfest. — Der „Salon."

In den wenigen Kreisen, in welchen über die neue Akademie der Wissenschaften gesprochen wird, ist man mit der Wahl der Akademiker, wie fast das immer zu geschehen pflegt, nicht zufrieden. Noch sind acht Stellen von der Akademie selbst zu besetzen, und da Prof. Wenrich gestorben, so kommt noch ein vacanter Sitz dazu. Dieser Wahlact wird wohl das Interessanteste vom Ganzen sein, und die Gewählten dürfen mit Recht ihre Wahl als einen größeren Triumph ansehen, als die Wähler die ihre durch die Regierung. Die Bestimmung des Erzherzog Johann zum Curator, der grade in dieser Beziehung noch von der Naturforscherversammlung in Gräz her in gutem Angedenken steht, ist eine sehr glückliche zu nennen. Grillparzer, Halm und Pyrker, Oesterreichs Dichter, haben auch einen Platz erhalten. Wir gratuliren den Herren zur „rothen Schleife." Wo bleibt aber Anastasius Grün? Hat er sich nicht ein eben so großes Verdienst (das ist der stehende amtliche Ausdruck) um die österreichische Literatur erworben als Herr von Halm? Und ist Grün nicht obendrein „von Adel?" Und ist nicht sein „letzter Ritter" die schönste Verherrlichung des habsburgischen Stammes? Seine „Spaziergänge" sind nicht offiziell anerkannt und Anastasius Grün gilt noch immer nicht als ihr Verfasser. Die wären also kein Hinderniß gewesen. Von Lenau wollen wir gar nicht reden. Den hat ein Blitz des Himmels vom Parnaß herabgestürzt und der ist ein höherer Sitz als einer auf den Bänken der Akademie. So sehr wir übrigens auch die Huldigung anerkennen, die der Poesie durch ihre Berufung in die Akademie zu Theil geworden, müssen wir andererseits bemerken, daß Dichter in eine Akademie der Wissenschaften gar nicht hineingehören. Die Dichter der Neuzeit sind wirklich unglückliche Wesen. Sie werden herumgestoßen im Gedränge der Zeit und haben keinen bestimmten, angewiesenen Platz. So kommt es denn freilich oft, daß sie an die hervorragenden Plätze gelangen, auf die sie gerade nicht hingehören, eben so wie es möglich ist, daß sie gestoßen und gedrängt in irgend einem finstern Winkel verschmachten. Man will ihnen eine Ehre zukommen lassen, und setzt sie unter Physiker, Philologen, Mathematiker, Archäologen, wo sie arabisch studiren können oder die Münzkunde aus dem Fundament erlernen. — Im großen Publikum wird gar nicht über die Akademie gesprochen, die Unpäßlichkeit einer mittelmäßigen Primadonna (von der Lind will ich gar nicht reden) würde mehr Sensation machen. Daß das Institut durch ein „Patent," welche Form nur für die wichtigsten und bedeutendsten kaiserlichen Entschließungen gewählt wird, in's Leben gerufen wurde, ist ein Tribut der Wissenschaft gebracht.

Es befindet sich seit einigen Tagen die Abschrift des Entwurfs zu einem allgemeinen deutschen Bundespreßgesetz hier, welches von Hand zu Hand geht. Die Bestimmungen

Digitized by Google

desselben wären für uns Oesterreicher allerdings ein Fortschritt im Vergleich zu unserer jetzigen Bedrängniß, für das übrige Deutschland aber wäre dies Preßgesetz ein tödtlicher Hauch, und meines Erachtens sind die jetzigen Censurverhältnisse besser als die darin verheißene „Preßfreiheit." Für uns Oesterreicher hat die Sache eine doppelt betrübende Seite; zuerst werden wir von der allenfallsigen Erleicherung, welches dieses Preßgesetz uns bringen könnte, nichts genießen, weil es nicht allgemeine Geltung in allen deutschen Bundesstaaten haben wird; es wird darin nämlich jedem Einzelnstaat freigestellt, ob er die Censur beibehalten oder der neuen soi disant Preßfreiheit beitreten will. Wir werden also jedenfalls so glücklich sein, unserer Censur weiter uns zu erfreuen, während unsere Brüder im nicht österreichischen Deutschland, die bisher das Wort freier hatten, durch die neue Preßfreiheit halb und halb unsere Censurbrüder werden. Sie sehen, die deutsche Einheit ist fortwährend im Wachsen. —

Heute am 1. Juni ist trotz des Ausfuhrverbots das Brod wieder kleiner und auch das Fleisch theuerer geworden. Letzteres kostet jetzt 11 Kreuzer per Pfund. — Aus Gegenden, die nicht weit von unserer Residenz entfernt liegen, hört man noch immer von Robotverweigerungen. In einer Gemeinde sollen, wie das — hoffentlich übertriebene — Gerücht geht, die Bauern an Ketten zur Robot geführt worden sein, da sie sich unter jeder andern Form dazu weigerten! Dies und mehres Anderes wird diesmal ein Gegenstand wichtiger Besprechung für unsere Landstände werden, die in den nächsten Tagen zusammentreten und von denen einige, die auch in Prag tagen, bereits von dort zurückgekommen sind, wo diesmal die Opposition in der Majorität war. —

Wenn in einigen deutschen Zeitungen die Ernennung des Grafen Franz Stadion zum Gouverneur von Böhmen als etwas bereits Vollzogenes angekündigt steht, so müssen wir dem widersprechen. Wer Oberstburggraf von Böhmen wird, ist noch eben so unbekannt wie früher. Ist es doch noch nicht einmal gewiß, daß Graf Salm von dort wirklich auf seinen neuen Posten nach Triest abgeht. Gräfin Salm namentlich, eine geborene Fürstin Clary, die jetzt in Böhmen, wo ihre Familie das herrliche Töplitz besitzt, in den angenehmsten Familien und sozialen Verhältnissen lebt, dürfte sich wenig nach dem merkantilen Triest sehnen, wo der Adel hinter den reichen Kaufherren zurückstehen muß. Daß Graf Salm Prag jedenfalls verläßt, ist außer Zweifel. —

Eine räthselhafte Verhaftung macht jetzt Aufsehen. Der Pfarrer der Kirche zu Maria Trost ist hier gefänglich eingezogen worden; man ergeht sich in vielfache Vermuthung, deren Veröffentlichung jedoch voreilig wäre.

Die Kunstausstellung ist dies Jahr höchst unbedeutend. Man sah schon oft viel schlechtere Bilder als dies Jahr, aber den Charakter der Mittelmäßigkeit trug seit lange keine in dem Maße an sich. Natürlich folgt daraus, daß der Sinn für Plastik bei uns ganz erstirbt. Die Säle des Belvedere stehen leer, obgleich oft in einem Tage Tausende von Menschen daran vorbei und zur Eisenbahn gehen, der Rauch aus den Maschinenwerkstätten und Locomotiven verdunkelt heutzutage allenthalben die herrlichen Schöpfungen der Kunst. Aber nirgends ist das so sehr der Fall wie in Wien. Unser Kunstverein thut alles Mögliche dazu, um die letzten Funken auch noch zu ersticken. Seine Ankäufe sind oft bewunderns-

Digitized by Google

werth. Er kauft so viel als möglich Kleines, Unbedeutendes aus dem Genrefach, oder Fruchtstücke, auch kleine Landschaften, wenn sie nicht zu viel kosten, zusammen, und das nennen sie Beförderung der Kunst. Man entgegnet freilich, es seien viele Gemälde zur Verlosung nothwendig, um so viele Gönner als möglich zu befriedigen. Das ist Alles recht gut und schön, aber die Herren sollen sich nur nicht einreden, daß sie dann noch einen Kunstverein haben; um Namen ist man in Wien nicht verlegen, sie können ihn also umtaufen oder die Geschichte lieber ganz gehen lassen; es ist ja nicht nothwendig zum Leben. In's Bierhaus, auf's Land, in's Theater, in's Amt kann man gehen, auch ohne Mitglied eines Kunstvereins zu sein. In der diesjährigen Kunstausstellung ist das Bedeutendste: „Manfred's Einzug in Luceria" von Rahl, ein Werk voll Kraft, Charakteristik Vollendung in der Ausführung. Sonst ist noch Schönes da von Gauermann, Rottmann; auch Waldmüller ist da in seiner gewohnten Weise wie seit vielen Jahren. Die historische Malerei ist wie immer höchst ungenügend vertreten, jenes Bild von Rahl ist das einzige Bemerkenswerthe in dieser Beziehung.

Wir haben jetzt ein Theater weniger, das in der Leopoldstadt, welches Director Carl niederreißen ließ, um an seiner Stelle ein größeres zu erbauen. Es hat in letzterer Zeit die Aufmerksamkeit durch die beiden neuesten Stücke Nestroy's: „der Unbedeutende" und „der Schützling" auf sich gezogen, der in dem ersten die Fragen des Sozialismus und Communismus, in dem zweiten Protection und Nepotismus, diese beiden Grundübel unserer Verhältnisse in's Gebiet der Wiener Posse ziehen wollte. Eine Wiener politische Localposse! Wahrlich wunderbar. Soll diese vielleicht ein Bild des Wiener Lebens abgeben, des politischen Lebens der untern Volksclassen? Die Herren und Damen der höhern Stände haben sich recht gut dabei unterhalten, sie haben wenigstens klatschen können ohne sich schämen und über die Zoten obligat erröthen zu müssen. Es ist viel Geistvolles und Witziges darin. Nestroy hält eine wenigens ¼ Stunde dauernde humoristische Vorlesung, dann kommen Witze und Einfälle, Schlag auf Schlag, und daneben läuft wie eine Schnur, die die unächten Perlen zusammenhalten soll, die Handlung fort. Ein Volkstheater, und das Volk geht nicht hinein! Es ist als ob ein Lehrer Gegenstände aus den obern Classen tradiren wollte; aber seine Schüler gehen hinter die Schule und statt ihrer kommen Erwachsene und applaudiren und wundern sich, daß der Lehrer seinen Schülern solche Sachen vorträgt. Ueberhaupt hat bei uns dieses windige Jagen nach Witz, dieses Wortverdrehen schon Schaden genug angerichtet und den Geschmack gehörig untergraben. Es ist Zeit endlich dahin zu wirken, daß das aufhört. Wir wollen einen Verein dagegen stiften und zu unserer Hülfe, wenn auch nicht die Polizei, so doch den guten Geschmack und den Sinn für das Edlere und Bessere aufrufen. Es ist übrigens eine interessante Erscheinung, daß zwei so heterogene Geister wie Bauernfeld und Nestroy ganz auf dieselbe Weise ihr verschiedenes Ziel erreichen wollen, beide ohne Handlung, beide durch Dialog und humoristische Vorlesung.

Die italienische Oper gefällt heuer nicht. Die Gesellschaft ist sehr gut, das Ensemble vorzüglich, die „ewige" Primadonna Tadolini dieselbe wie seit Jahren. Es ist allerdings ein gutes Zeichen, daß die Begeisterung dafür er-

Digitized by Google

loschen ist. Zwar gibt es noch Beifall und Kränze in Masse. Aber das geht nur von einem kleinen Theil des Publikums aus, namentlich den Italienern, bei denen der Patriotismus und der Kunstgeschmack dieselbe Livrée tragen. Wozu sollen wir Jahr für Jahr eine italienische Operngesellschaft unterhalten, zumal jetzt, wo die italienische Musik zu einer nie geahnten Leere und Gehaltlosigkeit herabgesunken ist. Man sucht alte, unbedeutende Fabrikate älterer Meister hervor und tischt sie auf, um nur „zum ersten Male" auf den Zettel setzen zu können. Die deutschen Meister haben sich während der deutschen Saison keiner ähnlichen Begünstigung zu erfreuen, von Gluck ist gar keine Oper, von Weber nur „der Freischütz" auf dem Repertoir; Marschner's und Lindpaintner's Opern werden fast gar nicht gegeben. Und das ist ein deutsches Operntheater. Unsere heurigen Novitäten, waren: „die Musketiere" von Halevy, „Semiramis von Rossini und die schlechte Oper von Flotow: „der Förster." Und das ist ein deutsches Operntheater! Es ist Schade, daß wir keine englische Oper hier haben, dann würden wir vielleicht deutsche Musik zu hören bekommen.

Das Burgtheater befindet sich sehr wohl. In diesem Augenblicke schläft es, weil es so heiß ist, dann fangen die Ferien an, dann wird es schlafen, weil es wieder heiß sein wird, und dann wird es schlafen, weil es die Censur seiner Gesundheit zuträglich erachtet. Das Neueste war „Ziani und seine Braut" von Herrmannsthal, das recht gut wäre, wenn der Held nicht wechseln würde. Im ersten und zweiten Act ist Ziani der Held, im dritten und vierten „seine Braut". Es muß Jeder etwas haben; die Wiener Dichter scheinen überhaupt an Venedig und seinem Jammer sich besonders zu erfreuen, es ist dies in diesem Jahre schon das zweite Stück, das in Venedig spielt. Man macht es uns wie den kleinen Jungen: „Siehst Du, so schaut es in einer Republik aus. Nimm Dir ein Beispiel daran." — Frau von Weissenthurn ist gestorben. An ihrem Grabe sind, wenn auch nicht Melpomene und Thalia, so doch viele andere literarische Notabilitäten gestanden. — Herr von Holbein gibt Lebenserinnerungen heraus. Er mag viel zu erzählen haben; wenigstens müssen wir einräumen, daß wir ihm Unrecht gethan haben. Wir dachten, man kann ein Theater nicht schlechter dirigiren als Herr von Holbein; die Zeit hat bewiesen, daß Graf Dietrichstein noch mehr von der Kunst, ein Theater zu Grunde zu richten, zu erzählen weiß.

Das Maifest der Künstler auf dem Kahlenberg ist auch dieses Jahr sehr heiter und reich an geistiger Anregung begangen worden.

In der Literatur nicht viel Neues. Ein junger hiesiger Literat, S. Engländer, Einer von den Wenigen, die etwas Besseres anstreben, begründet ein neues Unternehmen „der Salon", das in Heften erscheint. Er hat viele und langdauernde Kämpfe mit all' den verschiedenen feindlichen Mächten der Censur bestanden. Wir wünschten gerne zu wissen: warum? Im ersten Hefte ist nichts so Schreckliches, was den Herren schlaflose Nächte bereiten könnte. Zwei sehr interessante Beiträge von Friedrich Hebbel sind das Wichtigste darin. Wir wünschen viel Glück.

D

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Constantinopel im Jahr 1847.

Aus dem Privatschreiben eines Deutschen.

Deutsche Bierbrauereien. — Zukunft chemischer Fabriken im Oriente. — Touristen. — Französische und amerikanische Erziehungsanstalten. — Die Levantiner und die Franzosen. — Tagespresse. — Italienische Oper. — Moderne Janitschaaren und die preußische Uniform. — Die Stellung der Giaours. — Conflicte mit der österreichischen Marine. — Türkische Polizei. — Landhausleben.

Hier sitze ich, den Fes auf dem Haupte, einen mächtigen Schnurrbart im Gesichte, den köstlichen Dampf einer kollernden Nargile einschlürfend — und gedenke der Heimath, nach der das Herz sich unter allen Himmelsstrichen mit gleichem Verlangen zurücksehnt. Hätte ich die Entbehrungen alle gekannt, die meiner hier warten würden, hätte ich wohl nie die Kraft besessen, mich hier niederzulassen; so aber wurde der Entschluß gefaßt, als noch der Reiz der Neuheit jeden Gegenstand mit seinem täuschenden Nimbus umhüllte, und als dieser schwand, — als der Schleier sank und ich die nackte Wahrheit erblickte — da war es zu spät. Der erste Schritt gethan, muß der Mann männlich aus- und durchführen, was er einmal unternommen. — Auch geht es jetzt schon besser. Der trübe Regenhimmel des Winters hat uns verlassen; die warme Frühlingssonne hat bereits die Knospen der Blüthen und Bäume entfaltet, die ganze Natur prangt im frischen, üppigen Grün, und die Ufer des Bosporns mit ihrem nirgends übertroffenen Zauber erfüllen Auge und Sinn mit dem höchsten Entzücken. Wahrlich, dieses Land ist reich gesegnet und bietet in seiner Schönheit Ersatz für manche Entbehrung, die das abgeschiedene Leben des Fremden fordert. So will ich denn das Gute recht erkennen und das Uebele zu vergessen suchen!

Meine Existenz hier gründet sich auf die Leitung einer Brauerei, die nach bairischem Prinzip eingerichtet und das erste Etablissement dieser Art ist. Es existiren freilich noch außerdem 6—8 Winkelbrauereien, die aber alle ohne eigentliche Kenntniß des Geschäftes geführt werden, und daher, bei mangelhafter Einrichtung und mangelnden Geldmitteln, ein schlechtes Fabrikat liefern. Wir wollen das erste unterjährige Bier bairischer Art hier einführen und auch Versuche mit Porter und Ale machen, die beide hier

Digitized by Google

viel consumirt und gut bezahlt werden. Der Betrieb einer Brauerei bietet hier jetzt noch außerordentliche Vortheile, was seinen Grund darin hat, daß die Pforte durchaus keine Abgaben in Anspruch nimmt, daß das Getreide hier sehr billig ist, der Preis des Bieres dagegen sehr hoch. Wie viel dabei gewonnen wird, zeigt ein Vergleich mit den Verhältnissen Deutschlands und anderer Länder. Hier kostet die Flasche 12½ Kr.; bei uns 5 bis 6 Kr. Dabei ruht auf dem Betriebe die bedeutende Abgabe der Malzsteuer; alle Naturalien stehen 25 Proc. höher im Preise, und dennoch werden unsere Bierbrauer reiche Leute. — Ich betrachte die Leitung dieses Geschäftes aber nur als Nebensache; als Beschäftigung würde es mir nicht genügen. Nach genauer Prüfung aller Verhältnisse ist es mir klar geworden, daß es hier noch völlig an einem Zweig der Industrie fehle, nämlich an der Fabrication chemischer und technischer Artikel, die man bis jetzt noch mit großen Kosten vom Auslande bezog, die aber mit bedeutendem Vortheil an Ort und Stelle bereitet werden können. Für den Augenblick bin ich nun noch mit den nöthigen Vorbereitungen hierzu beschäftigt, was freilich nicht die Sache eines Augenblickes ist; doch hoffe ich noch im Laufe dieses Jahres eine Anstalt der Art herzustellen, und glaube, des Erfolges fast gewiß sein zu können.

An Raum fehlt es hier nicht seine Thätigkeit nach allen Seiten auszudehnen, und der Speculationsgeist findet ein weites Feld. Vergleicht man hiermit die drückenden und einengenden Verhältnisse im Vaterlande und den kläglichen Zustand der Pharmacie, so treten die Zustände dort sehr in den Schatten. Hier kann man wenigstens darauf rechnen, von seinem Fleiße die Frucht zu erndten, den Abend seines Lebens in sorgenfreier Ruhe und Bequemlichkeit zubringen zu können.

Vielleicht würde es unterhaltender für Euch sein, wenn ich, statt bei diesen praktischen Gegenständen zu weilen, von verschleierten türkischen Schönen, vom Sklavenmarkt, von der großherrlichen Majestät oder den Tänzen der Derwische spräche; diese Sachen sind aber in allen Reisebeschreibungen so viel besprochen, und von dem Enthusiasmus reisender Frauen von solchem griechischen Feuer beleuchtet worden, daß man z. B. nur Madame Belli's neueste Schilderung zur Hand zu nehmen braucht, um zu wissen, wie es bei uns aussieht — oder eigentlich nicht aussieht — vielleicht aber aussehen könnte, oder besser noch aussähe. Es gehört eine an Entzückung grenzende Inspirirung dazu, so etwas niederzuschreiben, und es muß eine bedeutende Unverschämtheit erfordern, dem Publikum dies aufzutischen. Nach den Eindrücken eines kurzen Aufenthaltes soll man Länder und Sitten beurtheilen! — Freilich findet man dann die Wunder des Orientes nicht, von

denen man zu Hause gelesen; wenn der erste Eindruck verwischt, der magische Zauber geschwunden, mit dem der Anblick dieser Gegenden die Sinne umnebelt, wird man bei jedem Schritt auf diesem Boden durch die Rohheit des Volkes aus seinem Himmel gerissen, und durch den Koth in den Straßen, durch die pestilenzartige Atmosphäre an eine unangenehme Gegenwart erinnert. Man sagt, daß ein Engländer hierher gekommen sei, den vielgerühmten Bosporus zu sehen, ohne einen Fuß an das Land zu setzen; mag diese Anekdote gleich nicht gegründet sein, so ist sie doch sehr bezeichnend und gut erfunden. Von mir also, der nun schon seit 6 Monaten auf diesem Boden gewandelt hat, wird Niemand mehr eine enthusiastische Schilderung erwarten. Die Neuheit hat ihren Reiz verloren und ich bin jetzt nur Geschäftsmann. So will ich mich denn auch auf das beschränken, was mich persönlich beschäftigt und zugleich mit den Schilderungen des hiesigen Lebens und Treibens etwas über die socialen und politischen Verhältnisse einflechten, und welche Vortheile sich für den Buchhandel bieten könnten.

Ich wohne hier in Babeck, wo außer uns Deutschen noch Griechen, Armenier und Türken leben, mit denen wir aber keinen speziellen Umgang haben. Was mich persönlich abhält, mit ihnen zu verkehren, ist die Unkenntniß dieser drei Sprachen, und derselbe Grund mag auch Andere abhalten. Außerdem ist hier eine Erziehungsanstalt von dem französischen Lazaristen-Orden; und zwei amerikanische Missionäre befinden sich hier, deren Aufgabe es ist, katholische Armenier zu unterrichten, und gelegentlich zum Protestantismus überzuführen. Beide haben Familie und sind sehr achtbare Menschen; doch können wir auch mit diesen der Sprache wegen nicht umgehen, denn sie verstehen nur Englisch oder Türkisch. Man kann demnach bei dem besten Willen nicht aus seinem Kreise herausgehen. Der Tag vergeht somit in Geschäften, der Abend ist der Erlernung dieser Sprachen gewidmet, deren Kenntniß hier unerläßlich ist. Wie sehr bedauert man dann die Verkehrtheit in unserm deutschen Vaterlande, jedem Knaben Griechisch und Lateinisch einzupauken, was er nicht braucht, und die lebenden Sprachen zu vernachlässigen, die für seinen praktischen Beruf täglich unerläßlicher werden. Wann wird man bei uns lernen, Geschäftsmänner zu erziehen und den Knaben für das heranzubilden, was er als Mann ausüben soll? — Sobald wir über die Grenzen unseres lieben Vaterlandes hinauskommen, müssen wir es bitter empfinden, wie wenig man mit seiner Muttersprache ausreicht. Das Französische nimmt auch hier, wie überall, den ersten Platz ein. Es ist dies die einzige Sprache, welche die Türken erlernen, um darin mit den übrigen Nationen Unterhandlungen zu pflegen. Im Galata Serail, der neu

Digitized by Google

errichteten türkischen Sprachschule, wird in französischer Sprache unterrichtet, obwohl die Anstalt von einem Deutschen gegründet ist; eben so in der Militärschule, an der nur deutsche (preußische) Offiziere angestellt sind, und allen andern Instituten der Art, ja Se. kaiserliche Majestät selbst haben sich herabgelassen einige Phrasen auswendig zu lernen, und sein stereotypes „Je suis content de vous et de vos services" wird oft genug vom Journal de Constantinopel angeführt, wenn er z. B. irgend einem in seinem Dienste stehenden Ausländer den allbekannten Nischan-Orden oder Geldgeschenke ertheilt. In Galata und Pera wird die französische Sprache bald die italienische und griechische verdrängen; denn schon jetzt ist sie in allen Gesellschaften der Gebildeten ausschließend zur Conversation gebraucht und auch brieflich bedient man sich nur derselben. Die Ursache ist, daß die Erziehung der sogenannten Levantiner, d. h. der Kinder hier ansässiger Griechen, Italiener, Armenier, einzig den Händen der Lazaristen anvertraut ist. Sie haben hier drei bedeutende Erziehungsanstalten, in denen sie ihre Erziehung vom 6. bis zum 20. Jahre erhalten; die Ausbildung ist nur oberflächlicher Art und nur darauf berechnet, die französische Sprache und den französischen Geist möglichst zu verbreiten; die Kinder dürfen daher nur Französisch sprechen und schreiben, und die Folge davon ist, daß sie in 8—10 Jahren, die sie dort sind, ihre eigene Sprache so weit vergessen haben, daß sie es vorziehen mündlich und schriftlich von der französischen Gebrauch zu machen. Die Bildung des weiblichen Geschlechtes ist gleichfalls ganz in den Händen französischer Lazaristinnen.

So weit die Erziehung; Mode und Industrie aber sind nicht minder thätig, dem Interesse Frankreichs zu dienen. Es gibt Modistinnen und Schneider von Paris, die dafür sorgen, das Aeußere herzustellen; die Zeitungen sind voll von Annoncen aller Art, Pariser Glacéhandschuhe werden neben Parfümerien und Schönheitsmitteln ausgeboten, und selbst die Capsules de Beaue de Cassahn fehlen nicht als unerläßlich zur Pariser Cultur gehörend. Und man arbeitet nicht umsonst. Die levantinische Leichtfertigkeit findet Geschmack an französischer Oberflächlichkeit; man eignet sich einen Schein von Bildung an, spricht zwei bis vier Sprachen, kleidet sich à la Parisienne, zieht glanzlederne Stiefelchen an, geht auf dem großen Campo spazieren oder reitet, sieht die beau monde und läßt sich sehen, geht im Winter auf Bälle, um die Polka auf Tod und Leben zu tanzen, geht mitunter in die italienische Oper oder auch in eine Pariser Conditorei, trinkt Limonade und raucht eine Papiercigarre, und das mit vieler Grazie; — dies das Leben der Levantiner und auch der Levantinerinnen, die dem männlichen Theil

Digitized by Google

vollkommen nachkommen. Sie auch sprechen Französisch, lieben Gold und Diamanten über alles, verheirathen sich daher auch gewöhnlich 13 bis 14 Jahre alt, um einem Manne das Leben recht sauer zu machen und werden vor der Zeit alt. Man sieht daher nur verblühte Frauen hier; aber selten oder nie ein frisches Jugendgesicht. Auf welcher Stufe der Bildung die Menschen stehen, mag man daraus entnehmen, daß es in Pera nur eine Buchhandlung gibt, und diese eine hat vielleicht einen größern Absatz an Cigarren als an Büchern. Die Tagespresse ist eine Null; denn außer dem elenden, von der Regierung erhaltenen „Echo de l'Orient" erscheint hier kein politisches Blatt, man kümmert sich auch um keine Politik; der Levantiner hat keinen Patriotismus, er weiß von keinem politischen Interesse, da er so wenig ein Vaterland besitzt als eine Muttersprache. Die Zustände Europa's kümmern ihn nicht; sie sind ihm eine terra incognita, die ganz außerhalb seines beschränkten Gesichtskreises liegen. Künste und Wissenschaften sind einzig durch die italienische Oper und die Hochschule Galatia Serail vertreten. An letzterer werden alle Sprachen, Naturwissenschaften ꝛc. gelehrt und besonders Aerzte ausgebildet; der Unterricht ist gratis. Man hat kürzlich auch eine forstwissenschaftliche und Agricultur-Schule errichtet; eine Militär-Schule besteht schon seit längerer Zeit. Die Regierung erhält alle diese Anstalten auf eigene Kosten, läßt Lehrer aus allen Ländern Europa's — selbst aus Amerika kommen, um die Bevölkerung aus der bodenlosen Unwissenheit zu reißen, in der sie mit so großer Hartnäckigkeit beharrt. Nicht immer bestrebt sich die Regierung der Industrie aufzuhelfen, um den ungeheuren Tribut zu ersparen, den das Land für Fabrikate, besonders Englands, Frankreichs und Deutschlands bezahlen muß und die es leicht selbst erzeugen könnte. So löblich auch alle Bestrebungen der Art sind, so werden doch auch häufig Mißgriffe gemacht, wodurch man nicht allein an der Erreichung seines Zweckes gehindert wird, sondern noch schlimmere Resultate herbeiführt und besonders Unzufriedenheit hervorruft, und dadurch den allezeit fertigen fanatischen Priestern erwünschten Anlaß gibt, das Volk gegen die Regierung aufzuwiegeln, die dem Fortschritt huldigenden Rathgeber des Großherrn zu stürzen oder aus dem Wege zu schaffen und besonders den Frankenhaß anzuschüren, welche Bemühungen denn auch — wie die Erfahrung oft genug zeigt — nicht erfolglos bleiben. So hat man alte, tief eingewurzelte Sitten abgeschafft, nur um der europäischen Mode zu huldigen und an die Stelle etwas höchst Unpassendes für die hiesigen Einrichtungen ganz Ungeeignetes gesetzt. Dahin gehört besonders die Reorganisation des Militärs. Anstatt den Anfang damit zu machen, tüchtige Offiziere zu bil-

Digitized by Google

den, Disciplin und Subordination einzuführen, das Einzige, was dem türkischen Militär fehlte, um es zu tüchtigen Soldaten zu machen, war man nur darauf bedacht, demselben preußische Uniformen umzuhängen. Man hat die malerische Tracht des Türken, in der der Orientale sich allein wohl fühlt und die dem Clima so angemessen ist, mit den prosaischen engen Beinkleidern und Fracks vertauscht, in denen sich die Leute linkisch benehmen wie ein Knabe, der zum ersten Male Hosen anbekömmt, und ganz besonders ist dieser Mißgriff bei der so vortrefflich gewesenen Cavallerie hervorzuheben. Der Türke, ein Naturreiter, der gewöhnt ist in leichter weiter Kleidung mit kurz geschnallten großen Bügeln zu Pferde zu sitzen und der seinen krummen Säbel so fürchterlich geschickt zu handhaben wußte, ist mit einem Male in einen steifen preußischen Dragoner umgewandelt. Nicht allein das Militär sondern alle türkische Beamte tragen fränkische Kleidung und nur der Fes ist beibehalten. Es war dies der größte Mißgriff der geschehen konnte, und der sich noch lange rächen wird. So sehr nun auch der Franke von dem Muselmann verachtet und gehaßt ist — was sich schon aus der schönen Benennung „Giaour," d. h. Schweinhund, kund gibt — so leben wir hier doch ganz sicher und haben keinerlei Beeinträchtigung oder gar Verfolgung zu befürchten. Mitunter befassen sich die Beamten vielleicht mit Chicanen, um dem immer fester Fuß fassenden Ausländer Hindernisse in den Weg zu legen oder Geldgeschenke zu erzwingen; auch fallen wohl handgreifliche Beleidigungen auf der Straße vor; doch kann man sich darüber nicht wundern, wenn man überhaupt den gesunkenen Zustand und die Rohheit der Nation berücksichtigt. Wir leben hier sicherer und geschützter als irgend ein türkischer Unterthan, mag er Türke oder Raja sein; denn jene sind der Willkür der Beamten ausgesetzt. Ein Franke ist in seinem Hause völlig geschützt; keine türkische Polizei darf es betreten; auf der Straße kann man ihn freilich arretiren, muß ihn aber auch darnach sogleich an seine Gesandtschaft ausliefern. Widerfährt einem Kurländer irgend eine Beleidigung, so ist sein Gesandter gleich da, die strengste Genugthuung zu fordern. Geschieht aber einem Deutschen eine Unbill — so geschieht nichts. Unsere Nation schützt hier so wenig als sonstwo die Kinder ihres Landes. Preußen, dessen Schutz die Meisten suchen, ist seiner unbedeutenden Marine und seines geringen Seehandels wegen, eine zu kleine Macht, um hier mit gehöriger Energie auftreten zu können; Oesterreich dagegen, mit seiner bedeutenden Handels- und Kriegsmarine und seinen vielen Beziehungen zum Oriente, ist leider Gottes durch die friedliebende Politik des Grafen Stürmer, der alles durch Güte und Nachsicht beizulegen sich bemüht hat, zu energielos

Digitized by Google

repräsentirt; die kürzliche Flaggengeschichte kann einigermaßen zur Charakterisirung dieser Behauptung dienen. Einige österreichische Matrosen kamen mit Türken in Streit, und da sie natürlich den Kürzeren gezogen haben würden, so hielten sie es für gerathen, sich auf ihr im Hafen liegendes Schiff zurückzuziehen; die Türken verfolgten sie aber dahin und es entspann sich am Bord des österreichischen Fahrzeugs eine Prügelei, wobei die aufgezogene österreichische Flagge herabgerissen und, wie Einige behaupten, sogar mit Füßen getreten wurde. Jede andere Nation hätte solche Kerle über Bord geworfen, und wer nicht hätte ersaufen wollen, den hätte man auf die Galeere spedirt. Welche Genugthuung erbat sich unser deutscher Repräsentant? — Die Missethäter erhielten eine Scheinstrafe, und das ganze österreichische Gesandschaftspersonal verfügte sich an Bord des beschimpften Schiffes, wo die übelbehandelte Flagge, während die Musik eines türkischen Regimentes dazu spielte, feierlichst aufgezogen wurde, was auf die Muselmänner übrigens keinen besonders erschütternden Eindruck machte.

Dieser Zustand der Dinge hat schon zur Folge gehabt, daß Deutsche, denen es an einer kräftigen Vertretung gelegen war, sich unter englischen Schutz stellten. Diese Lage der Dinge gereicht Deutschland nun eben nicht zum Vortheil, doch ist die Art und Weise, wie England seine Unterthanen im Auslande beschützt, auch eben nicht zu loben, weil öfters die öffentliche Ruhe und Sicherheit dadurch gestört wird, wie dies in Galata und Pera schon der Fall gewesen ist. Eine Menge schlechten Gesindels kommt von Malta und den griechischen Inseln hieher, weil sie wegen begangener Verbrechen vom englischen Boden verbannt sind, und diese treiben dann ein sauberes Leben. Sie erbrechen die Magazine bei Nachtzeit, rauben, stehlen und plündern mit der größten Unverschämtheit, fallen die des Abends auf der Straße Gehenden an und haben es so weit gebracht, daß man sich nicht mehr ohne Waffen mit Sicherheit auswagen kann und daß die Läden wie Festungen verbarricadirt werden müssen. Doch sind auch diese Ausgeburten noch Söhne Englands und folglich des völligen Schutzes seiner Vertreter würdig. Die türkische Polizei sucht nach Kräften diese Missethäter einzufangen; sie müssen dann aber der englischen Gesandtschaft ausgeliefert werden, und diese läßt sie laufen — im Fall kein englischer Unterthan durch sie beeinträchtigt worden. Alle Vorstellungen und Bitten der Bewohner von Galata und Pera diesem Uebel Einhalt zu thun, sind fruchtlos geblieben, und so hat man denn auf Selbsthülfe denken müssen und eine Privatpolizei angestellt, die Nacht und Tag abwechselnd ihre Häuser und ihr Eigenthum bewacht. Wo man dies nicht hat, ist man übel daran und

Digitized by Google

darf sich keinen Schritt von seinem Hause entfernen. Das Leben in diesen beiden Orten, das ohnehin höchst unangenehm ist, wird durch den Mangel an Wasser, die häufigen Feuersbrünste, die zudringliche, klatschsüchtige levantinische Bevölkerung für den Deutschen, der an Ordnung und an ein geregeltes Leben gewöhnt ist, im höchsten Grade lästig, und hat auch uns veranlaßt, um allen diesen Uebeln aus dem Wege zu gehen, in Babeck einen sichern und gesunden Aufenthalt zu suchen. Hier leben wir nun, wenn auch allen Belustigungen der Welt fern, auf einem am Bosporus herrlich gelegenen Landsitze, in gesunder und frischer Luft, zwei Stunden von Stambul und eben so weit vom schwarzen Meere ein einfaches und zufriedenes Leben. Das Personal auf unserer Besitzung besteht aus 18 Personen, die alle Deutsche sind. Wir haben einen schönen Garten, große Weinberge, die sich bis zum Gipfel eines bedeutenden Berges erheben, vier- und zweibeiniges Gethier aller Art, Kühe, Kälber, Schweine, Esel, Hühner, Gänse, Tauben u. s. w.; das gibt viel Unterhaltung und angenehme Beschäftigung. Unser Hauswesen ist, so viel es die Verhältnisse erlauben, deutsch geblieben, und nichts daran auszusetzen, als daß zu viel Zwiebeln gebraucht werden. Gute deutsche Sitten und Gebräuche halten wir in allen Ehren, weil sie das Andenken an die Heimath wach erhalten und in den Kindern deutschen Sinn und deutsche Gutmüthigkeit wecken, eine Tendenz, die wir bei ihrer Erziehung als Hauptzweck im Auge behalten. Wir gleichen darin nicht den vielen andern Deutschen, die eine Freude daran haben und stolz darauf sind, wenn ihre Kinder Griechisch und Türkisch plappern und sich in der Muttersprache kaum noch ausdrücken können. Wir feiern hier alle Feste, die in der Heimath stattfinden, und hatten am Weihnachtabend einen Christbaum und am Ostertage bunte Eier in blühenden Veilchenbeeten versteckt, — und diese lieben Gewohnheiten beizubehalten, thut dem ächten deutschen Herzen recht wohl.

Constantinopel Ende April.

Digitized by Google

Die böhmiſchen Stände gegen die Cenſur.

Vortrag des Fürſten Lamberg *).

Es iſt mir wirklich unbegreiflich, welche Urſachen es geweſen ſein mochten, die unſere hohe Regierung bewogen haben, die Drucklegung der Einführungs-Modalitäten in den Landtag nicht zu genehmigen. Es ſcheint faſt, daß überhaupt der Grundſatz gelte, daß es beſſer wäre, wenn lieber gar nichts gedruckt würde, als höchſtens Kundmachungs-Patente, Steckbriefe, Börſenzettel und dergleichen. Iſt denn aber ein ſolcher Grundſatz in dem gegenwärtigen Zeitpunkt noch haltbar, wo die verbotene Waare des Gedankens bei den erleichterten Communications-Mitteln mit galvaniſcher Schnelligkeit von einem Endpunkte der Monarchie ſich bis zum andern verbreitet? Führt nicht dieſes Syſtem grade zu den entgegengeſetzten Ziele, als welches die hohe Regierung beabſichtigt, nämlich dahin, daß der große Wuſt von Schriften, welcher unſere Verhältniſſe und unſere Regierung oft tadelnd beſpricht, nur mit um ſo größerem Eifer und dem Reize einer verbotenen Frucht geleſen werde, während die hohe Regierung durch ihre eiſerne Cenſur-Strenge ſich ſelbſt des Mittels beraubt, dieſen oft irrigen Anklagen berichtigend zu antworten. — Unſere inländiſchen Journale und Druckſchriften vermögen nicht die Sache der Regierung zu vertreten, weil ihr politiſcher Theil nicht geleſen wird, und ſo ſah ſich denn die hohe Staats-Verwaltung gezwungen, durch auswärtige Organe zu ihren Völkern zu ſprechen, eine Augsburger Zeitung ward beſonders erkohren, die Anſichten unſerer Regierung zu vertreten, und den feindlichen Angriffen der Ausländer-Preſſe zu begegnen, allein die Stimmung des großen Publikums iſt ſchon der Art,

*) Nach dem gothaiſchen Almanach: Fürſt Guſtav Joachim Lamberg, geb. den 21. Dec. 1812, Oberſterblandkämmerer und Oberſtlandjägermeiſter im Lande ob der Ens, Oberſterblandſtallmeiſter in Krain und in der windiſchen Mark, Grand von Spanien und Caſtilien erſter Claſſe, Magnat in Ungarn, Freiherr von Artenegg und Ottenſtein, Beſitzer der Herrſchaften Steyer, Weyer, Steinbach, Götzendorf, Althardsberg und Blanken in Oeſterreich; Schichowitz, Schiobetz, Rabv und Budietitz in Böhmen; Kützbüchel, Kabsburg, Lebenberg und Mürichau in Tirol.

Digitized by Google

daß es allen diesen Artikeln keinen Glauben mehr bezeugt, seit es weiß, daß diese Zeitung unter österreichischem Censur-Einflusse erscheine; und so sieht sich denn unsere hohe Regierung oft in die bemerkenswerthe Lage versetzt, in die allerradikalsten ausländischen Zeitungen ihre Ansichten einrücken zu lassen, nur damit sie vom Publikum gelesen und beachtet werden!

In diesem faktischen Sachverhalte allein liegt schon die evidenteste Unhaltbarkeit unserer Censur. Während in allen civilisirten Ländern die Preßgesetze sich immer freier und freisinniger gestalten, während namentlich unser großes deutsches Nachbarland hierin mit dem edelsten Beispiele vorangeht, ist es ja gar nicht möglich, daß bei uns die Censur-Gesetze beim Alten bleiben sollten.

Es haben vor wenig Jahren die ausgezeichnetsten vaterländischen Schriftsteller ihre Bitten um Milderung der Censur-Gesetze der hohen Regierung unterbreitet; hochgestellte und ausgezeichnete Persönlichkeiten haben diese Bittschrift unterzeichnet, welche in dem Herzen eines jeden Vaterlandsfreundes den hellsten Wiederhall gefunden; ob diese Bittschrift abgewiesen wurde, weiß ich nicht, daß sie noch nicht bewilliget wurde, wissen wir Alle, wahrscheinlich ruht sie noch in dem weiten Schooße der Behörden. Ich stelle daher den Antrag: die Herren Stände möchten, da sie nun in demselben Falle sind, daß man ihren eigenen Drucklegungen das „Imprimatur" verweigert, unter einem mit ihrer Sache, auch die Sache der vaterländischen Schriftsteller, die Sache des Vaterlands unterstützen, die Regierung auf die Unhaltbarkeit der bisherigen Censur-Strenge aufmerksam machen, sie um Zwanzig-Bogen-Freiheit, und um mildere Gesetze für die Journalistik bitten, um so mehr, da selbst in unserm gegenwärtigen Censur-Gesetze der leider nicht befolgte Grundsatz ausgesprochen ist: daß kein Lichtstrahl, er komme, woher er wolle, unbeachtet bleiben möge. — Wenn die Herren Stände auf diesen meinen Antrag einzugehen belieben, so stelle ich den weitern Antrag, die Herren Stände möchten zur Verfassung der an die hohe Staats-Verwaltung diesfalls zu stellenden Bitte ein Comité ernennen, welches die Weisung erhielte, diese Bitte in den bescheidensten und loyalsten Tone zu verfassen, und noch in der Dauer dieser Versammlung den Herren Ständen zur weitern Beurtheilung zu unterbreiten.

. . . . . .

Ueber diesen Antrag wurde nach längerer Discussion per eminenter majora der Beschluß gefaßt: Die Herren Stände möchten in einer Sr. Majestät zu überreichenden allerunterthänigsten Bitte, Se. Majestät auf die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Censurverhältnisse aufmerksam machen, und Se. Majestät bitten, die gegen-

Digitized by Google

wärtigen Censurgesetze, sowohl in ihren gesetzlichen Bestimmungen als auch in ihrer Handhabung allergnädigst zu mildern.

Zum Entwurfe dieser Staatsschrift wurde ein Comité von drei Mitgliedern gewählt, bestehend aus dem Antragsteller Fürst Lamberg und den beiden Grafen Franz Thun und Erwin Nostiz, und endlich folgender Entwurf genehmigt:

Petition der böhmischen Stände gegen das bisherige Censursystem.

Ew. Majestät! Die treugehorsamsten Stände des Königreiches Böhmen erachten es in ihrer Eigenschaft als die ersten Räthe der Krone für ihre heilige Pflicht, Ew. Majestät auf die Nachtheile aufmerksam zu machen, welche das längere Festhalten an den bisherigen Censursysteme mit sich bringen würde. Ew. Majestät haben aus allerhöchster Weisheit und in steter Fürsorge für das fortschreitende Wohl allerhöchst Dero treu gehorsamsten Unterthanen durch den großartigen Bau von Eisenbahnen und Straßen Erleichterungen in den bestandenen Communications-Mitteln getroffen, und noch weitere Erleichterungen in Aussicht gestellt. Die Völker, die das Glück haben, unter Ew. Majestät mildem Scepter zu stehen, wurden dadurch, sowohl unter sich, als auch den auswärtigen Staaten näher gerückt. Die Entfernungen verschwinden. Es kann nicht in der hohen Weisheit Ew. Majestät noch in der steten allergnädigsten Fürsorge für das Wohl allerhöchst Dero Unterthanen liegen, die zur Unmöglichkeit gewordenen geistigen Schranken, die das bisherige Censursystem auferlegt, aufrecht zu erhalten. Die treugehorsamen böhmischen Stände enthalten sich jeder weitschweifigen Erörterung über diesen von der öffentlichen Meinung aller civilisirten Völker längst entschiedenen Gegenstand, und erlauben sich nur Ew. Majestät in aller Unterthänigkeit auf jene besonderen Nachtheile aufmerksam zu machen, welche die Censurvorschriften in ihrer gegenwärtigen Anwendung in ihrem Vaterlande hervorriefen. Da es eine allgemein anerkannte, und gewiß von allen Polizeibehörden bestätigte Wahrheit ist, daß es der größten Wachsamkeit der Behörden nicht gelingt, das Lesen von censurwidrigen Büchern und Zeitschriften in seiner größtmöglichsten Ausdehnung nur zu hemmen, geschweige zu vernichten, so entfällt hiedurch aller Vortheil, welchen die Feinde der freien Presse für die Censurstrenge so gerne in Anspruch nehmen, und es gesellt sich zu den Nachtheilen, welche die Verbreitung mancher verwerflicher Schriften wirklich mit sich führt, nur noch der weit größere Nachtheil, daß alle Klassen der Bevölkerung in der Uebertretung dieser Gesetze wetteifern, ohne den moralischen Abscheu zu fühlen, den jede Gesetzübertretung mit sich führen muß. Was kann aber gefährlicher in seinen Folgen sein, als wenn in einem Staate die Achtung vor dem Ge-

Digitized by Google

setze (sei es auch nur vor einem spezialen Gesetze) in der Brust aller Staatsbürger erlischt?

Weder die Diener der Kirche, noch die Diener des Staates, weder der Adel, noch der Bürger, noch weniger der gemeine Mann wird das Lesen eines verbotenen Buches mit jenem Abscheu betrachten, den eine Gesetzesübertretung verdient. Man gewöhnt sich an die Nichtbeachtung, an die Uebertretung der Gesetze, und verliert hierdurch an moralischem Werth.

Aber nicht nur Gründe der Moralität, sondern auch Gründe der Politik widerstreiten der Beibehaltung des gegenwärtigen Censursystems. Denn während die hohe Staatsverwaltung den schonungslosen Angriffen der ausländischen Presse durch tausend verbreitete Druckschriften bloßgestellt bleibt, entbehrt sie des Mittels, diesen oft ungerechten Angriffen auf eine wirksame Weise zu begegnen. Alle unter Censur erschienenen Vertheidigungen der Regierungsmaßregeln werden von der großen Mehrzahl entweder nicht gelesen oder nicht geglaubt, wo nicht gar als Miethlingsarbeiten betrachtet.

Die treugehorsamsten böhmischen Stände berufen sich zur Bestätigung dieser Wahrheit auf die notorische Thatsache, daß selbst ausländische, ja sogar verbotene Zeitschriften gewählt wurden, um durch diese Organe Regierungsmaßregeln zu beleuchten und zu vertheidigen. Jeder Censor ist verantwortlich für das was er erlaubt, und unverantwortlich für das was er verbietet! —

Zahlreiche und ausgezeichnete Producte des Geistes, welche sich nicht in die engen Schranken unserer Censurvorschriften einengen ließen, wurden entweder gänzlich unterdrückt oder gezwungen über die Grenze zu wandern, um von dort aus meist in viel feindseligerer Richtung den Weg in's Vaterland zu finden. Wider Willen werden alle Capacitäten, die sich nicht in die kleinlichen Censurneckereien fügen wollen, in die Reihen der Opposition getrieben. Bei einer freien Presse aber, wo es allen Stimmen gestattet ist, die großen Fragen der Zeit zu besprechen, verschwinden die gehaltlosen Auswüchse einer verkehrten Phantasie in ihr verdientes Nichts.

Nebst einer freisinnigen Oppositionspresse, welche die Regierungsbehörden in steter heilsamer Thätigkeit erhält, wird sich eine allgemein geachtete Regierungspresse bilden, die auf Verstand und Herz der Unterthanen den wohlthätigsten Einfluß üben kann.

Gewiß wird eine freie, ernste und würdevolle Besprechung aller innern Zustände unter gesetzlicher Anerkennung bei den gegenwärtig sich stets vermehrenden geistigen Berührungen ein immer dringenderes Bedürfniß, gewiß ist es der einzige und sicherste Weg, die Bevölkerung zu einem klaren und

Digitized by Google

selbstständigen Urtheile herauzubilden und hierin, so wie in dem davon unzertrennlichen Vertrauen das festeste Bollwerk zu gründen, um grundlose und verleumderische Angriffe zu entkräften.

In pflichtschuldigster Anhänglichkeit zu ihrem angestammten König und im redlichen Eifer für das Wohl des Vaterlandes glauben die treugehorsamsten Stände die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Censurverhältnisse dargethan zu haben, und erlauben sich daher die allerunterthänigste Bitte an den Stufen des Thrones niederzulegen:

Ew. Majestät wollen geruhen, die bestehenden Censurvorschriften, sowohl in ihren gesetzlichen Bestimmungen, als auch in ihrer Handhabung in einer Weise zu mildern, wie es dem Geiste der Zeit, dem Bildungsgrade und dem geistigen Bedürfnisse der Bevölkerung nach Ew. Majestät allerhöchster Weisheit entspricht.

Aus der ständischen Versammlung
ob dem Prager Schlosse
den 12. Mai
1847.

Vorgelesen und genehmigt in der
ständischen Versammlung
den 12. Mai
1847.

Digitized by Google

Ungarn und Oesterreich.

(Aus einem Privatbriefe an die Redaction.)

Von den Ufern der Theiß.

..... Ungarn betreffend aber müssen meiner Meinung nach ganz andere leitende Grundsätze beobachtet werden, als dies bei den meisten deutschen Journalen bisher der Fall war. Einmal verdient es weit mehr Beachtung und Berücksichtigung, als man auf den ersten Anblick glauben möchte. Ungarn's bewegtes Leben war von so bedeutendem Einflusse auf die Gesinnungsfortschritte Oesterreichs, daß sich mit Zuversicht behaupten läßt, die Oesterreicher wären in Jahrzehnten nicht auf jene Stufe des politischen Bewußtseins gelangt, auf welcher wir sie jetzt begrüßen. Bei dem regen und steten Verkehr namentlich des bemittelten Bürgerstandes, konnte der auffallende Contrast unserer Zustände nicht ohne die besten Folgen bleiben. Hier ein freies, wenn gleich oft ungestümes Leben, dort Apathie und geistige Niedergeschlagenheit. Der österreichische Reisende mußte freier athmen, so wie er die Grenze überschritt. Die Ungebundenheit, so wie das warme Interesse, mit welchen an allen Orten über jede öffentliche Angelegenheit gesprochen wird, mußte ihm nothwendigerweise Vergleiche aufdringen, die nicht zu Gunsten seines Vaterlandes ausfallen konnten, andrerseits aber sein Augenmerk auch auf die Angelegenheit seines Landes richten; er mußte *denken* — und das war schon Gewinn. Freilich finden sich Auswüchse, freilich finden sich Abnormitäten, die seiner ruhigen Natur nicht zusagten und namentlich fehlte ihm — die Polizei, welche den Oesterreicher als Amme an der Wiege begrüßt und als Vormund bis an's Grab begleitet. Aber er überzeugte sich auch bald wieder, daß bei zunehmender Civilisation die vielen Ausschweifungen der Zügellosigkeit aufhörten, daß Ungarn eine europäische Physiognomie, gesittete Lebensart gewinnt, ohne daß ihm die Gouvernante Polizei stets ihr tenez vous droite, mademoiselle, zurief. Unsere Justiz fand gleichfalls keinen Beifall in den Augen des Oesterreicher's, und diese ließe auch jetzt noch gar viel zu wünschen übrig — aber der gesunde Sinn des Bürgers, so wie die größere Oeffentlichkeit unserer Journale bewirken auch in dieser Beziehung einen Fortschritt, der nur auf dem Wege der Legislatur — die vollständige Reform ist natürlich dieser vorbehalten und dürfte nicht allzulange auf sich warten lassen — durchzufahren ist. So kam es, daß unsere Nachbarn jenes Volk der Barbaren, das sie im Reflexe der Wiener Bonmots nur zu belachen gewohnt waren, immer mehr und mehr achten und es sich gestehen mußten, daß jenem Volke des Orientes unter dem rohen Schaffelle ein edles Herz schlägt, für Großes und Schönes begeistert, daß die rauhe Schale einen gesunden Kern bergt, und daß ein Volk, das in Masse noch unter der Schulbildung österreichischer Weisheit steht, dennoch an politischer Aufklärung über ihm steht und theilweise selbst mit Deutschland wetteifern kann.

Digitized by Google

Die Verhandlungen unserer letzten Landtage mußten selbst in der Gestalt, wie die Augsburger Allgemeine diese dem österreichischen Volke vorführte, vollends die Augen über das bekannte Nachbarland öffnen. Es muß zugleich der Wunsch in Oesterreich erwachen, wenigstens nicht hinter jenen Barbaren zurückbleiben zu müssen.

Wenn Sie mir dieses unleugbare Factum unserer Einwirkung auf Oesterreich zugeben, so werden Sie auch gestehen, daß jene Einwirkung jetzt noch weit erfolgreicher und nachdrücklicher sein könne, jetzt wo einerseits Oesterreich weit empfänglicher und reifer für dergleichen, andererseits aber das politische Leben Ungarns immer edler und ausgebildeter wird. — Darum glaube ich auch, daß eine immerwährende Hinweisung auf die Bestrebungen und Forderungen meines Vaterlandes von großer Bedeutung für Oesterreich sein müsse. Oesterreich und Ungarn sollen miteinander vorwärts — Ungarn mit seinem Muthe und seiner edlen Begeisterung für Freiheit muß jenes mit Benützung seines constitutionellen Vorsprungs anspornen und zu den gleichen Bestrebungen aufstacheln. Oesterreich muß als deutsches Land diesem den Genius der deutschen Civilisation zugänglicher machen und immer näher bringen. Unsere Nationalität kann hier kein Hinderniß sein, sie ist ein fait accompli und ihre diplomatische Oberherrschaft bereits erkämpft, und mehr wollten wir nicht. Sie ist blos an die Stelle der vergilbten Mönchssprache getreten, ohne ein gewaltsames Eindringen in's Familienleben der anderszüngigen Staatsbürger zu beanspruchen. Was in dieser Beziehung geschieht, ist Frucht der gegebenen Zustände, des Verkehrs, und wenn deutsche Politiker wie unter andern auch Franz Schuselka das Magyarenthum mit geringschätzendem Achselzucken betrachten, so geschieht dies nur, weil sie die Verhältnisse des Landes nicht kennen. Doch unsere Nationalität ist kein Hinderniß der Vereinigung und wenn einmal Deutschland und vorzüglich Oesterreich auch in politischer Beziehung unsere Achtung zu erwerben wissen werden, wie jenes in wissenschaftlicher Beziehung unser Lehrer war, dann werden sich die beiden Nationen die Hand reichen und das deutsche Element sich ungehindert entwickeln können und den geringen Tribut, den das Gesetz von den anderszüngigen Staatsbürgern fordert, werde gerne gezollt werden. War Ungarn bis jetzt die Schutzmauer europäischer Civilisation, so wird es in Zukunft der electrische Conductor sein, selbe nach dem Oriente zu leiten und Deutschland in ihm eine Wehre gegen Rußland begrüßen, wie es ihm in früherer Zeit die kräftige Abweisung der Türken verdankte. Diese Berücksichtigung Rußlands sollte aber auch die deutschen Politiker freundlicher stimmen für das Streben des Magyarenthums, denn macht dieses nicht den äußern festen Verband aller Nationalitäten geltend, so haben wir und Deutschland gleich stark von den Machinationen Rußlands, von der Köderung des slavischen Elementes zu fürchten und nur wenn die friedliche Vereinigung aller Stämme durch Anerkennung der ungarischen Sprache als diplomatischer und Landes-Geschäftssprache wirklich zu Stande kommt, wie sie äußerlich zu Stande gekommen, nur wenn sie gehörige innerliche Kräftigung erlangt, nur dann kann Ungarn mit all' seinen Stämmen und vielen Völkerschaften sich wie Ein Mann erheben und die Anmaßungen der angestrebten russischen Weltherrschaft zurückweisen, und im Vereine mit Deutschland ihr kühn die Stirne bieten.

Deutschland bedarf also der Sympathie Ungarns eben so gut, als diesem

Digitized by Google

die Freundschaft, Aufmunterung und Belehrung jenes Noth thut. Wenn wir demnach Deutschlands Anerkennung suchen, so muß dieses auch unsere Neigung zu gewinnen trachten und der Besprechung unserer Zustände einen gebührenden Platz in den Verhandlungen der deutschen Publizistik einräumen und zwar auf eine freundlichere Weise als dies bisher geschehen. Oesterreich muß sich eben so gut an unsere Politik lehnen, als wir fest am Verbande mit selbem halten, darum muß es auch unsere Bestrebungen genau kennen.

Der Gesichtspunkt jedoch, aus dem unsere Zustände betrachtet werden, die Sprache, die wir führen müssen, sind ganz andere als die, von welchen selbst Ihr geschätztes Blatt ausgeht. Sie und Ihre Freunde in Oesterreich sind mit Ihren Forderungen, der Gewalt gegenüber, gewissermaßen außerhalb des Gesetzes und wenn Ihr nicht wie Supplicanten bettelt, sondern als Männer sprecht, so geschieht dies nur im Bewußtsein Eurer gerechten Ansprüche, in der Erkenntniß Eurer Würde, aber ohne positive Berechtigung, (ich hoffe, Sie werden das nicht mißverstehen) und darum verdient der ruhige, gemäßigte, überzeugende Ton, in dem Sie zur Allmächtigkeit der österreichischen Bureaukratie, zu jenen Staatsbevormundschaftungs-Prätendenten sprechen, alle Achtung und den wärmsten Dank jedes aufrichtigen Patrioten. Wir aber haben auch die positive Berechtigung, wir verlangen kein Geschenk, keine Concessionen, wir vertheidigen den Besitz, wir kämpfen für Verwirklichung jener heiligen Garantien, die wir de jure unser nennen, die aber de facto uns in gar mancher und leider wichtigsten Hinsicht vorenthalten werden. Wir thun dies auch im Interesse der Oesterreicher, da auch sie einmal in die traurige Lage kommen können — gewissenmaßen auch jetzt schon darin sind — einen Wechsel auf die Freiheit zu besitzen, der zwar gehörig acceptirt, aber nicht eingelöst wurde und daher immer wieder protestirt werden muß. Wir dürfen daher mit weit weniger Rücksicht unsere Forderungen aussprechen, als der Oesterreicher die seinigen, obgleich die Quelle beider dieselbe ist: das unveräußerliche Recht des Menschen, Zweck zu sein und nicht das Mittel, das ewige Recht, die größtmöglichste Summe irdischen Glücks anzustreben, in so weit dies ohne Verletzung anderer gleichheiliger Ansprüche geschehen kann. Wir müssen ganz anders auftreten und selbst, wenn wir dort, wo es sich auf dem Landtage um spezielle Fragen handelt, der Regierung und ihrer Partei Concessionen machen, unserem Vaterlande durch Nachgiebigkeit lieber etwas Fortschritt erringen wollen, als durch trotziges Fußen auf unser gutes Recht gar nichts zu erlangen, so müssen wir doch wieder, da, wo es sich um mehr oder weniger theoretische Beleuchtung handelt, unser ganzes Recht fordern, einmal weil der Mäklergeist aller Gouvernements auch bei den gerechtesten und mäßigsten Ansprüchen immer auf Abbruch zu denken geneigt ist und zweitens um unsere Verwahrung ausgesprochen, um es erklärt zu haben, daß im Falle einer Transaction wir es seien, die Concessionen gemacht haben und nicht die Regierung. Auch ist man an uns die freiere Sprache gewohnt, und die vernünftige allein richtige Ansicht, daß die Regierung blos der Diener des Staates, ist bei uns schon so allgemein geworden, schon so sehr in's Bewußtsein der öffentlichen Meinung gedrungen, daß der Versuch Széchényi's (S. seine politischen Programmfragmente) die Regierung mit dem Landesfürsten zu identifiziren wenig Zustimmung fand.

Digitized by Google

Ungarn, dessen Thätigkeit der geistreiche Verfasser von Oesterreich und dessen Zukunft im jüngsten Theile dieses Buches so warme Anerkennung zollt, Ungarn kämpft nicht blos, wie jener Fürsprecher der Aristokratie aus leicht begreiflichen Gründen gerne glauben machen möchte, gegen die sich auch bei uns immer breiter machende Bureaukratie. Der freisinnige fortschrittsliebende Theil unseres Landes — und er ist nicht so unbedeutend und ohnmächtig, als die Apostel der Allgemeinen Zeitung verkünden — strebt eben so sehr gegen die Aristokratie an, als der freisinnige Theil Oesterreichs.

Denn wollen wir auch, wie das Programm der Opposition zeigt, in Ermangelung besserer Garantien unsere Verfassung selbst in ihrer jetzigen Form mit Gut und Blut vertheidigen, so geht doch aus demselben eben so deutlich hervor, daß unser eifrigstes Streben auf Erreichung einer Repräsentativverfassung gerichtet ist. Wir sind vom Bewußtsein der Zeitwidrigkeit des mittelalterlichen Ständewesens durchdrungen, der bessere Theil des Volkes ist bereit, jene feudalen Schranken zu vernichten und auch dem Volke in der edelsten Bedeutung des Wortes bei Berathung der allgemeinen Angelegenheiten gleiche Berechtigung einzuräumen. Jener Theil der Nation will vielmehr durch diese Reform erst ein Volk schaffen, da wir jetzt nur Edelleute, Priester und Beamte haben. Diese Fragen aber müssen nothwendigerweise Euch Oesterreicher interessiren, da unser Sieg auch für Euch ein Schritt näher zum gleichen Ziele ist, da die Durchführung des Repräsentativwesens in Ungarn auch Oesterreichs Ansprüche gewichtiger machen. Wie wahr diese Behauptung ist, dies geht unter andern schon aus dem Umstande hervor, daß die Regierungsmänner, Graf Széchény in seinem neuesten Werke an der Spitze, der ungarischen Opposition fortwährend den Vorwurf machen, wie diese den Verband mit Oesterreich nicht gehörig zu würdigen wisse, daß sie auf „die Ehe der beiden Länder" zu wenig Gewicht lege. Deutlicher gesprochen, will diese weise Ermahnung sagen, daß die ungarische Opposition durch ihre Fortschrittstendenzen die österreichische Regierung zwinge es auch in Oesterreich nicht beim alten Leisten zu lassen, auch in den übrigen Provinzen auf die Mahnungen des Zeitgeistes zu hören. Dieses Bewußtsein kann aber die ungarische Opposition nur anspornen, denn die Stimmführer, wir können getrost sagen, die Mehrzahl der Opposition, sind zu edelherzig, als daß sie nicht gerne auch für die andern biedern Völker des Gesammtstaates wirkten, da, wo es ohne Schaden ja zum Besten ihres eigegen Landes geschehen kann.

Unter solchen Umständen wäre es aber auch billig, wenn die deutsche Presse, insbesondere die für Oesterreich wirkende deutsche Presse, die ungarische Opposition in ihren Bestrebungen unterstützte und unsern Angelegenheiten mehr und wärmere Theilnahme schenkte als bisher . . . . . .

Digitized by Google

Leopold Schefer.

Ein Literaturbild.

„Die Welt iſt ſchaffbar, ein Kind mit großen Anlagen, eine große Anlage in Kindeshänden." L. Schefer.

Schefer iſt nur vier Jahre jünger als Arnim; er iſt 1784 zu Muskau geboren. Sein Vater war Arzt, ſeine Mutter die Tochter eines Geiſtlichen. Seine erſten Studien betrafen die neuern Sprachen und die Muſik, für welche er beſondern Beruf fühlte. Seine Compoſitionen, worunter eine Oper „Sakontala", haben dieſen Beruf nicht beſtätigt. Im Jahr 1811 erſchien von ihm ein Band Gedichte. Dann unternahm er auf Koſten des Grafen Pückler eine große Reiſe nach dem Süden, nach Italien, Griechenland und der Levante. Hier wurde ein Trauerſpiel: „Muhamed II." gedichtet. Schefer hat ſich auch ſonſt noch im Dramatiſchen verſucht, aber ohne bedeutenden Erfolg; es exiſtiren von ihm die Tragödien: „Euphroſyne", „Madonna Laura", „die Bettler". Mit dem Jahr 1825 beginnt ſeine novelliſtiſche Wirkſamkeit, die nun in unaufgehaltenem Fluß blieb. Ich will hier von vorn herein bemerken, daß von einer geſchichtlichen Entwickelung ſeiner poetiſchen Weltanſchauung nicht die Rede iſt; ſeine letzten Novellen ſind ihrer Form und ihrer Tendenz nach von ſeinen erſten nicht zu unterſcheiden. Im Jahr 1834 ſchrieb er ſein „Laienbrevier", das in 10 Jahren 4 Auflagen erlebte, darauf mehrere Romane: „Gräfin Ulfeld", „Graf Romnitz", „der Letzte des Hauſes" u. a. Im Jahr 1843 ſeine „Vigilien". Er lebt auf einer Villa bei Muskau, die er ſelbſt gebaut hat.

In der Sammlung „ausgewählter Werke", die er im Jahre 1845 veranſtaltet hat, haben wir 9 Bände Novellen, 1 Band Gedichte, 2 Bände Laienbrevier. Im Ganzen ſoll es der vierte Theil ſeiner Werke ſein. Nach welchem Geſichtspunkt er dieſe Auswahl getroffen hat, darüber erklärt er ſich nicht. Ich erinnere mich, daß einige von den ausgeſchloſſenen Novellen allerdings eine Erneuerung kaum verdienten; dagegen war doch manches unter ihnen, was, ich will nicht ſagen beſſer, aber jedenfalls charakteriſtiſcher für ſeine Weltauffaſſung iſt, als viele von den 26 Novellen, die uns hier

Digitized by Google

vorliegen, und von denen einzelne, z. B. „die weiße Henne", „der Bauchredner", durchaus werthlos sind. Wie dem aber sei, die vorliegende Sammlung reicht vollkommen aus, uns von seiner dichterischen Wirksamkeit ein Bild zu geben, und wir wollen uns ausdrücklich auf sie beschränken.

Zu den populären Dichtern gehört Schefer keineswegs; seine Lieder sind nicht sangbar, seine Geschichten nichts weniger als gut erzählt, seine Sinnsprüche, wie man aus dem vorgesetzten Motto ersehen kann, oft durchaus unverständlich, obgleich sie viel ahnen lassen. Ich habe dieses Motto ausgewählt, weil es trotz seiner Unbestimmtheit für Schefer charakteristisch ist. Ein Spaßvogel im Anfang dieses Jahrhunderts legte dem großen Teutonischen Philosophen Schelling den Stoßseufzer in den Mund: „Vater Göthe, schaffe mir Licht! geschaffen ist die Welt, doch seh' ich sie noch nicht!" — Schefer ist, wie wir hören, auf diesem Standpunkt noch nicht angelangt; nach ihm ist die Welt erst schaffbar.

Unter seinen lyrischen Gedichten finden wir Lieder, Legenden, Balladen, Epigramme, Hymnen, Dithyramben. Die Lieder sind meist ziemlich inhaltlos, in einer gezwungen naiven Form, höchst unmusikalisch; die Legenden in der durch Göthe fixirten Weise; die Balladen in übertrieben Schiller'scher Manier, etwa wie „Hero und Leander", aber noch viel schwülstiger und ohne alle Plastik, so daß man häufig, wenn man bis auf die Mitte der Ballade kommt, vergessen hat, wovon eigentlich die Rede war; die Epigramme sind ohne Witz; es sind Gedichte in elegischem Versmaß, die irgend einen unbedeutenden Einfall formell zu einer künstlichen Wichtigkeit hinaufschrauben; die Hymnen sind Gedichte in heroischem Versmaß, auf verschiedene Naturgegenstände, Sonne, Mond, Erde u. s. w., in denen der Dichter ein Bild auf das andere häuft, um seinem Gegenstand gerecht zu werden, z. B.:

Himmelbeschiffende Wolken, ihr goldlicht wehenden Schleier,
O ihr Götterpaläste, ihr sonnenbeglänzten Gebirge,
Purpurne Bäume, ihr Burgen von Stahl und silberne Lämmer,
Fliehend alles (?), verschoben, vermischt und verwandelt im Anblick,
Tausendgestaltige — —
Sausend den tragenden Weg in der Nacht — u. s. w.

Die Dithyramben sind Gedichte in unbestimmtem Rhythmus und verschwommener, zerflossener Sprache. Das Laienbrevier besteht aus einem Cyclus von 365 Gedichten in reimlosen fünffüßigen Jamben, worin eine Menge eigenthümlicher Naturanschauungen und ethischer Reflexionen sich ineinanderfädeln.

Nach diesem sollte man von Schefer's Lyrik nicht viel erwarten, und

Digitized by Google

ich muß mich auch in der That dahin aussprechen, daß an eine künstlerische Vollendung nicht zu denken ist. Aber es spricht sich in ihnen eine sinnige Naturandacht aus, die nicht nur an sich selbst von eigenthümlichem Interesse ist, sondern die auch wesentlich in die Geschichte des poetischen Geistes gehört. Schefer findet in einer Reihe von Naturphilosophen sein Verständniß, die ich mit Herder beginnen möchte, an den sich dann Jacobi, Schelling, Schleiermacher anschließen, und zu den ich, so seltsam es auch klingen mag, auch L. Feuerbach füge. In diesem Zeitalter der Subjectivität, in welchem Göthe schon als Knabe einem selbstgeschaffenen Naturgott seinen Weihrauch anzündete, hat auch unser Dichter nicht verfehlt, sich eine Religion zu schaffen nach seinem Bild.

Jede Religion enthält drei Momente, ein pantheistisches oder kosmisches, ein humanistisches und ein ethisches, d. h. eine eigenthümliche ideelle Auffassung von dem Geist der Natur, dem Geist des Menschen, dem Geist der Geschichte. In unserer Zeit wird es wohl nicht auffallen, wenn ich die poetische Betrachtung der Dinge mit der religiösen vergleiche; denn beide vermitteln sich durch die Phantasie, beide verschmähen die Kritik, beide berauschen sich an Idealen. Der poetische Sinn für das Kleinleben in der Natur, dies Lauschen auf die geheimen Regungen in den Adern der Erde, auf das zauberische Wogen des Lichts, wird mehr oder minder mit dem Pantheismus verwandt sein, denn göttlich ist dem Menschen, was ihn vorzugsweise erhebt und beseelt. Wer dagegen für „den heiligen Geist der Freiheit" sich beseelt, wie er in der Geschichte sich verwirklicht, wird dem Naturleben keine Aufmerksamkeit schenken, d. h. er wird ohne Andacht für den Gott in der Natur sich nur in dem ethischen Moment der Religion bewegen.

Bei Schefer ist nun offenbar das *pantheistische* Moment das vorwaltende. Hören wir ihn selber: „Nichts ist als Gott, und außer ihm ist nichts. Er ist allein, und Alles kommt aus ihm, und geht in ihn zurück, und war auch keinen Athemzug ihm fern. Er macht sich selbst zu Staub, um jeden Staub zu sich emporzuheben. So wie vom ungeheuren Gewölbe der Tropfsteinhöhle die ungezählten Tropfen niederregnen und drunten mit den Silberstimmen singen, so strahlt und glänzt und blitzt und strömt und säuselt, der Alles ist, aus seinen Himmeln nieder, *wird* Alles, und *ist* Alles, bleibet Alles, und ist doch Nichts als Er. Er ist das All, Alles ist neben-, mit einander göttlich, sogar der Staub auf Sommervögelschwingen u. s. w. Was ihn nicht nennen kann, das kennt ihn doch recht innerlich durchdrungen, in heimlichster Anbetung, stillstem Dasein. Nichts ist als Gott; *in ihm ist Alles gleich*". — „Güte unterscheidet den Menschen von den Bäu-

Digitized by Google

men u. ſ. w., doch ohne ihn darüber zu erheben, daß er ein Beſſeres ſei, als nur der Stein. Denn mehr als göttlich kann nicht Etwas ſein; und was da iſt, iſt ſelber die Natur, und als ſie ſelbſt vollkommen iſt ein Jedes, ſonſt wär' das All ein tauſendfacher Frevel". — Alles iſt nicht nur gleich, ſondern in jedem Einzelnen iſt auch Alles. „Zu Einer Roſe braucht's die ganze Erde, die Sonne, alle Kräfte der Natur, wenn auch nur wenig, auch nur wie zum Spiel; zum Menſchen braucht's das ganze Geiſterreich. Das iſt kein Traum, kein Mährchen. Drum ſchöpfe Athem, Herz, das faſt erſtickt in Schmerzverlangen von der Schönheit Fülle. Auch du biſt eins der göttlichen Gebilde, auch in heil'gem Zuſammenhang mit jenen Wundern allen". — „Was lebt, bedarf des Anderen zu leben. Hier beuge dich! bekenne laut und froh: Ja, ich bedarf deiner, ſchönes reiches All! Ja ich bedarf den Thau u. ſ. w." — „Der Menſch iſt beſtändig in dem Zauberkreis der Natur, wo all ihre Wunder unaufhörlich geſchehen, alles Himmliſche, alle Liebe ununterbrochen und ungeſchmälert fortwaltet ſeit uralten Jahrtauſenden, und worinnen nun Er ſteht, als Eines jener Wunder ſelbſt, Zeichen und Erſcheinung zugleich der göttlichen Allgegenwart". — Wir werden gelebt: die Natur gibt in fortwährender Verwandlung den Einſchlag in das Gewebe unſeres Lebens, und durch die eiſerne Beſtimmung, *was* wir in unſere Empfindungen aufnehmen, beſtimmt ſie auch, *wie* wir empfinden ſollen, indem ſie geheim in unſerm Innern auch die Kette der Geiſter hält." — „Alles iſt Zeichen, Alles iſt Erfüllung." — In dieſer ſinnigen Naturbetrachtung iſt Schefer der Indiſchen Welt verwandt. In dieſer Einheit des Univerſums, dieſem Ineinandergreifen wechſelnder Lebenskräfte verſchwindet nur gar zu leicht das lebendige Einzelne. Je aufmerkſamer der Poet auf die geheimen Töne der befreundeten Natur lauſcht, deſto mehr klingt Eins in das Andere über; in dem Fluß des Lebens löſt ſich die Geſtalt. So geht z. B. in dem folgenden lieblichen Gedicht durch dieſe Sphärenmuſik aller plaſtiſche Eindruck verloren: „Knospe der Roſ', erwache! denn der Frühling ſchmückte ſonnenwärmend dir fertig das Thal. Ueber dir ausſpannend die Bläue ſtreute in deines Mutterſtocks Schattung dir ſchon Mandelblüthen und Veilchen; Schweſterlilien ſcheinen dich an mit ſchnellleuchtenden weißen Flammen, Morgenröthe durchſchleicht dir koſend dein ſüßſchwellend verſponnenes Herz, Silberlibellen, geflügeltes Waſſer, wiegen dich ſchwirrend, ſurrende Bienen küſſen den Schlaf von deinen Lippen u. ſ. w." Das klingt beinahe wie Tieck: „Die Töne duften, und die Farben klingen", oder wie Schlegel: „Duftender Blume kühlendes Feuer". — Die Unendlichkeit des Lichtes verfließt in die geheimnißvolle Nacht der Identität, wo alle

Digitized by Google

Katzen grau sind. „Der helle Tag ist auch nur eine Nacht, die Eine heil'ge große Nacht im All; die Sonne eben ist die Lampe nur, aus Noth, der Nacht zu steuern aufgehangen." Und das Leben der Natur, wie des Menschen, wird ein Traum, eine unbestimmte Dämmerung. „Sinnbefangen liebt ihr die Gestalten, doch den Geist vermögt ihr nicht zu halten; Schein ist alles Menschenwesen" — „Aus Träumen weben Götter die Menschen, darum verschweben sie auch wie Träume. Heim in den Aether streben die freien uralten Stoffe, jegliche schöne Fassung zerstörend, und in den Himmel kehren die Träume." „Nicht dauerhafter ist das Netz der Spinne, als dieses Tages hellleuchtendes Gespinnst, leicht hingehangen, leicht hinweggenommen wie ein Schleier! In solcher Wunderhöhle dieses Tages nun sitzen wir, so wie in einem Mährchen, hervorgegangen, Niemand weiß woher? Unleugbar Mährchenwesen; Mährchenhäuser die Königsschlösser und die Göttertempel u. s. w., selbst jene Sonne, die da sinkt, ist Mährchen! Das Wunderbare schadet nicht dem Leben, es hält nicht an, ich bin ein Wunder auch — der Stein, das Grab, das Unglück und das Leid sind lieblich für die stille Götterseele, die wie auf goldner Fluth emporgetragen, als Göttermond am Götterhimmel steht." — Bei dieser pantheistischen Richtung des Dichters ist es erklärlich, daß er besondere Vorliebe für J. Böhme und Giordano Bruno hegt; den einen hat er in einer Ballade besungen, den andern in einer Novelle dargestellt; wahrscheinlich ohne einen von beiden gelesen zu haben, weil ihn sonst das Ungebildete, grob Naturalistische bei dem Einen, die dialektische Spitzfindigkeit bei dem Andern abgestoßen haben würde. Dagegen könnten ganze Stellen seiner Gedichte füglich in Schleiermacher's frühern Werken stehen, und die Theorie des Sinnes, der hingebenden Versenkung in das universelle Leben der Natur, wie ihn die *Reden über die Religion* und die *Monologen* predigen, ist hier auf eine sinnige Weise poetisch realisirt. Noch näher steht er vielleicht den Herder'schen Ideen; und die allmälige Entwickelung des tellurischen, des vegetativen Lebens zum organischen, zum physischen, die Erhebung Gottes aus der Natur zum menschlichen Geist, diese kühne und zugleich zarte Auffassung der Incarnation tritt in lieblichen Bildern vor die Seele.

Das ist das zweite Moment der Religion, das *humanistische*. Schefer entwickelt weder den plastischen, heroischen Polytheismus der Griechen, die blos das Schöne und Treffliche der Menschen in die Aristokratie ihres Olymps versetzten, noch die christliche Anbetung des Menschensohnes in seiner Demuth und Niedrigkeit, als des Geistes, der auch im Kinde, auch im Sünder, unendlich sich über die Seelenlosigkeit des blos Natürlichen er-

Digitized by Google

hebt. Die Geisterwelt ist nur das Auge der Natur, sie ist nicht von ihr getrennt, durch sie wird die Natur erst zu dem, was sie eigentlich sein soll. „Heilig Antlitz des Menschen! schöner Lotos auf der Tiefe des Himmelsmeers am Strand der Erde blühend, Weltspiegel, Geistermaske, Götterbildniß! du erst erleuchtest den Tag und das Firmament! — du entdeckst die Wonn' erst, die im Innersten, Geheimsten der Natur sich zuckend regt und überquillt in Lächeln! Auf dem Antlitz erscheint erst der tiefe große Schmerz, der die Natur am Heiligsten durchbebt." Das ist ganz Schelling: „Der Mensch ist der Messias der Natur." Im Menschen wird der in der Natur nur latente Gott zur Wahrheit. „Du bist Geist; du bist das alles selbst, was in dir lebt und webt, dein Leib ist selbst die heilige Natur; du lebst des Gottes schönes Leben selbst; denn Mensch sein kann nicht ein Schatten, kann nur Gott allein." „Mit dir geboren wird der Gott. Er lebt in dir, mit dir, liebt, thut aus dir das Gute; wenn du stirbst, stirbt der Gott mit dir," d. h. er tritt in eine neue Metamorphose. Grade in seiner Flüchtigkeit, seiner Wandelung ist das menschliche Leben eine göttliche Offenbarung. „Sein Geist ist wie ein Tropfen Thau, worin die Welt sich bunt so wenig Tage malt; und theurer, als den Tropfen Thau das Veilchen bezahlt, bezahlt er jede frohe Stunde mit ihrem stündlichen Verlust." — „Selbst mit immer neuer Hand empfängt er jede Gabe der Natur." — „Du bist ein Vieler, ein Tausendfacher durch Entfaltung, ein ganzer Mensch erst bist du nur durch das ganze Leben. Der Mensch ist unsichtbar; sein ganzes Wesen erscheinet nie! Nie Kind und Jüngling, Mann und Greis vereint. Nie sieht der Mensch sich selbst. Und Niemand ihn." — „Wie du dich niemals selber hast besessen, so auch besitzest du im Leben selbst den Gott, die Menschheit, die Natur, das Leben, wie Gott und Menschheit und Natur und Leben sich nie erscheinen, nie sich selbst erfahren." „Der Mensch, das menschliche Geschlecht, als solcher ist ein Vergängliches, ein Scheinbild, der Schatten eines Geistes. Und dennoch spricht der Schatten wahr von sich: im Menschen wohnt ganz deutlich die schöne Seele Gottes selbst." Denn grade diese Endlichkeit der Erscheinung ist des Geistes Unendlichkeit. „Der Mensch ist reicher als die Götter alle, um Leid und Klag', um Thränen, um den Tod." Denn der Tod ist die edelste Gabe Gottes. „Laßt die Menschen den Himmel verlieren, das Schöne beweinen, und du erschaffest die Welt zweimal, ein seliger Mal; laß sie *vergebens* das Schöne beweinen! dann machst du's unschätzbar, und die Lieb' in der Brust fachst du zur Seligkeit an, wie sie die Himmlischen selbst nicht fühlen! Nur der Sterbliche, selber der Todte hat liebenden Herzen unermeßlichen Werth, der dem Unsterblichen fehlt." — Dieser

Digitized by Google

„wehmuthſchöne" Zug der Trauer auf der edlen Stirn des Sterblichen verleiht ihm den Adel der Geiſterwelt. „Nicht ſo verſtehen wir das Glück des Menſchen, daß er leidlos ſei, und wandellos auf Erden reine Göttergunſt erfahre!" „Die eine Wehmuth theilſt du mit dem Himmel, dem Frühling, ja du theilſt ſie mit dem Gott, auf den ſie als der Wiederſchein der Welt von allem, was da lebt, zurückfällt: daß ſich die reine frohe Himmelsſeele hier an die alte Erde knüpfen muß und an den alten Tod." Aber „weß Auge nicht geweint, der hatte keins, nicht ſehen lernte der, wie Menſchen ſehen! wem nicht das Herz geblutet, hatte keins, dem konnt' es ſo nicht ſchlagen, wie dem Menſchen. Wer nicht geſtorben iſt — hat nicht gelebt!" „Nachdem die Welt ſo ſchön gelungen war, blieb nichts mehr übrig, als ſie zu zerſtören; und heilige Wehmuth iſt das höchſte Leben, denn in ihr glüht, was jemals ſelig war." Dieſer Tod iſt ja nicht wahrhafte Vernichtung. „Vergißt je Gott das Sein? Gott iſt das Leben! Alles, was da lebt! Und was geſtorben iſt, noch iſt er Alles; wie könnte Gott vergeſſen, daß er iſt!" „Kann der Gott zum Menſchen werden? Kann ſterblich der Unſterbliche erſcheinen? — Daß iſt des alten Meiſters Kunſt, ſich ſelber zu verwandeln, zu verkleinen in Splitter ſtiebend wie ein Diamant, ſterblich zu ſcheinen, gleich unſterblich bleibend."

Wenn wir nun näher fragen, was im Menſchen dieſe Offenbarung des ewigen Gottes ſei, ſo wird uns geantwortet: Nur die Innerlichkeit! nur das Gemüth in ſeinen Tiefen; denn dieſes iſt das Centrum der Natur, das Wort des Räthſels. „Nur wer die ganze Stimme der Natur heraushört, dem wird ſie zur Harmonie. Wie miſchen die Gefühle ſich im Herzen zu ſchönem Ebenmaß! „Was hab' ich von dem, das mir da draußen noch zurückbleibt! Was ich denken kann, das bin ich ſelbſt auch, oder hab' ich ſelbſt geſchaffen, wären's auch die ſchönen Götter." „Die ganze Welt iſt voll von Gott, und Niemand weiß nur, woher der Name Gottes ſtammt! Die Welt lehrt ihn dich nicht, und dennoch ahneſt du, daß jener Name kein leerer Hall. Im Herzen kündigt er ſich an. Er iſt es, der ſich ſelbſt in dir gefunden." So ſind wir von zwei Himmeln umfangen, von der Unermeßlichkeit der Natur und der Tiefe des Herzens, in der die Ewigkeit mit all' ihren Geheimniſſen verborgen ruht. „Wenig ſind die Dinge, wenig iſt das Leben ſelber; am Ende iſt es nichts, als unſer Traum davon, als unſre Sehnſucht darnach; in unſerm Herzen liegt der Werth der Welt." „Ein jeder Menſch hat ſoviel Freude und iſt ſo groß, als er den Gott begreift; und Gott iſt das — was wir nicht faſſen können! ſein eignes Wunder, ſelbſt das Nichtbegreifen!" „Die Menſchenherzen gleichen Diamanten; ſie werfen gern das Göttliche aus

Digitized by Google

ſich hinaus, und hängen es dann einem an, und nur draußen als Farben ſchauen ſie fröhlich ihren Strahl, und was an Zauber ringsum wirklich lebt, das laſſen ſie ſich in dem Schein erſcheinen.“ „Selbſtſtändig, unſer eigen iſt das Glück, und was wir rein empfunden, bleibt in uns. Denn unſere Gefühle waren nur die goldnen Schlüſſel, die uns alles Schöne im Erdſaal aufgeſchloſſen: nicht um Dinge war uns zu thun, nein, um das innere Werden im Herzen und im Geiſt.“ „Und was uns je bezaubert, wenn es auch jetzt uns wie verſunken ſcheint, einſt werden wir uns hell all deß erinnern. Denn nicht ein Abgrund, eine Tiefe nur iſt unſere Seele. Und es trägt das Meer ſogar oft ſeine Blumengärten oben, und ſeines Grundes Tiefe iſt verſchwunden ſelbſt für ein Kind, das dann zum erſten Mal am Ufer ſpielt, geſchweige für den Geiſt, der bang des Wunders harrt — am Weltmeerſtrande!“ — Wenn wir in der pantheiſtiſchen Auffaſſung des Lebens lernten, wir ſelbſt ſeien nur eine Erſcheinung, nur ein Traum der Natur, ſo hören wir jetzt, die Natur und die Gottheit iſt nur eine Erſcheinung, nur ein Traum unſeres Herzens. Das Herz, die Gottheit dieſer Welt, zehrt von Illuſionen. „Klein nur biſt du, Menſchenbruſt, die du ſelbſt doch Alles haſt! Welche Seligkeit und Luſt kann ſo ſtill ſein wie ein Traum! Was der Himmel nicht umfaßt, hat in einem Herzen Raum.“ Eben darum aber beſcheide ſich das Herz, nichts zu wollen, als ſich ſelber, damit ſein Traum nicht zum Fieber wird. „Glücklich wohl ein ſtrebendes Gemüth, das die träge Ruhe ſtetig flieht, mit der ziehenden Welt auch ſelber zieht. Glücklicher ein ruhiges Gemüth, das zufrieden wohnt, zufrieden ſieht: wie die wilde Welt vorüberzieht.“ Wer alſo in Zweifel ſteht, wozu eigentlich dieſer wilde Wechſel der Welt Unendlichkeiten hindurch fliehe und wiederkehre, der ſchaue in den Spiegel einer reinen Kinderſeele. Die Welt iſt für die Kinder, darin zu ſpielen. Nur im Kleinen, im Beſchränkten entfaltet ſich die eigentliche Kraft des Herzens; im Grenzenloſen verliert ſie ſich. „Kindheiter, ſchuldlos muß die Seele ſein, kindſtrebſam, ohne Sorg' und Furcht, nicht weite Gedanken nähren, nahe nur und tiefe, ganz vom Vorhandenen erfüllt. Dann auch genießen wir mit freier ganzer Seele uns ſelbſt. Das Bewußtſein kommt erſt nach dem Glück.“

In dieſer kindlich träumeriſchen Auffaſſung des Naturzuſammenhangs kann das Ethiſche keine Stelle finden; wenn das Göttliche ſich in Allem offenbaret, ſo gibt es keinen Unterſchied, ohne Unterſchied keine Entwickelung, keine Geſchichte. Wo Alles gut iſt, wie es iſt, hat die Kraft des Idealen keinen Spielraum und keine Wirkſamkeit. „Des Menſchen Hauptzweck iſt

Digitized by Google

das Daſein ganz, alles andere iſt Nebenwerk.“ Er hat nichts zu thun, denn er hat keinen Widerſtand. „Hier iſt kein Böſes! Und wenn dich das beruhiget, daß nicht ein Böſes iſt in dieſem All, dem Werke der vollkommenen reinen Liebe, in jedem kleinen Werk — dann lebe ruhig, erlöſt vom Wahne der Schrecken um dich her.“ Wenn das Böſe eine Illuſion iſt, ſo kann auch die Sünde nur ein blöder Traum des Herzens genannt werden. „Du kannſt nach jeder Schuld der reinſte Menſch ſein, wenn du ſie alt, dich ſelber jung empfindeſt, als dieſen Guten, der du heut' nun biſt. Du biſt die friſche Kraft, die Kinderreinheit, das Götterzürnen eben biſt du ſelbſt. So tief und ſchwer du meineſt zu bereuen, ſo tief beſcheiden ja auch freueſt du dich, daß in dir ein ſo reines Wollen lebt und ſolche Macht, daß du ſo wie die Sonne in jeder Stunde neu und göttlich biſt. Verſteh das Wort nun: Gott vergibt die Sünde.“ In den Novellen wird nun freilich der Dichter, da er hier doch im Faktiſchen bleiben muß, fortwährend darauf geſtoßen, daß die Sünde dann doch etwas Objectives iſt; daß ihre Folgen ſich ablöſen vom Menſchen, und ihn äußerlich umſtricken, wie die Erinnys den Muttermörder. Aber eben weil das Herz die Schuld nicht bekennen will, wird das Schickſal zu einem nur äußerlichen; und von einer tragiſchen Erſchütterung iſt nie die Rede, da der innere, geiſtige Zuſammenhang von Schuld und Schickſal nie einleuchtet. Man kann die ſittliche Auffaſſung der Conflicte des Lebens in vielen Novellen gradezu komiſch nennen, und es wird eine Wirkung hervorgebracht, die den Abſichten des Dichters durchaus entgegengeſetzt iſt. Deshalb wird die wirklich vorhandene Macht ſittlicher Verhältniſſe um nichts weniger herb; ſie erſcheint als ein unheimlicher, geſpenſtiſcher Kreis, in den der Fuß des Menſchen ſich verſtrickt, obgleich er keinen Theil hat an den Weſen, die darinnen wallen. Wenn der Dichter z. B. der Novelle: *der Pflegetochter*, das Motto vorausſchickt: „Was noch ſo furchtbar Wirkliches geſchah, ſo bös nicht war es in den Seelen da. *D'rum iſt als Schein das Grauſe nur geſchehen.* Als Lieb' und Irrthum läßt die Kunſt es ſehen.“ — So dient dieſe chimäriſche Verwandlung wirklicher Gräuelthaten in einen Schein keineswegs dazu, uns mit ihnen zu verſöhnen; im Gegentheil werden ſie um ſo abſcheulicher, da wir mit der Wahrheit des ſittlichen Geſetzes allen feſten Boden verlieren, da wir blind und ungeläutert in den Abgrund getaucht werden, ohne einen Blick auf den Himmel, der uns verdammt. „In dieſer Welt iſt Schuld und Urſache, ja nur Veranlaſſung, nicht rein zu unterſcheiden; wir haben daran ſo viel, als wir uns annehmen.“ Ein trauriger Troſt, der ſinnloſen Gewalt des Zufalls anheimzufallen, mag er ſich auch Erbſünde nennen; anſtatt dem rächenden, aber er-

Digitized by Google

habenen Spruch des ſittlichen Gottes. Eine matte Toleranz iſt Alles, was übrig bleibt. „Alle, ſagt Jeſus zu St. Peter, habe ich erſchaffen nach meinem Bild, ſie ſind mein Geiſt, mein Lieben, mein Leben, und will ich einſt All' in den Himmel nehmen, wirſt du dich wohl müſſen zum Schlüſſel bequemen! Ein gefälliger Richter, aber ein unwahrer! durch ein Wunder kann man wohl den ſchuldbeladenen Geiſt erlöſen, aber damit hebt man auch die Wahrheit des Lebens auf. Im Traum hat man geſündigt, im Traum wird man erlöſt, dann hat aber dieſe Erlöſung auch nur die Dignität eines Traumes. — Daß auf dieſe Weiſe, wo der zu überwindende Gegenſatz fehlt, auch die Geſchichte nur ein geiſtloſes Gewebe vereinzelter Erſcheinungen iſt, verſteht ſich von ſelbſt, und wird auch beſtimmt ausgeſprochen. Die Natur, das Größte, hat keine Geſchichte. „Du leugneſt Weltgeſchichte? — Nicht mit Unrecht; denn nur das Menſchenherz hat ſtets gelebt, das unverwandelbare, immer gleiche, nur kurz bethörte oder irrende; nur Thorheit, Irrthum alſo iſt Geſchichte.“ „Sich in die frohe Seele der Mutter Natur denken, in ihres Lebens ſchön gelungenes Werk, welch' andre Wonne kann noch größer ſein! Wie ganz verſchwindet, was ihr großes Kind, der Menſch im Kreis der Erde rings gethan!“ Bei dieſen Grundſätzen wird es begreiflich ſein, wenn ähnlich wie bei Herder alle gewaltigen Erſcheinungen der Geſchichte nur in ihrer negativen Bedeutung, als Zertrümmerung eines ſchönen Daſeins aufgefaßt werden. Denn Alles, was in der Geſchichte Großes erſcheint, iſt Revolution. So werden in einer Novelle, die Oſternacht, alle Leiden, die irgend im Krieg vorkommen können, zuſammengehäuft, ungefähr wie im Karl v. Karlsberg des alten Salzmann die Leiden und Mißbräuche der Menſchheit im Allgemeinen; ſo wird das Chriſtenthum faſt nur als ein boshafter Spuk angeſchaut, der unheimlich in das Leben hineingreift und den Sinn bethört; ſo iſt die That Gregor VII. nur ein Verbrechen, das in die Welt hineinſchneit, eben weil der Dichter nie einen ſichern hiſtoriſchen Boden gewinnt, alſo auch das Walten hiſtoriſcher und logiſcher Nothwendigkeit nie begreift. Seine eigentlichen Helden ſind dieſe Indiſchen Pflanzenſeelen, die keinen Floh knicken, um kein Blut zu vergießen, z. B. Giordano Bruno, wie er ihn ſich vorſtellt, und denen daher nichts anderes übrig bleibt, als ſich foltern und kreuzigen zu laſſen. Man kann ſich denken, was das für ſchöne Geſchichten gibt, wenn ein ſolcher Brahmine (wie Böre in: der Gekreuzigte), an die Spitze eines türkiſchen Rebellenhaufens geſtellt wird. Es geht wirklich über alles Menſchenmögliche, ſich an die Spitze eines türkiſchen Raubgeſindels zu ſtellen, um den Communismus in der Türkei einzuführen, und dabei keinen Floh knicken zu wollen. Daß ein ſolcher Men-

Digitized by Google

schenfreund seine Anhänger, die ihn befreien wollen, an die Häscher verräth, um sie nur am Blutvergießen zu hindern, versteht sich von selbst.

Die Form und das Maaß für das Gebahren der Menschheit gibt auf diesem Standpunkt nicht die Ethik, sondern die Aesthetik: „Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben, rein von allem Fehl und bösem Wissen, wie die Lilie lebt in stiller Unschuld — —, daß dein Denken sei wie Duft der Rose, wie des Hirten Nachtgesang dein Leben, wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.“ Daraus läßt sich viel Bestimmtes nicht machen; ein Nero hatte ja auch nicht übel Lust, sein Leben wie einen Flötenhauch verklingen zu lassen. „Ein Natursüß hat das Laster selbst.“ Die Augenblicke sind nicht in einem wesentlichen Zusammenhang: „Fühlst du Mißbehagen zu Zeiten, kann es dir nicht anders sein als wie dem Schmetterlinge die Entpuppung, die tägliche Verwandlung deines Innern, der Menschen und der Erde um dich her, als die Unendlichkeit des Lebens selbst!“ „Könnte eines Morgens je die Menschheit vergessen, was sie an den vor'gen Tagen geträumt zu sein — dann wär' ihr wohl. So wird es leis' allmälig: was sie voreinst gewesen, hat die Menschheit fürwahr schon halb vergessen; alle Träume der alten geistbeschränkten schweren Tage; und was sie alle Nächte ihres Daseins gelebt, das fängt sie an am hellen Tage zu träumen! — Und nicht der Tag wird bald die Welt beherrschen, nein, herrschen wird die Nacht, die große, freie, gleichmachende, die Mutter aller Götter. Und wer schon jetzt im hellen Licht der Sonne das Große denkt, das Heilige empfindet, dem ist die Sonne, ist die Zeit verschwunden, und göttlich steht er in der alten Nacht, im Zauberglanz der Geister.“ Eine Schaale Opium und die Menschheit ist erlöst! Novalis blaue Blume verbreitet ihren magisch berauschenden Duft, schwarz wird weiß, böse wird gut, und es taumelt die Welt, ein lieblicher Traum, halb nur vernommen um die schlaftrunkenen Sinne. In diesen Geist der Versöhnung versenke sich der Mensch mit seinen endlichen Bedürfnissen, so ist er frei, so ist er göttlich. „Verliere die Persönlichkeit an Gottes größte heilige Person! Und schäme dich deß nicht, daß du dahin bist als Tropfen in das Meer; — denn Göttlichkeit ist unsere Natur, wie jede Blume Himmelsthau genießt.“ — In dieser weichen, unbestimmten Rührung, in diesem Reich der Nacht wird der Geist was er soll. „Der Athem stockt mir vor Bewunderung, die Augen weinen, die Gedanken fliehen, ich bin gefangen, bin erstickt in Blumen, hin wie ein Ton in tausend Melodien!“

Bei diesem ewigen Traumleben der Seele ist es natürlich, daß auch der Inhalt des wirklichen, des sittlichen Lebens in's Phantastische hin-

Digitized by Google

überſpielt. Die Bilder wechſeln ſcharf, blendend, unvermittelt, wie bei dem Spiel einer ombre Chinoise; man kann eine Novelle in die andere hineinleſen, es befremdet nicht, man iſt nie geſpannt, in jedem Augenblick kann man das Buch aus der Hand legen, denn es iſt nie ein innerer Zuſammenhang da, und ſo bunt die Abenteuer ſich aneinander drängen, ſie verdichten ſich nie zu einem Schickſal. Denn dazu gehört Energie der Leidenſchaft und ein ſittliches Prinzip; in dieſem Taumel des Indiſchen Blumenlebens iſt Beides nicht vorhanden. Männer und Weiber, die Schefer uns vorführt, haben immer einen gelinden Anflug von Somnambulismus. Wir ſind ſtets auf einem Faſching; es befremdet uns nicht, wenn unter der jugendlichen Harlequinmaske plötzlich ein fahles Geſicht hervortaucht, wir werden nicht überraſcht, wenn ein alter, hartgeſottener Sünder ſich plötzlich zu einem Heiligen erklärt. Die ſchrecklichſten Ereigniſſe, Mord und jedes andere Verbrechen häufen ſich auf einander, eben wie man davon träumt. Wem iſt es nicht im Traume einmal angekommen, daß er ſelber erſtochen wurde, ſich im Tode fühlte, dann ſich etwa in die Perſon ſeines Mörders verwandelte, und ſo in's Unendliche fort; einen ſolchen Eindruck machen dieſe Novellen; das Schreckliche wird nie tragiſch, über das Komiſche kann man nicht lachen, denn der Spaß hat immer etwas Froſtiges. Das alte romantiſche Verbrechen, die Heirath in verbotenen Graden, ſpielt häufig die Hauptrolle („die Erbſünde," „Palmerio," „das Verbrechen zu irren," „Lenora di San Sepolcro"), und es kommen allerdings arge Geſchichten dabei heraus; aber wir können dadurch weder erſchüttert noch gerührt werden, denn die Natur der Unſittlichkeit bleibt ſtets in einer nebelhaften Dämmerung. Es iſt bezeichnend, daß man die Entſcheidung eines ſittlichen Entſchluſſes nicht ungern dem Loos anvertraut („Violante Beccaria"). Das ſüdliche Leben mit ſeiner träumeriſch brennenden Natur, mit ſeiner maßloſen Sinnlichkeit; die tückiſche Willkür, in welcher jede Form, jedes Geſetz aus den Augen gelaſſen wird, ja das fabelhafte Reich chineſiſcher Sagen, in denen man funfzig Jahre lang unter der Erde liegt, als Jüngling wieder aufſteht, ſeine Geliebte als altes Mütterchen vorfindet, dann zum Gott erhoben wird oder ſich den Bauch aufſchlitzt u. dergl., das capriciöſe Gewebe von närriſchen Einfällen und Einbildungen iſt das Lebenselement der Schefer'ſchen Phantaſie. Das Leben auf den griechiſchen Inſeln bietet eine eben ſo unſittliche Verwirrung der Religionen und Geſetze, wie etwa Sicilien in der Braut von Meſſina, und macht einen eben ſo verwirrenden, unwohlthätigen Eindruck; gibt aber auch der Caprice einen eben ſo grenzenloſen Spielraum. Am Beſten gelingen dem Dichter ſolche Schilderungen, in denen eine fieber-

Digitized by Google

hafte Aufregung der Nerven, durch eine herandrohende Gefahr, durch einen Schrecken herbeigeführt wird; der Reiz des Schwindels, des Grauens, und zwar im Moraliſchen wie im Phyſiſchen. Ich führe davon die grandioſe Schilderung der Nacht an, welche ein kühner Wagehals auf dem Kreuz der St. Peterskuppel zubringt (in der Novelle: „der Zwerg"); den Waldbrand; das Abentheuer in dem Grottenlabyrinth. Dieſe Virtuoſität hat immer etwas Krankhaftes, wie die Zuſtände, an denen ſie ſich ausübt; aber man muß bekennen, der Dichter kennt die leiſe Empfänglichkeit der Seele gerade in ihren geheimen Regungen genau genug, um — ſie wirkſam auf die Folter ſpannen zu können. Wenn eine ſolche Nervenſpannung aber nicht vorwaltet, ſo zerfließt die Erzählung ins Unbeſtimmte, Nebelhafte; ja, in weit höherem Grade als Jean Paul, ſucht Schefer etwas darin, ſo undeutlich als möglich zu erzählen, nur dunkel anzudeuten, anzuſpielen, wo man eine Schilderung erwartet, raſch und unvorbereitet in das Entlegenſte überzuſpringen. Dieſe Verwirrung erregt endlich vollſtändige Abſpannung und Langeweile; man legt das Buch gleichgültig aus der Hand, und hat in kurzer Zeit vergeſſen, was man geleſen. Als Beiſpiele dieſer ſonderbaren Confuſion führe ich „die Oſternacht" und „den Seelenmarkt" an. Charakteriſtiſch iſt, daß vor der Novelle, deren Hauptheld Giordano Bruno iſt, vorher die Geſchichte auszugsweiſe mitgetheilt wird, damit man ſie nachher verſtehen kann. Zuweilen wird die Erzählung durch ein Scheingefecht von Sittenſprüchen, in antikem Styl, in Trimetern unterbrochen (z. B. „die Pflegetochter"), aber dieſe Sprüche ſind aus der Reflexion genommen und in der Regel ſo allgemein gehalten, daß nur durch die Paradoxie der Form, durch eine wichtige Miene, wie ſie Goethe in ſeiner letzten Periode anzunehmen pflegt, das Alltägliche zu einer künſtlichen Bedeutſamkeit heraufgeſchraubt wird.

Dieſe Art der Erzählung liebt denn auch natürlich die Zuſtände halben oder vollen Wahnſinns, der Trunkenheit, des phyſiſchen oder magnetiſchen Schlafes, überhaupt dieſer pſychologiſchen Willkürlichkeiten, die deshalb reizen, weil man kein Geſetz für ſie auffinden kann. Wie ſoll man bei den despotiſchen Einfällen eines Paſcha, eines byzantiniſchen Kaiſers, den Leitfaden herausfinden! Alle Fineſſen einer empfindſamen, romantiſchen Dichterſeele werden an das Tageslicht gefördert, die tauſend Metamorphoſen der Liebe mit unermüdlicher Ausdauer verfolgt. Am Liebſten wühlt Schefer in der Unergründlichkeit des weiblichen Herzens, wie ihm überhaupt das Weib als die eigentlichſte Menſchwerdung der anonymen Gottheit erſcheint. „Das Weib iſt der Verjüngungsquell, Weiber ſind des Erdgeiſtes Fegefeuer!"

Digitized by Google

„Die Weiber werden von dem Unverſtändlichen oder Unverſtandenen am Tiefſten ergriffen, und leben und bewegen ſich darum ſo ſicher und froh in der Welt, weil ſie ihre Gefühle und Gedanken ganz unbehindert hineinlegen können und unbeſchränkt darinnen verbreiten.“ „Die Natur wird kaum wahrer empfunden als in den Weibern. Sie leben lebendig, fühlen die traumähnlichſten, geheimnißvollſten Zuſtände klar und deutlich. Sie denken das Leben weniger als ſie es fühlen, und meiſt ohne Phantaſie, verſenken ſie ſich leicht in die Zauber der Natur, weil ſie Zeitlebens mehr Natur ſind, darſtellen und bleiben als in beſtändigem, jungfräulichem, mütterlichem, bis zur Verkennung verwandtem Verkehr mit ihr in allen entzückenden und ſchwerſten Stunden des Lebens, der Geburt und des Todes.“ Wie anſchaulich werden die Myſterien des Muttergefühls dargeſtellt! Bei den neuern Franzoſen, namentlich Fr. Soulié und G. Sand, finden wir ein ähnliches Wühlen in den geheimen, grandios-unbedeutenden Willkürlichkeiten des weiblichen Herzens; doch iſt der empiriſche Stoff des deutſchen Dichters unendlich reicher, wenn auch ſeiner Darſtellung die Wärme des unmittelbaren Gefühls fehlt. Welche tiefe Wahrheit liegt in der Darſtellung der Künſtlerehe Albrecht Dürer's, einer Novelle, deren Inhalt ungefähr mit Jean Paul's Siebenkäs übereinſtimmt, nur daß hier der Satan in den Tiefen des weiblichen Herzens wirklich und mit dämoniſcher Unwiderſtehlichkeit ſich regt, während es in Jean Paul nur die Narrheit des phantaſtiſchen Poeten iſt, die einen ganz erträglichen Hausſtand verkümmert. Ich halte dieſe Novelle für eine der rührendſten, wie ſehr man auch über den unglückſeligen Pantoffelhelden die Achſel zucken mag. — Die Liebe, wie der Dichter ſie ſchildert, liegt meiſt nur in den Illuſionen der Phantaſie, und dieſer Sommernachtstraum der Brunſt hat etwas Unheimliches; ich mache unter andern auf „Violante Beccaria“ und „die Perſerin“ aufmerkſam. Die Sinnlichkeit wird mehr anempfunden als wirklich erlebt; Schefer iſt ein geiſtiger Anatom, kein produktiver Künſtler. Der Anatom liebt die Mißgeburten, weil ſich in der Anomalie das Geſetz am eigenthümlichſten verfolgen läßt; ſo legt Schefer ſein Meſſer auch am Liebſten an anomale Seelenzuſtände. Ein gefallenes Mädchen, das bei einem katholiſchen Feſt die Muttergottes darſtellen muß, und im Gefühl dieſer Blasphemie ſtirbt; eine Religieuſe, der in der Revolution als **Déesse de la liberté** gepreßt wird und darüber in Wahnſinn fällt; ein Bauchredner, der ſeine innere Stimme als einen fremden Geiſt empfindet; ein Weib, das 30 Jahre lang als Mann gekleidet geht; eine Blinde, die geheilt wird — kurz dieſe Sentimentalität ſubjectiver Zuſtände in Ermangelung eines lebendigen, objectiven Intereſſe. Wenn der Dichter das

Digitized by Google

Walten der ſittlichen Idee nicht zu verfolgen vermag, muß er ſich wohl in den Irrgängen der Innerlichkeit verlieren. Dieſes rein ſentimentale Intereſſe an dem pſychiſch Wunderbaren, an der Geſpenſterwelt der Seele, iſt ein charakteriſtiſcher Zug der modernen Romantik. An den Dichtern des ſogenannten jungen Deutſchland gedenke ich ihn ſpäter einmal nachzuweiſen; aber er bleibt nicht nur in der Belletriſtik; im Gegentheil hat ſich ein großer Theil der deutſchen Philoſophie zur Hauptaufgabe geſetzt, in dieſes Labyrinth einzudringen, das ſeinen Charakter verliert, ſobald man es von dem erhöhten Standpunkt des Idealismus aus anſieht.

Schefer wird immer nur von „den Stillen im Lande“ verehrt werden; die höchſte Aufgabe des Dichters, das Künftige vorſchauend zu ergreifen, und der in ihren Widerſprüchen verlornen Welt in kühner Freiheit ein Bild des Göttlichen vorzuführen, hat er ſich nicht geſtellt. Gebannt an das enge aber heimliche Schneckenhaus des Gemüths, wird er denen ſtets eine Zuflucht ſein, die dem Strom des Oceans, der unbeſtimmten Willkür der Lüfte ihr Segel und ihr Steuerruder zu bieten weder den Muth noch die Neigung haben.

J. S.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Die Pariser Kunstausstellung.

Aus Paris.

Der diesjährige Salon enthält wenig Bemerkenswerthes, und der Fremde, der den Zustand der bildenden Künste in Frankreich nach dem Specimen der heurigen Ausstellung beurtheilen würde, käme in den Fall ein strenges, aber auch ungerechtes Urtheil zu fällen. Das Bild, das bei dem Eintritt in die Räume, wo die Neuigkeiten zusammengedrängt sind, dem Zuschauer von selbst sich darstellt und daher nicht nur am Meisten kritisirt, sondern auch am Meisten besprochen wurde, ist Couture's „Römische Orgie." Der Verfasser dieses Produktes, das man füglicher einen römischen Katzenjammer nennen könnte, hatte sich vor einigen Jahren durch ein Staffeleigemälde vielen Beifall erworben; es war dies eine Art gemalter Polemik gegen den Durst nach Gold, wie sie jeder achtzehnjährige Reimschmied oder gesinnungstüchtige Journal-Montesquien zu führen sich bemüßigt glaubt; aber abgesehen von dem abgeriebenen Thema, verdiente die Leistung einen Theil des Lobes, das ihr gespendet ward. Durch die Theilnahme des Publikums aufgemuntert, hat sich Couture denn von Neuem an das fromme Werk gemacht, stieg zum zweiten oder gar dritten Male auf die Moralkanzel und hat so ein sehr trübseliges und eintöniges Nachtstück an's Licht der Welt gebracht. Der geniale Künstler huldigt nämlich der Abschreckungstheorie; er will uns zeigen, daß es nichts Widerlicheres und Langweiligeres gäbe, als so eine gemeinschaftliche Liederlichkeit, und diesen Zweck hat er vollständig erreicht. Da liegen ein Paar Dutzend Individuen — für ein Paar Mehr oder Weniger steh' ich nicht ein — beiderlei Geschlechts in solchen Stellungen untereinander, daß kein großer Scharfsinn dazu gehört, um zu errathen, daß sie sich mit allen erdenklichen Ergötzlichkeiten die Zeit vertrieben. Es ist fünf Uhr Morgens, Herren und Damen sind lendenlahm und freudenmüde, und ob auch einige von ihnen noch den guten Willen haben, die Scenen zu erneuern, so sieht man ihnen doch die Sättigung und den Ueberdruß nur zu deutlich an. Ein junger Mensch mit einem Kranz auf dem Haupt, offenbar ein angehender

Digitized by Google

und folglich melancholischer Musenjünger sitzt auf einem Ding, das wie ein Kamin aussieht; ein anderer Jüngling, der einzige Humorist der Bande, bietet einer alten Statue, die wie noch einige andere Standbilder, um der Antithese willen, einen heroischen Eisenfresser aus der alten biederen Römerzeit vorstellt, eine Schaale Falerner an, und in einer Ecke stehen, damit die ehrliche Absicht des Malers nicht im Dunkeln bleibe, wie zwei rheinische Beobachter, ein Paar schwerfällige, moralisirende Gesellen. Die Wirkung ist, wie gesagt, eine wesentlich traurige, und ich lege auf dieses Wort einigen Nachdruck, weil unsere hochmüthig altkluge Zeit solche Meisterwerke, die einfach traurig und nichts weiter sind, in Hülle und Fülle hervorbringt. Ein Jeder, der sich für ein Genie hält, legt sich einen Philosophenbart an, und die himmlische Heiterkeit der Kunst wird durch die Prätention entthront. Es ist so leicht, sich einen symbolischen Anstrich zu geben; ein ernstes tiefsinniges Gesicht kann der oberflächlichste Bramarbas machen, aber ein guter Spaßvogel ist nicht Jedermann, der es gern sein möchte, und von der Masse wird hausbackener Jammer viel eher für tragische Größe, und Formelnkram für wahre Weisheit, als ein schlechter Witz für einen guten gehalten, wenn auch Letzteres noch häufig genug stattfindet. Dem Traurigen will ich nicht sein ästhetisches Recht verkümmern, aber nur, wo es rührt oder erschüttert, wo es, mit Einem Wort, das Innerste unserer Natur bewegt, sonst ist es in der Kunst schlechterdings von Bösem. Darum ist mir dies vielgerühmte Bild Couture's zuwider. Die größtentheils matte, farblose Färbung, die darüber verbreitet ist, die Unsumme von grau und blaß, grün und weiß erhöht noch diesen prosaisch trüben Eindruck, der freilich einer philisterhaften Menge nicht anders als zusagen konnte. Das will ich übrigens recht gern zugeben, daß die Gruppen mit Sinn für Harmonie verschlungen und die Nebensachen mit Comfort angeordnet sind, kurz, daß die Arbeit den großen Haufen, der nichts Köstlicheres kennt als Sinnenkitzel vermählt mit Sittenpredigt, zu electrisiren würdig ist.

Diesen letzteren Vortheil verschmäht nun Delacroix vollkommen und in manchen seiner Erzeugnisse vielleicht zu sehr, als daß die Kunst selbst nicht dabei zu kurz kommen sollte. Es gibt von ihm kleine und große Bilder, wo sich ganz unerklärliche Stellen finden, Stellen, die weder einem Menschen, noch einem Thier, noch auch einer Pflanze, noch sonst einem sichtbaren Gegenstande der Welt gleichen und nicht viel besser als farbige Flecken aussehen. So hängt in einer Ecke des Wachthauses von Mequinez, womit er die heurige Ausstellung beschenkte, Etwas, das mir ziemlich undeutlich wie Sattelzeug vorkam, was aber die Dinge seien, die um dieses selbst noch sehr problematische Sattelzeug herumgepappt sind, habe ich nach halbstündiger Untersuchung nicht durch Betrachten aus der Ferne, noch durch Beguckeu in der Nähe im Geringsten ermitteln können. Ist das nun Unvermögen, ist es Folge übertriebener, verderblicher Hast, ward dem doch so berühmten Meister die Gabe des Gestaltens etwa versagt, oder ist er mit so fiebrischer Ungeduld gestraft, daß er nichts vollenden kann, und werden ihm seine Ideen unter der Arbeit so gleichgültig, daß er ihre Einkleidung völlig vernachlässigt? Wenn eine von diesen Erklärungen die richtige wäre, wie kommt es, daß so Viele seiner Gemälde sonst ausgeführt sind? Was lassen in dieser Beziehung, von seinen Fresken nicht zu reden, der Christus am Oelberg in der St. Pauls-

Digitized by Google

kirche zu Paris, und die Aquarelle, der Löwe zu wünschen übrig? Sind in dem heurigen Salon die Musikanten von Nogador ein stiefmütterlich behandeltes Bild? Zu diesen Fragen und Zweifeln durch jene Wachtstube von Mequinez, von der übrigens einige Theile nichts weniger als übereilt sind, kam ich endlich auf den Gedanken mich zu fragen: ob denn diese Stellen, deren Sinn ich durchaus nicht herauszubekommen vermochte, von der Natur bei ähnlicher Beleuchtung mir bestimmtere Umrisse und ein klareres Bild darbieten würden? Ich mußte mir sagen: Nein, hundert Mal Nein! Von da zu der weiteren Frage, ob ich hier nicht dem ganzen System von Delacroix auf der Spur sei, war offenbar nur Ein Schritt. Es war, dünkte mir, diesem scharfsinnigen und originellen Mann aufgefallen, daß in einer Unzahl von oft sehr geschätzten Gemälden die Gegenstände ohne hinlängliche Rücksicht auf die Beleuchtung, die sie umgab, sich dargestellt fanden. Sie waren allerdings geometrisch richtig gezeichnet, bei ihrer Färbung war der Einfluß des Lichtes oder der Dunkelheit in Rechnung gebracht, aber konnten ihre Formen in dem atmosphärischen Mittel, in das sie getaucht waren, so fest und ausgeprägt erscheinen? Mußten sie nicht mehr in's Chaotische verschwimmen und war es dem Künstler erlaubt, diesen Zusammenhang der Gestalten und der Beleuchtung, den Jedermann in der Natur jeden Augenblick beobachten kann, willkürlich zu beseitigen und das zu vereinzeln, was die Natur vereinigt, da zu trennen, wo sie Harmonie gegeben hatte?

Wer hat nicht von dem weißen Punkt in weiter Ferne, der den Seefahrern ein Segel, wer nicht von dem schwarzen Fleck am Horizont gehört, der ihnen einen herannahenden Sturm bedeutet. Solch' dämmernde Punkte, solch' formlose Flecken erscheinen nicht blos dem Seefahrer, sie zeigen nicht blos Schiffe und Wolken an, wir Alle können sie alle Tage beobachten, und bald sind sie ein Baum, bald ein Mensch, bald ein Haus, bald ein Berg, und weiß Gott noch was sonst. Diese Unbestimmtheit gehört aber mit zu der Natur; der Künstler, der sie als ein Ganzes, nicht in ihren einzelnen Curiositäten anschaut und nachbilden will, darf diese Unbestimmtheit nicht unterdrücken, meint Delacroix und handelt nach diesem Grundsatz; das Publikum, das alles in Stücken, und jedes Stück recht hübsch kenntlich und bekannt haben will, wendet sich von seinen Bildern, wie sehr auch fanatische Anhänger des Malers sie ihm empfehlen mögen, unwirsch und mit Verachtung ab, das Publikum will sich nicht erst durch philosophische Betrachtung die Freude an einem Werk herausstudiren, es bleibt kalt gegen die Bilder, in die man sich, wie in Dante und Beethoven, mit all' seinem Geist und seinem Herzen vertiefen muß, um ihr Verdienst zu fassen, und die dann zur Belohnung auch für immer fesseln. Das Publikum verlangt das nicht, es will gar nicht gefesselt, es will einen Augenblick bestochen und ergötzt sein; die flachste, unbedeutendste, aber glatte, reinliche, kokette Malerei ist ihm lieber, als charaktervolle, aber in der Ausführung etwas ungeschlachte Erzeugnisse, und Court, Vidal gelten ihm für größere Meister als Delacroix, hält es doch auf wohlgezogne, gut abgerichtete, sorgsam gebiegelte und etikettenmäßig zugeknöpfte Salonmenschen, die ihm gleichen, unendlich mehr, als auf noch so reichbegabte Sonderlinge, die es sich nicht erklären kann. Wahr ist es allerdings auch, daß Delacroix dem Publikum nicht immer hinlänglich entgegenkommt, daß er in manchen seiner Arbeiten,

Digitized by Google

das von ihm befolgte System zu sehr ohne Vermittelung durchführt, und in der Zeichnung die Schranken erlaubter Freiheit, in der Farbengebung die Gesetze des Angenehmen ein Bischen weit überschreitet. Nicht Alles was er macht gleicht der „marokkanischen Reiterübung“ in dem heurigen Salon, ein Bild, das in seinen Einzelnheiten voll Feuer und Bewegung, voll kriegerischer Seele und siegreichen Ungestüms, durch den wunderbaren Einklang aller Elemente der Kunst, der es auszeichnet, auch auf widerspenstige Geister eine mächtige Wirkung geübt hat. Die Pferde, heißt es, sind verzeichnet; aber ich habe bemerkt, daß dieser Vorwurf weit mehr von Laien, die das Bedürfniß fühlen, durch technische Kenntniß zu glänzen, als von Künstlern, welche die Wahrheit des Lebens über die enge statistische Genauigkeit setzen, gemacht wird. Zuweilen rechnet Delacroix auch auf die bessernde Hand der Zeit, manche Stelle seiner Gemälde, die heute wie ein Stück Kalk roh aufgeworfen oder ganz lehmig dick aussieht, ist bestimmt durch die geheime Umwandlung, die, den Mysterien der Technik zufolge, mit den Farben vorgehen soll in einen zarten, magischen Ton zu verschwimmen, und allgemein hörte man, daß seine Bilder mit dem Alter ganz außerordentlich gewinnen. In dem ersten Augenblick, wo sie noch naß vom Malen sind, sollen sie von ihrem wahren Werthe schon einen Begriff geben, dann klebrich und unklar werden, um nach und nach die Fülle ihrer bleibenden Schönheit heraus zu kehren, ähnlich den vorzüglichen Weinen, die im ersten Moment lieblich süß schmecken, dann trüb werden und in's Herbe übergehen, um nach Jahren erst in dem vollen Glanz ihrer feurigen Güte den Kenner zu erfreuen und die Bewunderung Aller zu erregen. Darum läuft Delacroix auch nicht den Modegedanken der Menge nach und wählt seine Stoffe nicht aus dem Gedränge der Gegenwart, sondern wie sie seiner Phantasie zusagen und seinem gestaltenden Sinn die meiste Wirkung versprechen, in dem ganzen unermeßlichen Gebiet der Geschichte und Natur. Nicht dadurch, daß man etwas Neues darstellt, sondern dadurch vielmehr, daß man den Dingen, die man künstlerisch ausführt, einen neuen Charakter gibt, dadurch ist man neu. Nicht durch die Gegenstände die sie malten, sondern durch die Behandlung unterscheiden sich die Flamänder von den Italienern, man kann am Ende ewig nur Erde und Himmel und was auf der einen und unter dem andern ist, malen, auf das wie, nur kommt es an, das wie macht den einzigen Unterschied. Ein knechtischer Nachahmer von David mag ganz Asien und Afrika durchstöbern, wenn ihm das eigne Auge und die eigne Hand fehlt, wird er uns nur immer David'sche Griechen und Römer in türkischer und maurischer Tracht produziren; aber Decamps versuche sich an einem flämischen oder holländischem Stillleben, es wird kein Terbourg, kein Mueris, kein Gerhard Dow, es wird eben — ein Decamps werden.

Heiligenbilder werden doch beinahe so lange schon, als das Christenthum steht, gemacht, man sehe aber die kleine Apostelsendung von Latil und sage, ob da nicht dem Künstler etwas Apartes und doch recht Gutes gelungen ist, ob damit diese Masse von Licht, die einen so geringen Raum erfüllt, nicht der göttlichen Weisheit, die hier gegenwärtig und auf die Erkohrenen ausströmt, damit sie sie tragen in alle Welten.

Ein anderes Fach der Malerei, das man erschöpft glauben sollte, ist die

Digitized by Google

Landschaft; meinen dürfte man wenigstens, es seien amerikanische Urwälder und eine brasilianische Pflanzenwelt nöthig, um nicht in eine Wiederholung des hundert Mal schon Dagewesenen zu fallen. Da kommen Leute, wie Corot und mit ein Bischen Wald, einer Schüssel Wasser, einem Zoll Himmel, einem rothen Blümchen in grüner Umgebung und ein paar leichten, geistig leichten Wolken versinnlicht er Alles, was ein bewegtes Herz in lieber und heiliger Einsamkeit nur empfinden kann. Corot, schon ein Vierziger, der aber wieder wird wie der ungeschwächteste Jüngling, wenn er mit einer Art feuriger Anbetung von den großen Meistern und namentlich Michelangelo spricht, hat sich in die Natur mit solcher Liebe hineingelebt, daß man von ihm recht witzig gesagt hat, er ziehe seinen Hut ab, so oft er von ihr rede, gleich den frommen Menschen, die ihr Haupt entblößen, wenn sie den Namen Jesu nennen oder nennen hören. Corot hat für die Kirche St. Nicolas au Chardonneret eine Taufe Christi gemalt, und ich kenne wenige Bilder der neueren Zeit, die auf mich einen so wohlthuenden Eindruck hervorgebracht hätten. Es ist eine historische Landschaft, und der landschaftliche Theil des Gemäldes, die Arbeit eines Virtuosen in dieser Sphäre, aber auch die geschichtlichen Elemente, die Gestalten sind äußerst ansprechend. Nichts klebt ihnen an von der glatten in absichtlichen Stellungen unerschöpflichen Gefallsucht der Gegenwart; es wohnt ihnen eine einfache Grazie, ein schlichter Adel inne, ohne kindische Ansprüche auf die starre Gottesfurcht einer noch ungebildeten Zeit. Corot will nicht christlicher sein als Raphael, und doch ist sein Bild wahrhaft religiös im Sinn und Schnitt der Kirche geboren und nicht katholisch geworden.

Es sind außerdem noch eine gute Anzahl recht annehmbarer Landschaften in der diesjährigen Ausstellung, deren Aufzählung doch unmöglich viel Anziehendes für das Ausland haben würde. Nur die Pastelle von Jules Grenier will ich erwähnen, nicht sowohl ihres nicht unbedeutenden Verdienstes, der reinen und treuen Naturauffassung, als eines höchst charakteristischen Umstandes wegen, der als Maßstab für das Verfahren, der über Aufnahme und Nichtaufnahme der eingelaufenen Leistungen entscheidenden Herren dienen kann. Jules Grenier hatte dreizehn oder vierzehn Pastelle, wovon zwölf in drei Bilderbogen, dem akademischen Gerichte übergeben, wovon nur fünf zugelassen wurden. Nun trifft es sich, daß unter denen, die dieses Glück nicht hatten, sich einige befinden, die den zugelassenen an Festigkeit und Wärme weit vorstehen. Bedeutende Künstler, welche die zurückgewiesenen Arbeiten zu sehen Gelegenheit hatten, fragten an, was die Beseitigung des unstreitig Besten von Grenier's Einsendungen veranlaßt habe, und es wurde ihnen geantwortet, dreizehn Pastelle sei zu viel gewesen, und da man sich, weil die Zeit drängte, nicht mit einer langen Auswahl beschäftigen konnte, hätte man eben die fünf ersten Nummern zugelassen. Grenier ist wie Jerome aus der Franche Comté; auch Clesinger ist aus dieser Provinz, die keuschen Herzen in Deutschland können sich also beruhigen; die von einer Schlange gebissene Frau ist nicht in einer germanischen Phantasie entstanden. Uebrigens will es mir nicht recht eingehen, daß eine Statue, die allerdings in einem sinnlichen Liebestraum geboren scheint, und obgleich sie über den wahren Sinn bedenklichen Zweifel zuläßt und auf ihr Rosenbett in so sonderbare Windungen

Digitized by Google

hingegossen ist, daß es mehr als schwer wird, sie als ein Ganzes zu überschauen, die aber doch wahren Sinn für Schönheit, genaue Kenntniß der anatomischen Geheimnisse und seltene Gewandtheit des Meissels beurkundet, ein Beweis für die Entsittlichung des heutigen Frankreichs sei. Ziegler, der Vater einer furchtbar chocolatenfarbigen Judith, ist, Gott sei Dank, gleichfalls unser Landsmann nicht. Vernet war diesmal mit seiner Judith nicht sehr glücklich; obgleich mehr als Ein Zug derselben den Meister verräth, so kann man dieses Bild doch als eine Art Waterloo für Vernet ansehen. Gudin dagegen, der mit Vernet der Hauptistoriograph von Versailles ist und dessen Maximen in der letzten Zeit stark in das Schlammige gefallen waren, hat all' seine alte, leuchtende Magie wiedergefunden. Der Salon enthält noch eine andere Judith, deren tragische Kraft bis zum Hochkomischen gesteigert ist und die in Haltung und Geberde das Portrait einer pathetischen Dorfkomödiantin, welche die Judith der Mad. Girardin declamirt, zu sein scheint. Als schlechtes Portrait hat sie übrigens zahlreiche Gesellschaft; in der langen Gallerie hängt eine gange Menagerie von Spießbürgern und Spießbürgerinnen, über die ein wahres Meer von schreienden Himmelblau ausgegossen ist. Der wahre Maler dieser Klasse ist Biard, der Paul de Kock des Pinsels, der dieses Jahr wieder ein paar belustigende Beiträge in die anarchische Sammlung gegeben hat. Ist nun Biard der Paul de Kock der Malerei, so hat der Spanier Diaz Etwas, aber auch nur Etwas von Alfred de Musset. Was er macht, ist rein Phantasie und holder, wunderlicher Farbenzauber; er setzt eine Gruppe lieblich zigeunerhafter Mädchen in den grünen oder herbstlich rothen Wald, läßt den Himmel stellenweise durchbrechen und fügt Grün und Roth, Roth und Gelb, Gelb und Blau u. s. w., so eigen, so reizend in einander, daß wir uns durch den Anblick dieser niedlichen Sachen, die sich alle gleichen sinnlich froh gestimmt fühlen, wenn wir auch durchaus Nichts dabei denken. Diaz ist kein großer Maler, aber er ist ein lieber Narr. Sinnlich wirkt auch Vidal, allein Diaz hat einen träumerischen Schein, von dem Vidal Nichts weiß. Seine losen Fräuleins sind ein Bild der Grazie, das sich im Gefallen übt; bei Diaz taucht die Frage nicht auf, ob seine Gestalten sittlich seien oder nicht; Vidal zeigt uns offenbar gefallene Wesen, die von der Tugend noch einen Theil der Schönheit und von der Unschuld noch die Anmuth bewahrten. Diaz und Vidal sind beide manierirt, aber wo Manier mit Heiterkeit sich paart, ist sie keine Sünde, nur wo sie der Empfindsamkeit dient, wie in einer gewissen rheinischen Brautfahrt, ist sie gesunden Naturen ein unsagbarer Gräuel und diese ziehen einer solchen verkränkelten Kunst die rohe, energische Fleischlichkeit, wie sie Schlesinger liebt, unendlich vor. Vidal ist zart, ist fein, und immer auf seiner Hut, damit er des Ueppigen nicht zu viel thue; Schlesinger ist derb, gerade heraus und hat alle Furcht seine Muse zu beleidigen verloren, und wenn daher die Frauen Vidal's zu gebildet scheinen, um die Schamhaftigkeit zu vergessen, so kann man kaum aussprechen, wo Schlesinger seine Frauenzimmer hergenommen hat. Von den übrigen Bildern und den zuckernen Statuen erlauben Sie mir Nichts zu sagen.

Digitized by Google

II.

Aus Wien.

1.

Fortgesetzte Theurung. — Fürst Hatzfeld. — Ein Bürgerfest. — Die Weissenthurn und Sanaras. — Heine's Bruder. — Chowanetz.

Schon zu Anfang dieses Monats sollte die Brod- und Fleischtaxe bedeutend erhöht werden, allein es unterblieb und zwar auf die Bitte der Bäckerzunft selbst, welche den Ausbruch der Pöbelwuth fürchtete, der sie immer am Meisten ausgesetzt ist, weil sie das Organ unmittelbaren Verkehrs mit dem Volke ist und dieses in seiner kurzen Logik nicht an die Quellen der Noth und deren Beseitigung zu denken pflegt. Da die Polizeibehörden gleichfalls Vorstellungen in diesem Sinne machten, so entschloß man sich endlich zu warten, bis die Arbeiterklassen mehr und mehr in Erwerb gesetzt waren, und seit dem 1. Juni ist die neue Taxe veröffentlicht worden. Der Laib ist abermals um 7 Loth leichter und das Pfund Rindfleisch kostet 11 Kr. C.-M. Alles ist gespannt auf die Wirkungen dieser Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel, und selbst die Polizei hat den Aufschlag als einen Gradmesser der menschlichen Geduld erklärt!

Der Fürst v. Hatzfeld, der wegen unbefugter Wiedervermählung nach erfolgter Trennung der frühern Ehe, von dem Fürstbischof Diepenbrok in Breslau in den Kirchenbann gethan worden, hat sich einige Zeit hier aufgehalten und mit dem hiesigen päpstlichen Nuntius Unterhandlungen angeknüpft, um eine Vermittelung beim päpstlichen Stuhl zu erwirken; doch die Individualität dieses Prälaten scheint der Absicht nicht förderlich gewesen zu sein, weshalb der Fürst seinen Weg nach München einschlug, wo seine Anträge vielleicht ein geneigteres Ohr finden dürften. Fürst Hatzfeld war das Haupt der katholischen Adelspartei in Schlesien und die Oderzeitung in Breslau hauptsächlich sein Werk; was ihn mehr als jeder religiöse Skrupel zu einem versöhnlichen Schritte antreibt, ist die Gefahr ernster Verwicklungen mit den Agnaten seines Hauses selbst, denn der Besitz des Majorats ist an das katholische Bekenntniß des Majoratsherrn geknüpft, so daß leicht einzelne Glieder der Hatzfeld'schen Familie mit Rechtsansprüchen gegen den excommunicirten Fürsten auftreten könnten.

Die historischen Erinnerungen sind bei uns so verkümmert und wurden lange Zeit so planmäßig niedergehalten, daß jedes Aufflackern geschichtlicher Momente im Leben der Gegenwart freudig begrüßt zu werden verdient. Der Jubelfeier des 1797 stattgefundenen Auszugs der Universitätsbrigade gegen die Franzosen wird sich demnächst eine andere patriotische Festlichkeit anschließen, deren Sinn auf die Ereignisse des Jahres 1809 hindeutet. Ein Herr Bawisch war schon 1797 dem Wiener Aufgebot als Adjutant und Kassenoffizier gefolgt und ist später Seidenfabrikant gewesen, bis bei der Volkserhebung im Jahre 1809 Bawisch als Hauptmann bei der Bürgermiliz bei dem Anrücken der französischen Armee am 11. März, als er mit einem Piket „auf der Schmelz" postirt war, durch eine Granate getödtet wurde. Als nun vor einiger Zeit auf der Schmelz, die der Garnison als Exercierplatz dient, zufällig der dem Gefallenen damals gesetzte kleine Denkstein entdeckt wurde, faßte der Buchhändler Schaumburg, Hauptmann im zweiten Bürgerregiment, den Entschluß, dem muthigen Streiter in der größten Staatsbedrängniß

Digitized by Google

ein neues, entsprechenderes Denkmal zu errichten, und diese Feierlichkeit soll in den nächsten Tagen stattfinden, wobei das gedachte Bürgerregiment paradiren und die noch lebenden Töchter des Gefeierten erscheinen werden.

Durch den Hintritt der Hofschauspielerin Weissenthurn hat das Hofburgtheater eines seiner ältesten Mitglieder verloren, denn dieselbe kam noch unter der Regierung des unvergeßlichen Kaisers Joseph II. zu diesem Kunstinstitut, und ihr erstes Auftreten daselbst 1789 ist dadurch nicht ohne Interesse, daß an diesem Abend, wo man Spieß's: „drei Töchter" gab, der edle Monarch das letzte Mal im Theater war, das er selbst geschaffen. Im Jahre 1809 spielte Frau v. Weissenthurn im Schloßtheater von Schönbrunn vor Napoleon die „Phädra" im Drama gleiches Namens, von Racine, und der Eroberer, der bekanntlich ein Freund Talma's und Kenner der Schauspielkunst war, schien von der Leistung so befriedigt zu sein, daß er am nächsten Tage der Künstlerin eine Gratifikation von 3000 Franks übersenden ließ. Das älteste lebende Mitglied des Hofburgtheaters ist die Verstorbene indeß keineswegs gewesen, denn noch lebt der k. k. pensionirte Hofschauspieler Sanaras, ein Greis von 86 Jahren, der gleich nach der Verbannung des Hanswurstes und nach der Gründung des Burgtheaters durch Kaiser Joseph an der neuen Kunstanstalt wirkte, wo Brokmann, Jünger u. A. seine Genossen und Freunde waren. Sanaras hat auch eine Reihe von Bühnenstücken geschrieben, worunter die „Königin Johanna von Neapel," ein Drama von poetischem Werth und bühnlicher Wirksamkeit ist.

Ueber das lächerlich unvollständige Fremdenverzeichniß, das die Wiener Hofzeitung täglich zu bringen pflegt, ist schon vielfach geklagt und gespottet worden, ohne daß es darum anders geworden wäre. Tag für Tag lesen wir da die Ankunft jedes unbedeutenden Krautjunkers, jedes jungen Lieutenants, der an den Hals der Mama fliegt; aber umsonst suchen wir Namen der Kunst und Wissenschaft, Männer des Handels und der Industrie, an deren Aufenthalt sich tausendfache Interessen von Belang ketten, und es machte nur einen komischen Eindruck, daß in Bezug auf Jenny Lind, die als k. schwedische Hofsängerin in der Liste prangte, eine huldreiche Ausnahme stattfand. Wie groß das Bedürfniß einer vollständigen Fremdenliste, mit Angabe des Absteigequartiers, bei der täglich zuströmenden Masse der Fremden in unserer Stadt sei, bedarf keiner Auseinandersetzung, und es kann die nunmehr ertheilte Concession zur Herausgabe einer solchen Fremdenliste für den Besitzer leicht eine Goldgrube werden. Vielleicht ist es eine seltsame Fügung des Zufalls, daß der Bruder des genialen Heine in Paris, Herr Gustav Heine — Redacteur des hiesigen Fremdenblattes ist. Der Name Heine als verantwortlicher Herausgeber der Wiener Fremdenliste, fürwahr es liegt eine furchtbare Ironie darin! G. Heine war früher österreichischer Dragoneroffizier und hat ein paar kleine Lustspiele geschrieben, die indeß nicht so witzig sein sollen, als manche Zeile in den Reisebildern seines berühmten Bruders.

Zum Beschluß noch die Neuigkeit, daß der „deutsche Paul de Kock", der Kirchenreformator von Ulm, der den ehrlichen Schwaben eine so häßliche Nase drehte, der Doppelapostat Julian Chownitz unter seinem wahren Namen Chowanetz gegenwärtig als — Diurnist in dem Bureau der k. k. Generaldirection der Staatseisenbahnen in der Herrengasse ganz harmlos die Rechnungen der Bauingenieurs

Digitized by Google

copirt! Herr Chowanetz hat sich diesen ehrenvollen Posten durch seine reumüthige Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche erkauft und kann nun in Frieden auf seinen Lorbeer ausruhen.

D.

2.

Das Schuldengesetz. — Widersprüche der Justiz. — Die Wiener Zeitung. — Männergesangverein.

In den commerciellen Kreisen macht das neue Concursgesetz viel Aufsehen. Es sucht den Gläubigern eine größere Sicherheit zu bieten, als sie sich deren bis jetzt gegen böswillige oder leichtsinnige Schuldner zu erfreuen hatten. Einige der wichtigsten Momente, die es enthält, wollen wir hier hervorheben, da das neue Gesetz eines segensreichen Einflusses auf unsere commerciellen Verhältnisse gewiß nicht entbehren, und somit auch auf weitere Kreise eine bedeutende Wirkung üben wird. Zuvörderst muß der Schuldner auf Verlangen auch nur eines Gläubigers, den Eid auf die Richtigkeit seines eingegebenen Vermögens- und Schuldenverzeichnisses ablegen. „Die Concursinstanz hat sich ferner seiner Person zu versichern und ihn, wenn er seine Schuldlosigkeit nicht auszuweisen vermag, in Arrest zu nehmen." Durch diese beiden Momente wird dem Gläubiger ein Recht eingeräumt, indeß er früher nur Denunziant war. Die Behörde ist dem Gläubiger für die Person des Schuldners verantwortlich, und es wird der Concurs nicht mehr blos als eine Privatsache betrachtet, „da Gegenvorstellungen der Gläubiger oder eingeleitete Unterhandlungen die Untersuchung und Bestrafung des Gemeinschuldners niemals hindern dürfen." Gegen eingerissene Umgehungen des Gesetzes sind nun namentlich Vorkehrungen getroffen. Es war nichts Ungewöhnliches, einen fingirten Geschäftsfond nachzuweisen, um ein Handlungsbefugniß zu erlangen. Zeigt sich bei der Untersuchung des Concurses ein solcher Betrug, so verfällt der Schuldner einer bedeutenden Strafe. Ebenso wenn er in seiner Bedrängniß, wie es auch alltäglich vorkam, sich durch Verschleuderung der auf Credit genommenen Waaren zu helfen suchte, oder sich in Börsengeschäfte und die mannigfaltigen einem Hazardspiel mehr als einem Geschäfte ähnlich sehenden Papierschwindeleien eingelassen hatte. Namentlich aber stellt dieses Gesetz unter seine besondere Beaufsichtigung die Ehegattin des Schuldners, welcher dieser sehr oft eine sehr bedeutende Summe, ein Haus u. s. f. ohne hinreichende Ursache vor Ausbruch des Concurses verschrieb, und so nachdem er Alles in's Trockene gebracht, seine leeren Schränke den Gläubigern aufsperrte und sprach: da nehmt, was ihr findet. Er ist jetzt selbst angewiesen, wenn seine Passiva die Activa überschreiten, den Concurs bei Gericht anzumelden, und unterliegt, wenn er es nicht gethan, einer schweren Arreststrafe von drei Monaten bis einem Jahre, und so sind diese Fälle, wo sich durch Jahre ein solches Siechthum eines Handlungshauses dahinschleppte, und der entstehende Ausfall durch neues Aufnehmen, neue gewagte Speculationen verdeckt wurde, der Bruch aber stets unheilbarer ward, wenigstens gesetzlich nicht mehr so leicht möglich. Daß zwischen der Praxis und dem Gesetze noch eine ungeheure Kluft liegt, daß man auch jetzt tausend Wege ersinnen wird, um das Gesetz zu umgehen, wer wollte das verkennen? Hoffen wir aber, daß die Gerichte

Digitized by Google

das neue Gesetz mit Kraft und Energie handhaben werden, daß nicht der Schlendrian, dieser alte Erbfeind Oesterreichs, dem in allen Gerichtssälen Altäre errichtet sind, dessen Denkmäler auf den öffentlichen Märkten und Plätzen stehen, auch hier das Gesetz werde umzustürzen suchen. Man sollte gar nicht denken, wie revolutionär bei uns der Schlendrian ist, er sollte auf Hochverrath angeklagt werden, es gibt Nichts so Absurdes, so Widersinniges, was man nicht dem Gesetze und dem Gesetzgeber unterschiebt und als seine Meinung erklärt, wenn man zu faul ist, um zu denken, und es vorzieht, auf dem gewohnten Weg wie der Esel zwischen den beiden Heubündeln, fortzuwandeln. Ich möchte wissen, ob nicht die Behörden anderer Staaten, wenn sie den Staatslenkern solche Absurditäten zumuthen würden, sich alsogleich wegen „Majestätsbeleidigung und frechen unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze" vor sich selbst zu vertheidigen hätten. Das Gesetz fürwahr ist in so vielen Fällen schlimm genug, aber seine Ausleger und Vollzieher. — — Einen komischen Fall wollen wir unter Tausenden als Beispiel anführen. Ein Diebstahl von 25 Fl. wird als Verbrechen behandelt, einer unter dieser Summe als schwere Polizeiübertretung, was einen sehr bedeutenden Unterschied in der Strafbestimmung, Behandlung und den Folgen begründet. Nun kam sehr oft der Fall vor, daß ein Diebstahl von 26 Fl. W. W., der in diesen Münzfuß angegeben worden, als Verbrechen, einer von 24 Fl. C. M. (60 Fl. W. W.) als schwere Polizeiübertretung behandelt wurde. Und die Antwort, die die Behörden, wenn darauf aufmerksam gemacht wird, geben, lautet: „Es ist freilich ein Unsinn, wir gestehen es, aber das geht uns Nichts an, das Gesetz bestimmt nichts darüber, das sollen sie oben verantworten!"

Man spricht davon, daß Adalbert Stifter, der Verfasser der „Studien" ein neu zu schaffendes Feuilleton der „Wiener Zeitung" zu redigiren berufen ist. Haben Sie je von der Wiener Zeitung etwas gehört? Daraus schöpft man bei uns die politische Bildung. Diese und der „Beobachter" sind die einzigen politischen Blätter in Wien. Man hat sich voriges Jahr sehr darüber gewundert, daß sie beim Ausbruch der polnischen Revolution die Erzählung der Begebnisse brachten, und sich nicht in undurchdringliches Dunkel hüllten. Die einzigen Nachrichten aus Oesterreich, die sie bringen, sind Beförderungen und Adelsverleihungen. Wenn einmal nach Jahrhunderten das Blatt wird irgendwo aufgegraben werden, und sich dann die Nachwelt die Zeitung ansehen mag, so wird sie ein gerechtes Erstaunen erfassen, und sie wird glauben, daß in Oesterreich der Kaiser nichts Anderes gethan hat, als Adelige zu machen oder zu „geruhen," indeß in Frankreich und England u. s. f. noch so viel zu thun ist, außer dem Geschäft, die Civilliste zu verzehren. Uebrigens steht auch von Frankreich und England nicht eben allzuviel, aber es sticht von Oesterreich genug ab; je weiter das Land von uns entfernt ist, desto mehr Aufmerksamkeit wird ihm gewidmet, und von Oceanien sollten mit Fug und Recht zwei Spalten stehen, wenn man nur Nachrichten davon auftreiben könnte. Es wäre zu wünschen, daß ein besonderer Correspondent der Wiener Zeitung hingeschickt werde, der einzige, den sie irgendwo unterhält. — Diesen Sonntag fand ein Ausflug unseres Männergesangvereins nach dem Kahlenberg statt. Der Zulauf von Neugierigen dahin war sehr groß. In einem seiner letzten Concerte hat der Verein „Was ist des deutschen Vaterland?" von Arndt gesungen. Die Wiener fühlten sich stolz in diesem Augenblicke und wur-

Digitized by Google

den so liberal, einige hochdeutsche Gedankenstriche in die Luft zu machen. Die Wiener Literaten hätten auch gerne etwas dazu gesprochen, aber sie fürchteten bei der Censur wegen deutscher Hoffnungen oder wegen des Glaubens an ein einiges Deutschland übel angeschrieben zu werden. Die Literatur betritt kein Gemach mit dem Respect als das Amtsloch des Bücherrevisionsamtes in Wien.

3.

Nothstand. — Suppenverein. — Oelkuchenbrod. — Religiosität des Kaisers. — Die Wiener Zeitung und der Insertionszwang. — Die Hofbibliothek. — Ein verirrtes Kreuz der Ehrenlegion. — Fürst Metternich.

Die am 1. dieses Monats erhöhte Brod- und Fleischsatzung regte die ärmere Bevölkerung in bedenklichem Grade auf, um so mehr als es bekannt ist, daß trotz des Ausfuhrverbotes bedeutende Massen von Getreide außer Land gehen, indem einige mächtige Kaufleute früher abgeschlossene Verträge, die sie zu Getreidelieferungen verpflichten, präsentirt haben. In den nächsten Umgebungen Wiens und in den Vorstädten ergeben sich fortgesetzt Plünderungen von Bäckerläden. Im Widerspruche mit den Anstrengungen der Regierung, des Magistrats und der Privaten, die wetteifernd die hereingebrochene Noth zu hemmen sich bemühen, steht eine Verordnung, welche einen sehr betrübenden Blick auf unsere Finanzzustände wirft, vermöge welcher alle öffentlichen Bauten, die nicht unumgänglich nöthig sind und alle Geldvorschüsse an Beamte untersagt sind. Eine neue Erscheinung in den Straßen Wiens bildet ein viereckiger eiserner, von einem Pferde gezogener Wagen, der an verschiedenen Punkten der Vorstädte hinfährt und den Armen aus seinem Bauche Suppe fließen läßt. Die Centralanstalt der Rumfortsuppe, welche sich den Titel eines „allgemeinen Wiener Hilfsvereins" beilegte, erfreut sich der größten Theilnahme, selbst der Knappe Freiherr von Sina überbot diesmal den wohlthätigen jüdischen Goldkönig, indem dieser nur 1000 Fl. C.-M., jener aber 4000 Fl. C.-M. beisteuerte. — Das neuerfundene Brod aus Oelkuchen, wiewohl der Erfinder in seiner chemischen Fabrik 600 Arbeiter fortgesetzt damit ernährt, kann trotz der Brodnoth nicht zu rechter Geltung gelangen *), indem die Bäckerinnung kein Mittel unversucht ließ, das Bereiten dieses um zwei Drittheile billigern und schmackhaften Brodes zu verhindern. Sein Erfinder ist ein rühriger Kopf, und während sein Projekt auf eine neue Tabakbereitungsbeize als dem Staatsmonopole gefährlich, in seiner Trefflichkeit aber anerkannt, abgewiesen wurde, beschäftigt ihn die Bereitung eines eklatanten Bettfedernsurrogats.

Vor einigen Tagen erregte eine Scene allgemeines Gespräch. Der Kaiser mit dem Erzherzoge Friedrich fuhr durch die Jägerzeile, ein Priester nach katholischem Ritus ging in Pontificalibus mit dem Allerheiligsten und dem voranschreitenden leitenden Messner zu einem Sterbenden. Der Kaiser ließ seinen Wagen halten, stieg aus demselben und verrichtete knieend mit entblößtem Haupte das übliche Gebet für ein leichtes Sterben. Prinz Friedrich blieb aufrecht neben dem Monarchen stehen. Hier, wo man weiß, daß der Kaiser gewiß keine poli-

*) In Brüssel, wo Handelsfreiheit den Einspruch der Bäckerzunft unmöglich macht, ist nach einigen offiziellen Versuchen mit Oelkuchenbrod die ganze Erfindung für unzweckmäßig erklärt worden. D. R.

Digitized by Google

tisch-religiöse Demonstration machen wollte und nur der innern religiösen Regung folgte, machte die Scene einen lebendigen Eindruck, und war in den nächsten Stunden schon das Gespräch der Residenz.

Ein Bruder Heinrich Heine's hat so eben die Bewilligung erhalten, in Wien eine Fremdenliste herauszugeben, welche wirklich ein längst gefühltes Bedürfniß war, denn die privilegirte Wiener Zeitung gibt nur hochgeborene und hochwohlgeborene Reisende an. Von berühmten Künstlern und den größten Männern der Wissenschaft nimmt die alte aristokratische Dame keine Notiz, wenn er nicht wenigstens ein „Ritter von" ist. Der sechsjährige Pacht dieser Zeitung, welche von einem eben so unwissenden als leidenschaftlichen Geschäftsführer mehr als von ihrem zwar schläfrigen, aber sehr rechtlichen Redacteur geleitet wird, geht zu Ende und wird wahrscheinlich wieder, wie es doch vorschriftmäßig ist, ohne angekündigte Concurrenz, den Ghelen'schen Erben wieder verliehen werden, weil — vor 152 Jahren ein niederländischer Mann Namens Ghelen die lucrative Bewilligung bekam, eine deutsche Zeitung in Wien herauszugeben. Wenn auch die jetzige Führung der Fortbildung und dem Bedürfniß der Zeit durchaus nicht mehr entspricht. So sehr wird in Oesterreich in jeder kleinsten Richtung selbst die heilige Stabilität geehrt; doch spricht man davon, daß den hiesigen Blättern aus diesem Anlasse wenigstens die literarischen Inserate, welche die ungarisch-deutschen Blätter ohne Widerspruch genießen, werden gestattet werden. Gewiß zum Vortheile des Buchhandels und der Autoren, indem die Wiener Zeitung trotz ihrer 5000 Abonnenten doch nur provinziell ist und in der man die Bücheranzeigen eben nicht sucht, während die belletristischen Blätter über die ganze Monarchie hin verbreitet sind.

Die hiesige gelehrte Welt hat durch den Tod des Directors an der k. k. Hofbibliothek, Albrechts von Kraft, einen schmerzlichen Verlust erlebt; er verstand und schrieb vierzehn Sprachen, darunter die Orientalischen sein Hauptstudium bildeten; seine letzte Arbeit war die Schreibung eines raisonnirenden Catalogs, den er mit einem jüdischen Literaten Namens Simon Deutsch herausgab; er starb erst 32 Jahre alt.

Die Hofbibliothek, welche trotz ihres Beamtenstandes und sogar neu aufgenommenen Amanuensis noch immer keinen Realcatalog besitzt, hat 4000 Dubletten der Bibliothek in Athen zum Geschenk gemacht. Wie viele österreichische Provinzialhauptstadt-Bibliotheken hätten damit bereichert werden können! Aber das Geschenk stellte dem fungirenden Hofrathe den Erlöserorden in Aussicht und wirklich erhielt er das Commandeurkreuz desselben. Unangenehm berührte es die hiesige Künstler- und Gelehrtenwelt, daß der völlig talentlose Geiger dessen Oper „Wlasta" ein in Wien unerhörtes Fiasko erlebte, so eben den Orden der Ehrenlegion erhielt. Hyrtel, der gelehrte Professor der Anatomie, Ferdinand Wolf, der tiefe Kenner der romanischen Sprachen und Poesie, sollen erklärt haben, fortan die gleiche Decoration, die ihnen im vorigen Jahr geworden ist, nicht mehr tragen zu wollen. Die Biographie des großen Componisten ist, daß er der Mann seiner Frau ist, welche eine Marchand des Modes ist, deren Mann durch ihre sprichwörtlich gewordene Zudringlichkeit Musiklehrer in mehreren aristokratischen Kreisen geworden ist. Wir unsrerseits freuen uns über diese Ordensverleihung und über noch mehrere ähnliche, und die lächerliche Ordensjagd, die jetzt hier herrscht, wird

Digitized by Google

bald ihr Ende erreicht haben, weil jeder Betheiligte so leicht in den Fall kommen kann, sich mancher seiner Collegen schämen zu müssen.

Fürst Metternich feierte am 15. Mai seinen 74. Geburtstag — in vollem Wohlsein, welches nur zu Zeiten von einem bedrohlichen Leiden unterbrochen wird; letzteres ist jedoch weniger störend als die Verminderung der Sehkraft und die immer zunehmende Schwerhörigkeit.

0—0

III.

Aus Berlin.

1.

Die Debatte über die Periodicität des Landtags. — Charakteristik der Parteien. — Englischer oder russischer Hof. — Die Deutschkatholiken. — Mayen. — Theater und sonstige Freuden und Leiden.

Die zweite Hauptschlacht in unserm ständischen Entwickelungskampf ist nun auch geschlagen, und hat, wie die erste, zu einem ungewissen Ausgang geführt. Es handelte sich dabei um zweierlei: dem König die Nothwendigkeit einer periodischen Einberufung des Centrallandtags sowie den Wunsch der Versammlung, daß diese Periodicität in kurzen Zwischenräumen wiederkehren möge, vorzustellen, außerdem aber sich auf dem Rechtsboden festzustellen, der unbeschränkten Macht der Krone gegenüber. Das letzte war das Augenmerk derjenigen Fraction des Hauses, die man als die 137—9 bezeichnet, die in dem bekannten Protest eine Declaration ihrer Rechte niedergelegt hatten, und die sich daher unmöglich beikommen lassen konnten, um das zu bitten, was sie rechtlich schon zu haben glaubten. Das Vincke'sche Amendement forderte daher einfach die Krone auf, diese Rechte anzuerkennen. Dieser Rechtsstand der Unterthanen, dem absoluten Königthum gegenüber, war es, was das Gouvernement vorzugsweise bekämpfte. Das Amendement erlangte nicht die erforderliche Majorität von zwei Drittel der Stimmen (obgleich in seiner zweiten, vom Grafen Schwerin ausgegangenen Fassung, nur fünf Stimmen fehlten), ebenso wurde der Antrag der Abtheilung, in welchem die Rechtsgründe hinter die Nützlichkeitsgründe in Schatten gestellt wurden, durch den vereinigten Widerstand der „Protestirenden" und der royalistischen Ultras verworfen, und die ermüdete Versammlung ging endlich auf ein Compromiß ein, in welchem beide Motive neben einander bestanden. Auch so hat die Petition noch die Feuerprobe einer Berathung in der Herrencurie zu bestehen. Sollte sie hier durchgehn — eine nicht ganz unmögliche Voraussetzung, da schon vor Eröffnung des Landtags Graf Arnim sich in diesem Sinne erklärte —, so läßt sich wohl kaum erwarten, daß das Gouvernement einer auf solche Weise ausgesprochenen Bitte Gehör versagen werde. — Der Held des Tages ist diesmal wieder Herr v. Vincke gewesen. Man kann sagen, daß die Schwäche der Deduction in seiner Rede mit dem Glanz seiner Aperçus wetteifert. Selbst das Pathos der Rheinländer kann sich mit diesem ausgezeichneten Talent nicht messen. Diesmal sind übrigens die Ostpreußen, die bei der ersten Hauptschlacht eine nicht besondere Rolle spielten, bedeutender hervorgetreten. Sie bildeten den Hauptstamm der „Rechtspartei", und einzelne ihrer Redner ließen an Bestimmtheit und Unerschrockenheit Nichts zu wünschen übrig. Neben Auerswald, der diesmal seine unglücklichen Vermittelungsversuche wieder gut gemacht hat, sind besonders der

Digitized by Google

Bürgermeiſter Sperling und der Landrath v. Bardeleben zu nennen. — Vor Allem iſt aber der moraliſche Eindruck, den die Debatte auf das Land machen muß und auch wohl auf die allerhöchſte Perſon hervorzuheben. Außer den Miniſter von Bodelſchwingh, Eichhorn und von Savigny hat ſich aus dem Lager der Conſervativen kein Redner von Bedeutung hervorgethan. Außer dieſen drei Herren war alle Ueberzeugung und alles Talent auf der liberalen Seite. Nun ſind noch drei Hauptſchlachten zu erwarten: über das Preßgeſetz, die Anleihe und die Wahl der Ausſchüſſe. Miniſter Eichhorn nahm den Liberalen gegenüber, die ſich die großen Namen eines Stein und Hardenberg aneignen wollten, die conſervative Richtung dieſer Männer in Schutz; man ließ das gelten, und erklärte, man wolle dieſe conſervativen Beſtrebungen eben den revolutionären Tendenzen des Gouvernements gegenüber fortſetzen. Der proteſtirenden Partei gegenüber, die ſich im Ruſſiſchen Hauſe verſammelt hatte, hatte ſich eine conſervative gebildet, die im Britiſh Hôtel zuſammengekommen war; als man gegenſeitig dieſe Namen bewitzelte, erklärte Vincke, als Haupt der erſteren, man habe das Ruſſiſche Haus nur gewählt, um auch die Männer der andern Partei hineinzuziehn, von deren Sympathien für England man damals noch keinen Begriff gehabt! — Unter den politiſchen Flugſchriften ſind die parlamentariſchen Briefe von Ariſtides — das unverſchämteſte, was aus legitimer Feder in dieſer Branche gefloſſen — und die ſtändiſchen Blätter unſers unermüdlichen Mundt, des Philoſophen für Berlin wie es ißt, vielfach geleſen. — Das Concil der Deutſchkatholiken hat bei den Vernünftigen einen übeln Eindruck hinterlaſſen. Nachdem der Staat ihnen nun wirklich die beanſpruchte Glaubensfreiheit gewährt, verſchmähen ſie auf einmal dieſelbe, und reiten das Paradepferd des hiſtoriſchen Rechts, wir ſind die allein ſeligmachende katholiſche Kirche, wie ſie durch den weſtphäliſchen Frieden und die Concordate rechtlich feſtgeſtellt iſt! — Dr. Meyen ſoll um Gnade gebeten haben. Wenn man doch lieber die Folgen voraus bedenken und Unvorſichtigkeiten unterlaſſen möchte, ſo ſehr es auch juckt! Wie fein das Gouvernement ſolche Pater peccavi auszubeuten verſteht, haben die Beiſpiele von Uhlich und Prutz zur Genüge gelehrt. — In unſerer Theaterwelt iſt nicht viel Neues. Die Schlegel-Töſter hat uns nach längerer Trennung von der Bühne wieder den Fidelio vorgeführt; Fräulein Oswald, vorläufig nur noch ein Talent, hat ſich in einigen leichten Parthien Anerkennung verſchafft; im Schauſpiel ſind Ihre alten Bekannten, Fräulein Unzelmann und Herr Richter die Löwen des Tages. Ueber die Mittelmäßigkeit des Letztern darf ich Ihnen nichts Neues erzählen. — Dagegen geben ſich die Sommerlocale Mühe, dem reiſeluſtigen Berliner die Schwielen an den Füßen zu erſparen. Ein Vauxhall findet er täglich bei Kroll; italieniſche, ſpaniſche und conſtantinopolitaniſche Sommernächte, wo er will, eine chineſiſche Halle in der alten Jacobſtraße; kurz er kann die ganze Weltumſegelung Cooks und Kotzebue's mitfühlen, ohne den heiligen Sand des Spree-Athens und ſeine Düfte zu verlaſſen. Auch die Aufführungen Beethoven'ſcher Symphonien vermehren ſich täglich. — Die Berathungen über die Theuerung dauern fort, und die Theuerung ebenſo, aber die parlamentariſche Wirkſamkeit der Central- und Lokalvereine iſt noch immer ein ſchöner Traum, eine Sage aus Winterzeiten, ein „dummes Mährchen voller Klang und Wuth, das Nichts bedeutet.“

Neukölln.

Digitized by Google

2.

Vom Landtag.

Der Ausgang der Verhandlungen der zweiten Curie über die Petitionen auf Abänderung des Patents vom 3. Februar im Sinne der alten Gesetze, womit sich die zweite Curie die ganze vorige Woche hindurch beschäftigt hat, kann als ein ziemlich günstiger für die liberale Opposition bezeichnet werden. (Vergleiche den voranstehenden Brief.)

Rücksichtlich der Staatsschuldendeputation hatte die „Abtheilung" beantragt, dieselbe solle nie die Mitwirkung der Stände ersetzen dürfen, die Krone solle dagegen in außerordentlichen Fällen auch ohne vorherige Einwilligung der Letztern Anleihen kontrahiren dürfen.

Da dies einer Preisgebung der ständischen Rechte nahe kam, so drang der Gegenantrag durch, „daß ohne Einwilligung der Stände keine Schuld irgend einer Art gemacht werden dürfe, über das Verfahren aber in Fällen, wo die Einberufung der Stände unmöglich sei, möge die Regierung denselben eine Proposition zur Vereinbarung vorlegen." Der Landtagscommissarius erklärte übrigens, daß eine Ersetzung der ständischen Mitwirkung durch die Deputation nie beabsichtigt worden sei; jedoch ward auch hierüber eine authentische Declaration Seitens der Krone zu erbitten beschlossen. Ebenso betreffs der Domänen, obwohl auch dabei der Landtagscommissarius versicherte, daß keine Schmälerung der aus den frühern Gesetzen den Ständen zukommenden Rechte im Patent vom 3. Februar verfügt werden solle.

Noch sind zu erwähnen die Anträge, „daß der Beirath des vereinigten Landtags durch die der Provinziallandtage in allgemeinen Gesetzen nicht rechtsgültig ersetzt werden dürfe, und daß die ständischen Gesetze ohne Zustimmung der Stände von der Regierung nicht abgeändert werden sollen. Diese sämmtlichen Petitionen müssen jetzt erst ihren Weg durch die Herrencurie nehmen, und es ist zu befürchten, daß sie dort in mehrfacher Hinsicht geschwächt werden dürften. So ist der Graf von Arnim, dessen Einfluß in der ersten Curie überwiegend ist, für die dreijährige Periodicität; es ist daher vorauszusehen, daß die Petitionen wohl noch einmal zur zweiten Curie zurückgehen werden, und diese sich dann zu mancherlei Concessionen hergeben wird.

Erwähnenswerth ist die Erklärung des Finanzministers in der Sitzung des 5. Juni über die Bank, die dahin ausläuft, daß der Staat keineswegs eine Garantie für die Bank übernommen habe, und daß, falls einmal in Folge irgend einer großen Krise die Bank ihre Noten nicht einzulösen im Stande wäre, diese auch an den Staatskassen nicht acceptirt werden würden. Wir glauben nicht, daß diese Erklärung dazu beitragen wird, den Cours unserer Banknoten, besonders im Auslande, zu heben.

Obwohl der Landtag bis zum 19. Juni verlängert worden ist, so ist doch gar keine Aussicht da, daß die Stände bis dahin mit ihren wichtigsten Arbeiten im Reinen sein werden. Die Frage bleibt also dieselbe wie bisher, weitere Verlängerung, oder Vertagung bis zum Winter. Die Entscheidung über die jetzt vorliegende Angelegenheit wird wesentlich dazu beitragen, den hierauf bezüglichen Beschluß der Regierung zu bestimmen. Es kömmt heute nämlich das Gutachten

Digitized by Google

der Abtheilung über die für die Ostbahn zu bewilligende Garantie vor die vereinigten Curien. Wird diese bewilligt, so hat die Regierung in der Hauptprinzipienfrage den entschiedensten Sieg erfochten, und die Niederlage bei dem Landrentenbankgesetz ist wieder ausgeglichen. Dazu ist aber wenig Aussicht.

D.

3.

Vom Landtag.

Der Ausgang der Debatte über die für die Ostbahn verlangte Garantie ist so ausgefallen, wie wir es vermutheten. Dieselbe ist gestern mit einer überwiegenden Majorität (mehr als zwei Drittel, obwohl bei dieser Frage nur die einfache Wahrheit erforderlich ist) abgelehnt worden. Mit wenigen Ausnahmen haben sämmtliche Deputirte der Provinz Preußen, trotz der großen Vortheile, welche ihre Provinz aus dieser Bahn ziehen würde, gegen die Garantie gestimmt, weil sie in dem gegenwärtigen Zustande der Rechtsunsicherheit und der beeinträchtigten ständischen Rechte eine solche nicht zu leisten im Stande wären. Der Fahnenträger der Opposition war bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen frühern, wieder Herr von Vincke, der in ausführlicher und überzeugender Weise die Bedenken der Rechtspartei darlegte. Die Herren von Auerswald und Hansemann verfochten dieselbe Ansicht mit großer Energie. Von Seiten der Regierung machte der Landtagscommissarius Minister v. Bodelschwingh vergeblich die äußersten Anstrengungen, die Annahme durchzusetzen, er scheiterte um so mehr darin, als viele Abgeordnete von sonst conservativen Gesinnungen aus materiellen und, sagen wir es gradezu heraus, egoistischen Interessen ihrer Provinzen gegen den Gesetzentwurf stimmten, der dem Staate ein so großes Opfer zu Gunsten einer einzigen Provinz auflegt. Uebrigens hätte die liberale Opposition allein, deren Mehrheit sich in wiederholten Fällen auf das eclatanteste herausgestellt hat, zur Verwerfung der Garantie hingereicht, allerdings nicht mit einer so zahlreichen Majorität, als es jetzt geschehen ist. Noch bemerken wir, daß sämmtliche anwesende Prinzen des königlichen Hauses für den Gesetzentwurf ihre Stimmen abgaben. Allgemein fragt man sich jetzt, was die Regierung gegenüber der Beharrlichkeit der Stände unter gegenwärtigen Verhältnissen keine Geldbewilligungen zu machen, für Maaßregeln ergreifen wird. Soll überhaupt die preußische Staatsmaschine auf den einmal eingeschlagenen Wege ständischen Lebens sich weiter fortbewegen, so scheinen Concessionen unabweisbar. Die Gelegenheit dazu ist dem Gouvernement durch die von der zweiten Curie beschlossenen Petitionen aufs Trefflichste geboten; bei dem unbestreitbaren Einfluß, welchen dasselbe durch einzelne Mitglieder des Herrenstandes auf die erste Curie ausübt, wird es sich in kurzem zeigen, ob die Regierung wünscht, daß durch Beitritt der ersten Curie jene Petitionen vor die Krone gelangen oder ob sie dem entgegenarbeitet. Im letztern Falle ist es schwer, einen befriedigenden Ausweg aus diesem Conflicte anzugeben.

D.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

E. M. Arndt und die Demagogenzeit.

Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe. 2 Bde. Leipzig 1847.

Ein literarischer Streit zwischen dem Stadtgerichtsrath Simon und dem Minister v. Kamptz hat eine alte Geschichte aus den Zeiten der demagogischen Untersuchungen wieder aufgerührt, in denen der Letztere nicht eben die edelste Rolle gespielt hat. Es waren nämlich in jenen Zeiten die Papiere Arndt's mit Beschlag belegt worden und aus denselben Aeußerungen als hochverrätherisch bezeichnet, die, wie es sich in der Untersuchung ergab, gar nicht von Arndt, sondern von des hochseligen Königs Majestät herrührten. Da der Minister diesen Umstand frischweg abgeleugnet hatte, so hat sich der alte Professor veranlaßt gefunden, die Actenstücke aus den Untersuchungsprocessen jener Zeit, so weit sie ihn betrafen, und die Briefe, die damals mit Beschlag belegt wurden, zu veröffentlichen: ein geschichtlicher Beitrag von doppeltem Interesse, einmal für die Stimmung der Zeit von 1806—15, dann für die Reaction, die namentlich seit der Ermordung Kotzebue's in den Ansichten der deutschen Regierungen eintrat.

„So muß ich denn endlich den Staub abschütteln; einen thränenvollen Staub, wenn ich zu Thränen leichte Augen hätte; ich muß eure dicken Bäuche sprengen, ihr schwergefüllten Bücherberge, und die Finger mit Schmutz und das Herz mit dem Leichendunst wie aus Grabgewölben längst verschollener Jahre bestäuben lassen. Wie mir auch vor all' den gespenstischen Erinnerungen schaudert; ihr müßt einmal wieder an's Licht, ihr alten zergelbten zerfressenen Papiere. Ihr müßt für mich sprechen, damit falsche Zungen nicht hinter meiner Bahre sprechen dürfen. — Das fühlt der Greis, der eben seine 77 voll macht und jeden ersten besten Augenblick aus seinem schon bröcklichen Erdenberge herausgeschüttelt und entstäubt werden kann."

Der erste Theil dieser Schrift enthält den Schriftwechsel zwischen Arndt

Digitized by Google

und den Behörden in Beziehung auf seine Untersuchung, der zweite die in Beschlag genommenen Briefe nebst einigen andern.

E. M. Arndt wurde im Sommer 1818 zum Professor der neuern Geschichte auf der Universität Bonn ernannt. Aber schon den 11. Jan. 1819 wurde Arndt eine Cabinetsordre folgenden Inhalts mitgetheilt: „Der Professor A. sei unter die Zahl der in Bonn angestellten Professoren mit aufgenommen worden, weil man dessen Talent anerkannt und das Vertrauen in ihn gesetzt habe, er werde dem wichtigen Berufe eines Lehrers der Jugend sowohl im Lehren als im Betragen und in seinen Schriften genügen; diese Erwartung habe er aber, obgleich ihm solche von dem Staatskanzler zu erkennen gegeben sei, im 4. Theil seines „Geist der Zeit" nicht erfüllt. Se. Majestät wollten zwar nicht glauben, daß dessen Absicht tadelhaft gewesen sei, aber das Buch enthalte wenigstens ganz unschickliche und unnütze Dinge, die besonders einem Lehrer der Jugend übel anständen und nachtheilig auf die Jugend wirken könnten. Se. Maj. seien zwar nicht gemeint, eine freie Diskussion zu beschränken, ertheilten aber dem Minister der geistlichen Angelegenheiten den Auftrag, ihn zu warnen und aufzufordern, künftig vorsichtig zu sein, indem Se. Maj. auf den preußischen Universitäten keine Lehrer dulden könnten, die Grundsätze wie die in dem 4. Theil des Geistes der Zeit enthaltenen aufstellten, und daß er bei der ersten ähnlichen Veranlassung von seiner Stelle entfernt werden würde."

Als nach der Ermordung Kotzebue's der Sturm gegen die Universitäten losbrach, wurden seine Papiere mit Beschlag belegt, er selbst den 10. Nov. 1820 von seinem Amte suspendirt und im Februar 1821 die Criminaluntersuchung gegen ihn eingeleitet. Er mußte sich einer Untersuchungsfolter von beinahe anderthalb Jahren unterwerfen *), und erlangte am Ende derselben nicht einmal gerichtliche Freisprechung, sondern blieb suspendirt, doch mit Beibehaltung seines Gehalts. (Erst bei der Thronbesteigung des jetzt regierenden

*) „Für einen Professor war es sehr hart, sich von einem Manne befragen zu lassen, der sich bei der Untersuchung oft auf Felder verlaufen mußte, worauf er nimmer nur ein leichtestes Aehrlein gelesen hatte. Z. B. In einem Briefe stand: „das ist über meiner Sphäre." — Richter A. Sphäre? was ist Sphäre? — B. Ich glaube, Sphäre heißt auf Griechisch Ball. — A. Ball? „über meinen Ball?" was soll das heißen? — Da erhuben sich denn Gespräche und philologische und ethmologische Deutungen, endlich Annäherungen und Uebergänge zum wirklichen Sinn solcher Hexenformeln. Wirklich habe ich mir manches Spätere, so viel ich konnte, zum Spaß zu machen gesucht und mich wie ein geduldiges Schaaf in die langweilige Folterung ergeben; aber sie blieb nichts desto weniger eine fürchterliche Zermürbung und Abtödtung des Geistes."

Digitized by Google

Königs, als die alten Freunde und Glaubensgenoſſen Arndt's an's Ruder kamen, wurde er in ſeinen Lehrſtuhl wieder eingeſetzt und im folgenden Jahr zum Rector der Univerſität erwählt.)

Den 4. Juni 1821 theilte die Preuß. Staats-Zeitung Auszüge aus den mit Beſchlag belegten Papieren mit, um wie in unſerer Zeit mit dem Artikel über Marr, Heinzen und Freiligrath das Publikum vor den mordbrenneriſchen Abſichten der Demagogen zu warnen. Auch aus A.'s Briefen war mehreres genommen, und zwar aus dem Zuſammenhang geriſſen und entſtellt. Vergebens beſchwerte ſich A. darüber bei dem Staatskanzler und in einer Immediateingabe an den König, deſſen eigene Worte von der Inquiſition mißbraucht waren. Man hatte dem König nämlich im Jahre 1809 den Plan zu einer levée en masse eingereicht, und der König hatte u. a. mit eigner Hand dabei an den Rand geſchrieben: „Jeder wird nur ſeinen Plan befolgen wollen und die Verwirrung allgemein werden. Vermuthlich wird der Feind, der auf ſolche Dinge abgewitzt iſt, der Sache ſchnell den Garaus machen. Ein Paar Executionen, und die Sache hat ein Ende. — Wenn ein Prediger erſchoſſen ſein wird, hat die Sache ein Ende." — Dieſe Bemerkungen waren nun A. imputirt und ihm der Verdacht jakobiniſcher Mordabſichten untergeſchoben. In Papieren, die abgeriſſene, nie mitgetheilte Bemerkungen enthielten, Geburtstagsgedichten ſeiner Familie, flüchtigen Briefen *) ſuchte man die weiteren Spuren dieſer hochverrätheriſchen Pläne. Aber umſonſt beſchwerte ſich A. über dieſe öffentliche Ehrenſchändung, über Entziehung ſeiner gehörigen natürlichen Gerichte, deren Stelle Specialcommiſſionen eingenommen hatten, worin zum Uebermaaß Feinde und Gegner zugleich als Ankläger und Richter ſaßen; über die in Deutſchland und Preußen bisher unerhörte Inquiſition auf innerſte Gefühle, Meinungen und Gedanken, über die völligſte Rechtsſperre u. ſ. w.

Von dieſer Art der Inquiſition der Merkwürdigkeit wegen einige Bei-

*) „Die Königl. Polizeicommiſſion, als ſie im Sommer 1819 bei mir eindrang, fand außer alten zerriſſenen Blättern Makulatur und Packpapieren, die ſie in meinem Bücherzimmer und aus Taſchen, Koffern und heimlichen Orten zuſammenſuchte, unter Andern ein altes zerriſſenes Beinkleid und beſchmutzte Stücke alter Hemden und Halsbinden, die in meinem Bücherzimmer lagen und bei einer kleinen Reiſe gebraucht waren, Stiefeln darein zu wickeln. Sie packte dieſe alten Lappen mit ein, und dieſe ſind von Commiſſion zu Commiſſion bis nach Mainz gewandert und haben endlich ordentlich gewaſchen werden müſſen, bis ſie mir nebſt andern alten meiſt zerdrückten Papierlappen, die von jener Polizeicommiſſion zuſammengeleſen waren, als künftige Erinnerung an dieſe Zeit vor ein paar Wochen wieder zurückgeliefert ſind."

Digitized by Google

ſpiele. — „In einem Briefe ohne Datum an Reimer vom Jahre 1810! ſage ich: „„Hier noch ein Paar Reime für das Wunderhorn, die Einlage gib gütigſt auf die Poſt.““ — Da bin ich (1821) gefragt, was für Reime ich für das Wunderhorn überſchickt habe, was für eine Einlage R. habe auf die Poſt beſorgen ſollen? — In einem Briefe an R. vom 8. Mai 1811! ſtehen die Worte: „„Dank, mein wackrer Freund, für Deine letzten lieben Worte vom 28. April.““ — Hierüber bin ich (1821) gefragt, welche Bewandniß es mit R.'s letzten lieben Worten gehabt habe? — In einem Briefe an R. vom 23. Jan. 1812: „„Es geht mir ſo Manches im Kopfe herum, wofür das Papier zu eng und zu treulos iſt. — Aber was man ſo oft und ſo leicht als Gewißheit von innen ſchaut, ſoll ja auch draußen einmal gewiß werden, ſagen die Philoſophen; nein, nicht die, es ſagt's der älteſte und heiligſte Glaube der Einfalt. Gott erhalte Dir Leib und Muth friſch.““ — Hiebei iſt gefragt und wieder gefragt, was mir damals im Kopfe herumgegangen ſein könne? Auch R. iſt gefragt worden, ob er nicht wiſſe, was mir im Winter 1812 im Kopfe herumgegangen ſein könne? Ferner iſt die Frage an mich geſtellt: was hat es mit der Bemerkung „„Gott erhalte Dir Leib und Muth friſch““ für eine Bewandniß? Dabei ward auf das Wort Muth gedrückt, als deſſen Gebrauch hier doch eine beſondere Veranlaſſung haben müſſe.“ — Am drolligſten iſt folgende Scene. Im Jahre 1815 ſchreibt ein pietiſtiſcher Hauptmann Plehwe, der ſich auch in Briefen an den König ſtets „Dein liebender Sohn“ unterzeichnete, an A.: „Lieber Vater Arndt! die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti ſei mit uns! Amen. In jenen Tagen, als ich Dich erkannte, war meine Seele bewegt, und ich habe Dich mit treuer Liebe umfaßt, und mit Zuverſicht geglaubt, daß Du ſeieſt ein Vater unſers Volks, ein Verkündiger der Wahrheit in Jeſu Chriſto. Und ich wurde getrieben, dieſen Glauben zu bekennen, und ſchrieb an Dich das Wort meines Herzens, der Friede Gottes durch unſern Herrn Jeſum Chriſt komme über Dich u. ſ. w. u. ſ. w.“ A. antwortete ihm: „Lieber frommer und freundlicher Jüngling, u. ſ. w.“, was man ſo antwortet. Der Richter bemerkte ihm nun: „Durch dieſen Brief bot ſich Ihnen eine Veranlaſſung dar, dieſem Manne über die falſche Richtung ſeines Geiſtes eine angemeſſene Zurechtweiſung zu geben!“ — Damals wurde der Pietismus durch den Polizeiſtaat geſchulmeiſtert; die Zeiten haben ſich geändert.

Man griff Arndt ſogar wegen ſeinen frühern Schriften an, in denen er, damals noch nicht preußiſcher Unterthan, hiſtoriſch das Mängelhafte in der Wirkſamkeit z. B. Friedrichs des Großen nachzuweiſen geſucht hatte. „Rohe

Digitized by Google

Entwürfe und Sammlungen, leichte Aufwallungen und Gefühle des Augenblicks und der Stunde, wie sie in noch leichteren Worten und Briefen an Freunde sich ungemessen und sorglos ergießen, hat man zu Verbrechen zu verdeuten gewagt und hat sie verstümmeln müssen, um nur den Schein von etwas Gefährlichem hineinzubringen"*). Man entgegnete ihm immer, am Ende der Untersuchung werde man schon Alles für ihn thun, was die Verhältnisse gestatten würden, und der Staatskanzler fand sich sogar (14. Juli 1822) veranlaßt, ihm „den in seinen Eingaben angenommenen Ton und die Art, wie er sich darin über die höchsten und achtbarsten Staatsbeamten geäußert, ernstlich zu verweisen und ihn aufzufordern, in etwaigen späteren Vorstellungen nicht weiter Veranlassung zu einer ähnlichen Rüge zu geben."

A. analysirt nun seine sämmtlichen Schriften, um nachzuweisen, wie wenig ihr Inhalt Veranlassung geben konnte zu dem Verdacht revolutionärer Bestrebungen. A. hatte fast alle diese Bücher, wegen deren er in Untersuchung gezogen wurde, gegen die Franzosen im Dienst der alliirten Könige geschrieben, und zwar als Unterthan und Beamter Schwedens nach dem Jahre 1805, im Dienst und Auftrage der russischen Regierung in den Jahren 1812 u. 13, endlich im Sold der Centralverwaltung der hohen verbündeten Mächte. Ueber alles dieses brachte er die anerkennendsten Zeugnisse von den damaligen Gouvernements bei. Aber freilich war jetzt die Parole eine andere. — Diese Schriften sind folgende: „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen 1803", „Germanien und Europa 1803" (ein scharfer Angriff auf die Eroberungssucht Bonaparte's und das nivellirende System der Aufklärung**). „Fragmente über Menschenbildung 1805", „Geist der Zeit, 1. Theil 1806" (Zorn über die französische Herrschaft, nebst erneuten An-

*) Närrisch genug macht sich in einem Brief des Dr. Ebel an A. der Plan eines deutschen Bundes zur — Einführung und Annehmung einer deutschen Volkstracht für beide Geschlechter! Das sei nächst der Sprache das zweite Wichtigste! Alles Politische wird ausdrücklich von dieser projectirten Gesellschaft ausgeschlossen.

**) Darin Folgendes: „Die französische Revolution selbst in ihrem Anfange und Ende ist der sicherste Beweis der Entmenschung und Inhumanität des Zeitalters. — Wie wenige Züge von Edelmuth, Menschlichkeit, Kraft (!!!) in der französischen Revolution! — — Es umschwärmten die windigsten Hoffnungen und buntesten Träume von Republiken aller Art der politischen Himmel; ungeheure Begriffe von Freiheit bildeten sich, wie sie theils nie, theils in den nächsten 2000 Jahren noch nicht möglich sein wird. Man hatte fast alle Idee von Naturzwang verloren und bei der Geistigkeit den Leib der Erde und des Staats vergessen, so daß man einseitig Gesetze für Engel und Teufel machte, die auf leichten Schwingen in der Luft leben können u. s. w."

Digitized by Google

griffen gegen die Aufklärung und ihre Beförderer*) erlebte in neun Jahren drei Auflagen), „2. Theil 1808", „Briefe an Freunde 1810"**), „Ueber die Verfassung Schwedens 1810"***), „Glocke der Stunde in drei Zügen (Petersburg) 1812", „Soldatenkatechismus 1812" und einige kleine Schriften ähnlichen Inhalts, z. B. „Katechismus für den christlichen Kriegs- und Wehrmann 1813", „das preußische Volk und Heer 1813", „Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa 1813". (Ein leidenschaftlicher Angriff auf den Einfluß, den die französische Sprache und Sitte auf Europa ausgeübt hatte), „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze 1813", „Geist der Zeit, 3r. Theil 1813". (Hauptgrundsatz: Das Neue und Revolutionäre in der Zeit kann nur durch Frömmigkeit und Hochsinn überwunden werden!) „Phantasien für ein künftiges Deutschland 1815". (Solche Phantasien haben uns in unserer Entwickelung um ein Menschenleben aufgehalten!) „Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland 1814", „Entwurf einer deutschen Gesellschaft 1814" (A. ist niemals Theilnehmer einer geheimen Gesellschaft gewesen, nur als Fuchs auf der

*) „So sind wir flach, arm und elend, ohne Liebe und ohne Phantasie, ohne Vaterland und Freiheit, ohne Himmel und Erde. Die Väter hatten doch noch einen Gott, der ihnen Schrecken und Freude brachte, ein allmächtiges Schicksal, die Idee einer ewigen Nothwendigkeit; wir sind so klein geworden, daß die Erhabenen uns nicht mehr treffen, sicher kriechen wir unter ihren Donnerschlägen hin. Religion — der schlaue Sclav hat sie nie gehabt, sie keimt nur aus Lebensfülle, aus gemeinschaftlichem Kampfe in Freude und Leid. Der Mensch, der keine Menschheit anerkennt, kann diese heiligen Gefühle nicht haben, er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin sich seine wimmernde Eitelkeit wiederspiegelt."

**) In diesen ist es von Interesse folgende Kritik des deutschen Idealismus zu lesen: „Es ist wahr, wir können mit Zufriedenheit auf unsere Idenarbeiten hinblicken, aber mit Wehmuth müssen wir auch gestehen, daß dieser himmlische Reichthum uns irdisch arm gemacht hat, und daß andere unsere Erde zu besitzen kommen, während wir für sie den Himmel erobern. Es ist verzeihlich, daß wir in der Begier, das Herrlichste zu gewinnen, das Kleinere vergessen haben, aber mit Recht sind wir dadurch den Andern zum Gespött und uns zur Trauer geworden. Solches Hinausspielen des wirklichen Lebens in eine fremde Welt, solche Ungestalt und Ueberfließung in ein fast ganz leibloses Dasein, ist nirgends in Europa so zu sehen, als bei uns, und wenn die Fremden den Ursprung dieses Zustandes so erblicken könnten, als die Geschcidtesten von uns selbst, sie würden sich über uns noch mehr wundern, daher unsere politische Erbärmlichkeit und Hülflosigkeit, daher, während die Bessern von uns das höchste Leben der Zeit und aller Welt so genialisch darstellen, die Schlechtern wegen Mangels irdischer Haltung und Kraft so unbeschreiblich kümmerlich zerflossen.

***) Auch ein ungedrucktes Manuscript von ähnlichem Inhalt aus dieser Zeit, ein roher Entwurf, wurde Gegenstand hochnothpeinlicher Untersuchung.

Digitized by Google

Universität hat er dieses Spiel gemacht), „Blicke aus der Zeit in die Zeit 1814", „Ueber den Bauernstand und seine Stellvertretung im Staate 1815", „Ueber Preußens rheinische Mark 1815"*), „Der Wächter, eine Zeitschrift 1815 u. 16", „Geist der Zeit, 4r. Theil 1818"**).

Der zweite Band enthält den Briefwechsel A.'s mit seinen Freunden, der für die Charakteristik jener Zeit von hohem Interesse ist. Die einflußreichsten Männer jener Zeit: Stein, Gneisenau, Hardenberg, Niebuhr, zeichnen sich darin auf das Genaueste ab; auch Eichhorn, gegenwärtig Minister der geistlichen Angelegenheiten in Preußen, spielt in diesem Briefwechsel eine große Rolle. Damals wußte sich der Polizeistaat mit der Romantik nicht zu vertragen; seitdem hat der erstere gezeigt, daß er weit genug ist für jeden beliebigen Inhalt. — Des größeren Interesses wegen heben wir einige Stellen aus dieser Correspondenz heraus.

Am Vollständigsten ist der Briefwechsel mit dem Buchhändler Reimer

*) „Der Gedanke, daß Preußen einst das Fürstenthum über die Fürsten und Lande und die erste Stelle in Deutschland einnehmen werde, muß ja wohl ein sehr unschuldiger sein, da er selbst in der Hauptstadt des preußischen Staats so kühn hat gedacht und kundgethan werden können, als er nie in meinen Kopf gekommen ist, und zwar zu derselben Zeit, als ich wegen viel kleinerer und leiserer Gedanken von Unterordnung der Fürstenthümer, welche ich vorlängst gehabt hatte, so abgeängstet worden bin."

**) In Beziehung auf diese Schrift wurde unter andern an A. folgende Frage gestellt: „In der geschilderten angeblich verworrenen Lage der Dinge verweisen Sie auf den fortleuchtenden Geist der Jahre 1813 u. 14, wodurch die unsichtbare Idee von Volk, Freiheit, Vaterland und Deutschland erhalten werde. Sie halten es daher für Ihren Beruf, die heiligen Flammen zu schüren und die schönen Hoffnungen zu nähren. Es fragt sich daher: 1) Woher haben Sie diese Wahrnehmungen? 2) welche Hoffnungen sind es? und unter welchen Voraussetzungen vertrauen Sie auf deren Realisation? — — Wie wenig übrigens diese Schrift die Absicht hatte, die Masse zu entzünden, zeigt unter andern folgende Stelle: „Es lauert jetzt mehr denn je ein Stolz und Trotz des Ungemessenen, was der jugendlichen Kraft, die das Leben noch nicht geprüft hat, gar leicht ein unermeßliches däucht und mit verblendetem Uebermuthe dahin braußt. Denn die Regel werdet ihr wohl lernen durch das Leben, wie ihr mehr hinauskommt, daß, jemehr die Welt den Menschen mit Ruhm und Thatenlust zieht und reizt, destomehr er sich in die Innenwelt, in seine eigene Brust, zurückziehen und dort den stillen Richter fragen muß, ob er draußen auch zu wild und frech geworden" u. s. w. — Ueber das Praktische in A.'s Ansichten gibt folgende Stelle Auskunft, deren Inhalt A. noch gegenwärtig anerkennt: „Von der Nützlichkeit und Christlichkeit eines Kreuzzuges gegen Asia und Afrika, auch gut zur künftigen Ableitung zu großer Volksmenge und wilden Stoffes aus Europa." „Nicht immer nach Westen, sondern nach Osten muß einmal wieder geschaut werden, Europa muß wieder nach dem alten Geburtslande zurückblicken. Hier ist eine schöne und große Aufgabe für den heiligen Bund. Europa muß nun einmal wieder auf Asia und Afrika zurückfließen, und durch Christenthum und Menschlichkeit jene Länder verjüngen, die in der gräulichsten Barbarei verfallt oder verwildert sind."

Digitized by Google

in Berlin, dem Jugendfreunde Eichhorn's, dessen glänzendes Hotel in der Wilhelmsstraße noch heute dem geistlichen Minister zum Bureau dient. Er umfaßt die Jahre 1809—19. Ich hebe nur eine incrimminirte Stelle heraus, aus einem Briefe A.'s vom September 1815. „Es muß sich nothwendig ein neues Zeitalter Deutschlands erheben, und die wiederholten politischen Dummheiten und Schlechtigkeiten beschleunigen es, und zwingen uns dem mit trocknen Augen in's Gesicht zu schauen, wovor wir vor einigen Jahren noch zitterten. Das Vaterland kann wohl kaum ohne eine wilde Umwälzung gerettet werden. Will die preußische Regierung klug sein, so könnte sie oben stehen. Hier (in Köln) geht es eben nicht gut, und das Land wird einem dadurch verleidet. Nur eine tüchtige Universität, und vor Allem eine tüchtige (hier durchaus landstürmische) Einrichtung des Kriegswesens kann dies Land mit dem rechten Geist durchblasen. Mit den Franzosen wird es nur ein Waffenstillstand, und die Welt muß ja provisorisch leben und Jeder auf seine Weise sich an's Provisorium gewöhnen. Das ist nur das Schlimmste, daß die laufigen Kerle, die zum Theil mit steuern, die außerordentliche Zeit mit kleinlichen Mitteln treiben und halten wollen."

Ein Urtheil A.'s über Steffens. (1819). „Man muß wohl endlich die bittere Erfahrung lernen, die uns das oft so herbe Leben gibt, daß der Teufel und die Lüge und endlich der gleißende Schein und die noch gleißendere Dummheit früher oder später den fangen und einfangen, der von dem Eitlen besessen ist. Was bei Jünglingen von 17—25 Jahren oft ein unschuldiges Spiel ist, das wird bei dem Mann von 35—45 Jahren immer einmal sündlich und verbrecherisch. Man soll keinem trauen, wie glänzend seine Gaben auch sind, welchem Wahrheit und Einfalt nicht immer die höchsten Göttinnen bleiben. Steffens ist von jeher so gewesen, daß er nie einen schönen Schein oder hübschen Witz hat unterdrücken können, und in seinen letzten Büchern streift er nur zu oft schon an die dünne und heillose Sophistik eines Adam Müller hin; und wie weit kann er noch streifen und schweifen? Was kann man nicht verzieren für Gott und für die Hölle, wenn man zu verzieren wagt, zumal mit Steffen's Genialität? Aber dieser vornehme Geist, wie er in dummer Selbstbehaglichkeit sich nennt, wird endlich unter die gemeinen Vornehmen gerathen, unter die Junkerischen und Junkergenossen, ja er ist schon darunter. Er bewährt die jammervolle Erscheinung von so vielen Zeitgenossen, daß, wem der volle sittliche Zorn und Ernst fehlt, in der lüsternen Wollust des Glanzes untergehen muß. Wir haben der philosophischen, halb mystischen, halb sophistischen Exemplare schon genug, an welchen alles muthigste Leben verdorrt ist. — Den Schlegel, auch einen verwelkten

Digitized by Google

und ausgelaugten Menschen, habe ich ... noch zu keinem ernsten Wort bringen können" u. s. w.

K. Schildener an Arndt. — Greifswald, December 1813: „Die schwer errungene Freiheit des Vaterlandes darf nicht geschmälert werden um ein Haarbreit! Wo ich festen Fuß fassen kann, wirke ich mit der innersten Kraft einer unentweiheten Gesinnung hin, und ich liebe die Stelle wie meine Braut, wo ich einst für Deutschland fallen kann. — Einige Dinge werden künftig nothwendig sein: 1) Alljährige freie Staatsbürger- nicht Stände-Repräsentation in den Territorien. 2) Eine immerdauernde Reichstagsversammlung der fürstlichen Gesandten. 3) Ein Reichsgericht, bei dessen Besetzung Fürsten und Völker concurriren. 4) Eine Militärmacht, die ganz Deutschland schleunig in Bewegung setzen kann. 5) Nur Ein Hof, wo fremde Gesandte erscheinen." Damals glaubte man noch an die Möglichkeit, die dynastischen Sonderinteressen mit dem gemeinsamen der Nation vereinigen zu können. Von demselben (1814): „Jede Gemeinschaft muß sich selbst administriren, der Fürst hat das Oberaufsichtsrecht, verfügt über das Heer und die Steuern, und damit gut. In diesem Verhältniß haben die bedeutenden Städte immer gestanden. Von ihnen hat man die Staatswirthschaft zuerst gelernt, und sie blühen noch, nachdem schon mehrere neumodische Dynastien untergegangen. Welch' ein Unglück, daß Preußen in seiner Verfassung alles Deutsche zerstört hat! Darum trägt aber auch jeder deutsche Mann einen Haß gegen diesen Staat, den nur eine ungeheure Buße und eine sich selbst vernichtende Reue versöhnen können." —

Schleiermacher an Arndt (1818): „Mir sind Provinzialstände, die lange vor einer allgemeinen repräsentativen Versammlung hergehen, etwas sehr Bedenkliches, nämlich für einen Staat in der Lage und von der Zusammensetzung des unsrigen; denn je selbstständiger die einzelnen Provinzen sich fühlen, ohne auf eine starke Weise an den Mittelpunkt gebunden zu sein, um desto leichter und leichtsinniger werden sie bei der ersten Krisis an eine andere Herrschaft übergehen. Nur wenn Provinzialstände mit einer allgemeinen Repräsentation innig verbunden sind, erreichen sie den Zweck, die Eigenthümlichkeit und das unmittelbare Lebensgefühl in den Provinzen zu erhalten, ohne daß der Verband mit dem Ganzen dadurch leide... Die Persönlichkeit des Königs wird immer ein ungeheures Hinderniß sein, die allgemeinen Angelegenheiten vorwärts zu bringen; nie wird er sich in ein frei öffentliches Wesen finden lernen, und wie ihm schon die Universität hier zu viel ist, wie sollte er je eine freiredende Versammlung in seiner Nähe dulden?" — Unmittelbar nach dem Tode Kotzebue's schreibt derselbe (1819):

Digitized by Google

„Was der alte Sünder auch verbrochen hat, es kann keine Hölle für ihn geben, wenn er weiß, welchen Lärm sein Tod auf dieser armen Erde macht; denn seligeres Futter gibt es nicht für seine Eitelkeit. Noch hat ja die Furcht nicht ganz aufgehört, daß er noch alle Universitäten mit sich in die Grube ziehen werde. Selbst ganz honette Leute lassen sich thörichtes Zeug vorschwatzen, Gneisenau z. B. hat mich seit dieser Zeit gar nicht gesehen, und gesagt, daß sei doch nun die Folge von dem, wie die Jugend gelehrt werde, und ein ordentlicher Mann dürfe damit keine Gemeinschaft haben." In derselben Zeit: „Unser ganzes Verwaltungswesen wird überhaupt immer miserabler, und es will die höchste Zeit werden, daß etwas dazwischen fährt. Ich dachte, die große Gelindigkeit, mit welcher selbst die bairische Regierung von den Ständen behandelt wird, sollte den Leuten Muth machen, den Schritt endlich zu thun, dem sie doch nicht ausweichen können."

Der Freiherr von Stein an A., Januar 1818: „Die Frage wegen landständischer Verfassungen wird gegenwärtig von allen Seiten abgehandelt; die Mehrheit will dergleichen Institutionen in das Leben gebracht haben, Manche, und leider die Machthaber, suchen sie zurückzuhalten und zu beseitigen. Bei diesem Zustand der Dinge sollten doch alle Freunde einer gesetzlichen Freiheit sich vereinigen, um das gemeinschaftliche Ziel zu erringen und den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, und nicht unter einander sich verunreinigen, nicht durch Unbesonnenheiten Blößen geben und sich wechselseitig schaden. Die wahren Widersacher der guten Sache sind das Beamtenheer. Diese wünschen, gut besoldet mit Bequemlichkeit, durch pensions pragmatiques für das Leben gesichert, ihr geheimnißvolles Schreiberwerk fortzutreiben; sie ahnen es, daß durch eine Repräsentativ-Verfassung für sie eine wahre Verantwortlichkeit, nicht eine Scheinverantwortlichkeit wie jetzt, gegen ihre 70 Meilen entfernten überladenen Obern vorhanden sein wird, und daß ihre Zahl sich verringern muß. Statt nun die aus diesem Zustand der Dinge entstehenden Hindernisse zu beseitigen, spricht man gegen die Aristokraten, die ohne wahren Einfluß sind, und predigt den reinen Demokratism, begeht Narrheiten wie Oken und Jahn, und gibt den Widersachern Gelegenheit, das Ganze verdächtig und den Fürsten gehässig zu machen. So gehen wir blind in der Irre und hetzen uns auf die tollste Art gegen einander; der eine will das Volk in einen großen Brei auflösen, alle Gliederungen und Absonderungen zerstören, der andere will die Bauern in Tagelöhner, die Bürger in patentirte Pfuscher, und das Ganze in ein Aggregat von Gesindel, Juden, neuen Reichen, phantastischen Gelehrten verwandeln u. s. w. Der gegenwärtige Moment ist wichtig und verhängnißvoll. Männer, wie

Digitized by Google

E. Wohlgeb., die im Getümmel des praktischen Lebens und in mannigfaltiger Bewegung und Berührung gelebt, sollten ihre Stimme erheben und ihren Einfluß geltend machen. Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, wir müssen also das Alte nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowohl den demokratischen Phantasten als den gemietheten Vertheidigern der fürstlichen Willkür widersetzen. Beide vereinigen sich, um Zwietracht unter den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft zu erregen, in entgegengesetzten Absichten: die einen, um alle Versuche, eine repräsentative Verfassung zu bilden, zu vereiteln, die andern, um eine unhaltbare in's Leben zu bringen. Dieser Haß unter den Ständen, unter Bürgern und Adel, bestand in den blühendsten Zeiten der deutschen Städte, im 13—14 Jahrh. nicht; jeder Stand hatte seine Ehre, zwischen ihnen bestand ein wechselseitiges Band der Dienstleistungen, des Umgangs, durch Verfassung und Sitten geknüpft. Diese Stände müssen neben einander bestehen, nicht durch einander gemengt, ein Geschlechts- und Güter-Adel, kein Dienst-Brief-Adel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbe-Stand, ein ehrsamer freier Bauernstand, kein Tagelöhnergesindel: und so steht der alte durch den Lauf der Zeit geschwächte Stand der Freien wieder da, erscheint in der Gemeinde, am Kreistage, auf dem Landtage, auf dem Reichstage zum Berathen und Beschließen, und greift in gemeinsamer Noth zu Wehr und Waffen. Ein solcher Zustand der Dinge läßt sich aus dem Bestehenden entwickeln; auf diese Art wird nicht alles zertrümmert und ein neues, aus der Luft gegriffenes Gebäude ohne Festigkeit und Haltung aufgeführt."

Gneisenau an A., im Sommer 1814: „Die große Sache wäre also so ziemlich gut durchgefochten worden, freilich nicht ohne Hülfe eines allgewaltigen Schicksals. So wie das Schwert ruhte und die Diplomatie waltete, traten der Fehler noch mehrere ein. Man richtete seinen Blick nur auf selbstsüchtige Vortheile und vergaß oder vernachlässigte das Allen gemeinsame Deutschland. Man wollte sich die überwundene Nation verbinden, und vernachlässigte es, Deutschland eine Grenze zu geben, wie sie ihm Noth thut. Diese Versäumniß wird durch heftige Kriege gestraft werden. Doch Sie wissen ja dies Alles bereits durch H. v. Stein. Diesem edelsinnigen Deutschen verdanken wir viel. Er war fast der Einzige, der mir in Vertheidigung der Behauptung beistand, man müsse nach Paris gehen und könne nur dort den Frieden erobern. Möchte man ihn ferner gehört haben und noch hören wollen; aber die Schwachen und die Boshaften stehen im Bund gegen ihn: jene fürchten, diese hassen ihn. Ich fürchte daher, daß seine Einwirkung in Wien nicht groß sein wird. Die österreichischen Diplomaten beson-

Digitized by Google

ders halten ihn für einen leibhaften Satanas und möchten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorciſiren. Wohl ihm, daß es ihm gelungen iſt, die Ruſſen dieſſeit des Niemen zu bringen! Ohne dieſes wäre Deutſchland noch unter franzöſiſchem Joch. Es iſt Pflicht, daß Sie dies einmal der Welt ſagen." — „Die Nothwendigkeit, Preußen bald ſogleich eine Conſtitution zu geben, habe ich mündlich und ſchriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunſt angehören, gebieten dies. Es gibt kein feſteres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unſere ältern zu knüpfen, als eine gute Conſtitution. Ueberdies müſſen wir dadurch die Meinung von Deutſchland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geiſter. Der dreifache Primat: der Waffen, der Conſtitution, der Wiſſenſchaften, iſt es allein, der uns zwiſchen den mächtigern Nachbarn aufrecht erhalten kann. Von einem Montgelas, einem König von Würtemberg und den andern rheinländiſchen Regierungen darf man liberale Einrichtungen nicht erwarten; ſie ſind feindſelig gegen uns geſinnt, wir müſſen ihnen daher die Herzen ihrer meiſt neuen Unterthanen dadurch abwendig machen, daß wir den unſrigen eine gute Verfaſſung und würdige Geſetze geben."

Niebuhr an A., April 1813: „Wenn Sie wiſſen, in welchem Verhältniß ich einſt zu Hrn. v. Stein ſtand, ſo muß es Ihnen unnatürlich vorkommen, wenn ich Sie nicht bitte, mich ihm zu empfehlen. Er hat mir weher gethan als irgend ein anderer Menſch: denn er hat die treueſte Liebe mit Füßen getreten und Ihre Vertraulichkeit dem blinden Vorurtheil für den elendeſten Menſchen — für Hardenberg — aufgeopfert: einen Brief preisgegeben. Gott verzeihe ihm, und ſei mein Zenge, daß ich ihm darum nicht weniger Heil wünſche, daß er ſo geſündigt hat. Ich wünſche ihm nur die Strafe, daß er den, für den er es that, tief verachte, und daß ſein Gewiſſen ihn oft erinnere, während ſein Stolz es ihm nicht erlauben wird, dem leicht und gern Verzeihenden die Hand mit Gefühl wieder zu bieten. Es iſt doch nie eine Freundſchaft mit einem hochgebornen Herrn." — Antwort von A.: „O wenn wir doch einen hätten, der recht in der Sache ſäße! Stein thut es nicht, weil er bei redlicher Geſinnung immer neue Sprünge macht, zuweilen auch Stöße, im Allgemeinen kühner als die Kühnſten, im Einzelnen oft peinlich. Gott muß es machen und das Volk, oder ſonſt geben wir noch einmal wieder recht tief unter, bis es von untenauf gährt. Mein Verhältniß zu Stein hat ſich ſo gefunden, und ich benutze es blos als Firma, einige Ideen auszubreiten. Er iſt faſt immer gütig gegen mich, nie oder ſelten zutraulich, was er überhaupt wenig ſein

Digitized by Google

kann; dazu gehört doch die Geburt. Er könnte viel mehr, wenn er militäriſche Anſichten hätte und wenn ſeine Hitze überhaupt ein Ganzes in Ueberſicht begreifen und feſthalten könnte. Das kann er aber nicht und hat er nicht. Herb kann er ſein und achtet nicht genug die ſtillen Kräfte und Tugenden." — In durchaus conſtitutionellem Sinn ſind auch einige Briefe der Oberpräſidenten v. Schön und v. Vincke gehalten. Die Bureaukratie ſagte damals Keinem zu. „So hätte denn der liebe Gott," ſchreibt (1815) der jetzige Miniſter Eichhorn, „durch das Schwert unſers Heeres und durch die Treue und Hingebung des treuen Volkes, das in ihm iſt, uns herrlich und zu den ſchönſten Hoffnungen wieder aufgerichtet. Alter Freund, ſei nicht verdrießlich, das elende Geſindel von Diplomaten, das weder für eigene, noch weniger für ſeines Volkes Ehre Gefühl hat, kann es unmöglich lange mehr machen. Neben ſolcher Kraft und Tüchtigkeit, die in ſo vielen ſich erweckt, und mit jeder Uebung, deren es wohl noch mehrere geben wird, ein neues Wachsthum gewinnt, kann ſolche Schwäche und Leerheit nicht lange mehr beſtehen."

Es war eine eigenthümliche Zeit, dieſe Gährung der Freiheits-Tendenzen, dieſe wunderbare Verſchmelzung der alten Romantik mit Ahnungen des neuen Geiſtes: reich an Hoffnungen, reich an Wünſchen, reich an Illuſionen. Es war nur ein ſcheinbarer Reichthum, denn nur das hat der Geiſt wahrhaft erworben, was er klar begreift. Darum wollen wir uns aber unſerer jetzigen Klarheit nicht überheben; es mußte jener Gährungsprozeß der trüben Elemente vorausgehen, ehe ſie, geklärt, zu einem begeiſterten Trank ſich erheben konnten.

Digitized by Google

Städtiſche Fragen aus Wien.

1. Juni.

Die neuen Bauten und das alte Syſtem. — Schlachthäuſer. — Das Budget der Stadt. — Kornſpeicher und Markthallen. — Feſtungsgräben und Glacis. — Die neue Hauptmauth. — Das Bankerottgeſetz. — Projecte zur Regulirung der Donau. — Die Donauſchiffe. — Omnibus. — Die Commune und ihre Aufgabe.

Unter den materiellen Vortheilen, deren ſich unſere Reſidenz jetzt zu erfreuen hat, gibt es mehrere, die unſtreitig ihr Entſtehen dem thätigen Geiſte unſeres Bürgermeiſters zu danken haben. Viele Straßen werden verbreitert und regulirt, überall ſieht man neue Communicationen, und ſo der Circulation von 400,000 Menſchen neue Hilfswege eröffnet. Der allgemeine Geſchmack in den Neubauten wird lobenswerther, graziöſer und die finſtere Monotonie, die Langeweile der armſeligen Gleichförmigkeit, wodurch ſich die meiſten Gebäude Wiens bemerkbar, oder richtiger unbemerkbar machen, weicht vor dem heiterer geſtimmten Genius einer Zeit zurück, die der Kunſt wie der Wiſſenſchaft die wichtige Lehre gibt, daß man zur Weisheit keinen Zopf, ſo wie zur Tüchtigkeit weder ein ſaures Geſicht, noch irgend ein Amtskleid brauche. Dieſe Stimmung, hoffen wir, wird endlich dem bureaukratiſchen Miſanthropismus die Thüre weiſen, dafür aber die Spontanaität der Regungen im Individuum, ihre ungehinderte, freigeſetzliche Aeußerung hereinlaſſen und den ſchwer kreiſenden Staatshämorrhoidarius in die Reihe der Mißgeburten ſtellen. Wenn es bei uns nichts Lächerlicheres geben wird, als einen Beamteten, der blos Bureaukrat iſt, dann wird Oeſterreich aufathmen können, ſich glücklich fühlen, auch *ohne* Conſtitution, und nicht ex officio. „Die nächſten zehn Jahre“ — ſo hörten wir unlängſt einen bei allen Patrioten gefeierten Mann ſich äußern — „müſſen entſcheiden, ob Oeſterreich zur ſtaatlichen Exiſtenz im Geiſte der Neuzeit berechtiget iſt.“ Ein großes Wort! Mögen es die vielen Bureaukraten beherzigen, die nichts als Beamtete ſind, Haus und Hof, Titel und Würden aber auf ihre Kinder vererben wollen.

Unſtreitig haben die im Zuge begriffenen oder erſt projectirten Neu-

Digitized by Google

bauten unſerer ſchönen Reſidenz ihre ſoziale, ihre politiſche Bedeutung. Sie ſind darum wichtig, weil ſie trotz des Syſtems entſtanden, wie die Eiſenbahnen. Sie tragen einen Charakter an ſich, der auf den Fortſchritt deutet, wenn ihnen auch das Wort „Fortſchritt" nicht an der Stirne klebt, wie bei Schreyer's Affentheater, der koſtbarſten Satyre, welche die Unſchuld je auf den Wiener Aushängeſchild des Status quo gemacht.

So z. B. wollte man die Gewerbe nicht freigeben, und dennoch baut man jetzt öffentliche Schlachthäuſer. Kennt aber das Publikum ihre Bedeutung? Vor der Hand gewiß nicht; denn noch jetzt heißt es in Wien, daß Jeder ſeinen oder ſeine Ochſen in jenen Abattoirs zwar ſchlachten laſſen, jedoch nicht verkaufen dürfe, und daß wieder nur die privilegirten Fleiſcher die Verkäufer ſein ſollen. Wer's glauben könnte! Wir glauben's aber nicht, und ſind überzeugt, daß dieſe Fleiſchmonopoliſten, wie die Korn- und Holzwucherer, über kurz oder lang zur Thüre hinausgejagt werden müſſen. Denn das Fleiſch muß in einem höheren Grade Nahrungsmittel des Volkes werden, als dies jetzt der Fall iſt, und damit dies geſchehen könne, muß die Concurrenz frei gegeben werden.

Und wie die Schlachthäuſer entſtehen mußten — auf dieſes Wort legen wir ein beſonderes Gewicht, denn Nothwendigkeiten ſind nur Geſetze, und Geſetze ſind Nothwendigkeiten — ſo werden auch die Kornſpeicher ſich erheben müſſen. In Wien haben wir viele treffliche Plätze zu dieſem Zwecke, hauptſächlich die beiden Ufer des Wiener Waſſers — dieſes Surrogats unſerer Donau, die leider! nur in der Mitte uns gehört, und deren Mund, geknebelt und verſtopft, ihre ſtille Klage in das ſchwarze Meer einer ſcheuen Politik ergießt. Das reiche Einkommen der Wiener Commune, vulgo Magiſtrat, das ſie aus den eigenen Fonds und dem magiſtratiſchen Aufſchlag der Acciſe bezieht — 5 bis 7 Millionen jährlich — geben einem redlich wollenden, aufgeklärten Bürgermeiſter, der ſeinen Namen weiter hinaus als über die Dauer ſeines Amtes bringen will, die genügendſten Mittel an die Hand, derlei, die materiellen Intereſſen des Volks zufriedenſtellende Einrichtungen in's Leben zu rufen. Der Menſch lebt im Leben nur vom Gelde, nach dem Tode aber von ſeinem Namen. Darum rufen wir Herrn Czapka zu neuen Anläufen Muth zu, ſintemalen wir es noch nicht ſo weit gebracht haben wie die Römer mit ihrem „Coraggio, santo Padre!"

An die Frage der Schlachthäuſer und Kornſpeicher, dieſes Kappzaumes des Wuchers, dieſer einfachen Corrective des ſeine Ufer bei jeder Gelegenheit überfluthenden Stromes, Egoismus geheißen, knüpft ſich die Frage der Markthallen an. Wien, das herrliche Wien, von der Natur mit tauſend-

Digitized by Google

fachem Reiz umfangen, der den Wiener eben zu jenem kerngesunden Menschen macht, an dem weder Cleriker noch Bureaukraten, weder Aberglaube noch Furcht, den Grundton verwischen konnten, Wien, die reinlichste unter den großen Städten der Welt, entbehrt noch jetzt des Luxus und Comforts von Markthallen. Die ehrbare Bürgersfrau, die häusliche Mutter ihrer Kinder, der Angelpunkt so vieler Existenzen, die Köchin und die Magd, Alle müssen unter freiem Himmel, im Regen und Schnee, bei Koth und Staub, markten und feilschen, ihre Einkäufe besorgen, zum großen Nachtheile ihrer Gesundheit und gewiß nicht zur bessern Conservirung ihrer Kleider. Und dies in Wien, wo man für die innere Stadt, wo ein Festungsgraben die zwecklose Hauptumfassung bildet, geräumige, solide Markthallen herstellen könnte, wie sie Philadelphia, Boston, Neu-York und fast alle Städte in den Freistaaten besitzen, wie sie beinahe noch in jeder altbedeutenden Stadt Belgiens und Hollands als Ueberlieferung des Mittelalters zu treffen sind, wie London und Paris sie haben, und wie jetzt noch Italien in den Arcaden sie aufweist. Mittelst gedeckter Stiegen, welche von den zu Promenaden dienenden Wällen durch die Courtinen in den Graben führen, wäre eine einfache und bequeme Communication herzustellen. Wir nannten die Hauptumfassung zwecklos. Ja gewiß; denn der Hof, das geehrte und darum geliebte Kaiserhaus, hat vom Volke durchaus nichts zu fürchten. Die Monopolisten aber mögen bedenken, daß es nicht so sehr darauf ankommt, den Pöbel nicht in die Stadt zu lassen, als daß es dem Pöbel nicht belieben möge, sie darin eingeschlossen zu halten. Solche Befestigungen sind wahre Mäusefallen, und werden es um so mehr, als Simering und Kaisereberdorf, die als Munitionsdepots den Nerv der Vertheidigung bilden, ziemlich weit außer der Stadt liegen. Fürchtet man sich aber, so möge man jene Markthallen als Tenaillen anlegen. Sie werden ihren Zweck als „Zangen" doppelt erfüllen, weil die Hauptmärkte Wiens in der innern Stadt sind. Das dieselbe wie ein Gürtel umschlingendes Glacis, zugleich als Ventilator dienend, bietet den Vorstädten trefflich gelegene Plätze für Markthallen an; wo aber das Glacis fehlt, dort sind gewiß noch Baustellen in Menge vorhanden, um den Bewohnern ein Geschenk zu machen, das auf die Gesundheit und den Comfort der Bevölkerung im Allgemeinen einen bedeutenden Einfluß nehmen muß.

Ferner will Herr Czapka die große Idee in's Werk setzen, vor der neuen, herrlich gebauten Hauptmauth einen Bassin auszugraben, der als Hafen für die Handelsschiffe — leider sind diese nur Flöße — dienen soll, welche das Wiener Wasser aus der Donau in den Schooß der Residenz

Digitized by Google

führt. Versteht aber das Publikum die Bedeutung einer großen Staatshauptmauth? Wir hoffen, daß ihrer Einrichtung die Idee der englischen Docks zu Grunde liegt, die das Entrépot-System, als den ersten Begünstiger des Handels und Umsatzes, in's Leben rief. Jene Hauptmauth soll hienach der Landdock für unsern Binnenverkehr werden, das heißt, das Entrépot bilden, wo unter Aufsicht der Staatsbehörde, gegen Witterung und Unbilde, gegen Nachlässigkeit und Muthwillen geschützt, die angelangten Waaren sicher und bequem, ohne die Dazwischenkunft von Magazineuren und Sensalen, ohne einer Umladung oder Verfuhrung zu bedürfen, aufgehoben, wo sie nicht blos ein Mal, sondern zehn Mal verkauft werden können, ohne sich vom Platze zu rühren, und wo endlich der Lagerschein das einzige Document bildet, der von Hand zu Hand gehend, den Verkauf regulirt und dem letzten Inhaber den Besitz der Waare sichert. Wir begrüßen dieses System mit um so größerer Freude, als die Verkäufe sonach bona fide geschlossen werden müssen, mithin das Rechts- und Ehrgefühl der Verkäufer jedesmal auf die Probe stellen. Denn Niemand kann alsdann eine verderbte Ladung Zucker, Kaffee oder Wolle, da sie der Käufer blos nach dem Lagerschein, ohne Besichtigung übernimmt, als gut verkaufen, ohne seinen guten Namen mit in den Preis zu geben, was in der nächsten Stunde an der Börse bekannt würde. Leider wird bei uns der Waarenhandel noch wie der Roßhandel betrieben, wo der Verkäufer auf die Unwissenheit des Käufers speculirt. Diese mercantilische Oeffentlichkeit ist ein großer Schritt vorwärts, befreit den Handel aus den Banden des Schachers, stößt das Prinzip um: „acheter à trois sous ce qui vaut six sous, et vendre à six sous ce qui vaut trois sous," und macht ihn zu einem hohen humanitarischen Institut. Ist einmal der edlere Geist des Handels hier besser begriffen, so wird dieser Oesterreich zum Anschluß an den Zollverein drängen. —

Erwähnung verdient die jetzt in's Leben getretene Maßregel der Ueberweisung von Crida- und Concursfällen an das Criminal. Dabei meint aber das Publikum, der ganze Unterschied gegen früher bestehe darin, daß die großen Betrüger, die den Bankerott „de longue main" vorbereiten können, ihr Vermögen vielleicht drei Monate früher auf ihre Frauen oder „Sleeping Partners" überschreiben werden, was sonst blos drei Tage vorher zu geschehen brauchte, um auch salvirt zu sein; und daß an jener Gesetzesangel nur wieder jene armen kleinen Fische hängen bleiben, die von heute auf morgen wegen einer Bagatelle Bankerott machen müssen. Ein Bischen Oeffentlichkeit hätte auch hier die Gesetzgebung auf die rechte Fährte gebracht; sie will aber Alles für sich allein wissen und stößt nachher überall an. Als nachträgliche Maß-

Digitized by Google

regel erſcheint die Beſtimmung wünſchenswerth, daß, ſobald ein Handels- oder Geſchäftsmann den gerichtlichen Actus einer Vermögensübertragung vornimmt, erſtens derſelbe in den Zeitungen als „avis au lecteur“ publicirt, und zweitens der Stand ſeiner Bücher vorher gerichtlich unterſucht werde, wonach zu entſcheiden, ob jener Act legal vorgenommen werden darf.

Leider müſſen wir, von unſern Handelsverhältniſſen ſprechend, bedauern, daß die Lage Wiens eine ungünſtige iſt. Die Seichtigkeit des Wiener Waſſers hemmt jede Entwickelung und zwingt die Dampfſchiffe (nach Linz) in Nußdorf, oder (nach Ungarn) bei den Kaiſermühlen anzulegen. Haben es die Holländer verſtanden, ein ganzes Land gegen die Angriffe eines Ocean's zu ſchützen, ſo wird es doch dem gewaltigen Oeſterreich gelingen, ſeine Hauptſtadt gegen Ueberſchwemmungen zu decken. Eine durchgreifende Regulirung der Donau im Allgemeinen und ein Durchſtich bei Wien, welcher das Kaiſerwaſſer vom Spitz und in gerader Richtung zum Luſthauſe im Prater führt, ſind unerläßlich. Vielleicht gelänge es auch die Donau oberhalb des Spitzes durch ein eingebautes Wehr und Dämme ſo zu ſchwellen, daß ein tieferes Fahrwaſſer für den Wiener Canal erzielt wird, der alsdann ſeine Einmündung in die Donau oberhalb Kaiſer-Ebersdorf durch Schleußen bewerkſtelligt, um von ſeinem, wenn auch nur vier Fuß erhöhten Niveau in das über das Wehr und ſeitwärts deſſelben abfließende Waſſer der großen Donau zu gelangen. Dann aber muß die häßliche, kleinliche Schlagbrücke, die vom rothen Thurm in die Taborſtraße führt, caſſirt und durch eine neue erhöhte Paſſage, welche das Durchfahren von Dampfern geſtattet, vielleicht vom Schanzelthor in die Lilienbrunngaſſe führend, erſetzt werden. Jedenfalls wäre es vor der Hand Pflicht und Schuldigkeit der k. k. privilegirten erſten Donau-Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft die Paſſagiere durch mehrere kleine Dampfſchiffe vom Schanzel aus zu den weit entfernten Anländen zu transportiren, wohin der Wagen, wenn man einen gnädigen Fiaker zu nehmen gezwungen iſt, mehr koſtet als die Waſſerfahrt ſelbſt. Beſäße die Geſellſchaft nicht das Monopol, ſo würde eine Rivalin ſie längſt gezwungen haben, aus Noth der eigenen Erhaltung, etwas humaner mit den Paſſagieren umzugehen. Es iſt nicht nöthig hier weiter einzugehen, wie ſehr die auf den Canälen der Freiſtaaten üblichen Dampfſchiffe mit Gropellers (einen auf jeder Seite des Steuerruders, wenn blos 5 bis 6 Fuß Tiefgang vorhanden) für das Wiener Waſſer, wegen Schonung der Ufer und Raumgewinn, tauglich wären; aber hinzuſetzen müſſen wir, daß ſich Herren, wie Rothſchild und Sina, gewiß durch ähnliche Unternehmungen und Herrichtung der Donauufer für den Betrieb eines großen Handels weit eher die Liebe und

Digitized by Google

Dankbarkeit der Mitmenſchen, als auf der eingeſchlagenen Bahn der Monopoliſirung der meiſten Bedürfniſſe erwerben könnten.

Ein anderer Gegenſtand, den wir der Beachtung eines ſo regen Geiſtes, wie jener unſers Herrn Bürgermeiſters empfehlen, iſt die Begünſtigung zur Errichtung von Omnibus-Wagen, im Nothfall ſogar auf Rechnung des Magiſtrats. Abgeſehen, daß ſich bei dieſem Unternehmen ein reiner Gewinn von 30 Prozent nachweiſen läßt, würde den Wienern die ungeheure Wohlthat zu Theil werden, wohlfeiler zu wohnen, da gegenwärtig die Miethzinſe in der Stadt oder in den Vorſtädten am Glacis kaum mehr zu erſchwingen ſind. Auch ordentliche Leute würden ſonach in die weiter entfernten Vorſtädte ziehen, wenn ihnen von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Nachts Omnibus-Wagen zu Gebote ſtünden, die, Wien in allen Richtungen durchkreuzend, eine Fahrt um den Preis von z. B. 5 Kreuzern vollbringen.

Kommen wir aber jetzt zur Moral der Fabel. Thun und Tüchtigkeit, That und Kraft, ſehen wir auf Elemente angewieſen, die ſich ihrer ſelbſt nicht bewußt ſind, die keine Idee, keine Anſchauung von der Beſtimmung in ſich tragen, welche ihnen die Geſellſchaft auferlegt. Von dem „Commonwealth,“ von der Commune ſehen wir Forderungen, das Verlangen nach Einrichtungen ausgehen, die ſich als nothwendig zum Fortbeſtand und darum als gut und gerecht erweiſen. Ohne Organ muß ſich das Gemeinwohl der fremden Preſſe in die Arme werfen und von draußen her beregen, was hier naturwüchſig dem eigenen Boden entkeimen ſollte. Das Stallfeuer der Stände, ihre Unnachhaltigkeit — die letzten Reſultate des Landtags in Böhmen liefern den deutlichſten Beweis für unſern Ausſpruch — erfordert, daß ſich die edlen Herzen, die höhern Geiſter des Bürgerſtandes, dem übrigens der Weg verrammelt iſt, die Hand reichen, um auf dem Wege des materiellen Fortſchrittes Das zu erzielen, was das kurzſichtige, monopoliſtiſche Syſtem ſich kaum entſchließen wird, freiwillig zu gewähren. Denn jene Schlachthäuſer, jene Kornſpeicher, jene Entrépot-Mauthen, was ſind ſie anders als Communalanſtalten, welche das allgemeine Wohl, der „Commonwealth,“ erheiſcht? Was ſind ſie anders als ſteinerne Denkmäler der Oeffentlichkeit, was anders als die Praxis einer Theorie, die nicht als Volkswiſſenſchaft gekannt werden ſoll? Wie unſinnig aber die Leute nicht lehren zu wollen, was ſie können ſollen! Gegen alle und jener Nothwendigkeit, welche die Hand von der Taſche zum Maul und wieder zurückführt, entſpringenden Einrichtungen, kämpft das Syſtem des „Amortiſſements,“ der politiſchen und ſozialien Ertödtung, vergebens an. „Gehet hin in die Welt und lehret die Völker,“ dies war Apoſtelberuf, iſt

Digitized by Google

noch der Beruf der Kirche. „Aide-toi et Dieu t'aidera.“ Und hat nicht die Theorie ſchon einen bedeutenden Sieg errungen in der endlich erfolgten Geburt unſerer Akademie der Wiſſenſchaften? Gewiß, obwohl Philoſophie und Moral noch nicht vertreten ſind und die Wiener bis jetzt nur drei Dinge an ihr zu loben finden, nämlich: 1) daß die Ernennung der Mitglieder nicht ſchlechter ausgefallen, was von Achtung vor der öffentlichen Meinung zeigt; 2) daß die Mitglieder keine Bezahlung haben, denn ſonſt wäre die Akademie nur eine Verſorgungsanſtalt für die Schöngeiſter des Ballplatzes und der Hofzirkel, ein Invalidenhaus für ſeinſollende Gelehrte einer gewiſſen Doktrin geworden; und 3) daß die Wahl des Präſidenten, Vicepräſidenten und der zwei Secretäre den Mitgliedern überlaſſen bleibt, was Achtung vor der Wiſſenſchaft beurkundet. Wir bedauern nur, daß Erzherzog Johann ſo wunderbar conſequent an ſeinem Aufenthalte in Steyermark hängt. An der Seite der Bedenklichkeit unſeres Erzherzogs Ludwigs würde ſein edles, feuriges Gemüth, ſein hoher Geiſt, für das Wohl der Monarchie das Erſprießlichſte leiſten.

An der Spitze der bürgerlichen Praxis Wiens ſteht Herr Czapka. Deshalb ſind dieſe Zeilen ein Zuruf an ihn. Der am 7. Juni ſich verſammelnde Landtag wird auch ihm eine Gelegenheit bieten zu zeigen, ob er ſeine Stellung begreift, ob er die Theorie eines Amtes verſtanden, das der Träger der Intelligenz und der Kräfte des Bürgerthums ſein ſoll. Der Repräſentant der Bürger Londons führt den ſtolzen und edlen Titel „Lord Mayor.“ Er möge ſich deſſen erinnern, und daß dem Wiener, bei ſeinem Geiſte und ſeinen Mitteln nur der Anſtoß zu einer edlen Beſchäftigung fehlt, um aus dem Capuaner einen Römer zu machen.

Digitized by Google

Ein neues Tendenzdrama in Paris.

Paris, Mitte Juni.

Sie haben neulich ein Bild des Charivari geſehen, das einen alten und ziemlich genial ausſehenden Lumpenſammler darſtellte; der Lumpenſammler zeigte einen modiſch gekleideten und mit einem dichten langen Knebelbarte künſtleriſch behafteten Mann einen Korb voll kleiner Packete, die mit Zettelchen beſetzt, auf denen tauſend, fünfhundert und ähnliche Zahlen ſich geſchrieben fanden. Ueber dem Bilde ſtanden die Worte: „Was der Lumpenſammler in ſeinem Korbe findet!“ und auf dem Bilde war etwas verwiſcht zu leſen: Felix Pyat, dreimal Felix! Es iſt Ihnen vielleicht auch die Nachricht zu Geſicht gekommen, daß dieſer Felix Pyat, wie Sie wiſſen, ein radikaler Dramatikus, ein Stück: der Lumpenſammler betitelt, geſchrieben hat, daß dieſes Stück vor Kurzem zum erſten Mal in der Porte St. Martin, (der Wiege des Thurms von Nesle, von Marie Tudor und Conſorten) zum erſten Mal aufgeführt wurde und trotz der übermenſchlichen Hitze jeden Abend ein zum Erſticken gefülltes Haus macht. Es iſt dieſes Melodram nun nichts weniger als ein Meiſterſtück, weder muſterhaft in der Anlage, noch in den Einzelheiten Beweis eines außerordentlichen Geiſtes, allein um der Bedeutung willen, die ihm beigelegt wird und der Anſprüche wegen, die es zu machen ſcheint, wie auch in Bezug auf die Ausſichten, die es in Deutſchland Furore zu machen hat, iſt eine nähere Beſprechung deſſelben, dünkt mich, nicht ganz am unrechten Platz. Auf jeden Fall iſt es wichtiger, als die Bearbeitung von Goethe's Egmont in franzöſiſchen Alexandrinern, auf die Sie mir ein näheres Eingehen gern erlaſſen werden, ſo wie ſie hören, daß Clärchen da den Grafen liebt, nicht weil er, wie bei Goethe, ein hübſcher Cavalier und ein ſtattlicher Kriegsmann iſt, ſondern weil er das Glück hatte, ihren Vater, ich weiß nicht mehr aus welcher Gefahr zu retten.

Der Lumpenſammler des Herrn Pyat iſt eine grundehrliche Haut; ſeine Seele iſt arglos wie noch unbedrucktes Papier; um die Unſchuld zu retten, ginge er in's Feuer und würde den reißendſten Strom mitten im

Digitized by Google

Januar nicht scheuen. Er ist dabei beinahe völlig fehlerfrei und hat nur ein Laster, das ihm gemein ist mit dem Haupthelden des bekannten Lumpaci-Vagabundus und das in seinem Kopfe oft ganz entsetzliche Verwüstungen anrichtet. In einer schönen ziemlich mondhellen Nacht ist er, selbst erleuchtet, einem seiner Collegen begegnet, der früher etwas Rechtes in der großen Gesellschaft gewesen und durch allerlei Fatalitäten in die Zunft der Lumpensammler geworfen war. Dieser ehrenwerthe Stand sagt demselben aber nicht besonders zu und er spricht davon, durch Selbstmord seiner Misere ein Ende zu machen. Der ursprüngliche, edle Lumpensammler, dessen tugendhafte Gesinnung durch allerlei gefährliche Libationen gesteigert ist, kommt in diesem kritischen Augenblick herbei und macht gegen das Vorhaben seines Fachgenossen zärtliche Vorstellungen, die auch Gehör finden. Dem Selbstmord entsagt dieser allerdings, allein das neuergriffene Brodstudium will ihm deswegen nicht besser gefallen; statt die tödtlichen Waffen gegen sich selbst zu richten, will er sie auf die Brust anderer zücken, um so den verlorenen Reichthum und das frühere Wohlleben wieder zu erobern. Kaum ist der Gedanke ausgesprochen, so kommt auch ein Mensch mit einem schweren Geldsack beladen herbei, den er anfällt, ohne Weiteres niedersticht und beraubt. Der tugendhafte Lumpensammler will die böse That verhindern, allein die Geister, die in seinem Gehirne brennen, machen seine Füße unsicher und lähmen seine Arme. Er kann mit Nichts dienen, als mit seinem guten Willen und es ist nur zu verwundern, daß sein Amts-Collège ihn, weil er grade im Zuge ist, nicht ebenfalls expedirt. — Damit nun diese Scene sich recht abenteuerlich, recht schauerlich ausnehme, geht sie auf einem Quai von Paris, bei wolkenumflorten Mondschein, etwa gegen Abend elf Uhr vor, eine Zeit, die um so glücklicher gewählt ist als Jedermann weiß, daß grade in dieser Geister- und Räuberstunde die Börsenmänner ihre schwerbeladnen Gesandten durch die Straßen von Paris zu jagen pflegen. Der Gedanke, daß er an der Rettung eines Menschenlebens durch sein Laster verhindert worden, bringt den biedern Jean, den tugendsamen Lumpensammler um seine Gewissensruhe und er gelobt sich nie mehr zu betrinken, sondern bei Wasser und Brod den Rest seines Lebens nüchtern zu genießen. Das hält er auch an die zwanzig Jahr und hat unterdessen die Bekanntschaft einer jungen Nätherin gemacht, die neben ihm in einer dürftigen Dachstube haust und obgleich sie allein wohnt und die Nadel mit großem Geschick führt, allen Versuchungen, denen in einer Stadt wie Paris Frauenzimmer ihres Standes und ihres Alters ausgesetzt sind, siegreich widersteht. Diese Tapferkeit wird noch ruhmvoller, wenn man erfährt, daß die züchtige Dem. Marie mit einigen Zunftgefährtinnen, die das Leben neh-

Digitized by Google

men wie es ist und sich nicht abplagen, um besser zu sein als die Welt, auf dem besten Fuß steht. Sie hat eben spät in die Nacht hineingewacht, um ein Ballkleid fertig zu machen, sich dann durch eine verzeihliche Laune verleiten lassen, das Kleid am eignen Leibe anzuprobiren, sich im Spiegel damit zu besehen und daran allerlei Träume zu knüpfen. Sie sieht sich schon im reichen Anzuge und vornehmen Wagen von theuren Pferden durch die Champs Elysées nach dem Boulogneholz gezogen, von Bedienten mit glänzenden Livréen umgeben, sie wandelt auf kostbarem Teppich, Jedermann macht ihr den Hof, kurz sie hat Alles was Frauen wünschen. Mitten in diesem schönen, aber für eine so sittsame Person etwas kühnen Traum erscheint ein Schwarm toller Dirnen im Maskenballgewande, die Dem. Marie lärmend einladen, mit ihnen auf den Ball zu gehen. Sie widerstrebt eine Minute, läßt sich aber dann mit fortreißen, und dasselbe Kleid, das sie für eine große Dame gefertigt, aber in einem Moment des Schwindels selbst angelegt hatte, trägt sie in unheilvollem Leichtsinn auf den Ball.

Während ihrer Abwesenheit erscheint ein weibliches, geheimnißvolles Wesen, bringt in ihr Zimmer und legt in das Nebenkämmerchen ein Bündel nieder, das, wie ein melodramenkundiges Publikum leicht erräth, ein neugebornes Kind enthält. Beim Fortgehen bemerkt aber die Unterbringerin daß sie Etwas verloren, sie sucht eine Zeit lang hin und her, kein Mensch weiß was; endlich geht, eilt sie ganz verzweifelt weg, um das Verlorene auf der Straße zu suchen. Während der Zeit war Mll. Marie mit ihren Gesellschafterinnen nach dem Ball in ein fashionables Kaffeehaus gerathen. Es war ihr von dem wilden Treiben ganz wüst und dumm geworden, ein furchtbarer Ekel hat sie ergriffen und das zwanglose Auftreten der jungen Männer gegen sie, hatte sie ganz außer sich gebracht. Sie hatte auf die ungebändigten Löwen, unter die sie gefallen war, einen sehr appetitlichen Eindruck gemacht, und durch die Zudringlichkeiten eines derselben, war das nicht ihr gehörige Kleid auf einer Seite verletzt worden, daß eine Vertuschung des angerichteten Schadens durch keine Kunst möglich schien. Bestürzt und beängstigt flieht sie den Ort des Aergernisses und der Gefahr, um ihre stille Kammer wieder zu gewinnen. Gedanken des Selbstmords ergreifen ihre Seele und wir sehen einer Katastrophe mit nicht geringer Bangigkeit entgegen. Unterdessen hat der biedere Jean seine nächtliche Rundreise vollendet, ist heimgekommen und beginnt, eh' er sich zur Ruhe legt, das Inventar seines Lumpenkorbs. Daraus entspringt ein Monolog in dem alle Abfälle des Pariser Lebens aufgezählt, alle Precioſen die sich in den Kothhaufen der bunten Hauptstadt vorfinden, werden einer satyrischen Kritik un-

Digitized by Google

terworfen. Da fällt das Auge des armen Jean plötzlich auf ein Paket von ganz eigner Physiognomie; er schaut es erst oberflächlich an, erstaunt und erschrickt fast, zweifelt dann, besieht dann das Ding mit Ruhe und Gründlichkeit und macht die wichtige Entdeckung, daß es zehntausend Frankenbillete seien. Aber man glaube nur nicht, daß dieser Fund dem guten Manne große Freude machte. Der ehrliche, barmherzige Proletarier denkt zuerst an den Jammer dessen, der die Summe verloren, dann ängstigt ihn der Gedanke, wie und ob er dem Besitzer das Gefundene zurückstellen könne. Mittlerweile ist Mll. Marie vom Ball zurückgekommen und macht schon Anstalten zur Abreise in's andere Leben; da entdeckt sie plötzlich den ihr zugesteckten jungen Weltbürger und das thut auf sie eine Wirkung wie die Osterglocken auf Goethe's Faust, sie entschließt sich am Leben zu bleiben und will der Entwicklung des kleinen Geschöpfes, mit dem eine unsichtbare Macht sie beschenkt hat, von nun an sich widmen. Der Lumpensammler, der in anbetracht seiner Jahre, dem Mädchen in einer väterlichen Zärtlichkeit zugethan und ihr, eh' er sich zur Ruhe legt, noch gute Nacht oder eigentlich guten Morgen sagen will, kömmt gerade Recht, um Zeuge des rührenden Auftritts zu sein, erhöht die Rührung durch seine Reden und spielt selbst fünf Minuten lang, zur allgemeinen Erbauung des Publikums, die Kindermagd. Wo aber kömmt das geheimnißvolle Findelkind her? das werden wir gleich erfahren. Jener Spitzbube nämlich, der den Kassendiener im Mondschein erschlagen hatte, ist zu hohen Ehren und großen Gütern gekommen und besitzt unter Anderen auch eine Tochter die nicht so eingezogen wie Mll. Marie, die einsame Rätherin, ist. Die natürliche Folge der kleinen Freiheiten, die das Fräulein sich genommen, ist oben besagter kleiner Schreihals. Nun soll sich aber die junge Mutter, um einige nicht genau aufgeklärte Finanzverlegenheiten zu beseitigen, mit einem jungen Manne aus einem reichen Hause, dem der vor zwanzig Jahren im Mondschein Erschlagene zugehört hatte, verheirathen, und bei dieser Veranlassung wird von den Betheiligten beschlossen, das neugeborne Kind durch eine gewisse Mad. Polard nicht etwa blos verbergen, sondern geradezu umbringen zu lassen.

Das warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen.

Diese Mad. Polard, obgleich eine abgefeimte und in's liebe Geld bis zum Wahnsinn verliebte Person, hat aber nicht den Muth sich ihres Auftrags zu entledigen und statt zu tödten legt sie die ihr anvertraute Kleinigkeit bei Mll. Marie nieder, deren gutes Herz ihr hinlänglich bekannt ist. Sie verliert bei dieser Gelegenheit ihr Sündengeld und Maitre Jean findet es.—

Digitized by Google

Das nennt man hier zu Lande Handlung, denn, wie es Leute genug gibt, die Firniß für Farbenglanz nehmen, so sind auch diejenigen nicht selten, die Begebenheiten mit Handlung verwechseln. Durch die Verwicklung des Dramas, der ich hier unmöglich streng folgen kann, erfahren der Baron Hofmann (so heißt nämlich der ehemalige Mondscheinmörder) und seine würdige Tochter, daß das Kind nicht todt, sondern blos versteckt sei; sie wenden sich also von Neuem mit klingenden Empfehlungen an Mad. Polard und bringen sie dahin, den Mord vermittelst Versenkung des Kindes in einen Brunnen wirklich zu begehen, und die arme Mll. Marie als die abscheuliche Thäterin anzugeben. Auf der anderen Seite hat der Lumpensammler in Erfahrung gebracht, daß dieselbe Mad. Polard die zehntausend Franken verloren hat, aber auch von der geheimen Industrie dieser ehrenwerthen Dame einige Kunde erhalten und durch geschickte Benutzung ihrer Geldsucht ihr wichtige Geheimnisse und inhaltsschwere Papiere entlockt. Mit denselben rückt er nun dem Herrn Baron Hofmann, den sie betreffen und bedrohen, zu Leibe, dieser aber erinnert sich, nachdem er den ehemaligen Leidensgefährten erkannt hat, der Libationen die Maître Jean dem Gott Bacchus zu bringen die fromme Gewohnheit hatte. Jean hatte nun freilich, seitdem er der machtlose Zeuge des schrecklichen Mordes, der im Anfang des Stückes vorkömmt, gewesen war, diesem Cultus durch einen feierlichen Schwur entsagt und sich auch zwanzig Jahre lang mit Wasser und Brod begnügt, aber die Bedienten des Baron Hofmann bringen es durch eine geschickte Steigerung verlockender Flüssigkeiten vom einfachen, bescheidenen Medoc bis zum Jamaica Rum dahin, ihn wieder einmal aus der Fassung zu bringen, und, sowie er seiner Füße nicht mehr mächtig ist, wird er gepackt, seiner Papiere beraubt, und mit Hilfe dieser Papiere, die alles Mögliche enthalten, als der Thäter des vor zwanzig Jahren verübten Todschlags ausgegeben. So wäre denn die tugendhafte Marie des Kindmords beschuldigt und der edle Lumpensammler angeklagt den Kassendiener Didier — Mariens Vater! — umgebracht zu haben. Allein man sei unbesorgt, die Tugend siegt immer im Melodram. Jean wird verhört, allein er weiß durch seine Beredsamkeit den Untersuchungsrichter zu bewegen, daß er dreißigtausend Franken zu dem Behufe vorschießt und damit in Beisein eines verkleideten Polizeiagenten der besagten Mad. Polard neue Papiere abschwatzt, die den Baron Hofmann, seine Tochter, die schon den Jungfernkranz in den Haaren den Gang zum Traualtar beginnen will und die schändliche Mad. Polard entlarvt und alle drei den Gerichten überliefert. Dafür erhält Mll. Marie die Hand eines jungen und reichen Herrn den sie auf dem Ball

Digitized by Google

bezaubert, deſſen illegitime Zumuthungen ſie aber beſtändig von ſich gewieſen hatte, kurz der Böſewicht wird beſtraft und der gute Wicht von einem begeiſterten Publikum ſtürmiſch herausgerufen.

Was an dieſem Melodram, deſſen poetiſche Hohlheit jeder mit einigem Kunſtſinn begabte Menſch ſchon aus dieſer einfachen Erzählung entnehmen konnte, dem man aber einzelne pikant angelegte und geiſtvoll durchgeführte Scenen wie allenthalben Witz und Wärme nicht abſprechen kann. Zunächſt auffällig iſt die Abſichtlichkeit womit das ſchlechte Prinzip in die hohen Regionen der Geſellſchaft gebracht und aller Edelmuth, alle Tugend in die unterſten Schichten verwieſen iſt. Es iſt meine Sache nicht zu unterſuchen, wie ſehr die Ideen des Volkes durch dieſe gewaltſamen Gegenſätze verfälſcht werden und welche Gefahr aus ſolcher Verdrehung für die öffentliche Ordnung entſtehen könne; das geht die Polizei mehr an als die Kritik; aber daß ſolche Abſichtlichkeit der Tod aller Kunſt iſt, das läßt ſich nicht genug in einer Zeit wiederholen, wo der gemeinſte Sperling, der den Parnaß beſucht, mit ſeinem Gezwitſcher etwas Außerordentliches beweiſen will. Daß künſtleriſche Schöpfung einen geiſtigen Inhalt habe, iſt ihrer Natur gemäß, und ſo wenig das regelmäßigſte Geſicht, aus dem keine Seele ſpräche, für ſchön gelten könnte, eben ſo wenig dürfte eine Dichtung oder ein Gemälde, das zwar ein harmoniſches Geflechte von Worten oder Farben und Linien, aber nicht der lebendige Ausdruck einer Wahrheit oder Stimmung wäre, für ein echtes Kunſtwerk angeſehen werden. Sagen uns die griechiſchen Fechter nicht, daß menſchlich geübte Kraft etwas Göttliches, zeigt uns die Kirmeß von Teniers nicht, daß ſelbſt die wildeſte Orgie als Offenbarung des Lebens der Betrachtung werth ſei; der gothiſche Dom der zu den Sternen ragt, verräth er uns nicht, daß der Menſchengeiſt in den Schranken des Endlichen ſich zu eng fühlt und hinaus will über die Grenzen alles Irdiſchen, hat uns Mozart in ſeinen Melodien nicht die geheimſte Wonne der höchſten Liebesluſt enthüllt, und wo von der Ilias bis zum Fauſt gibt es eine Poeſie, die nicht unſterbliche Lehren enthielte? In keinem dieſer Meiſterwerke ſehen wir die Kunſt als Magd einer Meinung oder Leidenſchaft, überall ſind Satz und Form ſo durch und durch verſchmolzen, daß ſie trennen zu wollen vergebliche Mühe wäre. Das Wahre tritt in ſeinem vollen Glanze vor uns hin, und das nennen wir dann mit dem größten der attiſchen Weiſen: das Schöne. Bei Pyat dagegen herrſcht offenbar der Parteimann und der Dichter dient; ſein Drama iſt ein verkleidetes Pamphlet, man nehme ihm die paar Lumpen ſeiner Bühnenvermummung ab und die demagogiſche Fratze ſteht in ihrer ganzen, mir ſcheint nicht, verführeri-

Digitized by Google

ſchen Nacktheit vor uns da. Der Verfaſſer wollte ſeinem Haß gegen die hohe Bourgeoiſie, die jetzt am Ruder iſt, Luft machen, und hat ſich dazu der rohen aber wirkſamen Mittel, welche die Theater der Boulevards bieten, mit Geſchick und Energie bedient. Sein Lumpenſammler iſt ein Melodram von dem ſchwerſten Kaliber, es enthält Alles was ein gedankenloſes Publikum nur kirren und packen kann, vornehme Niederträchtigkeit und plebejiſche Tugend, Wickelkinder und Kindesmord, falſche Zeugniſſe und falſche Empfindſamkeit, und nebſt vielen anderen Ingredienzien ähnlicher Natur, Unwahrſcheinlichkeiten, ſo haarſträubend, daß ich von der Verwunderung gar nicht zurückkommen kann, wie der ganze Saal über einige derſelben nicht in einen Sturm des Erſtaunens ausgebrochen iſt. Das Publikum, das überhaupt nicht zum äſthetiſchen Zionswächter berufen iſt, wurde außerdem durch das Spiel Frederic Lemaitre's, der den Lumpenſammler mit unbeſchreiblicher Vortrefflichkeit gab, beſtochen. Dieſer berühmte Schauſpieler, deſſen ungebildetes Talent den ſtrengeren Forderungen wahrhaft dichteriſcher Werke gewöhnlich unterliegt und der namentlich von den Feinheiten und der Muſik der gebundenen Rede nicht eine Ahnung zu haben ſcheint, ſteht doch höher als die Melodramen, deren Hauptrollen ihm zufallen, und in Pyat's Lumpenſammler feierte er wirklich einen unvergleichlichen Triumph. Zornig und zärtlich, luſtig und betrübt, nüchtern und berauſcht, Philoſoph und Diplomat, er iſt das Alles mit unwiderſtehlicher Wahrheit und Lebendigkeit. Da nun das Stück auch ſonſt weit beſſer geſpielt wird als die Tragödien des Theater Français und des Odeon, ſo iſt das Publikum ſehr zu entſchuldigen, daß es die Gebrechen des Werks überſah, allein daß ein Theil der Kritik auch in den Jubel mit einſtimmte, iſt bedenklich. Durch Nichts wird der gute Geſchmack tiefer untergraben als durch Melodramen wie Pyat's Lumpenſammler. Das ausgelaſſenſte Melodram des Palais royal thut keinen Schaden; der Cynismus, mit genialer Heiterkeit getränkt, verliert ſein Gift und, wie der Tod, hat auch der Witz eine reinigende Kraft; allein ernſthafter Unverſtand und bodenloſes Pathos, das ungeübten Ohren wie Weisheit klingt, verwirren die Begriffe und tödten alles Gefühl für wahre Schönheit. Hier wäre es alſo die Aufgabe der Kritik energiſch einzugreifen, und es iſt zu wünſchen, daß die Recenſenten jenſeits des Rheins ihre Schuldigkeit beſſer thun werden als die Montagsmänner in Paris.

— ff —

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Anfang Juni.

Emil Girardin's Prozeß. — Bugeaud und Guizot. — Portugiesische Conflicte. — Die Perfidie des Einschreitens. — Parallele mit der Schweiz.

Der Prozeß des Herrn von Girardin, die Demission des Marschal Bugeaud und die Intervention in Portugal, sind die Hauptgegenstände, die die öffentliche Aufmerksamkeit in den letzten acht Tagen in Anspruch genommen haben. —

Die Anklage, welche die „Presse" erhob, daß Pairsstellen, Orden ꝛc. verkauft worden seien, war schwer genug, um von der einen oder anderen Behörde aufgefaßt und verfolgt zu werden. Daß man wartete, bis die Pairskammer selbst dagegen zu Felde zog, ist wahrscheinlich ein neuer Mißgriff der Regierung gewesen, da auf diese Weise eine Privilegienfrage zwischen der Deputirten- und der Pairskammer entstehen mußte, und man so jedenfalls erst auf einem Umwege zu einer Entscheidung gegen Herrn von Girardin kommt. Diese Entscheidung selbst wird doppelt zweifelhaft, da selbst, wenn die Deputirtenkammer die Anklage erlauben sollte, es Herr von Girardin nicht schwer fallen wird, den Herren Pairs zu beweisen, daß sein Angriff auf keinen Fall gegen sie gerichtet war, sondern vielmehr ihre Würde gegen die Corruption des Ministeriums in Schutz nahm. Genug, die Sache ist, wie sie jetzt steht, verkehrt eingeleitet. Vielleicht aber rettet Herr von Girardin die Regierung. Dieser kluge Schütze hat in der letzten Zeit allerlei Fehlschüsse gethan. Herr v. Girardin stellte seine erste Anklage so offen hin, daß er den Eindruck machen mußte, als ob die Regierung und die Minister Pairsstellen für 80,000 Fr. verkauft oder wenigstens feil geboten hätten. Seit er selbst aber als Angeklagter erscheint, schraubt er seine Worte so, daß es nur zu klar wird, wie er mehr hat glauben machen wollen als er zu beweisen im Stande ist. Deswegen versteckt er sich auch hinter sein Deputirtenprivilegium, um die Anklage der Pairskammer zurückzuweisen, und hinter seine Stellung als Angeklagter vor der Pairskammer, um dem Bureaux der Kammer seine Beweise vorzulegen. Es ist ihm nicht recht geheuer bei der Sache, und seine Beweise sind höchst wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich der Art, daß ſie ihn nicht retten und weder der Pairskammer noch dem Miniſterium viel zu ſchaden im Stande ſein werden. Herr von Girardin ſoll Briefe beſitzen, aus denen hervorgeht, daß der frühere Gerant der „Epoque“ einem hieſigen Banquier vage Hoffnungen auf die Pairswürde gemacht habe, wenn er ſich zu einem Geldopfer von 80,000 Fr. zum Ankaufe der „Epoque“ verſtändigen wolle. Das würde nur beweiſen, was alle Welt weiß, nämlich, daß die Epoque nach allen Seiten hin Angeln auswarf und überall im Trüben zu fiſchen ſuchte. Der Banquier hat angebiſſen und dabei einige 20—30,000 Franken eingebüßt. Aber was geht denn das die Miniſter an? Dieſe Frage iſt es, die Herr von Girardin im Schach hält, und es iſt nicht unmöglich, daß der feine Spieler, der ſo oft ſeine Mitſpieler hineinzureiten wußte, diesmal nicht zuletzt lachen wird.

Die zweite Thatſache, die uns ſehr viel zu ſchaffen macht, iſt der Rücktritt des Marſchal Bugeaud von der Statthalterſchaft in Algier. Wer die franzöſiſchen Blätter lieſt, wird auch wenigſtens ein Dutzend Urſachen kennen, die den tapferen Marſchal zu dieſem Schritte veranlaßt haben. Aber ein Dutzend Urſachen — das iſt des Guten zu viel. Es iſt zwar ſelten genug, daß uns Eine einzige in unſeren Handeln bedingt, und deswegen mögen auch bei dem Marſchal Bugeaud mehrere zuſammentreffen. Er ſoll unwohl ſein und der Ruhe bedürfen. Aber die hätte er auch ohne Abſchied erlangen können. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er mit der Wahl des Generals Trezel zum Kriegsminiſter nicht einverſtanden iſt. Dieſer war nie ein unbedingter Anhänger, ſondern im Gegentheile nach ſehr vielen Richtungen hin, ein Gegner des Syſtems, das der Marſchal in Algier befolgte. Es herrſcht überdies eine gewiſſe innere Abneigung zwiſchen Herrn Guizot und Herrn Bugeaud. Beide ſind ziemlich feſte Charaktere, und beide wußten dennoch ſtets ſich dem „Syſtem“ ſo ſchön zu fügen, daß die geſchmeidigſte Hofgewohnheit nicht feiner hätte zu Werke gehen können. Beide ſind kräftige, muthige, ja faſt kecke Naturen; ſie gleichen ſich in ihrem Weſen — trotz der äußern Verſchiedenheiten — ſo ſehr, daß ſie ſich höchſt wahrſcheinlich Einer den Andern auf's Herzlichſte haſſen und zugleich fürchten. Dieſe Furcht — wem das Wort nicht behagt, ſuche ein anderes, es kommt darauf nichts an — hielt ſie zuſammen. Ich müßte ſehr irren, oder dieſe Furcht, dieſe Hochachtung, dieſe Schätzung — wie's Ihnen beliebt — beſteht nicht mehr wechſelſeitig. Der alte „paysan du Danube“, wie Herr Bugeaud oft genannt wurde, iſt liſtig wie die Bauern es oft ſind, und dieſe Liſt mag ihn veranlaſſen, Herrn Guizot in einem Augenblicke den Rücken zu kehren, wo ſein Stern ſich zum Untergange ſenkt. Der ehemalige Gouverneur von Algier — ſieht vielleicht im Geiſte die Erbſchaft des Marſchals Soult über ſeinem Haupte ſchweben, und verläßt Algier, um beim Sterbebette zu ſein, wenn das kranke Miniſterium den Geiſt aufgeben ſollte.

Die Intervention in Portugal hat uns ebenfalls viel Schweiß und Dinte gekoſtet. Sie iſt gewiß auch eine der ſchnödeſten Geſchichten der Neuzeit. Es liegt ein Unrecht, zugleich eine Feigheit, zugleich eine Perfidie in ihr. Unrecht iſt es, wenn man die Königin erſt Alles verſuchen ließ, um die Junta zu vernichten, und jetzt eintritt, wo die Junta von ihrem Siege Garantien für die Zukunft hoffen konnte. Es liegt eine Feigheit darin, daß man gegen das ſchwache

Digitized by Google

Portugal so muthig ist, während man gegen das stärkere Spanien so klug zu Werke ging. Es ist aber perfide, wenn man durch eine solche Intervention verhindert, daß eine kräftige Partei in Portugal an's Ruder komme. Hätte man der Königin geholfen, ein festeres absolutistisches Regierungssystem durchzusetzen, oder der Junta ein freieres Volksleben zu begründen, so würde Portugal höchst wahrscheinlich in dem einen wie dem anderen Falle an Kraft gewonnen haben. Aber die Intervention, wie sie jetzt stattfindet, fesselt zwei sich auflösende, sich wechselseitig vernichtende Kräfte aneinander, und bedingt so die Ohnmacht beider. Es ist das höchst wahrscheinlich die Absicht, sicher wird es die Folge der Intervention sein. Daß es die Absicht ist, scheint uns in demselben Augenblick durch ein Actenstück, das an einem andern Orte in's Leben trat, ziemlich klar bewiesen zu sein. Der französische Gesandte in der Schweiz hat der Berner Regierung erklärt, daß Frankreich, im Einverständniß mit Oesterreich, die Cantonalunabhängigkeit gegen eine mögliche Centralorganisation der Schweiz verbürgen zu müssen glaube. Das heißt: die Schweiz darf nicht kräftig werden, darf nicht wie wir ein Ganzes bilden, weil wir dann nicht mehr den Herrn und Meister in ihr spielen könnten. In Portugal heißt es: keine Partei darf mächtig werden, weil wir dann weniger mächtig sein würden. Es erinnert das an die Art, wie Rom die Ohnmacht seiner Nachbarn zur Bedingung seines Bestehens machte. Aber diese Ohnmacht selbst führte am Ende zum Untergange Roms. Eine andere Politik würde die lebenskräftigen Staaten zweiten Ranges in Schutz nehmen und erstarken. Das thun auch die starken Völker so lange sie stark sind. England half Holland frei und Preußen groß machen. Und auch Frankreich suchte einst in der Schweiz eher einen mächtigen Bundesgenossen als eine ohnmächtige Matière à exploitation. Aber es scheint, als ob es in Europa kein Volk gäbe, das heute kräftig genug war, um zu denken, daß ein kräftiger Nachbar ihm lieber als ein vernichteter sei. Wenn Neufchatel sagte: die Schweiz wird selbst wissen, was sie zum Besten der Schweiz zu thun hat — so würde der Einfluß Frankreichs auf die Schweiz vielleicht für immer zernichtet sein. —

J. —y.

II.

Aus Berlin.

Mitte Juni.

Weitere Schicksale der Ostbahn. — Die Einkommensteuer und ihre Gegner. — Das englische Parlament und die Preußen. — Camphausen. — Die Majoritäten und die Regierung. — Unbehagliche Situation des Landtags. — Die Judenfrage. — Der Schluß des Landtags.

In der Sitzung des 5. beschloß der Landtag auf den Antrag des Abgeordneten von Brünneck, dem Könige anheimzugeben, die Arbeiten an der Ostbahn aus den laufenden Staatsmitteln, so weit diese ausreichten, weiter führen, dem nächsten vereinigten Landtage aber eine neue Proposition darüber zukommen zu lassen. Die Stände deuteten durch diesen Beschluß die Hoffnung an, daß bis zum nächsten Landtage die rechtlichen Bedenken, welche jetzt einer Garantie ihrer-

Digitized by Google

seits entgegenstehen, gehoben sein werden, und erklärten zugleich ihre Zustimmung zu dem Project selbst. Nichtsdestoweniger hat die Verweigerung der Garantie höchsten Ortes den allerunangenehmsten Eindruck gemacht; den Beweis dafür gibt die Einstellung der Arbeiten an der Weichselbrücke, welche uns die Allgemeine Preußische Zeitung vor einigen Tagen brachte.

Das verhängnißvolle Geschick, welches bisher alle unsere Regierungspropositionen vor den Ständen erlitten haben, hat auch die Einkommensteuer betroffen, die am 10., 11. und 12. von den vereinigten Curien berathen wurde. Zuerst wurde die Frage „Soll eine Einkommensteuer zum Ersatz der Mehl- und Schlachtsteuer nach dem Prinzip der Selbsteinschätzung erhoben werden" mit großer Mehrheit verworfen, hierauf auch die Einkommensteuer im Allgemeinen. Diesmal waren es die Freunde der Regierung, bei denen dieselbe den heftigsten Widerstand fand, so wie allerdings auch bei einem bedeutenden Theile der Liberalen, namentlich bei den Vertretern der Städte. Die Bourgeoisie und die Aristokratie boten sich freundschaftlich die Hand, um eine Besteuerung der Reicheren zu Gunsten der unteren Volksklassen zu verhindern. Drei Procent vom Einkommen würden allerdings mancher fürstlichen oder gräflichen Herrschaft, so wie mancher reichen Firma ein etwas bedeutenderes Steuerquantum auferlegen, als die 144 Thaler der ersten Klasse der Klassensteuer. Wir müssen jedoch einer Fraction der Liberalen anerkennend Erwähnung thun, die für die Einkommensteuer in die Schranken trat. Vor Allem vertheidigte sie Camphausen in einer meisterhaften Rede, wie denn überhaupt dieser Deputirte in der letzten Zeit ein Rednertalent bewiesen hat, das ihn neben Vincke und Beckerath stellt, welche drei unstreitig als die begabtesten Redner des Landtags betrachtet werden können. Camphausen muß von seinem Gegenstande ergriffen sein, um wahrhaft beredt zu werden, dann ist er es aber auch mit hinreißender Gewalt. Außer ihm, nahmen noch hauptsächlich Hansemann und von Auerswald für die Einkommensteuer das Wort. Doch vergeblich; sie fiel unter den vereinigten Angriffen der Landlords und Geldmänner. Der preußische Landtag von 1847 hat also nicht so viel Uneigennützigkeit bewiesen, als das englische Parlament von 1842, in welchem eine Torymajorität die reichen Klassen zu Gunsten der Aermeren besteuerte. Deshalb möge man nicht über unsere Deputirten den Stab brechen; denn abgesehen von dem drängenden Deficit, welches dem Parlament diese Maaßregel abnöthigte, werden derartig durchgreifende Reformen viel leichter in einem Staate mit parlamentarischer Regierung durchzusetzen sein, als in dem unsrigen, wo das deutsch-ständische Prinzip vorherrscht, nämlich Stände und Regierung sich einander gegenüberstehen, ohne daß die Letzere durch die Majorität der Ersteren bestimmt würde. Ein kühner Minister in einem parlamentarischen Staate, der zugleich Chef einer Partei ist, wird durch seinen Einfluß auf dieselbe ihr Beschlüsse abnöthigen, die oft nicht mit ihren Wünschen harmoniren, die sie aber zum Opfer bringt, um nicht das Ministerium und zugleich ihre eigene Herrschaft zu stürzen. So zog Robert Peel die widerstrebende Torypartei vier Jahre lang hinter sich her, von einer Reform zur andern. Unsere Minister sind aber weit entfernt, Leiter der Majorität zu sein, die auch nicht das geringste Opfer bringen wird, um sie an ihren Plätzen zu erhalten. Es ist daher eine Redensart, um die Regierungsge-

Digitized by Google

walt zu stärken, dürfe man in Deutschland dem parlamentarischen Prinzip, der Regierung der Majoritäten, nicht nachgeben; grade dies Prinzip macht eine Administration stark, denn sie stützt sich auf die Mehrheit der Kammer, während unser deutsch-constitutionelles Prinzip nur einen ewigen fruchtlosen, langweiligen Krieg zwischen der Majorität und der Regierung zur Folge hat, die sich gegenseitig an Allem hindern und selten etwas Ganzes und Genügendes zu Stande bringen. Man braucht übrigens noch kein Anhänger des parlamentarischen Prinzips zu sein, um über die Stellung unseres Ministeriums zu dem Landtage in Stannen zu gerathen, dessen Propositionen sämmtlich mit einem Eclat durchfallen, wie man es in gleicher Weise wohl kaum, seit es irgendwo ständische oder constitutionelle Regierungen gibt, gesehen hat. Dazu kömmt der Rechtsconflict, daß die Mehrheit der Stände stets nach andern Verfassungsgesetzen verfährt, wie die Minister, eine Situation, die so unnatürlich ist, daß sie auf eine oder die andere Weise beendigt werden muß. Der Regierung bleibt nur übrig, einen Schritt vorwärts oder einen zurück zu thun, entweder die verlangten Concessionen zu machen, oder das Patent vom 3. Februar zurückzunehmen und in alter Weise weiter zu regieren. Die jetzige Lage compromittirt gradezu das monarchische Prinzip und wird Regierern wie Regierten, je länger sie dauert, desto unerträglicher. Hier trägt man sich in gutunterrichteten Kreisen mit dem Gerücht, daß höchsten Ortes der Unwille über das Verfahren der Stände sehr groß, und die zweite der vorhin bezeichneten Alternativen beschlossen sei. Wir können dem keinen Glauben beimessen, wir haben noch immer so viel Vertrauen in die Einsicht der Regierung, daß wir es für unmöglich halten, sie werde eine Bahn einschlagen, deren gefahrvolle Klippen auch dem Blindesten nicht entgehen können.

Am 12. hat die zweite Curie mit fast Stimmeneinhelligkeit beschlossen, den König um Vertagung des Landtags und um Wiedereinberufung in einer gelegeneren Zeit (etwa zum Winter) zu bitten. Nach der in den Regierungskreisen vorherrschenden Stimmung ist die Gewährung dieser Bitte nicht wahrscheinlich. Ob jedoch die Stände schon am 19. geschlossen oder abermals verlängert werden, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen.

Vorgestern begann die zweite Curie die Berathung des Judengesetzes, die in der Herrencurie bereits am 12. begonnen hat. In der Curie der drei Stände hat der Gesetzentwurf so gut, wie gar keine Aussichten auf Annahme. — Der Gesetzentwurf wird in seinen einzelnen Artikeln durchdebattirt und abgestimmt. Die Bestimmung, daß die Judenschaft eine besondere Corporation bilden soll, ist bereits mit großer Majorität verworfen worden. Von Seiten der Opposition haben sich besonders die Herren v. Vincke, Beckerath und Camphausen hervorgethan, die sich sämmtlich für eine politische Emancipation der Juden aussprachen. Herr v. Vincke erklärte in seiner Rede unter andern, daß er nur den Leuten, die an Gott und Unsterblichkeit nicht zu glauben erklärten, die politischen Rechte entzogen wissen wolle. Das Nähere ist in der Preuß. Allegem. nachzulesen. — Herr von Beckerath hat zum §. 1 des Gesetzentwurfes ein Amendement auf die politische Emanzipation der Juden gestellt, welches wahrscheinlich heute zur Abstimmung kommen wird. Die Annahme desselben ist nicht zu erwarten, da unter den Abgeordneten des Landes sowohl, Ritterschaft und Landgemeinden, als der

Digitized by Google

kleinen Städte, das Vorurtheil gegen die Juden noch zu groß ist. Doch läßt sich auf eine bedeutende Minorität dafür rechnen. Künftige Landtage werden berufen sein, dieses Humanitätsprinzip zum Siege zu verhelfen. — Ueber die Wahl der Ausschüsse wird nach der Erklärung des Landtagscommissarius nicht eher etwas entschieden werden, als bis sich der Herrenstand darüber ausgesprochen hat.

Wie ich so eben höre, wird eine bestimmte Verlängerung des Landtags nach der am 19. d. M. abgelaufenen Frist nicht stattfinden, sollte gerade an diesem Tage eine Discussion unbeendigt sein, so wird die Beendigung derselben gestattet werden. Der Schluß der Sitzung ist demnach in den ersten Tagen der nächsten Woche zu erwarten. Wie man hört, wird der König in Person den Landtag schließen.

D.

III.

Aus Tirol.

Unterinnthal Anfangs Juni.

Die Landstände. — Protestation gegen Eisenbahnen. — Wirthe und Wirthshäuser. — Die Zeichnungen für die Venedig-Brixner Bahn. — Zur Ermunterung.

Unsere Landstände waren wieder beisammen! Wie in anderen Jahren, so war auch heuer ihr Zusammentritt durch das Steigen der Preise für Hühner, Wildpret, Spargel und andere eßbare Dinge, und ihr Auseinandergehen durch das Fallen derselben auf den Innsbrucker Wochenmärkten bezeichnet, in der Regel fast die einzige Lebensäußerung der versammelten Väter des Vaterlandes. Was geschieht und berathen oder nicht berathen wird, so lange die Herren beisammen sind, davon erfährt das Publikum, für dessen Wohl sie sorgen, wenig oder nichts. Von frühern Zeiten her wissen wir, daß man sich die rothen Fracks für den Ritterstand, die Einsetzung des Herz-Jesu-Festes und die Wiedereinführung eines Bettelmönchordens als besondere Zeichen kaiserlicher Huld erbeten, und in frischester Erinnerung ist es uns noch, daß, als man im ganzen Lande keine sechs Gymnasialprofessoren, die wissens- und glaubenstüchtig genug wären, zu finden wußte, man die Herbeirufung der Gesellschaft Jesu behufs der für Zeit und Ewigkeit zweckmäßigsten Dressur der hoffnungsvollen tiroler Jugend veranlaßte. Ein überglückliches Land fürwahr, das zu seinem vollkommenen Heil nichts braucht als rothe Fracks und einige spanische Reitmeister für seine Buben! —

Glück macht übermüthig; was Wunder nun, wenn bei den diesjährigen Verhandlungen, über deren größte Zahl indessen noch ein ägyptisches Dunkel liegt, bei Gelegenheit der Eisenbahnfrage die drei wohlhabendsten Gerichte von Nordtirol: Kitzbichl, Hopfgarten und Kufstein gegen die Errichtung einer solchen feierlich protestirten? Die Gründe, mit welchen die Protestation unterstützt wurde, waren dieselben, welche vergangenes Jahr zu eben dem Zwecke gebraucht wurden, nämlich: das wahrscheinliche Zugrundegehen von manchem Wirthshause an der Landstraße und die Schmälerung des — Vorspann-Verdienstes. Beim Licht be-

trachtet gibt's aber da keinen Unterſchied, denn Wirth und Vorſpanner ſind in der Regel eins und daſſelbe. Was aber ein Wirthshaus und ein Wirth bei uns iſt und zu bedeuten hat, das läßt ſich nicht ſo leicht errathen. Das Wirthshaus iſt für den tiroler Bauern offenbar mehr als für einen guten Germanen die Regensburger Wallhalla, und der Wirth mit rother Naſe und weinunterlaufenen Augen ſteht ihm unter gewiſſen Umſtänden immerhin höher als einem alten Griechen die ekſtatiſche Pythia auf goldenem Dreifuß. Dieſer Reſpect vor ſolchen Autoritäten iſt nicht den Bauern allein eigen, ſondern wird auch von vielen „Herren" getheilt. Im Wirthshaus wird berathen und beſchloſſen über alle Dinge des Gemeindelebens, und ſo häufig es im Staatsrathe in Wien die Anſicht des Referenten durchſetzt, ſo bei uns auf dem Dorfe die des Wirthes. Leicht zu begreifen iſt es daher, daß beim tiroliſchen Landtage das Wirthshaus und ſein Eigner eine mächtige Vertretung finden, aber von Herzen bedauern muß man heutzutage noch eine ſolche veraltete Anſchauungsweiſe des Nutzens und Schadens einer Eiſenbahn durch unſer Land auftauchen zu ſehen. Eine Bahn, die das adriatiſche Meer mit Süd- und dieſes mit Nordtirol und Baiern verbindet, iſt nach der Anſicht aller vernünftigen Leute die nächſte Lebensfrage für ganz Tirol.

Dies wird ſchon geraume Zeit als ausgemachte Sache betrachtet, die keiner weiteren Diskuſſion mehr bedarf, nur über das wo und wie? hatte man ſich noch nicht geeinigt. Zu dieſem Zweck wurde nun unlängſt eine Beſprechung zwiſchen den vorzüglichſten Geldmännern, die ſich von Venedig bis Augsburg finden, gehalten, und man iſt dahin übereingekommen, bei der Regierung die Bewilligung zu einer Bahn nachzuſuchen. Die Bahn ſelbſt würde nach Qualizza's Vorſchlag von Venedig über Verona, Roveredo, Trient und Botzen, vorerſt nur nach Brixen führen. Von da werden Perſonen und Waaren für jetzt mittelſt Eilfahrten über den Brenner nach Innsbruck gebracht werden, wo ſie dann wieder auf der Eiſenbahn durch das Unterinnthal über Kufſtein nach Baiern befördert werden ſollen. Wie ich aus guter Quelle höre, ſo ſind hierzu bereits 36 Millionen Gulden unterzeichnet.

Auf denn, Venedig, du ſtolze Dogenſtadt, du alte Löwin von Adria, rüttle ſie wieder deine mächtigen Glieder nach langem, langem Schlaf! und du mein liebes theures Tirol, ſchaffe und arbeite, und verhüte es, daß dir nicht alle Lebensfäden nach außen abgeſchnitten werden; in's kernfeſte Herz hat man dir ohnedies viele Tropfen ſchwarzen Giftes geſchüttet, und du haſt dich trotz deiner friſchen Lebenskraft vor innerer Fäulniß wohl zu wahren. Benutze getreu deine Mittel, welche dir Natur und Induſtrie darbieten, erſchrick nicht vor dem Geſpenſt einer Bruck-Salzburger Bahn, und verweiſe die geiſtesunmündigen Vertreter von Kufſtein, Kitzbichl und Hopfgarten ihre wahren und allgemeinen Intereſſen beſſer zu bedenken, mahne ſie daran, wenn ſie ihr Müthchen erproben wollen, lieber gegen das unſelige Holzausfuhrverbot, von welchem gerade dieſe Gerichte allein viele tauſend Gulden jährlichen Schaden haben, zu Felde zu ziehen, als auf dem für ſie ſterilen Boden der Eiſenbahnfrage, zu deren richtigen Beurtheilung ihnen alle Competenz fehlt.

Digitized by Google

IV.

Aus Stuttgart.

Frühling und Hochsommer. — Cannstadt und die Badeärzte. — Die Unruhen und das Militär. — Die Untersuchungen. — Der Rheinische Beobachter lobesam. — Uebertriebene Vorsichtsmaßregeln. — Fräulein Bayer. — Neue Engagements.

Will man einen angenehmen Eindruck von Stuttgart gewinnen, so muß man es im Frühling, zur Zeit der ersten Baumblüthe und wenn die Rebstöcke zu grünen beginnen, besuchen. Dann nimmt sich die Stadt in ihrem engen, grünen Bergkessel wunderlieblich aus, die ganze Atmosphäre ist mit aromatischem Dufte angefüllt, und steht man um diese Zeit an einem schönen Abend, wo die scheidenden Strahlen der Sonne dies Alles mit purpurnem Lichte umsäumen, auf einem gut gewählten Punkt einer der nächsten Berge, so muß man aus voller Brust in den Ausruf, den schon vor 300 Jahren Ulrich v. Hutten gethan haben soll: „Stuttgart ist ein irdisches Paradies!“ einstimmen. Aber nur die kurze Frühlingszeit und etwa noch einige Herbstwochen sind dem Orte günstig, im heißen Hochsommer muß es in diesem engen, wasserlosen Thale, wo die Berge den Luftwechsel verhindern, die Sonnenhitze hingegen mit doppelter Stärke zurückwerfen, furchtbar heiß und beklommen sein. Alles was nur irgend kann, flieht dann auch aus Stuttgart fort.

Cannstadt, das jetzt mit der Eisenbahn in 6 Minuten zu erreichen, ist das Eldorado, wo man wenigstens frische Luft und kühles Neckarwasser zum Baden und auch in den Mineralquellen Schutz gegen Leiden finden kann. Letzteres behaupten wenigstens die Cannstädter Brunnenärzte eben so wie ihre Collegen in der ganzen Welt, denn alle diese Herren bestreben sich, ihre Bäder als wahre Universalmittel anzupreisen und Fremde coûte qui coûte heranzuziehen. Wenn aber Cannstadt auch für Stuttgart von großer, gar nicht genug zu schätzender Annehmlichkeit ist, so begreifen wir nicht, wie Fremde es sich gerade zum längeren Aufenthaltsorte auswählen können. Es trägt einen viel zu provinziellen, echt schwäbischen Charakter an sich, als das Ausländer sich daselbst wohlgefallen können. Der Schwabe, bei allen seinen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften, besitzt selten die Gabe einer leichten, angenehmen Geselligkeit oder gar Zuvorkommenheit gegen Fremde. Dazu ist es noch in Cannstadt, besonders was die Preise der Wohnungen anbelangt, fast so theuer als in Baden-Baden oder andern großen Badeörtern, ohne daß man irgendwie sonderliche Agrements dafür erhielte.

Dieser Mai ist den Stuttgartern theilweise durch ihren Theuerungstumult verdorben worden; derselbe war an und für sich ganz unbedeutend und hat nur durch die Wichtigkeit, welche man ihm von einigen Seiten so gerne auf künstliche Weise geben wollte, wirklich einige Bedeutung erhalten. So hat man denn bisher untersucht und wieder untersucht, um eine ausgedehnte, nach tiefen Plänen handelnde communistische Verschwörung zu entdecken, aber bisher noch zu keinem Resultate gelangen können, so daß man die Mehrzahl der Verhafteten, worunter sich besonders sehr viel Buchdrucker befanden, schon wieder auf freien Fuß gesetzt hat, und das Ganze sich fast in ein Nichts auflösen wird. Einige Gesellen haben wohl vor dem Be-

Digitized by Google

ginn des Tumultes sich über die Art und Weise, wie er anzustellen, besprochen und nachher, als die Cavallerie auf die dichtgedrängte Masse einhieb, aus natürlichem Instinkt sich durch vorgeworfene Wagen, die grade zur Stelle waren, zu schützen gesucht; dies ist die ganze künstliche Anlage und Leitung, wovon man so viel gefabelt. Der „Rheinische Beobachter" freilich, der sich auch von hier wie von überall Bären aufbinden läßt, enthielt zwar eine Correspondenz à la Münchhausen, worin sehr viel von großer communistischer Verschwörung elegant gekleideten Männern mit Masken vor den Gesichtern, unter den Tumultuanten und einer gefundenen abgehauenen Hand mit einem goldenen Siegelring u. s. w. stand, ist aber, wie es diesem Klatschblatt oft zu geschehen pflegt, hier tüchtig ausgelacht und verspottet worden. Trotzdem, daß seit jenem Abend auch nicht die mindeste Ruhestörung vorgekommen, oder auch nur zu befürchten ist, dauern die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln denn doch noch immer fort. Posten von Infanterie stehen an vielen Orten, wo sie sonst fehlten, und Cavallerie-Patrouillen durchreiten des Abends alle Straßen. Wenn nun auch dies Niemanden stört, so ist dies doch nicht mit Schließung aller öffentlichen Lokale schon um 10 Uhr der Fall, die jetzt auch noch ausnahmsweise stattfindet. Grade im Sommer, wo die späten Abende so schön sind, ist dies doppelt lästig, und man kommt jetzt leicht in Gefahr, bei der Rückkehr von einem Spaziergang oder aus dem Theater, wenn dasselbe gar bisweilen bis gegen drei Viertel zehn Uhr dauert, hungrig und durstig zu Bett gehen zu müssen, denn mit dem Schlage zehn Uhr wird man unerbittlich aus jedem öffentlichen Lokale hinausgetrieben.

Uebrigens ist es uns doppelt schmerzlich, daß grade in Würtemberg, einem in vieler Beziehung am mildesten und gerechtesten regierten Staaten Deutschlands, solche Tumulte vorfallen mußten und man sogar sich nicht scheute, das Herz eines wahrhaft edeln Monarchen zu betrüben. Möge daher die wirklich Schuldigen die Strafe des Gesetzes treffen, Unschuldige aber nicht durch lächerlichen Argwohn und Verfolgungspest geplagt werden.

Das hiesige Theater entfaltete in letzter Zeit viel Regsamkeit, und Baron Gall beginnt allmälig in der Gunst des Publikums, die ihm anfänglich sehr spärlich zu Theil ward, zu steigen. Unter den vielen Gästen aller Art, die in letzter Zeit hier auftraten, machte Frl. Bayer aus Dresden in ungewöhnlicher Weise Furore, und es ist nur Eine Stimme über den innern Gehalt und die äußere Grazie dieser ächt deutschen Künstlerin, die man mit um so größern Opfern hier engagiren möchte, als grade ihr Fach ungenügend besetzt ist, nachdem Fräulein von Stubenrauch, die in diesem Rollenkreis noch immer vermißt wird, sich ganz von der Bühne zurückgezogen hat. Sonst gastirten noch mit vielem Beifall (so daß sie in Folge dessen auch engagirt worden): der Bassist Lehr aus Hamburg und die Soubrette Mad. Goltermann aus Schwerin. Letztere in Spiel, Gesang und äußerer Erscheinung mit Recht zu loben; die übrigen Gäste waren unbedeutender, ausgenommen etwa noch Herr Reer aus Coburg.

J—s.

Digitized by Google

V.

Aus Süddeutschland.

Die Ordenswuth. — Ihr Einfluß auf Staatsverträge. — Nordamerika. — Portugiesische Freigebigkeit.

Es muß doch ein gar wunderliches Ding um einen Orden sein, daß manche als vernünftig angesehen sein wollende Menschen ihr ganzes Leben darnach haschen und ringen so ein buntes Bändlein oder Kreuzlein zu bekommen. Fallstaf sagt: „was thue ich mit der Ehre, sättigt sie mich? nein! tränkt sie mich? nein! kann ich mich damit zudecken wenn mich friert? nein! Also was thue ich damit?“ Wir Menschen sind doch oft aus wunderlichen Stoffen zusammengesetzt und schwer zu ergründen. Besonders je höher Jemand in der Gesellschaft steht, je mehr ihm sonst schon Ehre und Rang aller Art zu Theil wird, desto stärker wächst auch seine Ordenskrankheit, denn so darf man es wohl mit Recht nennen. Was ist schon Alles eines Ordens wegen geschehen, was unterlassen? Es müsse in der That einen hübschen Betrag zur Geschichte des Menschengeschlechtes geben, könnte man nur ein Hunderttheil dieser Fälle in voller Wahrheit schildern. Menschen, die ganz besonders Orden zu lieben pflegen, sind unsere Diplomaten, in deren Händen ja das Wohl und Wehe der Nationen liegt. Bei Abschließung von Verträgen wird stark Bedacht darauf genommen, daß ja auch ein Bändlein und Sternlein mit dabei abfällt, und oft sehr wichtige allgemeine Interessen diesem noch wichtigeren speziellen untergeordnet. Es ist Schade, daß die vereinigten Staaten von Nordamerika keinen Orden haben. Wir glauben fest, der viel gehoffte Handelsvertrag des Zollvereines mit demselben wäre sonst schon lange zu Stande gekommen. So freilich mag es noch viele Jahre damit währen, ja wird wahrscheinlich, wie schon so oft Aehnliches von uns geschah, so lange aufgeschoben werden, bis ein anderer klügerer Staat, dessen Vertreter nicht so sehr diese Ordenswuth besitzen, uns zuvorkommt, und für sich Vortheile gewinnt, die wir selbst hätten haben können. Doch was macht dies unseren Diplomaten? Da hat Portugal es doch ganz anders verstanden; seine bunten Kreuze, die es mit so überschwenglicher Freigebigkeit zu Dutzenden austheilte, haben bewirkt, daß das ganze Prinzip des Zollvereines vor ihnen zu Schanden ward. Diesem gemäß sollte derselbe nur vereint Handelsverträge mit auswärtigen Staaten abschließen können, jedem einzelnen Vereinslande dies aber untersagt bleiben. Doch der portugiesische Gesandte, der wohl auch gerne möchlichst viele verschiedene dieser Orden mit nach Lissabon bringen wollte, wußte den Repräsentanten unserer einzelnen Staaten es einleuchtend zu machen, daß ihnen ja auf diese Weise die hübschen portugiesischen Dekorationen entgehen würden. Dies zog, eilig wurde das ganze System des Aneinanderhaltens zerstört, und uneingedenk des gegebenen Versprechens, schloß jeder einzelne Staat, oder Staatlein, gleichviel, ob er (wie es bei Manchen im Innern von Deutschland der Fall ist), auch nicht für einen Kreuzer Werth Handelsverbindungen mit Portugal hat, einen eigenen weitläufigen Handelsvertrag mit demselben ab. Alle Parteien,

Digitized by Google

welche beim gegenseitigen Umtausch der Orden betheiligt waren, freuten sich über ihr Meisterstück; das Ausland sah aber mit Staunen und nicht ohne Schadenfreude, daß das System des Zollvereins nicht einmal stark genug, um portugiesischen Orden Widerstand leisten zu können!

W.

VI.

Aus Prag.

1.

Die Bäckeremeute. — Die Juden als Sündenbock. — Verfälschung der Lebensmittel. — Die Milchverkäufer. — Graf Wallis. — Die Dampfmühle. — Böhmisches und bairisches Bier. — Die Bierbrauer und die Finanzwache.

Sie werden bereits gehört haben, daß auch wir unsern Bäckerladen-Krawall gehabt haben, der dieses Jahr wie eine Epidemie die deutschen Städte durchzieht. Scenen dieser Art sind übrigens seit einigen Jahren etwas häufiger Natur bei uns. Die Druckeremente vor drei Jahren hat man den Juden in die Schuhe geschoben. Unter unsern Bäckern, Müllern und Bierbrauern befinden sich aber keine Juden, d. h. keine Israeliten, denn Juden im Nebensinne gibt es da mehr als im fünften Hauptviertel! Eigentlich müßte sich die hiesige Judenschaft bedanken, daß man sie von den „ehrsamen" Bäckern, Müllern und ähnlichen Zünften ausschließt, denn wäre nur ein Jude darunter, so hätte die ganze Zunft alle ihre Missethaten diesem Einzigen in die Schuhe geschoben und der löbl. Magistrat als „Vertreter der Bürgerschaft" hätte um der Popularität willen Chorus gemacht, und nach einigen herkömmlichen Judendurchprügelungen, Fenstereinwerfen, Hep-Hepmarseillaisen wären die Mißbräuche beim Alten geblieben. So aber kann dem abrahamitischen Sündenbock dieses Mal die Schuld nicht aufgeladen werden und wir müssen schon in christlicher Liebe und Demuth in unserer eigenen Mitte nach den Wurzeln der Uebelstände graben und sie auszurotten suchen, so gut oder vielmehr so schlecht es geht.

Der Verkauf von Lebensmitteln wird leider bei uns bei weitem nicht mit der Umsicht und Strenge überwacht, um vor dem täglich sich wiederholenden Betrug zu schützen. Die bestehenden Marktvorschriften beurkunden zwar die besten Absichten, aber sie werden nicht exequirt, die dafür bestellten Organe nehmen die Sache aus begreiflichen Gründen auf die leichte Achsel, und so ist der Unfug empörend, der von den Verkäufern getrieben wird. Es ist schauerlich, wenn man weiß wie die Qualität und Quantität der Naturprodukte durch die raffinirteste Verfälschung und Verkürzung im Maaß und Gewicht für Gesundheit und Tasche unerträglich gemacht werden. Kein Mittel wird unversucht gelassen, um die Käufer zu hintergehen, und den größtmöglichen Gewinn zu erzielen. Das ganze Viergespann der Elemente Erde, Luft, Feuer und Wasser, im Geleite der Kunst, werden angewendet, um den verschiedenen Gegenständen des Marktes dasjenige Aussehen und Volumen zu geben, welches die

Digitized by Google

Käufer für unerläßlich halten, wenn dieſe die erwartete Güte haben ſollen. Das Fleiſch wird mit Eis gebleicht und mit Luft aufgedunſen, um ihm Friſche und Fülle zu geben, die Butter wird gefärbt, und die altes und ranziges Fett enthaltenden „Stritzel" mit einer dünnen Kruſte friſcher Butter umhüllt und als friſch geprieſen und verkauft. Die Milch wird nach homöopatiſchen Grundſätzen verdünnt und Mehl beigemengt, was wohl das erträglichſte wäre, aber ſie wird auch mit Gypsmehl und Pottaſche verſetzt, um ihr die durch das beigeſellte Waſſer gegebene blaue Farbe zu benehmen, und ſie vor dem Gerinnen zu bewahren. Den Beſchluß dieſes chemiſchen Prozeſſes macht der mit Seife eingeſchmierte Rührlöffel, durch welches einfache Mittel die Milch den Schaum erhält, der nach dem brockhauſiſchen Converſationslexicon, „Schmetten, Sahne, Obers oder Rahm" benannt wird. Durch dieſe Alchymie wurden im verfloſſenen Jahre mehrere Familien vergiftet. Wo iſt der durch das Finanzpatent zu einer traurigen Berühmtheit gekommene Graf Wallis, der ſeiner Zeit häufig in den Morgenſtunden durch die Straßen eilte und den Milchweibern höchſt eigenhändig dieſe Rührlöffel zerbrach? Wollen Sie noch einige Ovid'ſche Metamorphoſen kennen lernen?

Alte Hennen werden vermöge einer geſchickten Metamorphoſe in gemäſtete Kapaunen umgewandelt, indem ihnen durch eine ſchmerzloſe Operation, ohne Anwendung des Schwefeläthers, der Kamm abgenommen wird.

Weizenmehl wird mit Korn- und Kukuruzmehl, Kornmehl hingegen mit Gerſtenmehl gemengt; dabei iſt der Preis hoch und noch immer im Steigen begriffen, trotz der Ueppigkeit aller Feldfrüchte und ihrer binnen kaum funfzig Tagen bevorſtehenden Einſechtung. Den hohen von den Müllern willkürlich geſtellten Mehlpreiſen ſollte die projectirte Dampfmühle mit einem Schlage abhelfen, ſo wurde vorher geſagt und ſanguiniſch gehofft. Die Dampfmühle prangt zwar vollendet am Smichow und ihr rauchender Schlott gibt der Hauptſtadt Kunde von ihrer Thätigkeit, allein ſie hat durch ihre Erzeugniſſe auf die allgemeinen Preiſe nicht nur nicht gewirkt, ſondern ihr Tarif iſt ein höherer als jener der Waſſermühlen und ſo dient ſie den Letzteren vielmehr zum Vorbilde ihre Preiſe derſelben gleichzuſtellen. Dies wird indeß erklärbar, wenn man die Organiſirung der Dampfmühl-Verwaltung und der eleganten Herſtellung des ganzen Etabliſſements kennen gelernt. Das Verwaltungsperſonal wird hoch beſoldet, die Betriebskoſten ſind groß, weshalb der Aufwand dem Gewinne gegenüber in keinem Einklange zu ſtehen ſcheint, und ſo zeigt ſich dieſes in edelſter Abſicht geſchaffene Inſtitut bis jetzt noch nicht der gehegten Erwartung entſprechend.

Auch das Bier — dieſes dem Böhmen „angeſtammte" Getränk — auch das Bier wird verkümmert theils durch den hohen Preis, theils durch die ſogenannten kalten Gebräue, wodurch nach den Ergebniſſen ärztlicher Unterſuchungen eine wahre, die menſchliche Geſundheit zwar langſam aber ſicher zerſtörende Aqua Tofana erzeugt wird. Der Preis dieſer böhmiſchen Malvaſiers iſt gegenwärtig acht bis zehn Kr. C.-M. pr. Maaß, faſt auf gleicher Höhe mit dem Weine, während ſie noch vor einigen Jahren blos mit vier oder fünf Kr. ausgeſchänkt wurde, ein Preis, bei welchem es dem Offizier, Beamten und andern Beſoldeten zum Opfer, dem Soldaten, mindern Gewerbsmann und Tagarbeiter aber zur poſitiven Unmöglichkeit wird, ein Glas ſeine phyſiſchen Kräfte ſtärkendes Bier zu genießen.

Digitized by Google

Sonderbar, daß Böhmen das Land wo der beste Hopfen gedeiht, namentlich in den ausgedehnten Pflanzungen von Saaz, und wo in allen Gauen der Anbau der Gerste nach großartigem Maßstabe betrieben wird, sein gutmüthiger Bewohner verurtheilt ist, ein schlechtes und theures Bier zu trinken, mittlerweile der Baier, der Gerste und Hopfen in großen Quantitäten aus Böhmen holt, ein anerkannt gutes nach den bewährtesten Regeln der Bierbrauerkunst erzeugtes Bier und dazu um einen mäßigen Preis erhält (dasselbe kostet dort noch immer nicht mehr als sechs Kr. rheinisch oder fünf Kr. Conv.-M.) Was sind die Ursachen? wird die billige Frage sein; und die Antwort lautet: einerseits die nicht unbedeutende Steuerauflage, so behaupten die Brauer, andererseits und dies viel wahrscheinlicher — indem Thatsachen dafür sprechen — die Gewinnsucht der Letzteren. Faktisch ist, daß ziemlich alle Brauer reich sind und ein luxuriöses Leben führen, denn die Einrichtung ihrer Gemächer, ihre Kleider und die Equipagen mit gallonirten Kutschern und Dienern sind kaum zu unterscheiden von jenen der Hochgeborenen des Landes.

Sanitätsrücksichten, Humanität und politische Klugheit müßten eigentlich die Regierung auffordern, daß sie selbst für eine gute und wohlfeile Erzeugung eines Getränkes Sorge trage, welches ein nicht geringer Factor in Haushaltungen, bei öffentlichen Unterhaltungen Alles ist; allein die Regierung und Stände verfolgen in dieser Beziehung zu sehr fiscalische und selbstsüchtige Zwecke. Die Regierung will an der Steuer, die Grundobrigkeiten an ihrem sichern Gewinn nichts verlieren, nur das Publikum ist verdammt Geld und Gesundheit zum Opfer zu bringen. Ohne Zweifel aber ist für Beide das bestehende System unrichtig und nicht von den Folgen begleitet, die ein anderer Zustand der Dinge hervorrufen würde. Ein gutes und billiges Bier steigert den Verbrauch, daher auch den Gewinn. In noch höherer Potenz wäre dies der Fall, wenn der die menschliche Gesundheit verpestende Branntwein, dieses Erbübel der arbeitenden Klasse, das so viele physische und moralische Leiden erzeugt, gänzlich verboten und unterdrückt würde. Die für die Gesammtheit daraus entspringende große Wohlthat wäre, daß dadurch der Genuß dieses schädlichen Getränks unmöglich gemacht, und daß eine große Menge von Naturprodukten zur Nahrung erübrigt werden möchten.

Der Staat verbraucht einen großen Theil der für die Biererzeugung eingehobenen Verzehrungssteuer auf Regie-Auslagen, namentlich für die Finanzwache, jenes Janitscharencorps, das gänzlich demoralisirt, und unter den gegenwärtigen Verhältnissen nie das werden kann, was damit beabsichtigt wird, weil die Zahlung vom Staate schlechter als diejenige ist, die sie von den Gesetzübertretern empfängt. Referent kennt Details aus dem Munde eines Eingeweihten: Ist ein Biergebräu angemeldet, und die Abgabe anticipando bezahlt worden, so entsendet der betreffende Kommissär nach Umständen einen oder zwei dieser Biergarde mit einer ihre Verrichtungen bestimmenden Tagesliste in das Brauhaus zur Ueberwachung der Operation. Was aber nicht immer geschieht, ist eben die Ueberwachung, denn die Männer des Gesetzes haben Taschen und Magen, die gefüllt sein wollen. Der vorgeschriebene Rapport aber wird genau und auf das Strengste erstattet. Der Act ist vollzogen, aber der Brauer erzeugte sein Decoct nach Belieben. Treten indeß die seltenen Fälle ein, wo die Personen sich schroff ent-

Digitized by Google

gegen stehen, so wird wohl genau die versteuerte Fässeranzahl erzeugt, aber eines Doppelbiers, das nachher durch das kalte Gebräu verdünnt wird, und so die Defraudation und der unsichtbare Gesundheitsmord an Tausenden begangen. Dem würde vorgebaut, wenn die Bier- oder Getränkesteuer ganz nach einfachen Grundlagen erhoben werden möchte. Läßt sich das Bierbrau-Monopol so schwer als ein der Grundsteuer unterliegendes Object denken? Könnte nicht eben so wie dort von dem möglichen Ertragnisse die Giebigkeit ermittelt werden? Gewiß, denn man kennt in dieser Beziehung genau die Ergebnisse einer unendlichen Reihe von Jahren, die in den bestehenden Registern hinterlegt sind, und wonach ein verläßlicher und ziemlich untrüglicher Durchschnitt gezogen werden könnte, der die Basis der Steuerschuldigkeit bilden möchte. Diese würde unbeirrt eingehoben werden, ob das Ertragniß für das Steuerjahr größer oder kleiner sich darstellen möchte, denn das Ertragniß wäre eine Folge des Bierabsatzes, dieser aber bedingt ein gutes Bier, folglich wäre diese Art der Steuerhebung der sichere Sporn zu einer bessern Biererzeugung. Die Staatsverwaltung hätte nur zu überwachen, daß ein vollkommen gesundes und nur ein gehörig ausgegorenes Getränk erzeugt und ausgeschänkt werde. Der Vortheil wäre augenscheinlich, sowohl für den Staat als für die Brauberechtigten und das consumirende Publikum, denn der erstere würde den Heuschreckenschwarm von Finanzwächtern, Ober- und Unter-Commissären, Respicienten und wie sie alle heißen, die sichtbaren und unsichtbaren Hebel dieser Dienstbranche mit den ihr anklebenden großen Ausgaben ersparen, da diese Steuer ohne alle Schwierigkeit durch die öffentlichen Steuereinnehmer unentgeltlich erhoben werden könnte; die zweiten entgingen der lästigen Zeit und geldraubenden und Alles beschnobernden Ueberwachung, die tausendfältig umgangen und immer zur Chicane wird, für das genießende Publikum aber wäre der Hauptzweck erreicht, ein gutes den Preisen der andern Lebensmittel analoges Getränk zu erhalten. Zunächst wäre es die Aufgabe der Landstände eine wohlerwogene und wissenschaftlich praktische Proposition zu stellen und ihren Einfluß anzuwenden, damit in diesem Zweige der National-Oeconomie die zweckmäßige Reform eingeführt werden möchte.

Die Verhandlungen der Stände haben diesmal den ganzen Wonnemonat hindurch gedauert, ob sie aber ihnen selbst oder Andern zur Wonne gereichen werden, steht in Frage. Die Achse, um die sich die Hauptberathungen gedreht, sind immer und immer wieder die ständischen Privilegien. So lange jedoch der Bauer- und Bürgerstand nicht in angemessener Anzahl von Mitgliedern gehörig vertreten wird, so lange bleibt das Ständewesen in Böhmen ein Stückwerk, und der Thron wird nie von den Bedürfnissen des Landes auf diesem Wege das Geeignete und Wahre erfahren. Unter andern das innere Geschäftsleben bezweckende Angelegenheiten hat der Stand der Geistlichkeit für die zwei austretenden Beisitzer des permanenten Landesausschusses Andere gewählt, und da die Wahl zwei erleuchtete und besonders humane Prälaten getroffen, so ist diese Thatsache immer ein Gewinn für diejenigen, die mit diesen Männern zu verkehren ihre Bestimmung haben, zumal da es unter dem Clerus und den Laien bekannt, daß bei einem der Krummstabträger grade kein Ueberfluß von Höflichkeit zu entdecken ist.

P.

Digitized by Google

2.

(Verspätet.)

Schluß der ständischen Versammlung. — Musterwirthschaft und Communalwesen.

Den 1. Juni hat die Ständeversammlung ihren Schluß erreicht. Der letzten Sitzung waren zwei bedeutende Anträge vorbehalten; doch wurde Debatte und Erledigung beider — vertagt.

Mag die Vertagung des einen Gegenstandes auch zu beklagen sein, so ist uns dieselbe doch willkommen, um den Preis, daß auch der zweite der Vertagung, wir wollen hoffen auf sechs Monate, nach englischem Brauche, anheimfiel.

Dieser vertagte zweite Gegenstand betraf die Gründung einer Ackerbauschule auf Landeskosten, und allerdings erscheint ein solcher Antrag, von ferne betrachtet, ganz unschuldig, ja löblich sogar, so wie es auch richtig sein mag, daß wir der Schulen viele besitzen, und der Schulresultate blutwenig, daß der Ackerbau auf einer Schule, wenn auch mit praktischem Unterrichte, kaum gründlich erlernt wird, besonders bei uns, wo die Zahl der Lehrer oft von ganz andern Rücksichten, als denen wirklicher Befähigung bestimmt wird, wie dies mancher Lehrgang am technischen Institute zum Jammer der Schüler beweist. Diesmal aber hat es mit dem Antrage jener Ackerbauschule im großen Style ganz Besonderes zu bedeuten, denn zur Ausführung des Projectes soll auf Landeskosten eine große Herrschaft im Werthe von beiläufig 500,000 Fl. C. M. gekauft, auf dieser Herrschaft soll die Schule gegründet, der ganzen Anstalt soll ein Director (etwa ein Landstand?) mit bedeutendem Gehalte vorgesetzt werden, und gar Sonderbares erzählet das böse Gerücht über die eigentlich nächsten Tendenzen des ganzen Projectes, weil sein Auftauchen großartiger Kameraderie angeblich verdanken, und zunächst die Verwerthung einer sehr bedeutend verkäuflichen Herrschaft zum Zwecke haben soll, deren climatische Lage und Bodenbeschaffenheit noch überdies, wie behauptet wird, zu den Zwecken einer Ackerbauschule, einer Muster- und Probewirthschaft gar nicht taugte. Wir lassen das unerörtert, und freuen uns über die — Vertagung des Antrags in dieser Gestalt, welche, so Gott will, für immer gelten möge.

Der zweite zweckmäßigere und bei weitem edlere Antrag von Grafen Franz, Grafen Thun, Sohn, gestellt, seine Majestät um Gewährung freierer Munizipalverfassung zu bitten, ward vertagt, damit der Antrag näher entwickelt und entschiedener gestellt, nochmals zur Verhandlung komme, welcher wir vom Herzen gute Erfolge wünschen, ohne sie jedoch hoffen zu können.

S. S.

VII.

Notizen.

Ein sächsischer Staatsmann über Oeffentlichkeit. — Der Prospectus zur deutschen Zeitung. — Das Duell des Herrn von Gagern. — Neueste Romantik in Spanien. — Die deutschen Kleinstädter in Paris. — Heine. — Bibelstudien.

— In Bezug auf den Neubau der Dresdner Gemäldegallerie ist bei Brockhaus eine kleine Schrift erschienen, die man allgemein einem hochgestellten sächsischen

Digitized by Google

Staatsmann (die Augsburger Allgemeine nennt gradezu den Minister von Wietersheim) zuschreibt. Die darin verhandelte Frage ist zu speziell, um sie hier auseinander zu setzen; wohl aber sind einige Worte in der Einleitung, grade weil sie aus solcher Feder kommen, sehr zu berücksichtigen. „Warme Theilnahme an öffentlichen Dingen — sagt der Verfasser — ist stets erfreulich. Selbst wenn sie aus trüber Quelle fließt, selbst wenn sie einseitig, oder irrig ist, soll dies weder befremden noch verletzen. Kein Licht ohne Schatten. Ernste Betrachtung aber verdient immer und überall, besonders bei wichtigen und zweifelhaften Fragen, die von dem Urtheile redlich Wollender geleitete öffentliche Meinung. Würdiger und besser sei, wo möglich gewinnen, oder doch beruhigen, als schroffes Zurückweisen, oder gleichgültiges Uebersehen." — Wahrlich ein schönes und männliches Glaubensbekenntniß. Möchten doch die Herren, die in nächster Zeit über die Angelegenheiten Deutscher in Frankfurt tagen werden, sich diese goldenen Worte des sächsischen Staatsmannes als Votivtafel an die Wände des Saales schreiben lassen —

— Der Prospect der neuen deutschen Zeitung, von Gervinus, liegt uns nun vor. Von dem Namen ihres berühmten Herausgebers, von der großen Zahl ausgezeichneter Staatsmänner, die er für seine Zwecke zu gewinnen gewußt hat, läßt sich Bedeutendes erwarten, und wir begrüßen das Unternehmen, als ein Organ des gemäßigten oder entschiedenen Liberalismus, mit Freuden. Mit dem Prospect selbst können wir uns nicht so einverstanden erklären; er gibt zu viel und zu wenig. Zu viel, denn er enthält in Kurzem alle möglichen politischen Fragen, die sich doch erst in der Discussion entscheiden können, schon beantwortet, und kann eben dieser dogmatischen Fassung wegen nicht Alle befriedigen; zu wenig, denn er spricht sich über das Aeußere, die Einrichtung seines Blattes und dessen Organismus zu wenig aus, abgesehen davon, daß der Styl, in dem er abgefaßt ist, nicht eben frisch und lebendig zu nennen ist. Jedenfalls wird in kurzer Zeit die That selbst mehr sagen, als die Erklärung, was man thun will.

— Herr von Gagern wird sich nicht duelliren! Dies ist vernünftig, redlich und doch — fatal! Es ist vernünftig und redlich, daß ein noch junger Mann, der eine schöne und edle Zukunft vor sich hat, der eine Stütze der Fortschrittspartei in seinem Vaterlande ist, der das Vertrauen seiner Mitbürger genießt, von dessen Talent Vieles zu hoffen ist, sich nicht dem mörderischen Würfelspiel aussetzt, daß ihm sein Gegner im Wahnsinn der Wuth anbietet, ein Gegner, der vielleicht nichts mehr zu verlieren hat in dieser Welt, dem vielleicht das Leben eine Last ist und der nun quitte à double spielen will und sein eigenes wenig neidenswerthes Leben gegen ein reines, unbeflecktes, zehn und hundert Mal werthvolleres auf's Spiel setzt. Ich sterbe mit den Philistern, rief Simson aus, hier ruft ein Philister ich sterbe, aber der junge kräftige Simson muß mit! Darum aber ist die Ablehnung des Duells eine Fatalität! Georgi soll sich nicht rühmen können, ein ehrlicher Mann habe vor ihm gezittert; es ist freilich dies ein Ruhm, den jeder wüthende — ja wie sage ich gleich — jeder wüthende . . . Wolf für sich in An-

Digitized by Google

spruch nehmen konnte. Allein ein wüthender ... Wolf läuft einsam durch die Straße. Die „Mitwölfe" heulen nicht vor Freude, wenn ein vernünftiger Mensch dem Anfall ausweicht. Um dieser Mitwölfe willen ist die künftige Position Gagerns fatal und wir sehen im Voraus, daß einer dieser Mitwölfe über kurz oder lang von Gagern's Muth sich wird überzeugen müssen. — Bei dem Allem verwundern wir uns über die „sonderbare" Sanftmuth der großherzogl. hessischen Regierung, die derlei Dinge unter ihren Augen verhandeln ließ ohne einzuschreiten!

— Spanien will durchaus seinen romantischen Charakter behalten und Europa stets mit neuen Romanen versehen. Es ist eine wahre Liebesseuche im Hause der spanischen Bourbonen eingerissen: Alles fühlt der Liebe Freuden, schnäbelt, tändelt, herzt und küßt, von Madame Mugroz an, die ganze Infantenschaft durch. Nun will auch die Königin abdanken, ihre Ehe für nichtig erklären (Grund dazu ist nach dem canonischen Recht vorhanden) und den General Serrano heirathen. Wirthschaft Horatio, Wirthschaft, das Gebackene von dem ersten Heirathsschmaus gibt kalte Hochzeitsschüsseln — würde Hamlet sagen —

— Kotzebue's deutsche Kleinstädter wurden kürzlich in französischer Bearbeitung im Palais Royal aufgeführt und — wie der Voleur sagt der schlechten Aufführung wegen — ausgezischt. Das Stück hatte übrigens eine eigene Wanderung gemacht. Vor circa 50 Jahren fand der französische Schauspieler und Lustspieldichter Picard in einer Stelle von La Bruyère den Stoff zu einem Stück „la petite Ville." Kotzebue machte seine „deutschen Kleinstädter" aus diesem Stück und jetzt läßt es ein Mr. Narrey wieder unter dem Titel „les notables de l'endroit" in seine Heimat zurückwandern.

— Heinrich Heine befindet sich seit Kurzem abermals in den Pyrenäen, um in einer der dortigen Heilquellen Linderung seiner Leiden zu finden.

— Abermals hat sich Jemand, und zwar diesmal ein Dr. Richard Dickson in Amerika, die Mühe genommen, die Worte und Buchstaben der Bibel zu zählen. Er zählte daran drei Jahre lang, täglich acht Stunden, und brachte heraus, daß die Bibel 31,173 Verse, 773,692 Worte und 3,566,480 Buchstaben enthalte. Der Name Jehova findet sich darin 6855mal und das Bindewort und 45,227mal vor. Die Mitte der Bibel bildet der 117. Psalm. — Das heißt doch seine Zeit gut angewendet!

Wiederholt bitten wir unsere Herren Correspondenten (mit Ausnahme jener, denen wir besondere Adressen angaben) Briefe und Packete unter der Adresse des Redacteurs oder der Verlagshandlung **nach Leipzig** zu adressiren.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Friedrich Hebbel.

Judith 1840. — Genovefa 1842. — Maria Magdalena 1844. — Der Diamant 1847.

Unſere Zeit iſt nicht ſo reich an wahren Poeten, daß die Kritik nicht eifrigſt nach jedem Goldkorn in der Spreu ſtöbern ſollte. Fühlen wir uns einmal erquickt von dem Hauch des Genius, der aus einer Dichtung unmittelbar in die Seele weht, ſo verdrießt es uns, wenn uns wie aus einer Douche das kalte Waſſer der Reflexion überſtrömt und uns das ſüße Gefühl der Bewunderung verkümmern will. Und wahrlich, thäte es noch Noth, gegen den Unverſtand des Publikums die urſprüngliche Kraft, die grandioſe Naturwahrheit jenes Dichters zu vertreten, der den entnervenden Reflexionen eines blaſirten Zeitalters einmal wieder das Bild ganzer Menſchen entgegenhält, ſo würde ich der Letzte ſein, an einer Erſcheinung zu makeln, die mich ſelbſt in meinem Innerſten ergriffen hat. Aber die Kritik hat darin jetzt ihre Schuldigkeit gethan; die Bedeutung Hebbel's, ſeine groß gedachte Charakteriſtik im Gegenſatz gegen die markloſen Phantaſiegeſtalten ſeiner meiſten Nebenbuhler, iſt hinreichend gewürdigt, und ich darf es jetzt vor meinem Gewiſſen verantworten, wenn ich dem Dichter zurufe: Du biſt auf einem Abwege, von dem man noch nicht gewiß weiß, wohin er führen kann.

In der Vorrede zu Maria Magdalena leſe ich folgende Stelle: „Für Rechenfehler iſt Jedermann verantwortlich; dem Dichter dagegen muß man verzeihen, wenn er es nicht trifft, er hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will oder nicht, denn das einmal Lebendiggewordene läßt ſich nicht zurückverdauen, es läßt ſich nicht wieder in Blut verwandeln, ſondern muß in freier Selbſtſtändigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geiſtige Entbindung kann eben ſo gut wie eine leibliche, die Vernichtung, ſei es nun durch den Tod oder durch den Wahnſinn nach ſich ziehen. Man denke an Lenz, an Hölderlin, an Grabbe."

Ich muß geſtehen, daß mich der nämliche Gedanke durchfröſtelte, als ich das neueſte Werk des Dichters las. Hebbel iſt zwar ein größerer Dichter,

Digitized by Google

aber ein Geistesverwandter von Lenz, von Hölderlin, von Grabbe (ich möchte noch Kleist hinzufügen), und je tiefer er fühlt, desto gefährlicher ist es mit seinen eigenen Phantasien zu spielen. Wenn einige Modeschriftsteller mit der unheimlichen Nacht des Geistes tändeln, so will das nicht viel sagen, sie sind zu oberflächlich um ihre Schrecken innerlich zu empfinden; aber in dem wahren Dichter schlummert ein Dämon, den er vorsichtig behandeln muß, um Meister über ihn zu bleiben.

Man pflegt es dem Dichter als eine Verirrung auszulegen, wenn er sich neben seiner schöpferischen Thätigkeit auch in weitgehende Reflexionen vertieft; man hat es namentlich seit dem Vorgang den Romantiker Schiller vorgeworfen, er habe die natürliche Schärfe seines Gesichts durch die Brille der Reflexion abgestumpft. An so etwas kann nur derjenige glauben, dem als das Höchste des Menschen dieses Unbewußte, Unklare und Trübe in der Tiefe der Seele erscheint, was sich nie verständlich wird, der den Genius wie ein wunderbar in den Naturzusammenhang einbrechendes, übernatürliches Licht ansieht, von dem man nicht weiß, woher es kommt und wohin es geht. Wer aber Geist und Natur in ihrer Einheit begreift, wird den echten Gedanken auch als eine Quelle der echten Poesie verehren. In unserer Zeit liegt das Gold nicht mehr auf dem Rasen verstreut, es wird nicht durch Beschwörungen, nicht durch die Wünschelruthe gehoben; mit Fleiß und Wissenschaft muß man in der Tiefe der Erde nachgraben, um sich seines Scheins zu erfreuen.

Darum wollen wir über die Reflexionen, mit denen Hebbel seine poetischen Erzeugnisse begleitet, keineswegs leichtfertig hinweggehen, wie es manche legitime Kritiker gethan, abgeschreckt von der Unbehilflichkeit jener Reflexionen und ihrer scheinbaren logischen Verwirrung. Hebbel will nicht ein Tagesdichter sein, er will nicht blos für den unmittelbaren Bedarf der Bühne scharrwerken, er will das Anrecht der Poesie auf ein neues Gebiet bethätigen. Bei der Tiefe dieses Dichters müssen selbst seine Irrthümer lehrreich sein.

„Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf Nichts als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identisch sind, stützen, und also den äußern Haken, an dem sie bis jetzt zum Theil befestigt waren, gegen den innern Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen .... Diesen welthistorischen Prozeß .. hat die Philosophie, zersetzend und auflösend, vorbereitet .. und die Kunst hat die Aufgabe, in großen,

Digitized by Google

gewaltigen Bildern zu zeigen, wie die .. erſtarrten, aber durch die letzte große Geſchichtsbewegung entfeſſelten Elemente, durcheinander fluthend und ſich gegenſeitig bekämpfend, die neue Form der Menſchheit erzeugen." — Eine Anſicht, die ich unbedingt theile, was auch die romantiſche Theorie der Tendenzloſigkeit, die ſich ſelbſt in einem Kritiker der philoſophiſchen Schule gegen Hebbel ausgeſprochen hat, dagegen einwenden mag. Hebbel zeigt ſogar im Einzelnen, daß er — theoretiſch — ein richtiges Bewußtſein darüber hat, indem er an den Wahlverwandtſchaften (wie an Calderon) tadelt, daß der Dichter die ſittliche Beſtimmung als feſt vorausſetzt, die er eben in ihrem Prozeß veranſchaulichen ſoll; an Fauſt, daß er die Geburtswehen der um eine neue Form ringenden Menſchheit, aus Unfähigkeit, ſie in ihrer Totalität zu faſſen, endlich zu bloßen Krankheitsmomenten eines Individuums herabdrückt. Wenn er dann hinzuſetzt: „Nur wo ein Problem vorliegt, hat eine Kunſt etwas zu ſchaffen; wo euch aber ein ſolches aufgeht, wo euch das Leben in ſeiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in euerm Geiſt das Moment der Idee, in dem es die verlorne Einheit wieder findet, da ergreift es! wenn ihr auch das Fieber nicht heilen könnt, ohne euch mit dem Fieber einzulaſſen;" ſo kann die Kritik dieſen Maaßſtab des Urtheils unbedingt adoptiren, und eben daran – des Dichters Leiſtungen verurtheilen.

Denn was ſind es für Probleme, die unſer Dichter ſich ſtellt? Eben jene anonymen, individuellen Krankheitsgeſchichten, die nicht dem hiſtoriſchen Gebiet, ſondern dem pathologiſchen angehören. Wenn Gutzkow ſich in die Seele eines Nero zu träumen, oder wenn er das Problem zu löſen ſucht, wie ein Dalai Lama die Welt auffaſſen mag, ſo iſt das eine Aufgabe, die mit dem großen Gange des Weltgeiſtes nichts zu ſchaffen hat. Es iſt, als wenn Einer bei der Pfeife Tabak ſich den Kopf darüber zerbricht: wie mögen doch die Leute im Monde ausſehen, oder was für Gefühle mag einer haben, der lebendig begraben iſt u. dergl. Und leider muß ich erklären, daß die ethiſchen Probleme, die Hebbel ſich ſtellt, in keiner Weiſe eine größere Dignität in Anſpruch nehmen können.

Worin liegt, Alles in Allem genommen, das Große und Anerkennenswerthe unſers Dichters? Darin, daß er ſich nicht auf dieſe halben Weſen einläßt, die heute dies, morgen jenes wollen, ſondern ganze Charaktere concipirt, die unbedingt in Eine Leidenſchaft, in Eine Gemüthsrichtung aufgehen, wenn dieſe auch Wahnſinn iſt. Aber eben daß ſie in der Regel Wahnſinn, wenigſtens Krankheit iſt, das entreißt ihm wieder den Kranz der echten Poeſie, der nur da erworben wird, wo Maaß iſt. Man mißverſtehe mich nicht,

Digitized by Google

ich weiß wohl, daß jede Leidenſchaft eine Krankheit iſt, aber es gibt eine geſunde Krankheit, die den Körper allerdings unter Lebensgefahr wieder herſtellt, und ein unnatürliches Siechthum, dem Kraftmenſchen eben ſo gut unterliegen können als Schwächliche. Ich erinnere an Klinger's Stücke aus der Sturm- und Drangperiode, z. B. die Zwillinge, an Grabbe und ähnliche Graftgenies; die Helden haben alle die Tobſucht, ſie raſen, fluchen, lärmen, morden, aber das alles iſt ihnen nicht natürlich, ſie ſind nur betrunken; der Rauſch jedoch gehört nur in die Poſſe, nicht in die Tragödie.

Und nun folge man den Sprüngen, in welchen Hebbel einige ſeiner Hauptcharaktere entwickelt, und ſage, ob das Natur oder Rauſch iſt. Der ausgeführteſte Starkgeiſt iſt ſein Golo in der Genoveva. Noch ein halber Knabe, nur gewohnt an Pferde, Lanzen und Schwerter, wird er von ſeinem Herrn, der in einen Kreuzzug zieht, zur Hut ſeiner Gemahlin zurückgelaſſen. Golo hat dieſe bisher immer als eine Heilige betrachtet, jetzt ſieht er zum erſten Male in der Abſchiedsſcene, daß ſie ein Weib iſt und lieben kann; ſeine Begierde wird entzündet, aber das Gebot der Tugend ſpricht noch in ihm; um dieſe zu erhalten, gebraucht er ein ſonderbares Mittel: er klettert auf eine ſchwindelnde Höhe, wo es unmöglich ſcheint, das Gleichgewicht zu behalten, und erklärt, wenn er hier nicht den Hals bräche, lege er es ſo aus, daß Gott ihn zu einem Schurken machen wolle. Ein ander Mal fordert er Genoveva auf, ihm ein Wort zu ſagen, ſo wolle er ſich ſelbſt erſtechen. Genoveva hält ihn zurück. Nun, ruft er, biſt du mein! Und ob der Heiland ſelbſt ſich ſtellen wollte zwiſchen dich und mich, zu ſeinen ſieben Wunden geb' ich ihm die achte! — Durch eine böſe Hexe wird er verleitet, ſie durch Schmach und Noth zu verſuchen; er zeiht ſie des Ehebruchs, wirft ſie in's Gefängniß, und tritt hier vor ſie, einen Brief an ihren Gemahl in der Hand, worin er ſein Verbrechen bekennt, und einen Giftbecher; laß mich dieſen Giftbecher trinken, ruft er ihr zu, ſo iſt das Papier dein. Sie ſchaudert, gießt aber das Gift aus; darauf läßt er die Henker hereinkommen, die ſie ermorden ſollen. — — Das ſind nur einzelne Beiſpiele, in ähnlichen Sprüngen aber geht er ſtets aus einem Extrem in das andere. Es iſt ſehr richtig, daß die Zeit der erwachenden Pubertät für ſolche fieberhaften Einfälle mehr als irgend eine andere geeignet iſt; aber eben darum gehört ſie nicht in's Drama, weil ſie mit der Sittlichkeit nichts zu thun hat. Der Dichter hat das Recht, die Leidenſchaft in ihrer fürchterlichſten Gewalt darzuſtellen, aber er muß eine innere Nothwendigkeit zeigen; ſo ſehr wir das Hinreißende, das Dämoniſche dieſes Rauſches bewundern, den der Dichter mit ſeinem Helden theilt, ſo fühlt man ſich doch bei jedem neuen Zug ge-

Digitized by Google

drungen zu sagen: er hätte eben so gut etwas anders thun können; man wird jeden Augenblick überrascht und bestürzt, und dieser ewige Wechsel der Anspannung ermüdet endlich eben so sehr, wie das unausgesetzte Träumen in der Tieck'schen Genovefa, in welcher sich die Charaktere in Blumendüfte und Volkslieder-Reminiscenzen auflösen. Die Ueberspannung der Stärke schläfert eben so ein, wie das fortgesetzte Siechthum der sittlichen Ohnmacht.

In der Judith ist es eben so; Holofernes, ein Wüstling an der Spitze einer Mongolenschaar, ohne irgend eine sittliche Idee, ohne äußern Widerstand, springt von einer Laune zur andern, er läßt die Menschen bald pfählen, bald schinden, bald erweist er ihnen Gnade; wenn er nicht von der Judith ermordet wäre, so hätte das noch lange so fortgehen können: sein Untergang hat keine innere Nothwendigkeit, seine Geschichte kein immanentes Gesetz, und seine mystischen Reflexionen über Gottheit und Menschheit, sind dem barbarischen Zeitalter so widersprechend als möglich, dienen nur dazu, seine Gelüste noch widerlicher zu machen.

Ich muß nun freilich gestehen, daß all' diese Verirrungen das Gepräge eines großen Talents tragen; daß die dämonische Gluth des Hasses mit eben so sinnlicher Wahrheit uns vor die Seele geführt wird, als das schmeichelnde Geflüster der Liebe. Außer Lessing und Kleist kenne ich keinen deutschen Dramatiker, dessen Zeichnung so scharf und bestimmt ausgeführt, mit solcher unerbittlichen Härte festgehalten wäre. Hebbel hat sogar vor Jenen den Vorzug, daß seine Dichtungen auch den musikalischen Reiz nicht entbehren, den poetischen Duft, der jene harten Formen dem Gemüth näher führt. Die Abschiedsscene zwischen Siegfried und Genoveva ist eins der reizendsten Bilder, welche die deutsche Poesie hervorgebracht hat, so wie Meister Anton eine der kühnsten Conceptionen, die überhaupt ein Poet gewagt. Aber überall steht er an dem schmalen Rande, der genialen Geist vom Unsinn scheidet, und sein Tritt ist nicht sicher genug, wir schweben beständig in der Furcht, er werde hinübergleiten.

Judith die Heldin seines Erstlingswerks, ist eine große Seele, die das Bedürfniß hat zu lieben, anzubeten, aber nur was dieser Anbetung würdig ist; die aber auch zugleich das dämonische Gelüst in sich trägt, das man den schwangern Weibern nachsagt, den Drang ihrer Seele im Zerstören zu befriedigen. Diesen Drang ahnte ihr verstorbener Mann in ihr, als er sie in der Hochzeitnacht nicht berührte; Asmodi, das bittere Gespenst, hauchte ihn mit seinem Schauder an, und er vernahm in den Tiefen seines Herzens: dieses Weib zerreißt, was es liebt, mordet, wenn seine Wollust rege wird. Ihre beiden Ideale werden ihr erfüllt: ein Mann erscheint, den

Digitized by Google

ſie der Anbetung würdig findet, und eine That wird ihr vorgeſtellt, in der ſie ihre Heldenſeele geltend machen kann: die Befreiung ihres Vaterlands von einem Tyrannen. Um ſo glühender muß dieſe Idee ſie ergreifen, da ſich dieſer Heroismus im Zerſtören äußern darf. Der Conflict iſt nun dieſer: den Mann, der ihr unter allen Sterblichen zuerſt das Gefühl der Anbetung einflößt, ſoll ſie tödten; um ihn tödten zu können, muß ſie ſich ihm Preis geben, muß ſich ihm in der verächtlichen Form einer Buhlerin darſtellen. Sie gibt ſich ihm Preis, aber nicht blos, wie ſie gedacht, um ihn zu fangen, ſondern aus Wolluſt; ſie mordet ihn, aber nicht aus Patriotismus, ſondern aus Wuth, von ihm verachtet zu ſein, noch zitternd von der Brunſt des thieriſchen Genuſſes. — Ein pſychiſcher Cloak, der eines Fr. Soulié würdig wäre, den aber, als nothwendiges, welthiſtoriſches Uebergangsmoment der einen Form des Geiſtes in die andere darzuſtellen, einen krankhaften Seelenzuſtand verräth.

Wo iſt ferner der ſittliche Conflict in der *Genoveva*? Es ſcheint, als ſollte er nicht in den einzelnen Charakteren liegen, ſondern in der ganzen Zeit; als ſei die Menſchheit überhaupt in eine große Schuld verfallen, die nun der Einzelne büßen müſſe. Darauf deutet Hebbel in der kurzen Vorrede hin; darauf ſcheint der Plan des Ganzen angelegt, der uns Judenverfolgungen, Kreuzzug-Details, Hexenſabbate und dergleichen vorführt, ohne daß es erſichtlich wäre, wie durch ſie die Handlung gefördert wird. Golo ſagt:

> Ich wollte daß dein Fluch
> Die Welt zerſprengte! Nicht zum zweiten Male wird
> Sie Gott erſchaffen, nur ſein Mitleid hält
> Sie noch zuſammen mit dem blut'gen Kitt,
> Den ihm vom Kreuz herunter bot ſein Sohn.
> Mich ſchaudert's, denn mir iſt, als wär' ich nur
> Ein Wurm in einem Körper, der verfault.

Ja das letzte Reſultat ſcheint auch darauf hinauszukommen. Siegfried ſagt:

> Ich ſtrafe niemals einen Menſchen mehr,
> Seit ich in's Innre der Natur geſchaut.
> Auch ſie, wenn ſie noch lebte, ſtürbe nicht.
> Was iſt ein Wort! der Hauch von einem Hauch!
> *Sie war das ſchöne Zifferblatt der Welt,*
> *Und ihre Schuld, der ſchwarze Weiſer, ſtill*
> *Durch das verborgne Triebrad fort gerückt,*
> Und raſch von Mittag auf die Mitternacht
> Zuſteuernd, die den Kreislauf ſchließen ſoll.

Und welches iſt dieſe Zeit, deren Weiſer die Schuld des Einzelnen ſein ſoll? Der Dichter ſagt, „die poetiſche.“ Das kann doch nur heißen: die allgemein menſchliche, die ideale, die jedes Volk und jedes Jahrhundert ver-

Digitized by Google

ſteht, ſo lange es überhaupt denken und fühlen kann. Dagegen lehnt ſich nun freilich jener Teufelsſpuk und jene Judenverfolgung auf, die in dem Stück vorkommen, und man wird wohl ſagen müſſen, es ſei ein Jahrhundert gemeint, in welchem die Sittlichkeit noch ein äußerlich Gegebenes war, nicht ein innerlich Vermitteltes, in welcher die Leidenſchaft um ſo brauſender aus dem Quelle des unheiligen Gemüths hervorſchäumte, je enger und feſter der künſtliche Wall der Autorität ſie einſchränkte. Das kann alſo unſer Zeitalter nicht ſein, während die Art der Leidenſchaft, wie ſie Golo erfaßte, zu jeder Zeit erſcheinen kann. Ich begehre eines Andern Weib, ſie widerſteht mir, ich ſuche ſie zu verderben. Dieſer Conflict iſt, trotz des äußern Apparats, ein zufälliger, ſubjectiver; und es bedarf weder eine Judenverfolgung noch eine Geiſterbeſchwörung, um ihn zu motiviren. Soll nun etwa das ſittliche Geſetz, an welchem Golo untergeht, alſo das ſiebende Gebot, als ein aufzuhebendes dargeſtellt werden, wie es Hebbel in Goethe's Wahlverwandtſchaften gewünſcht hat? wir finden darüber keine Andeutung; im Gegentheil iſt die Ehe Siegfried's und Genovera's eine wahrhaft ſittliche, und Golo bleibt ein Verbrecher vor jedem Richterſtuhl.

Hebbel's drittes Stück Maria Magdalena iſt offenbar das einheitlichſte Drama, was er geliefert hat, vielleicht ſein Maximum. Es hat ſchon äußerlich den großen Vorzug, daß es nicht in einer poetiſchen, d. h. eingebildeten, unklaren und unbeſtimmten Zeit ſpielt, ſondern in der Gegenwart, in der Beſchränktheit des kleinbürgerlichen Familienlebens, das der Dichter kennt und darum auch darzuſtellen vermag. Hier ſcheint nun allerdings die Tendenz vorzuwalten, dieſe verhärteten Ehrbegriffe als das Abſcheuliche darzuſtellen, an dem das frei Natürliche widerrechtlich zu Grunde geht. Es ſcheint aber auch nur ſo, denn das, woran jene beſchränkte Sittlichkeit Anſtoß nimmt, iſt eben das Widerſinnige, das Unnatürliche, dieſe bodenloſe Willkür der Stimmung, der Reflexion, die der ſtrengen Zucht bedarf, um gebrochen, nöthigenfalls ausgerottet zu werden. Maria Magdalena glaubt von ihrem Geliebten vernachläſſigt zu ſein; im Aerger darüber gibt ſie ihre Jungfräulichkeit einem Andern Preis, den ſie nicht liebt, ja den ſie ſeiner ganzen Anlage nach verachten muß. Wird dieſer Act etwa dadurch ſittlicher, daß ſie während deſſelben eiskalt bleibt? daß ſie darauf rechnet, jener Andere werde ſie heirathen? daß ſie endlich, damit ihr Vater ſich nicht wegen ihrer Schande den Hals abſchneiden darf, in einen Brunnen ſpringt! Was iſt das für eine abſcheuliche Welt, in die wir verſetzt werden! Der Vater, ein polternder Alter im modernen Gewande, erlebt in ein Paar Tagen den Schmerz, daß ſein Sohn als Dieb angeſchuldigt wird, daß ſeine Frau darüber der Schlag

Digitized by Google

rührt, daß die Tochter von ihrem Bräutigam im Stich gelaſſen wird, daß ſie ſich endlich erſäuft; er muß fühlen, daß er ſie ſelber zu dieſem Schritt durch ſeine Drohungen gedrängt hat, und was iſt ſeine erſte Empfindung, als er von ihrem Tod benachrichtigt wird? „Hoffentlich hat man nicht geſehen, daß ſie ſich ſelbſt getödtet hat, dann bleibt mir die Schande erſpart!“ Ich muß geſtehen, daß mir einem ſolchen Vater gegenüber die naive Niederträchtigkeit eines Leonhard noch wie ein ſittliches Ideal vorkommt.

Da iſt alles Reflexion! alles erfunden! Hebbel iſt bei aller Macht ſeiner Phantaſie im eigentlichſten Grund ſeiner Schöpfung ein Verſtandesdichter wie Leſſing, aber ohne deſſen kritiſchen Tact. Seine Sprache fließt nicht den natürlichen Lauf des Gefühls, das ſich ſelber vergeſſen muß — ſie iſt antithetiſch, zerbröckelt; überall ſcheint es, als habe der Dichter erſt einen Charakter in abstracto ſich erdacht, und frage ſich nun in jedem beſtimmten Fall: wie muß dieſer ſich ausdrücken? Seine Probleme kommen nicht aus dem Herzen, ſie kommen aus einer durch die Reflexion befleckten Phantaſie. Es iſt möglich, daß es Frauenzimmer gibt, die eine That begehen, wie Maria Magdalena; daß es Väter gibt, die, wenn der Würgengel des Todes ihre ganze Familie hinwegrafft, ähnliche Bemerkungen zu machen im Stande ſind; die dann, um ſich ein Relief zu geben, hinzuſetzen: Ich verſtehe die Welt nicht mehr! Aber was hat die Poeſie mit ſolchen Mißgeburten zu thun! Wenn der Dichter mit raffinirter Wolluſt ſich ſelber einen wunderbar verwickelten pſychiſchen Knoten knüpft, und ihn dann zerhaut, weil er ihn nicht auflöſen kann, ſo ſchaudern wir, aber wir werden nicht erſchüttert, obgleich die meiſterhafte, grandioſe Ausführung dieſes häßlichen Problems eines Shakeſpeare würdig wäre. Es iſt ebenſo wie mit der Ermordung der Emilie Galotti; wenn die Heldin nicht ſicher genug iſt, der Verführung nicht zu erliegen, und doch die Unkeuſchheit für eine Todſünde anſieht, ſo bleibt ihr freilich nichts anders übrig, als ſich allenfalls mit einer Haarnadel zu erſtechen; und wenn Maria Magdalena — aber wozu das häßliche Bild noch einmal wiederholen!

Seit Shakeſpeare iſt die Poeſie in die Tiefen der Subjectivität hinabgeſtiegen, er hat die ſittlichen Conflicte in das Innere des Menſchen verlegt. Aber dieſe inneren Kämpfe mußten jedes unbefangene Herz erſchüttern, weil ſie einfach waren, weil die bloße Willkür, das bloße Schwangerſchafts-Gelüſt dem Adel ſeiner Phantaſie fern blieb. Die neuern Dichter aber brechen die Spitze des Witzes, weil ſie dieſelbe bis in's Unſichtbare ſchärfen; ſie werden komiſch, weil ſie zu ſchrecklich ſind. Hamlet oder Kleopatra und Richard III. ſind die Vorbilder der modernen Poeſie, der romantiſirte, mit

Digitized by Google

Somnambulismus und sozialem Weltschmerz gesättigte Hamlet spukt wie ein bleiches Gespenst in der Hälfte der deutschen und französischen Belletristik. — „Die Welt ist aus den Fugen! Schmach und Gram, daß ich zur Welt, sie einzurichten kam!“ Und so siecht die Jugend an dieser unausgesetzten Selbstbefleckung und wähnt sich groß, nur weil sie gelernt hat, daß nicht alles so ist, wie es sein sollte! — Die kräftigern, ich möchte sagen burschikosen Geister dagegen lehnen sich an die dämonischen Figuren Shakespeare's; Judith ist eine romantisirte Kleopatra, die Buhlerin mit Mondsucht und Weltschmerz, Holofernes ein Richard III., der den Feuerbach studirt hat. Mir wird unheimlich in dieser trüben Mischung entgegengesetzter Elemente; gebt uns die lüsterne Hetäre, das königliche Weib voll Frechheit und Blutdurst, aber macht die Venus nicht zur Libitina! bringt nicht die Religion hinein! Es ist wahr, daß man eine innere Verwandtschaft herausfinden kann, aber die Poesie wäre die schlimmste Gabe der Götter, wenn sie es sich zur Aufgabe setzte, die übelriechenden Elemente der Verwesung, welche die Menschen mit Erde überschütten, wieder an die freie Luft heranzuziehen. Sie scheint es sich in der That jetzt als Problem gestellt zu haben, den Würmern zu folgen in ihrer unterirdischen Thätigkeit, wenn sie an dem faulenden Leichnam nagen, dem Arzt in sein Laboratorium oder gar in die geheimen Gemächer eines Bordells — oder — — „doch begehre der Mensch nimmer zu schauen, was die Götter gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!“

Dieses fieberhafte Zucken der Wollust, wie es nun nicht allein in dem Blut, sondern in dem Hirn der Poeten kocht, wurde dadurch etwas gemäßigt, daß in neuerer Zeit die dramatische Kunst wieder eine Richtung auf die Bühne nahm. Die Tragödie sollte ihrer ursprünglichen Bedeutung wiedergegeben werden, die Menge unmittelbar hinzureißen. Ganz richtig sagt Hebbel: „Eine Dichtung, die sich für eine dramatische gibt, muß darstellbar sein, weil, was der Künstler nicht darzustellen vermag, von dem Dichter selbst nicht dargestellt wurde, sondern Embryo und Gedankenschemen blieb.“ Um so mehr mußte es befremden, als Hebbel in seinem neuesten Werk wieder der Bühne entsagte und sich in einer allegorischen Vorrede darüber erklärte: er habe dem Bestreben einer unmittelbaren Wirksamkeit so viel von den edleren Schätzen seines Geistes opfern müssen, daß er endlich ganz waffenlos in das Allerheiligste der Poesie einkehren müßte, wenn er nicht seine Opfer zurücknähme. —

Der „Diamant,“ Hebbel's neuestes Werk, ist also nicht mit Rücksicht auf die Bühne geschrieben, und es ist denn auch eine wunderliche Compo-

Digitized by Google

sition daraus geworden. Da dieses Stück weniger bekannt ist als die frühern, so will ich hier seinen Inhalt angeben. Zu den Zeiten des Kaisers Barbarossa überreichte ein Geist in der Gestalt eines alten Invaliden dem Ahnherrn des **schen Königshauses einen Diamant, mit der Erklärung, er werde ihn von dem Letzten des Hauses wieder abholen. Es war also gleichsam der Talisman der Familie und wurde stets der ältesten Tochter des Königs zur Aufbewahrung anvertraut. Der jetzt regierende König hat nur eine Tochter, die somnambul und nervenschwach ist. Diese wird von einem alten Invaliden angebettelt, erschrickt, glaubt den Geist ihres Ahnherrn zu sehen, wirft ihm den Diamanten zu und bildet sich nun ein, sie sei die Letzte ihres Hauses, sie müsse bald sterben oder sie sei schon gestorben. Vergebens stellt man ihr einen liebenswürdigen Prinzen vor, der sie curiren soll; die Mondsüchtige bleibt wahnsinnig — aber es ist ein milder, eleganter Wahnsinn — und der König, der halb und halb doch selbst an die Erscheinung glaubt, setzt einen Preis für denjenigen aus, der ihm den Diamant wiederbringt, um durch das Wiederfinden desselben die Nichtigkeit des Gespenstes nachzuweisen.

Jener Invalide bettelt sich von Dorf zu Dorf, bis er endlich zu einem armen Bauern kommt, der ihn gastlich aufnimmt. Bei diesem stirbt er. Der Bauer findet den Stein, weiß ihn nicht zu schätzen, und ruft einen Juden herein; dieser bietet ihm einen Thaler. Der Bauer merkt nun, daß mehr dahinter sein müsse, und verlangt 100 Thlr. Der Jude hat nicht so viel; er stiehlt den Stein, verschluckt ihn, um sicher zu gehen, und entflieht. Aber vergebens ißt er Pfefferkuchen mit Obst und trinkt Weißbier in fabelhaften Quantitäten, er hat zwar furchtbare Bauchschmerzen, aber der Stein will ihm nicht abgehen. So findet ihn der Bauer und schleppt ihn zum Richter. Der Richter hat die Publication des Hofs über den gestohlenen Diamanten vor sich, er muß ihn haben, aber wie soll man dazu kommen? Ein anwesender Arzt, der heimlich den Stein für sich selbst behalten will, schlägt vor, dem Juden den Leib aufzuschneiden. Und so soll es geschehen, die chirurgischen Instrumente werden herbeigeschafft und mittlerweile der Jude in's Gefängniß abgeführt. Der Schließer meint, ich kann den Stein eben so gut haben, er entführt also den Juden, um ihn unterwegs zu erschlagen und ihm den Stein aus dem Magen zu nehmen. Aber dem Juden wird plötzlich unwohl, er geht hinter einen Baum und tritt jubelnd hervor: da ist der Stein! Der Schließer nimmt ihn und entflieht. Der Jude wird jetzt von seinen Verfolgern — dem Bauer, dem Arzt, dem Amtmann, zu denen sich jetzt auch der Bräutigam der Prinzessin gesellt hat — ereilt, sie wollen ihm eben schneiden, da kommt der Schließer dazu, der von einem

Digitized by Google

Jäger als Wilddieb verfolgt wird und beinahe erſchoſſen wäre, man nimmt ihm den Stein ab und bringt ihn der Prinzeſſin. Dieſe kommt auch beim Anblick deſſelben zur Beſinnung, wenigſtens ſcheint es ſo, namentlich führt ſie die Erſcheinung des grob realiſtiſchen Bauern von ihren Viſionen zurück; der Bauer erhält die verſprochene Belohnung, der Jude ärgert ſich, eben ſo der Schließer; die Prinzeſſin wird nun wohl den Prinzen heirathen, mondſüchtig wird ſie freilich bleiben, aber der Wahnſinn iſt vorbei, wenigſtens vor der Hand, und ſo findet die Komedie denn ihr Ziel. Ich muß noch bemerken, daß es an einigen Stellen dunkel bleibt, ob der Jude wirklich den Stein von ſich gibt, ob er nicht den Schließer betrogen hat. Indeß bei Hof wird man ſich doch wohl auf Diamanten verſtehen, und ſo wollen wir denn an die Realität des wiedergefundenen Steines glauben.

Das iſt der Inhalt des Luſtſpiels. Und nun die Moral? Sie wird handgreiflich genug hingeſtellt. Als man nämlich dem Prinzen die Erſcheinung erklärt: „Der arme kranke Soldat hat ſich in den königlichen Garten zu ſchleichen gewußt, er iſt vor die einſame Prinzeſſin hingetreten und hat ſie mit ſtummen Geberden um ein Almoſen angefleht. Die Prinzeſſin, in der Dämmerungsſtunde tief in ihre Phantaſien verſenkt, hat in dem Verſtümmelten den Geiſt, deſſen Erſcheinung ſie täglich in fieberhafter Erregtheit entgegenſah, zu erblicken geglaubt und ihm den Diamant, den er ihr abzufordern ſchien, mit Entſetzen zugeworfen; dann iſt ſie, im innerſten Grunde ihres Daſeins erſchüttert, bewußtlos zurückgeſunken und der Menſch hat ſich ſtillſchweigend entfernt;“ ſo antwortet dieſer:

„So iſt's! ſo muß es ſein! denn nur ſo wird der Wahnſinn vollkommen. O Welt, Welt! biſt du denn etwas Anderes als die hohle Blaſe, die das Nichts emportrieb, da es ſich röſtelnd zum erſten Mal ſchüttelte? Schau' mir nicht ſo ſtarr in's Geſicht, ich könnte dir jetzt den Kopf herunterſchlagen und mir einbilden, das geſchehe blos in der Einbildung. Nein! Nein! Da ſchafft die Natur ein Weſen, das keinen Fehler hat als den, daß es zu vollkommen iſt, daß es der Welt nicht bedarf und all' ſein Leben aus ſich ſelbſt, aus der unergründlichen Tiefe ſeines Ich hervorſpinnt, und dieſem Weſen tritt eine Fratze, ein lächerliches Zerrbild ſeines eignen Todestraums in den Weg und vor der Fratze muß es vergehen.“ —

La vida es sueño ſagt der Katholik, und in der reflectirten Geſpenſterwelt der Romantik wird daraus: Die Welt iſt ein Narrenhaus. Aus dieſem Gedanken kann man wohl ein Tieck'ſches Mährchen, einen blonden

Digitized by Google

Egbert hervorſpinnen, wo der blonde Egbert einen Freund hat, den er erſticht, der ſich dann in ſeine Geliebte, dann in einen andern Ritter, in ſeine Mutter, in ein Vöglein verwandelt, das immer ſingt: Waldeinſamkeit! wie liegt ſo weit, was mich erfreut, Waldeinſamkeit! bis der blonde Egbert darüber verrückt wird, aber nie ein wirkliches Drama. Jener Plan iſt eben eine ſolche Verkehrtheit als Immermann's Idee, die Langeweile des Zeitalters durch die Langeweile ſeines Buchs zu ſchildern.

Man könnte jene Aeußerung vielleicht für den Fiebertraum eines Verliebten halten, aber im Prolog wiederholt ſie ſich noch einmal in einer Viſion des Dichters:

Ich ſeh' an einem Edelſtein
Des ird'ſchen Lebens irren Schein
Und alle Nichtigkeit der Welt
Phantaſtiſch-luſtig dargeſtellt.
Ein Menſch vom Tod ſchon angehaucht,
Bekommt ihn, da er Nichts mehr braucht.
Ein Weſen von der Elfen Art — —
Glaubt, daß den Diamant ein Geiſt
Entführte, der ſie ſterben heißt.
Der Wahn verſtört ihr das Gemüth —
Und wenn ſie ihn auch ſelber ſpann,
Sie ſtirbt nicht weniger daran.
Indeſſen geht der Diamant
Den Alles ſucht, von Hand zu Hand,
Doch Schelm auf Schelm bekommt ihn nur,
Daß ſeine innerſte Natur,
Sonſt weggedrückt und wohl verſteckt,
Entſchleiert wird und aufgedeckt.
Iſt das geſchehn, ſo dreht ſich ſchnell,
Der Zufall macht das Dunkle hell,
Und wandelt das erträumte Glück,
Für Jeden um in Mißgeſchick." —
„Ich ſoll die Welt
In dem, was ſie befangen hält.
In ihrem eigentlichſten Tichten,
Ja durch dies Tichten ſelbſt vernichten;
Ich ſoll, wohin kein Schickſal reicht,
Den Zufall führen, daß er zeigt,
Wie wenn der Menſch ſo tief verſtockt,
Daß er den Funken nicht mehr lockt,
Der Blitz in ſein Metall noch ſchlägt
Und durch ſein Gold ihn ſelbſt erlegt."

Das iſt dieſelbe Stimmung, welche die romantiſche Schule Weltironie nannte, dies bewußtloſe Bewußtſein des univerſellen Schwindels, in dem das Feſteſte gleich dem ewig Wechſelnden in träumeriſcher Flüchtigkeit

Digitized by Google

uns umwirbelt. Eine ſolche phantaſtiſche Welt kann nur, wie im Sommernachtstraum, durch Heiterkeit, Witz, Humor und ein üppiges Spiel der Phantaſie genießbar werden; alles Eigenſchaften, von denen man bei Hebbel keine Spur findet. Selbſt die Späße trägt er mit einer froſtigen Leichenbittermiene vor. Man denke an Shakeſpeare's As you ike lit; hier gehen auch die Empfindſamen und die Narren unmittelbar neben einander, aber wie in einer Maskerade, um ſich einander zu verſpotten und irre zu führen; in Hebbel's Diamant hingegen iſt es mit der Mondſucht der Prinzeſſin eben ſo bitterer Ernſt, als mit dem groben Cynismus der komiſchen Perſonen; mir wenigſtens kommt es etwas übelriechend vor, fünf Acte hindurch das Prinzip der phantaſtiſchen Welt im Maſtdarm eines Juden zu ſuchen und den Durchfall als Vermittler der Idee zu beſchwören.

Einzelne plaſtiſch vortreffliche Aeußerungen finden ſich auch hier; aber ſie ſind gemacht wie das ganze Stück. So als der Schließer, wie er den Juden ermorden will, ſich künſtlich in Aufregung ſetzt, ſich ſelber Ohrfeigen gibt und dem Juden alle möglichen injuriöſen Gedanken ſuppeditirt; als der Bauer, von dem man erklärt, er könne nicht lügen, darüber aufgebracht wird, und raſch erzählt: „Es klopft Jemand. Nun? iſt es wahr? — ſeht ihr, daß ich lügen kann?“ u. ſ. w.

Es iſt klar, daß dieſes ſeltſame Luſtſpiel in jeder Beziehung als ein Rückſchritt aus der beſtimmten Welt, die der Dichter in der Magdalena ſeiner Poeſie erobert, in die wüſte Nacht der Romantik genannt werden muß.

Hebbel ſteht, wie es ſcheint, auf dem Scheidewege, in einer höchſt gefährlichen Stellung. Wenn er den böſen Dämon in ſeinem Innern, dieſe dunkle Macht, die ihn ſelber treibt, wie ſeine Helden, überwindet, ſo wird er aus der Hand des Volkes den Kranz empfangen, den jetzt ſein überreiztes Gefühl vergebens an ſich zu reißen ſucht. Nur die gemäßigte, geſetzlich gebändigte Kraft bleibt Kraft; der zügelloſe Ungeſtüm führt zur Ohnmacht.

Vis consili expers mole ruit sua:
Vim temperatam Di quoque provebunt
In majus: idem odere vires
Omne nefas animo moventes.

J. S.

Die Ereigniſſe in Portugal.

Paris, Mitte Juni.

Die Intervention in Portugal war das große Ereigniß der letzten acht Tage. Alle Organe der Oeffentlichkeit haben ſich über dieſelbe ausgeſprochen; die Preſſe, die blue books, und die Kammern ſelbſt. Als Quinteſſenz dieſer Ueberſchwemmung von Nachrichten und Erklärungen in der portugieſiſchen Angelegenheit ſind die beiden Reden zu betrachten, die Herr Guizot und Lord John Ruſſel dies- und jenſeits des Canals vom Stapel gelaſſen haben. Man ſollte eigentlich nicht ſagen: die beiden Reden, ſondern einfach: die Rede. Denn beide Redner haben ſo vollkommen daſſelbe geſagt, daß Lord John die Rede Herrn Guizot's, und Herr Guizot die Lord John's, mit ein Paar Aenderungen in Nebenſachen, nur hätte zu überſetzen gebraucht. In Bezug auf die portugieſiſchen Angelegenheiten ſelbſt ſind die beiden erſten Miniſter vollkommen einverſtanden, daß die Königin die Conſtitution mit Füßen getreten und dadurch die Revolution veranlaßt habe. Die Junta war ſomit in ihren Augen halbwegs berechtigt zum Aufſtande, und wenn ſie, jetzt faſt ſiegreich, auf die Cabinete von England und Frankreich ſtößt, ſo geſchieht dies nicht aus Feindſchaft gegen die Volksfreiheit in Portugal, ſondern eigentlich nur zum Beſten derſelben, da man von beiden Seiten behauptet, man fürchte, die junge Freiheit könne ſich überſchlagen, und deswegen wolle man ihr mit den guten Erfahrungen Englands und Frankreichs zu Hülfe kommen. Auch in Bezug auf den Grundſatz der Intervention und Nichtintervention ſind die beiden erſten Miniſter vollkommen derſelben Anſicht. Sie ſind beide Anhänger der Nichtintervention, und Gegner der Intervention. Das iſt für England ein Rednergrundſatz, für Frankreich „le droit des Nations!“ Nur gibt es von allen Regeln Ausnahmen, die — eben Nichts als die Regeln beſtätigen, wie unſere Väter nicht nur ſagten, ſondern auch geglaubt zu haben ſcheinen. Dieſe Ausnahmen treten ein, wenn ein mächtiges Volk ſieht, daß ein ſchwaches dumme Streiche macht. Dumme Streiche aber ſind ſolche, die „vor Allem“ dem ſchwachen Volk ſelbſt

Digitized by Google

ſchaden, dann aber auch „nebenbei“ den ſtarken Nachtheil bringen oder auch nur den Vortheil, den der Starke aus dem Schwachen zieht, ſchmälern könnte. Nicht nur über dieſen Grundſatz, ſondern auch über ſeine Anwendung in Bezug auf Portugal ſind Herr Guizot und Lord John ebenfalls vollkommen einverſtanden; denn beide erklären, daß ſie um drei Viertel wenigſtens zum Beſten Portugals und nur um das kleine vierte Viertheil im Intereſſe Englands und Frankreichs handelten. Die großen Völker ſind ſo großmüthig gegen die kleinen, wie die Löwen gegen die Hunde, wie die Wölfe gegen die Schaafe.

Noch in einem Punkte ſind ſie einverſtanden. Sie behaupten beide, daß ſie keineswegs ſich in die portugieſiſchen Angelegenheiten gemiſcht haben würden, wenn ſie dazu nicht durch die Furcht gezwungen worden ſeien, Andere ſich allein in ſie miſchen zu ſehen. Hier tritt dann der Punkt ein, wo in der Rede Lord John's und Herrn Guizot's eine wechſelſeitige Correction vorgenommen werden müßte, um die Lord John's Herr Guizot und die Herrn Guizot's Lord John mundgerecht zu machen. Herr Guizot behauptet, — und ſucht es mit Documente zu belegen —, daß die Engländer eigentlich ohne die Franzoſen hätten interveniren wollen; und Lord John behauptet und bekundet, daß Herr Guizot eigentlich ohne die Engländer in Portugal zu interveniren beabſichtigt hatte. Und das hätten beide nicht zulaſſen wollen. Es ſcheint auch, hier haben beide ganz recht, Einer hat den Andern auszuſchließen geſucht, bis ſie zuletzt ſich gezwungen, die Hand zum gemeinſchaftlichen Handeln gereicht. Lord John erklärt ſehr einfach, warum er nicht zulaſſen könne, daß Frankreich feſten Fuß in Portugal faſſe, und zwar: weil Portugal allein ſeit Anfang des letzten Jahrhunderts vier Mal mit England gemeinſchaftlich Spanien und Frankreich bekämpft habe, und England nicht Luſt habe, einen ſo guten Bundesgenoſſen fahren zu laſſen. Die franzöſiſche Regierung ihrer Seits will Portugal nicht ganz aufgeben und England überlaſſen. In dieſen Geſtändniſſen liegt der Kern der ganzen Angelegenheit. Frankreich und England handeln in Portugal gemeinſchaftlich, wie ſie in Spanien gemeinſchaftlich handelten, um ſich in aller Freundſchaft — nicht zu bekämpfen, ſondern ein wenig, ſo viel es aber geht — zu betrügen. Die Grundlage des „cordialen“ Einverſtändniſſes iſt die cordialſte Eiferſucht; wenn ſie ſich die Hände geben, ſo geſchieht es nur, um ſich wechſelſeitig zu verhindern, ſich bei den Haaren zu faſſen, oder Einer den Andern rücklings ein wenig niederzuſtoßen. Wie lange das Spiel noch dauern wird, wiſſen die Götter; aber Spiel iſt es, und es wird dereinſt doch Ernſt werden. Ein Zufall wird genügen.

Digitized by Google

Fragt man ſich nun, wer hat in dieſer Angelegenheit am Klügſten gehandelt, am Meiſten gewonnen? ſo ſcheint mir, daß England jedenfalls den Kürzeren ziehen wird. Es gibt drei Parteien in Portugal, die der Königin, die der Junta, die Don Miguel's. Mit allen dreien hat Lord Palmerſton coquettirt. Der Colonel Bilde, der erſte Abgeſandte Lord Palmerſton's, iſt ein Hofſtallmeiſter des Prinzen Albert. Der König von Portugal iſt der Neffe des Queens Conſort in England. Herr Dietz, der Anſtifter der Revolution in Portugal, wurde, als er in London ankam, augenblicklich zur Königin Victoria berufen. Das Alles bekundet hinlänglich, wie die engliſche Regierung der Partei der Königin und des Königs von Portugal nicht feindlich geſinnt iſt. Dennoch tritt die engliſche Intervention mit Grundſätzen und Bedingungen ein, die den Inſurgenten günſtig ſind. Lord John proclamirt in Weſtmünſter portugieſiſche Freiheit! Und unterdeß laſſen ſich die engliſchen Befehlshaber in Portugal Zweideutigkeiten aller Art zu Schulden kommen, die zuletzt dahin ausſchlagen, daß ſie mit Liſt — Liſt des Starken gegen den Schwachen — die Macht der Junta zerſtören und ihre Schätze wegnehmen. Die Art wie Lord Palmerſton ſich gegen den Graf Montemolin benahm, war ſicher die Haupturſache, daß Don Miguel wieder halbwegs verſuchte, offen aufzutreten. Genug, man hat in England es aller Welt recht machen wollen, und wahrſcheinlich — es mit aller Welt verdorben.

Unterdeß ſieht Frankreich in gewiſſer Beziehung ruhig zu. Es hat erſt die Spanier zur Intervention getrieben und trieb dann die Engländer ebenfalls in's Feuer, während es thatſächlich das Anſehen behält, als ob es nur gezwungen mit fortgeſchleppt werde. Die Portugieſen, die nachgerade anfangen, die Engländer wie ihre Blutfeinde zu haſſen und die in den Spaniern ſeit Jahrhunderten ihre Erbgegner ſehen, werden thatſächlich nur von den Engländern und den Spaniern verletzt. Die franzöſiſche Fregatte, die die engliſchen Schiffe „begleitet“ — wie Lord Palmerſton, der wohl ahnete, daß wenn Frankreich ganz wegbleibe, auch aller Haß der Portugieſen allein auf England fallen werde — wird den Portugieſen nicht vielen Schaden thun. Die Franzoſen waren überdies halbwegs gezwungen, von Anfang an Partei für die Königin zu nehmen; ſie dürfen dieſe nicht fallen laſſen, weil ihr Sturz Don Miguel nach Portugal und Don Carlos nach Spanien zurückbringen würde, ein Ereigniß, das England nicht unmöglich erſcheinen mag, für Frankreich aber eine Kriegserklärung wäre. Die Franzoſen werden alſo bei dem portugieſiſchen Hofe mehr gewinnen als die Engländer, und ſomit thatſächlich um ſo mehr Einfluß in Liſſabon erlangen, je

Digitized by Google

mehr Mühe die Engländer ſich geben würden, die Macht der Krone wieder herzuſtellen, je mehr es ihnen gelingen wird, einen Aufſtand der Junta und der Migueliſten unmöglich zu machen. Man würde Unrecht haben, wenn man glaubte, daß die franzöſiſche Politik dieſe Vortheile alle vorhergeſehen und vorher berechnet hätte. Sie iſt in der Lage eines Sehenden, der ſich mit einem Halbblinden verbindet, die Früchte eines Baumes einzuſammeln, deſſen Aeſte der Blinde mit ſtarker Hand ſchüttelt. Sie erndet heute theilweiſe die Früchte, die England früher ſäete; — doch iſt mein Blatt zu Ende und ſomit muß ich die Ausführung dieſer Anſicht Ihrer Leſer für die Antwort ſchuldig bleiben. Die Gelegenheit wird ſich bald genug bieten, denn die Urſachen, die in Portugal wirken, ſind überall thätig, wo England und Frankreich „Hand in Hand" gehen. —

J. —y.

Digitized by Google

Das Lottospiel in Oesterreich.

Vortrag des Grafen Rudolph Morzin,

gehalten in Prag in der ständischen Versammlung den 24. Mai 1847 *).

So kurz auch die diesfällige Eröffnung der k. k. Hofkanzlei an die Stände lautet, so scheint sie mir doch Mehreres zu enthalten, welches die Stände nicht ganz so unbeachtet hinnehmen können.

Im Wesentlichen geht aus dieser Eröffnung hervor: 1) daß die k. k. Hofkammer Maßregeln getroffen habe, um die unerlaubten Anlockungen zum Lottospiele zu begegnen; 2) daß sie sich nicht veranlaßt finde, den Ständen nähere Mittheilungen über diese getroffenen Maßregeln zu machen, dieselben vielmehr in die Verfügungen der Behörden zu vertrauen haben; und 3) daß dieser Gegenstand gar nicht in den Bereich ständischer Wirksamkeit gehöre.

Gegen diese von den beiden k. k. Behörden ausgesprochene Meinung erlaube ich mir Nachfolgendes zu bemerken:

Da in dieser Hofkanzleientscheidung ausdrücklich blos von unerlaubten Anlockungen die Rede ist, so scheint die k. k. Hofkanzlei anzunehmen, daß es neben solcher auch wohl noch erlaubte Anlockungen zum Lottospiel geben könne, und hierunter dürften höchst wahrscheinlich jene Anlockungen verstanden werden wollen, welche von den k. k. Behörden selbst ausgehen.

Diese Ansicht kann ich aber keineswegs als richtig gelten lassen, sondern muß vielmehr jede Anlockung zum Lottospiele, sie möge von wo immer

---

*) Bereits im vorigen Jahre haben die böhmischen Stände (wie auch die steyermärkischen) auf Aufhebung oder Beschränkung des für die ärmeren Klassen so verderblichen Lotto's angetragen. Der ungünstige Bescheid, den die Regierung darauf gegeben, hat in den diesjährigen Ständesitzungen ein ernsteres Eingehen auf diesen Gegenstand zum Resultat gehabt, und in Folge des obigen Vortrags ist beschlossen worden, eine directe Deputation an Se. Maj. den Kaiser abzusenden. D. E.

Digitized by Google

herkommen, als eine unerlaubte bezeichnen, um so mehr aber, nachdem nicht blos von den Ständen, sondern auch von anderen Seiten her die nachtheiligen und verderblichen Folgen des Lottospiels Sr. Maj. geschildert und um Abhilfe gebeten worden ist, gerade jene Anlockungen, welche von den Behörden selbst ausgehen, zu den unerlaubtesten und tadelnswerthesten zählen.

Ob und welche Maßregeln die k. k. Hofkammer wirklich ergriffen habe, um diese Unheil bringende Spielwuth einigermaßen zu beschränken, kann ich um so weniger beurtheilen, als dieselbe sich nicht veranlaßt fand, den Ständen eine nähere Mittheilung darüber zu machen; ich muß es aber geradezu bezweifeln, daß in dieser Beziehung wirklich Etwas überhaupt veranlaßt worden sei, weil in einem solchen Falle eine auch nicht den Ständen, doch den mit der Polizeiverwaltung auf dem Lande betrauten obrigkeitlichen Aemtern Etwas hätte bekannt werden müssen, oder wenigstens der Erfolg solcher Maßregeln auf irgend eine Art bemerkbar geworden wäre; endlich schon darum, weil geradezu Beweise des Gegentheils vorliegen, denn es gibt wohl keine größere und wirksamere Anlockung zum Lottospiele als die Vermehrung der Collecturen, welche leider durch die k. k. Behörden fort und fort begünstigt und gefördert wird, und nun dadurch das Ziel bald erreicht haben dürfte, daß jetzt beinahe schon kein noch so kleiner Ort zu finden ist, in welchem nicht auch eine Lottocollectur, in größeren Ortschaften aber selbst zwei bestehen.

Die Brünner Collecturen, welche sonst nur bei einigen Collectanten in der Hauptstadt Prag zu finden waren, sind nun beinahe überall auf dem Lande schon ausgebreitet, und erst in der jüngsten Zeit ist durch die Aufstellung der Linzer Collecturen in Prag die Anlockung zum Lottospiele auf eine wirklich unglaubliche Weise vermehrt worden.

Durch solche Facta kann es gewiß nur gerechtfertigt erscheinen, wenn die Stände auf die Zusicherungen der Behörden nicht vertrauen, sondern vielmehr diese k. k. Behörden geradezu beschuldigen müssen, selbst am meisten zur Förderung dieses auf so gefährliche Weise demoralisirenden Lottospiels beizutragen und die Anlockungen herbeizuführen, was doch ganz gewiß nicht in der Absicht und dem Willen Sr. k. k. Maj. liegt.

Ueber den von der k. k. Hofkammer ausgesprochenen Beweggrund der Verweigerung einer Mittheilung, so wie über den von der k. k. Hofkanzlei bei diesem Anlasse in Form eines Verweises ertheilten Bescheid, halte ich es für überflüssig, Etwas zu bemerken, da die Stände bereits bei ähnlichen Gelegenheiten sich schon gegen derlei Anmaßungen der Behörden und das den Ständen zugemuthete Verhältniß einer gegen die Behörden subordinirten

Digitized by Google

Stellung sich bereits verwahrt haben, und wie ich voraussetzen muß, es auch bei diesem Anlasse kräftigst thun werden.

Gegen die Ansicht aber, daß die Aufhebung des Lottospieles nicht in den Bereich ständischen Wirkens gehöre, muß ich mir noch einige Worte erlauben, um diese Behauptung entschieden zurückzuweisen.

Jeder Gegenstand, der auf das Wohl und Wehe des Landes, auf den physischen oder moralischen Zustand seiner Bewohner Einfluß nimmt, muß meiner Ueberzeugung nach auch ein Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit und der thätigsten Wirksamkeit der Stände sein. Um wie viel mehr muß aber grade ein solcher Gegenstand die Theilnahme der Stände in Anspruch nehmen, der bereits als die wichtigste und hervorragendste Ursache der allgemeinen Verarmung, zugleich aber auch einer auf höchst beunruhigende Weise überhand nehmenden Demoralisation allseitig anerkannt worden ist, und leider schon die Zahlungsunfähigkeit so manches Steuerpflichtigen herbeigeführt hat, und noch herbeiführen wird.

Ich habe schon bei Gelegenheit der im Jahre 1845 berufenen Riesengebirgs Coon die Ehre gehabt, in einem ausführlichen Vortrage das Lottospiel als eine der Haupturſachen des Nothstandes und der Verarmung namhaft zu machen, und den Nachweis der Richtigkeit meiner Angaben durch ziffermäßige amtlich bestätigte Erhebungen zu liefern.

Ich halte es für nothwendig, wenigstens eine dieser ziffermäßigen Erhebungen den Herren Ständen hier mitzutheilen, damit dieselben daraus ersehen mögen, welche Höhe das Lottospiel schon damals erreicht, mit welcher Wuth es betrieben wurde, und welche ungeheuere Summen grade aus den Taschen der ärmsten Klassen in die Collecturen gewandert sind, wobei ich zugleich nicht unbemerkt lassen kann, daß durch die seither stattgefundene von den k. k. Behörden so sehr begünstigte Vermehrung der Collecturen alle diese Uebelstände gegenwärtig einen noch weit höhern Grad erreicht haben.

Schon der im Monate Februar 1843 sich auf meiner Besitzung Hohenelbe zum Theile äußernde Nothstand hatte mich veranlaßt, Nachforschungen einzuleiten, und die gepflogenen Erhebungen haben nachgewiesen, daß in diesem Monate Februar allein durch den obrigkeitlichen Steuereinnehmer an Lottogeldern aus der Hohenelber Collectur nach Abzug der ausgezahlten Gewinnste 4970 Fl. C. M. daher um 2707 Fl. C. M. mehr als die ganzjährige Rusticalsteuer dieser Herrschaft, welche somit Fictitium und dem Domesticalfondszuschlage im Jahr 1842 4699 Fl. 17 Kr. C. M. betragen hatte, an die Kreiskasse abgeführt worden sind, was demnach so ziemlich dem zwölffachen Ertrage der Rustikalsteuer gleichkäme.

Digitized by Google

Um diese Zeit wurden grade noch einige neue Collecturen in der Umgegend errichtet, welche von einem großen Theile Hohenelber Unterthanen weiterhin statt der ihnen entfernter gelegenen Hohenelber Collectur benützt wurden; demungeachtet aber wurde im Verlaufe des Jahres 1843 doch noch aus der Hohenelber Collectur die ungeheuere und im Vergleiche zu der Grundsteuer gewiß auffallende Summe von 26,863 Fl. 7 Kr. C. M. an Lottogeldern aus der Hohenelber Collectur durch den obrigkeitlichen Steuereinnehmer an die Kreiskasse abgeführt, nebstbei aber auch auf einige Beträge von dem Collectanten selbst direct durch die Post an die Kreiskasse befördert, über deren Ziffer ich aber nicht Kenntniß erhielt.

Wenn man weiß, wie schwierig es ist, die directen Steuern einzutreiben, wie viele Executionen hiebei stattfinden, und wie viele Steuerreste dennoch verbleiben, so muß man nicht nur staunen, man muß erschrecken über die diesen indirecten Steuern geopferten Summen, die auf rechtlichem Wege herbeizuschaffen nicht möglich wären, und in der That auch nur auf dem Wege des Betruges und Verbrechens herbeigeschafft werden.

Ich habe mir damals auch erlaubt, die hiesige Gebirgs-Cooñ auf die vielen nachgewiesenen Fälle von Betrug, Diebstahl, Einbruch, Raub und Selbstmord aufmerksam zu machen, welche einzig aus der grenzenlosen Wuth zum Lottospiele und der trügerischen Hoffnung eines Gewinnes hervorgegangen sind.

Eine andere ebenfalls sehr ernste und wichtige Frage drängt sich mir unwillkürlich hiebei noch auf; aus den ziffermäßigen Erhebungen, welche ich so eben die Ehre hatte, hier mitzutheilen, und welchen zufolge von einer Bevölkerung von beiläufig $2\frac{1}{2}$ □Meilen in einem Jahre 26,863 Fl. 7 Kr. C.-M., also das sechsfache der Rusticalsteuer zu dem Lottoerträgnisse beigesteuert worden ist, muß doch ganz folgerecht angenommen werden, daß das Erträgniß der Lotterie der Staatskasse eine weit größere Einnahme abwerfen sollte, als das der directen Geldsteuer selbst. Und doch ist dies nicht der Fall, denn es ist allgemein bekannt, daß an Lottoerträgniß nicht mehr als drei bis vier Millionen in die Staatskasse einfließen, welche Ziffer übrigens mir von einer Autorität im Finanzministerio, welche ich nöthigenfalls auch nennen könnte, persönlich bestätigt wurde.

Es frägt sich daher, wo kommen diese ungeheueren dem Lande entlockten Summen hin, da sie doch nicht in die Staatskasse einfließen; — und wenn auch — diese sehr bedenkliche Frage jetzt nicht näher und genauer erörtert werden kann, so ist sie doch ganz geeignet, das größte Mißtrauen zu wecken, und die Stände noch mehr in ihrer Ueberzeugung zu bestärken,

Digitized by Google

daß dieser Gegenstand nicht blos in den Bereich ihrer Wirksamkeit gehöre, sondern daß es jetzt eine ihrer wichtigsten Pflichten sei, nicht eher zu ruhen, bis das vorgesetzte Ziel erreicht sein wird.

Ein Gesichtspunkt, von welchem aus, so viel ich glaube, dieser Gegenstand noch nie hier zur Sprache gekommen ist, ist die nähere Beleuchtung des Lottospielplans selbst, und die Grundlage, auf welcher derselbe beruht. Dieser Spielplan ist unbestreitbar einer der scharfsinnigsten und vollendetsten Combinationen, leider aber auch zugleich eine der verächtlichsten und verwerflichsten, da er auf einer Basis beruht, welche eben so wenig mit dem Begriffe von Ehre und Recht überhaupt als insbesondere mit den von Sr. Majestät erlassenen allerhöchst gesetzlichen Bestimmungen vereinbarlich ist. Es wäre zu weitläufig hier in eine genauere Zergliederung dieses Spielplanes einzugehen, es ist aber auch nicht nothwendig, da wenige Worte schon hinreichen werden, um die Richtigkeit meiner Behauptung nachzuweisen.

Wie bekannt, besteht diese Lotterie aus 90 Nummern, wovon bei jeder Ziehung fünf gewinnende Nummern herausgehoben werden.

Jede dieser 90 Nummern ist mit einem fixen Gewinnstcapitale dotirt, über welches hinaus ohne Rücksicht, ob die Einsätze eine noch so große Höhe erreicht haben, keine Auszahlung eines gemachten Gewinnes mehr stattfindet. Nach der Combination des Spielplanes reicht aber schon ein verhältnißmäßig sehr geringer Betrag der Einsätze hin, um die Absorbirung des dotirten Capitals zu bedrohen, und allen weiteren, über diesen beschränkten Betrag folgenden, späteren Einsätzen ist in vorhinein schon jede Möglichkeit eines Gewinnes benommen; nichtsdestoweniger werden aber weitere Einsätze nicht zurückgewiesen, sondern die Collecturen nehmen fort bis auf die letzte Minute vor der Ziehung weitere Einsätze mit dem Vorwissen ein, daß der Spielende geprellt und betrogen sei, da ihm auf keinen Fall mehr ein Gewinnst zu Theil werden kann.

In dieser Weise geschieht es, daß bei der großen Verbreitung der Collecturen den vielfachen Anlockungen zum Lottospiele und der so gesteigerten Spielwuth des Volkes in jeder Ziehung alle 90 Nummern bedeutend und oft so hoch übersetzt sind, daß der Betrag der (ohne Möglichkeit eines Gewinnes) auf eine Nummer gemachten Einsätze selbst das Gewinnstkapital dieser Nummer übersteigt.

Nach erfolgter Ziehung gelangt nur ein sehr kleiner Theil der Spielenden, nämlich nur jener, welcher eine oder mehrere der fünf gezogenen Nummern besetzt hatte, zur traurigen Kenntniß, daß er betrogen sei dadurch, daß er statt des gemachten Gewinnstes blos den Bescheid erhält, sein Ein-

Digitized by Google

satz sei gesperrt gewesen, und er muß sich noch glücklich schätzen, wenn ihm auf sein Verlangen der Einsatz zurückerstattet wird.

Bei dem übrigen in der Ziehung nicht herausgehobenen 85 Nummern aber erfährt der Spielende nie, ob sein Einsatz gesperrt war, erhält daher auch nie den ohne der geringsten Chance eines Gewinnes geopferten Einsatz zurück, und gerade diese, meist der ärmsten Klasse auf eine in keiner Weise zu rechtfertigende Art entlockten Beträge sind es, welche das Haupterträgniß des Lottogefälls bilden.

Den über Glücksspiele bestehenden allerhöchsten Gesetzen gemäß, würden die k. k. Behörden gewiß auch jedem Privaten, der sich eines solchen Vorgangs erlauben könnte, als des Betruges schuldig verurtheilen und auf das Strengste bestrafen.

Ich bin auch darum überzeugt, daß wenn Sr. Maj. Behörden es als ihre Pflicht erachtet hätten, Sr. Maj. dem Kaiser über diese bestehenden Modalitäten des Lottospieles aufzuklären und von den Grundsätzen, welche dem Spielplane zur Grundlage dienen, vollkommen in Kenntniß zu setzen, so würde Sr. Maj. in höchster Weisheit und Gerechtigkeit gewiß dieses mit seinen erhabenen und hochherzigen Gesinnungen so sehr im Widerspruche stehende in seinem Wesen wie in seinen Folgen verwerfliche Lottospiel nicht einen Augenblick länger mehr geduldet und um jeden Preis bereits schon abgeschafft haben.

Darum glaube ich auch, daß es jetzt Sache der Stände sei, Sr. Maj. jene Aufklärungen zu geben, welche zu geben die k. k. Behörden sich nicht veranlaßt fanden, und erlaube mir daher in Antrag zu bringen:

Stände wollen beschließen: mittelst Diätalschrift oder auf sonst geeignetem Wege, die von mir hier nur angedeuteten Gebrechen des Lottoplanes, in gründlicher und umfassender Darstellung Sr. k. k. Maj. allerunterthänigst zur Kenntniß zu bringen, zugleich aber auch zu bitten: Se. Maj. möge huldreichst geruhen, bis zu dem Eintritte der erwarteten Lottoaufhebung, vorläufig jede Vermehrung der Collecturen und die Ausdehnung des Lottospieles in Böhmen auf die Ziehungen anderer Provinzen den betreffenden k. k. Behörden auf das Strengste zu untersagen.

Nach längerer Discussion, in welcher sich viele Redner im Sinne des Herrn Grafen Morzin ausgesprochen haben, wurde dieser Antrag mit großer Majorität angenommen und beschlossen: daß ein Sr. Maj. ex dieta zu überreichende Memoire durch eine eigene ständische Deputation überreicht werde. Was auch bereits Statt fand. D. E.

Digitized by Google

Die Judenfrage

auf dem preußischen Landtage.

Wir geben diesen Auszug aus der Debatte des preußischen Landtags über das ihm vorgelegte Gesetz als einen Beitrag zur Culturgeschichte unserer Zeit. Es ist weniger das unmittelbare, politische Interesse, das zu erwartende Resultat, was uns bei der Auswahl bestimmt hat, als das allgemein menschliche: wie denken diese erfahrenen, angesehenen Männer, diese Vertreter des Volks, über eine Frage, in der sich altgeerbte Vorurtheile, Einfluß persönlicher Berührung und Conflict der Interessen so gern hinter allgemeine Theorien versteckt. Die Thatsachen sprechen für sich selbst: wir fügen nur die Bemerkung hinzu, daß von allen ständischen Versammlungen Deutschlands der Preußische Landtag derjenige gewesen ist, in dem das Prinzip der geistigen Freiheit am meisten Wurzel geschlagen hat.

* * *

Schumann aus Nataywalla in Posen. Ich war in meinen jüngern Jahren ein Gegner der Juden und gestehe es an dieser feierlichen Stelle ganz offen, daß ich mich damals getäuscht, von meinem Vorurtheile gegen sie zurückgekommen bin. Ich weiß es wohl, daß unser Großherzogthum beinahe die Hälfte aller Juden der Monarchie zu ihren Bewohnern zählt, auch will ich es nicht in Abrede stellen, daß ein großer Theil unserer Juden in Rücksicht auf Bildung denen der übrigen Landestheile nachstehe. Nichtsdestoweniger spreche ich meine innigste Ueberzeugung aus, daß sie die durch den Gesetzentwurf bezweckte Zurücksetzung nicht verdienen. Wenn die Verordnung vom 1. Jan. 1837 die Juden gehoben, so möchte daraus folgen, daß der ihr vorhergehende Zustand ein Zustand war, den unsere Juden nicht verschuldet haben, sondern daß derselbe durch ihre bis dahin gedrückte Stellung bedingt war. — In meiner langjährigen Erfahrung habe ich, der ich inmitten von kleinen Städten mit zahlreicher jüdischer Bevölkerung wohne, gefunden, daß sie, was Sittlichkeit und Bildung betrifft, im Allgemeinen unserer christlichen Bevölkerung nicht nachstehen. Sie sind, so wendet man ein, verschmitzt, sie sind dem Schacher, dem Wucher ergeben, sie richten hiemit den christlichen Bewohner zu Grunde. Das befürchte ich nicht, denn gibt es auch allerdings schlechte Juden, so gibt es dergleichen Subjecte auch unter andern Religions- und Stammgenossen. Daran hat aber weder Religion noch Abkunft Schuld. Der bisherige gedrückte Zustand der Juden erklärt Alles. Erlangen die Juden dasjenige, was ihnen von Gottes und Rechtswegen gebührt — Gleich-

Digitized by Google

ſtellung mit den übrigen Bewohnern des Staats — ſo werden ſchlechte Juden eben ſo gebrandmarkt daſtehen, wie es bei den Nicht-Juden der Fall iſt.

v. Gottberg auf Mahnwitz in Pommern. Der vorliegende Geſetzentwurf hat mir die Ueberzeugung verſchafft, daß eine ſchärfere Abſonderung der Juden beabſichtigt worden iſt. Ich kann nicht glauben, daß unter Ihnen eine Sympathie für dieſe Beſtimmungen, welche einen offenbaren Rückſchritt enthalten würden, Fuß faſſen könnte. — Was die politiſchen Rechte betrifft, ſo hört man davon ſprechen, daß die Juden noch auf einer zu niedrigen Stufe der ſittlichen Ausbildung ſtehen. Ich weiß nicht, was ich von einem ſo allgemein geſtellten Urtheil halten ſoll. So weit ich die Juden kenne, ſind ſie mäßig in ihren Genüſſen, nicht ausſchweifend, tugendhaft in Heilighaltung der Familienbande. Ich wüßte keinen Fehler, den ich unter meinen chriſtlichen Mitbürgern nicht eben ſo ſehr fände. Der einzige Vorwurf, den man ihnen macht und der zum Theil einen gewiſſen Schein von Wahrheit für ſich hat, iſt der, daß ſie in ihren Geſchäften mit chriſtlichen Mitbürgern zum Betrug und zum Eigennutz geneigt ſind. Aber iſt das ein Fehler, der mit der jüdiſchen Nationalität und dem jüdiſchen Glauben nothwendig verbunden iſt? Iſt es nicht vielmehr eine Folge der Behandlung, welche ihnen bisher zu Theil geworden iſt? Wenn dem ſo iſt, ſo glaube ich, bleibt der Geſetzgebung nichts übrig, als das bisherige Syſtem zu ändern. Denn wie können ſie ſich einer edleren Geiſtesanſtrengung hingeben, wenn die edlern Berufsarten ihnen verſchloſſen ſind? Man gebe ihnen Staatsämter, dann wird ſich zeigen, daß ſie mit hohen Geiſtesgaben ausgerüſtet und vollſtändig befähigt ſind. Ich halte es aber auch für eine Forderung der Gerechtigkeit gegen die chriſtlichen Staatsbewohner, daß dieſe Capacitäten zur Anwendung gebracht werden. — Wir haben uns fern gehalten von allen localen und partikularen Intereſſen, und ſo kann ich nur wünſchen, daß es auch in Beziehung auf dieſe Frage geſchehe, daß wir uns fern halten von vorgefaßten Meinungen und uns nur leiten laſſen durch die Geſetze der Gerechtigkeit, der allgemeinen Menſchenliebe und der Wohlfahrt der ganzen Nation.

Graf Renard auf Groß-Strehlitz. Eine Haupteigenthümlichkeit des Geſetzentwurfs iſt, daß er die Bahn der frühern Geſetzgebung in ſo weit verläßt, als er die Juden in beſtimmte Judenſchaften abſondert. Die Abſicht des Geſetzes kann dabei unmöglich eine andere ſein, als Hegung und Pflege des jüdiſchen Cultus, ſteht aber ſo in directem Widerſpruch mit jeder bürgerlichen Verſchmelzung und Gleichſtellung. Der Jude ſoll Jude bleiben in der ganzen gehäſſigen Nebenbedeutung des Worts, und weil er Jude bleiben ſoll, kann er keine Anſprüche machen auf gleiche Rechte mit den Chriſten. So verſtehe, ſo erkenne ich aber mein Chriſtenthum nicht, ſo löſt der Staat, der ſich ſo gern, ſo vorzugsweiſe einen chriſtlichen nennt, ſeine Aufgabe nicht. — Ich erkenne die Uebelſtände nicht, welche eine ſofortige gänzliche Emanzipation herbeiführen wird; dieſe Mißſtände müſſen mit der fortſchreitenden Bildung immer ſchwinden, und ſie müſſen gänzlich verſchwinden, wenn der großartige Act der Verſchmelzung gelungen und vollendet daſteht, wenn wir nicht mehr Juden und Chriſten, ſondern nur Menſchen und Bürger und Brüder ſind. Kann die Verſammlung den hochherzigen Entſchluß nicht faſſen, glaubt die Geſetzgebung nicht darauf eingehen zu

Digitized by Google

können, so trage ich darauf an, daß Alles beim Alten bleibe, weil die alten Uebelstände leichter zu tragen sind als neue, und dieser neue Gesetzentwurf würde gewiß viele herbeiführen, ohne die alten zu verwischen.

Milde aus Breslau. Wir müssen alle diejenigen Juden, welche jetzt in unserm Vaterlande wohnen, vollkommen berechtigen und befähigen, die Stellung einzunehmen, die sie das Recht haben zu fordern. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten.

Werner aus Brieg. Es ist sowohl Menschen- als Christenpflicht, die Juden zu emanzipiren.

Mewes aus Groß-Wulkow. Lassen Sie uns nicht vergessen, daß es unsere Aufgabe ist, auch ein Zeugniß zu geben von der so sehr gepriesenen Intelligenz und Aufklärung unseres Jahrhunderts.

Fürst Heinrich 74. von Reuß-Köstritz auf Jänkendorf. Das ist bei mir gar nicht zweifelhaft, daß die Gleichstellung der Juden in den bürgerlichen Rechten ihnen über kurz oder lang zu Theil werden wird. — Nur auf dem Wege bürgerlicher Gleichstellung dürfen wir hoffen, die Juden für die Wahrheit des Christenthums zu gewinnen, die ich für so erhaben über dem Judenthum halte, daß sie nur durch Druck und Verfolgung den Juden verdunkelt bleiben konnte.

Liebig aus Breslau. Ich glaube, daß nur aus Vorurtheil eine Beschränkung der Juden hervorgehen kann; diese Vorurtheile müssen endlich schwinden.

Naumann aus Posen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Juden sich bereits von sich selbst emanzipirt haben. Sie haben die isolirte Stellung, in der sie sich früher befanden, aufgegeben, sie sind aus der ausschließlichen Gemeinschaft mit ihren Glaubensgenossen herausgetreten, die Scheidewand, die zwischen Juden und Christen bestanden hat, ist in Hinsicht auf den gebildeten Theil der Christen längst gefallen, es handelt sich also nur noch um eine Emanzipation dem Staat gegenüber, und da der oberste Zweck des Staats in Erstrebung einer möglichst vollständigen Humanität besteht, so sollte man glauben, daß dieser Theil keinen erheblichen Schwierigkeiten unterliegen könne.

Dittrich zu Reinerz in Schlesien. Ich glaube, daß gerade von oben herab, von der Gesetzgebung, von der Ständeversammlung, die Rechte ausgehen müssen, welche Vorurtheile widerlegen.

Naumann aus Posen. Durch die Zurücksetzung der Juden halte ich die Gerechtigkeit für verletzt. In dieser Verletzung sehe ich einzig und allein den Grund des Zurückbleibens der Juden hinter den Ansprüchen der Civilisation.

Baron v. Gaffron zu Kunern. Ich habe bei einer frühern Gelegenheit, wo von der Befugniß zur Theilnahme an den ständischen Rechten seitens der Nicht-Christen die Rede war, mich gegen diese Befugniß ausgesprochen, ich habe aber seit dieser Zeit mich mit dieser Frage tief und gewissenhaft beschäftigt, und bekenne es gern, daß ich in meiner Ueberzeugung dahin gelangt bin, daß ich die bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den Christen in einem höhern Grade für zweckmäßig und nothwendig halte, als ich es nach meiner frühern Ansicht mit dem Wohl des Vaterlandes vereinbar hielt.

Winkler aus Lübbenau. Wenn die Gleichstellung der Rechte erfolgt,

Digitized by Google

ſo wird das, was wir zu tadeln haben, die Iſolirung der Juden, aufhören, ſie werden ſich verſchmelzen in ihrem Handeln und Thun mit den Chriſten, denn wenn man dem Juden es häufig Schuld gab, er ſei noch nicht reif zum allgemeinen Staatsbürgerthum, er zeige zu wenig Vaterlandsliebe, ſo muß ich behaupten, er hat keine zeigen können. Wer nicht das Recht hat ſeine ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Kräfte in jeder Stellung dem Vaterlande widmen zu können, wer in Rechtsgleichſtellung nicht eng verbunden war mit dem Leben und Gedeihen des Staats, der kann auch kein eigentliches Vaterland haben. Deshalb trage ich darauf an, den Geſetzentwurf zurückzuweiſen und die völlige Gleichſtellung zu erbitten.

v. Rath auf Lauersfort. Ich hoffe, daß das Wort Jude in bürgerlicher Beziehung in Preußen in dem Sinne, wie ihn das Volk verſteht, in der Folge aufhören wird, daß wir den, der im Befreiungskriege mit uns gefochten, und den wir nicht fragten, ob er Jude ſei, daß wir den mit dieſem Schimpfnamen nicht mehr bezeichnen, ſondern ihn Preuße und Mitbürger nennen werden.

v. Raven auf Poſtelwitz. Die Juden, welche einen ſo ſcharfen Geiſt beſitzen, die ihn ſo vielfach ausbilden, und dann ſo wenig Gelegenheit haben, in Aemtern angeſtellt zu werden, arbeiten in Deutſchland vorzugsweiſe an der Preſſe. Sie haben durch die vielen Geldmittel und durch ihre Intelligenz Gelegenheit dazu; ſie arbeiten aber an der Preſſe mit der Bitterkeit und Gereiztheit, welche ſie gegen die ſozialen Verhältniſſe haben müſſen. Wenn wir aber das größte Erziehungsmittel für ein großes, ſtarkes Vaterland haben wollen, ſo müſſen wir auch dieſe gereizte Stimmung durch Beſeitigung aller Vorurtheile nach Kräften aufheben.

v. Beckerath aus Krefeld. Ich will es nicht näher entwickeln, welche Vortheile für den Staat in materieller Beziehung von der Anwendung des Grundſatzes zu erwarten ſein werden, daß es jedem Staatsbürger geſtattet ſein muß, ſeine Kräfte in moraliſcher Richtung frei zu entwickeln. Ich will nur die intellectuelle Seite berühren, ich will darauf hinweiſen, daß es ſich nicht allein um einen Act der Gerechtigkeit gegen die Juden, ſondern um die Wahrung unſerer eigenen Staatsintereſſen, daß es ſich darum handelt, ob das Prinzip der chriſtlichen Moral, des Rechts und der Freiheit im Staate durchgeführt oder verleugnet werden ſoll. Das Unrecht, welches wir an den Juden verüben, wirkt auf uns ſelbſt nachtheilig zurück. So lange die Juden nicht frei ſind, ſind wir ſelbſt nicht frei.

Staatsminiſter v. Thile. Ich habe unter den vielen Rednern, die in der heutigen Verſammlung geſprochen haben, nicht eine Stimme gehört, die ſich für das Prinzip des vorgelegten Geſetzes ausgeſprochen hätte. Ich will gleich im Voraus ausſprechen, daß ich dieſe Gefühle achte und ehre, und daß ich, wenn ich nicht glaubte, daß ſie auf einer falſchen Baſis der Beurtheilung ſtänden, dieſelben vollkommen theilen würde. — Ich habe meine Jugend in der damaligen Provinz Südpreußen verlebt und die Juden in großer Maſſe daſelbſt kennen gelernt; ich erkannte ihre Vorzüge ſchon damals und habe oft gefunden, daß ſie in Mäßigkeit, in Nüchternheit, in Betriebſamkeit und in Ernſt bei ihren Arbeiten über der chriſtlichen Bevölkerung ſtanden, unter der ſie lebten, und habe nur

Digitized by Google

innig bedauern können, daß der christliche Bauer ihnen in diesen ausgezeichneten Eigenschaften oft so weit nachstand. — Alles was heute über die Juden gesagt worden ist, geht von einem an sich schönen Humanitätsprinzip aus: die Gesetzgebung aber durfte von diesem bloßen Humanitätsprinzip nicht ausgehen; sie hatte daneben eine andere hohe Verpflichtung, nämlich die, die Rechte des christlichen Staats zu wahren. — Das Christenthum soll nicht in dem Staat, es soll über dem Staat bestehen und ihn regieren. — Mit diesem Sinn halte ich es für unverträglich, den Juden obrigkeitliche Rechte beizulegen. Sie würden dann berufen sein, eine von dem christlichen Geist durchwehte Gesetzgebung entweder fördern oder verwalten zu helfen, und beides müßte gegen ihr Gewissen sein, in so fern sie sich von dem Christenthum sondern, von diesem christlichen Geiste nichts wissen und auf ihrem alttestamentlichen Glaubens-Standtpunkt stehen bleiben wollen. Warum sind die Juden nach 18. Jahrhunderten noch immer ein abgesondertes Volk? Weil ihre Religion mit ihrer Nationalität in untrennbarer Weise verwachsen ist. Es kann keine jüdische Nation geben ohne mosaische Religion, und es kann keine mosaische Gesetzgebung geben als für Juden oder die ganz Juden werden. Ich würde für Emanzipation der Juden stimmen, wenn die Juden ihr separates und so separirendes Gesetz aufgeben. Weil sie aber dies festhalten wollen, darum kann die Gesetzgebung nicht so weit gehen, ihnen alle Schranken zu lösen. — Es ist von der Presse die Rede gewesen und von dem Einfluß, den jüdische Schriftsteller in derselben ausüben. Ich schreibe diesen Einfluß keineswegs einer Feindseligkeit zu, sondern dem Umstande, daß der Jude an und für sich kein Vaterland haben kann als das, worauf ihn sein Glaube hinweist. Zion ist das Vaterland der Juden. Jeder Jude, der an seine Religion glaubt, hat dort ein Vaterland, von dem er seinen Blick nie wegwendet. Er kann unter andern Nationen wohl ein gehorsamer Unterthan sein, er kann den Zuständen, in denen er lebt, aus eigenen Interessen oder aus dem Gefühl allgemeiner Menschenliebe große Opfer bringen, er wird aber nie ein Deutscher, nie ein Preuße werden, weil er ein Jude bleiben muß. Diejenigen Juden, die sich so vielfach in der Presse geltend machen, können nicht anders als entweder das Judenthum oder den Homopolitismus predigen. Dies aber weist uns hin auf die Lücke, die ihr Glaube ihnen läßt: Es fehlt ihnen das Vaterland.

Camphausen aus Cöln. Nach meinem Dafürhalten ist der Begriff des christlichen Staats, weniger im Kreise praktischer Staatsmänner, veranlaßt durch wirkliche Erfahrungen und Bedürfnisse, entstanden, als ich darin eine vielleicht mit äußern Ursachen zusammenhängende Entdeckung unserer neuen Staatsphilosophie erkenne. Ein großer Dichter hat gesagt, daß es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, woron sich unsere Philosophie nichts träumen lasse; ich möchte hinzufügen, daß auch unsere Philosophie sich viele Dinge träumen läßt, die mancher Wachende nicht mehr wahrzunehmen vermag. Manche Dinge habe ich hingegen allerdings wahrgenommen. Ich habe wahrgenommen, daß Jahrhunderte lang in Europa ein furchtbarer Kampf gekämpft wurde, um das Rechtsgebiet des Staats von dem Rechtsgebiet der Kirche zu trennen. Ich habe nicht wahrgenommen, daß die Niederlande und Frankreich, welche die Emanzipation der Juden vollzogen haben, sich durch diesen Umstand so von uns unterscheiden, daß sie aufgehört

Digitized by Google

haben sollten, christliche Staaten zu sein, während wir ein christlicher Staat geblieben wären. Ich habe endlich wahrgenommen, daß die Existenz des preußischen Staats an den Grundsatz geknüpft ist, daß verschiedenen Confessionen die gleiche politische Berechtigung zustehe, und daß die Monarchie gefährdet würde, wenn dieser Grundsatz nachhaltig und wesentlich verlassen werden sollte. Aus diesen Wahrnehmungen bin ich zu dem vielleicht nicht philosophischen Schlusse gelangt, daß, in so fern wir wirklich unter die Kategorie des christlichen Staats fallen, diese Kategorie uns nicht hindern könne, den Juden die politischen Rechte einzuräumen. — Blicke ich um mich in unserem Staat, so kann ich den großen Ueberfluß an geistigen und namentlich praktischen Fähigkeiten nicht entdecken, der uns veranlassen könnte, den Kreis, worin diese Fähigkeiten zu suchen sind, zu beschränken oder zu verengen. Es scheint mir vielmehr ein Mangel an Fähigkeiten vorzuliegen, welcher die Erweiterung dieses Kreises nothwendig macht. Daß dem gesinnungstüchtigen Genie die Bahn erschlossen werde, das ist es, was ich begehre, und was ich für die Juden auch deshalb in Anspruch nehme, weil so manches Blatt unserer Geschichte von Judenverfolgungen einen dunkeln Flecken trägt, den ich weggewischt zu sehen mich sehne.

Mewissen aus Kempen. Wenn ich den Blick zurückwerfe in die Geschichte, und nach den Gründen forsche, weshalb der jüdische Stamm das Prinzip der Absonderung so vermögend in sich ausgebildet, so finde ich den Grund dieser mit Recht auffallenden nationalen Zähigkeit und Widerstandskraft in dem unnatürlichen, widerrechtlichen Zwange, der Jahrhunderte lang auf diesem Volk gelastet hat. Nachdem Jahrhunderte lang die Juden gezwungen waren, verachtet, entwürdigt, vereinzelt und zersplittert unter den Christen zu leben, wäre es ein Wunder, wenn in diesen Juden nicht der Geist des Hasses, der Trennung und Feindschaft gegen diese Christen sich ausgebildet haben sollte? Er hat sich aber ausgebildet, in solchem Grade, daß er im Lauf der Geschichte dem christlichen Elemente endlich gefährlich geworden ist, daß er ihm heute, wo das erhöhte Rechtsbewußtsein mehrmals gegen jeden Druck, jede Knechtschaft streitet, gefährlicher noch als früher zu werden droht. — Auf das uneinnehmbare, keiner menschlichen Willkür unterworfene Gebiet der geistigen Forschung, waren die Juden sowohl durch eigene Neigung, wie durch fremde Einwirkung hingedrängt, und es sind auf diesem Gebiet eine Reihe der edelsten Geister aus diesem kleinen Stamm, der auf der ganzen Erde zersplittert dasteht, hervorgegangen. Bei dieser Hinneigung für das geistige Schaffen und Forschen hat sich des Judenthums durch den Druck, den es empfunden, ein Geist des Hasses, des bittern Spottes bemächtigt, welcher namentlich in neuester Zeit seine meisten Ergüsse durchdrängt und auf die Anschauungsweise der Gegenwart ätzend und vergiftend einwirkt. Sehen wir uns um in der Geschichte der Literatur der letzten dreißig Jahre, so finden wir mehr und mehr die Journalistik in den Händen der Juden; wir finden, daß die Literatur der Verzweiflung, die Literatur des Weltschmerzes vorzugsweise durch die Juden unter uns ausgebildet hat. Wer könnte heute unter uns behaupten, daß er von diesem nothwendigen Ausfluß des von bitterem Haß gereinigten jüdischen Geistes unberührt geblieben sei, daß er nichts von diesem Geist des Spottes und der Verwirrung in sich aufgenommen habe? Jenes negirende Element

Digitized by Google

würde auf den deutschen Geist nicht so übermächtig eingedrungen, die Nation würde freier davon geblieben sein, wenn nicht der Druck der Vergangenheit noch fortdauernd auf dem Geschlecht der Juden lastete. Ich frage nun, ist es mehr im Interesse der Christen, mehr im Interesse des jüdischen Stammes geboten, daß jener unselige Zustand verschwinde? — Damit der unter uns lebende Jude preußisch werde, damit er unserem Staat mit Leib und Seele angehöre, müssen wir ihm die Rechte, die der Mensch in dem Juden reclamirt, die Rechte, die er als das unveräußerliche Eigenthum seiner menschlichen Natur fordert, gewähren.

Dittrich. Man sagt, es sei nur ein allmäliges Fortschreiten nothwendig; nun sind aber seit 35 Jahren allmälige Fortschritte eingetreten, und es fragt sich, ob die Juden die ihnen bis jetzt übertragenen Aemter schlecht verwaltet haben? wenn das nicht der Fall, wie ich doch annehmen muß, so folgt daraus, daß wir noch eine Stufe weiter gehen müssen, daß wir ihnen nach den Subalternen-Aemtern, zu denen man sie bis jetzt verstattet hat, auch zu den höheren und edleren den Weg erschließe, um alles Unwürdige in ihnen zu ertödten, namentlich sie von dem unglücklichen Schacher abzubringen.

Knoblauch aus Berlin. Da ich als Mitabgeordneter von Berlin die Ehre habe, zugleich eine zahlreiche jüdische Gemeinde zu vertreten, die sowohl in dieser Hauptstadt, als im ganzen Lande zu den gebildetsten gehört, halte ich mich für verpflichtet, in dieser Beziehung ebenfalls meine Meinung zu äußern. Wie wenig ich auch geneigt bin, auf Specialien einzugehen, so kann ich doch nicht umhin, mit ein oder zwei Beispielen anzugehen, von welcher Bedeutung die hiesige jüdische Gemeinde überhaupt ist, abgesehen von der allbekannten großen Bereitwilligkeit, welche sie bei jeder Gelegenheit zeigt, wo es gilt, Wohlthätigkeit zu üben. Wir brauchen eigentlich nur einen Blick in ihre Hospitäler und Armenhäuser zu thun, um uns zu überzeugen, mit welchem Geist wahrer Liebe sie errichtet sind. Außer allen andern Abgaben gibt die hiesige jüdische Gemeinde zu Bestreitung ihrer besondern Bedürfnisse so namhafte Beiträge, daß diese klassenweise von zwei Thaler an und bei einer Familie sogar bis zu 750 Thaler jährlich steigen.

Freiherr v. Vincke zu Hagen. Die jüdische Religion enthält keine Vorschriften, welche die Juden verhinderte, eben so gute Staatsbürger zu sein als wir Christen. In einer wahrscheinlich von der Ministerbank ausgegangenen Denkschrift findet sich zwar der Spruch des A. T.: „Jehovah, wir bitten dich, unsere Feinde zu vernichten.“ Aber ich meine, daß dies Gebet eine geschichtliche Beziehung hat auf die damalige Zeit, und ich glaube, daß wir keine Ursache haben, jetzt deshalb sonderlich furchtsam zu sein. Ich kenne keinen Religionsgrundsatz der Juden, der den unsrigen durchaus entgegenstände; sie glauben an Gott wie wir, sie haben sogar eines unserer heiligen Bücher mit uns gemein, und ihre moralischen Vorschriften sind im Wesentlichen dieselben wie die, denen wir folgen; namentlich wenn wir uns auf den Standpunkt unserer Landesgesetze stellen, so legt ihnen ihre Religion dieselben Pflichten auf, wie uns. Ich kann also aus der Religion keinen Grund entnehmen, ihnen die ihnen gebührenden Rechte zu versagen. — Ich komme auf die Fehler zurück, die uns von mehreren Seiten, als den Juden eigen, hervorgehoben wurden, und zu diesen zähle ich namentlich

Digitized by Google

ihre Habſucht, die ſehr häufig einen ſchmutzigen Charakter annimmt, und ich möchte hinzufügen, ihre Kriecherei und trotz mancher entgegenſtehenden Beiſpiele ihre Feigheit; alle dieſe Fehler ſichern ſie vor meiner Sympathie; wenn ſie mir aber auch noch ſo unangenehm in ſozialen Verhältniſſen wären, ſo genügt mir doch dies nicht, um ihnen die politiſchen Rechte abzuſprechen; zumal wenn wir uns noch ſagen müſſen, daß dieſe ihre Fehler in der Behandlung, die ihnen unſere Geſetzgebung hat angedeihen laſſen, ihren Urſprung haben.

v. Saucken aus Tarputſchen. Es iſt Thatſache, daß in Königsberg in neueſter Zeit die Juden den Sabbath auf den Sonntag haben verlegen wollen, die Polizeibehörde dies aber nicht geſtattet hat. Wer hängt hier am Vorurtheil? — Welche Rechte werden denn für die Juden verlangt? Es ſind die Rechte, die jeder Berliner Eckenſteher hat, das Recht, wenn des Einzelnen eminentes Talent, ein hervorragender Geiſt, alle Schwierigkeiten, die ſich entgegenſtellen, zu überwinden vermag, wenn er Vertrauen erwecken und Fähigkeiten ſich anzueignen weiß, um einen Poſten zu übernehmen, wollen Sie ihm dieſes Recht nicht geben, weil ſeine Standesgenoſſen in der Allgemeinheit es nicht verdienen?

* * *

Betrachten wir das Reſultat dieſer Verhandlungen, wie ſie die Preuß. Allgemeine Zeitung ausführlicher mittheilt, und die Abſtimmung über die einzelnen §§. der Propoſition, ſo fällt es auf, daß hier für die Emanzipation eine ſo geringe Majorität gewonnen iſt, während unter den Rednern mit ſehr wenigen Ausnahmen Alle ſich dafür erklärten. Wenn wir die Miniſter ausnehmen, die in dieſer Frage mehr theologiſch-philoſophiſche Gründe als ſtaatsmänniſche vorbrachten, ſo waren die Stimmen gegen die Emanzipation ſo kleinlaut, ſo confus, daß man hätte ſagen können, ſie ſchämen ſich ihrer Meinung. Haben doch ſelbſt die Miniſter zu den kühnſten Combinationen chriſtlicher Speculation ihre Zuflucht nehmen müſſen, um einen Geſetzvorſchlag zu vertreten, in welchem das bisherige Unweſen, das allmälig verfallen war, organiſirt, von Neuem conſtituirt werden ſollte. Ueber den moraliſchen Eindruck dieſer Debatte auf das Volk kann daher kein Zweifel obwalten.

Neukölln.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Mitte Juni.

Die Verbindung mit Hamburg. — Lügengerüchte. — Eisenbahn und Handelsverbindungen. — Ungarische Zeitungen. — Egyptische Blindheit. — Das neue Bankerotgesetz.

Der Jubel über unsere enge Verbindung mit Hamburg und Stettin hat leider nicht lange gewährt und ist nur zu bald wieder getrübt worden durch wiederholte Unterbrechung in der regelmäßigen Ankunft der Briefe und Zeitungen aus Berlin, Hamburg und Breslau. In der Gegend von Oderberg haben in Folge der andauernden Regengüsse Erdabrutschungen am Bahndamm sich eingestellt, und wie man hört, sollen Böswilligkeit und Dummheit unter den Landleuten dortiger Gegend diesen Bahnbeschädigungen ebenfalls nicht ganz fremd sein, ein Beweis, daß selbst die blutige Strenge unseres drakonischen Strafgesetzes über Eisenbahnverbrechen die Leute nicht zu zügeln vermag. Dieses Gesetz findet im Publikum, trotz seiner ungewöhnlichen Strenge, worin es alle ähnlichen Strafnormen in andern Staaten weit überflügelt(?), die vollste Billigung, da es zum Schutz des Allgemeinen erlassen ist.

Als sich jüngst hier das Gerücht verbreitete, es sei ein Train von 17 Waggons bei der Fahrt über die Donaubrücke bei Floridsdorf in den Strom hinabgestürzt, eilten gegen 30,000 Menschen zu Fuß und zu Wagen dahin, um sich davon zu überzeugen, wie die Fama zu lügen vermag. Das ganze Mißgeschick beschränkte sich auf den Zusammenstoß eines Dampfbootes mit einem mit 200 Klaftern beladenen Holzschiff, das ein Brückenjoch beschädigte und eine Mühle zertrümmerte.

Die längst projectirten Pferdebahnen, die von den beiden Bahnhöfen auslaufen und vor der Zollhalle am Kanalhafen ausmünden sollen, was für den Verkehr und die zollamtliche Manipulation von außerordentlichem Vortheil wäre, werden jetzt in Angriff genommen und auf das Eiligste hergestellt. Sie sind keine Fortsetzung der Privatschienenwege, sondern werden auf Staatskosten gebaut; da einige Wohnhäuser demolirt und sogar die Sakristei der Pfarrkirche

Digitized by Google

in der Vorstadt Weißgärber angekauft werden mußten, so hat der Voranschlag eine ziemlich bedeutende Summe erreicht.

Der Hofrath von Esch, Referent in Handelssachen bei der k. k. allgemeinen Hofkammer, ist nach Berlin abgegangen, um mit dem preußischen Cabinet in Betreff einer gleichförmigeren Reform des Post- und Zollwesens in Unterhandlung zu treten, und es scheint die entschiedene Absicht der diesseitigen Regierung sowohl in Betreff der Zollsätze, als auch der Postnormalien Annäherungen zu bezwecken, wogegen es ihr sehr daran gelegen ist, dem sehr beträchtlichen Schmuggelverkehr mit englischen und französischen Manufacturwaaren aus dem Zollvereinsgebiet kräftig zu steuern, was nur durch Erhöhung des vereinsländischen Tarifs zu erzielen ist. Weiterhin soll auch die Frage wegen Fortführung der Telegraphenlinie auf preußischem Gebiet bis Hamburg in Berlin zur Sprache gebracht werden, denn die österreichische Linie wird demnächst bis Oderberg vollendet sein. Denkt man sich dieselbe einerseits bis Triest und auf der andern Seite bis Hamburg vollendet, so ist für die Benachrichtigung dieser beiden Haupthandelsplätze Deutschlands in wichtigen Fällen eine Schnelligkeit zu ermöglichen, die an's Fabelhafte grenzt. Die wichtigsten Nachrichten der Ueberlandspost könnten also gleich nach der Ankunft des Dampfers von Alexandrien in Triest mittelst des electro-magnetischen Telegraphen über Hamburg nach London befördert werden und somit dem Felleisen selbst weit voraneilen.

Gegen diese rühmlichen Bestrebungen der Staatsverwaltung, die Communicationen zu fördern und unsere Bemühungen mit dem Weltverkehr zu vervielfältigen, steht das Verfahren gegen die ungarischen Zeitungen und Journale in einem seltsamen Mißverhältniß, indem der Portoauffschlag für selbige vom 1. Juli 1847 an von 48 K. auf 2 Fl. Conv.-Münze per Semester erhöht wurde. Es ist kaum anzunehmen, daß dieser auffallenden Maßregel blos ordinäre Plusmacherei zu Grunde liegen soll, man muß vielmehr voraussetzen, daß sie von irgend einem politischen Motiv eingegeben sei, das die Trennung Ungarns von den Erbländern Oesterreichs für rathsam hält. Während immer und immer wieder die Nothwendigkeit der Aufhebung der Zollschranken zwischen Ungarn und dem übrigen Oesterreich behauptet und hervorgehoben wird und bereits eine starke Partei in Ungarn selbst davon überzeugt zu sein scheint, richtet man neue Zollschranken im geistigen Gebiete auf, und so gewinnt es beinahe das Ansehen, als wollte man allenfalls zum Frommen der Finanzkassen eine Einigung der beiden Haupttheile des Kaiserstaats in Bezug auf die materiellen Interessen, indeß eine geistige Verbrüderung in keiner Weise gewünscht werde.

Der gute Erfolg der Kurmethode, welche Dr. Jäger, unser berühmtester Augenarzt, bei dem Enkel des Vicekönigs von Aegypten angewendet, haben Mehemed Ali bewogen, eine Anzahl von solchen Aegyptiern hieher zu senden, die entweder schon erblindet oder von der in jenem Himmelsstrich so furchtbaren Augenkrankheit befallen sind und welche sich sofort unter der Aufsicht des Dr. Jäger einer strengen Kur unterwerfen sollen. Man sieht der Ankunft dieses unglücklichen Transportes schon in den nächsten Tagen entgegen.

Schon seit Jahren boten die Creditverhältnisse der kaufmännischen Welt Oesterreichs und besonders der Hauptstadt ein Schauspiel dar, das in der That

Digitized by Google

ekelerregend genannt werden mußte, und der Ruf nach einem strengeren Gesetz für Bankbrüchige und Zahlungsunfähige wurde immer lauter und allgemeiner. Das bisher geltende Cridagesetz zeichnete sich durch seine Milde aus, und die humane Absicht des Gesetzgebers ging offenbar dahin, den Schuldner nicht ohne äußerste Nothwendigkeit zu Gunsten der Gläubiger zu Grunde zu richten, sie war vielmehr bedacht, den ohnehin vom Schicksal hart Bedrängten in so weit zu retten, daß ihm nicht alle Aussicht zur Wiederherstellung seiner bürgerlichen Existenz entzogen wurde und der Fallit mit Weib und Kind den Haufen jener Unglücklichen vergrößere, die das Proletariat des Staates bilden. Niemand wird die Humanität und staatsökonomische Nützlichkeit dieses Motivs derselben in Abrede stellen; leider hat sich im Laufe der Zeit und zwar hauptsächlich durch die gewissenlosen Rathschläge vieler Advokaten, eine Praxis herausgebildet, welche allem Rechtsgefühl Hohn sprach und die Milde gegen den Schuldner zur Härte gegen den Gläubiger werden ließ. Die Schonung, die in dem Gesetz vorwaltete, wurde von der Böswilligkeit, der Habsucht und Gaunerei systematisch ausgebeutet. Es trat nur allzu klar an's Licht, daß das Cridagesetz auf eine Basis von Rechtlichkeit und kaufmännischer Ehre berechnet war, wie sie bei dessen Erlaß vielleicht vorhanden gewesen sein mochte, welche aber in der Sturm- und Drangperiode der Concurrenz und Genußsucht längst zu Grabe gegangen. Die in der Handelswelt mehr und mehr überhand nehmende Demoralisation hatte die in dem Gesetz herrschende Humanität zur Fratze gemacht und das Gesetz selbst zur völligen Unwirksamkeit zerfasert, so daß die gebieterische Nothwendigkeit eintrat, ein strengeres, dem jetzigen moralischen Zustand der Kaufmannswelt angemessenes Gesetz über die Behandlung der Falliten festzustellen.

Fortan soll jeder Bankbrüchige zur Haft gebracht werden und nur dann wieder seine Freiheit erlangen, wenn der Gang der gegen ihn einzuleitenden Untersuchung seine Schuldlosigkeit deutlich herausstellt. Dies ist aber nicht der Fall, sobald der Fallit einen übermäßigen Aufwand geführt oder durch mangelhafte Führung der Handelsbücher jede Prüfung seiner Geschäftsverwickelungen unmöglich macht, so wie auch dann, wenn derselbe sein Handelsgeschäft mit einem fingirten Vermögen begonnen hat, indeß er selbst ohne die gehörigen Geldmittel (der Großhändler 10,000, der Kaufmann 6000 Fl. C.-M.) war und gleich von vornherein auf unmoralischer Grundlage sich bewegen mußte. Nicht minder strafbar erscheint derjenige Fallit, der, sobald er seine schwierige Lage erkannt, nicht alsogleich Crida anmeldet, sondern noch immer neue Unternehmungen wagt, um mit möglichstem Gewinn zu fallen und auch Andere in seinen Sturz hineinzureißen. Eine sehr zweckmäßige Anordnung ist die, daß derjenige, welcher einem kaufmännischen Anfänger behilflich ist, die Behörde mit einem fingirten Vermögensausweis zu hintergehen, bei später etwa ausbrechendem Fallissement des vermögenslosen Handelsmannes mit seinem gesammten Vermögen für diesen einstehen muß, was die Kapitalisten etwas vorsichtiger machen dürfte.

So lange in Beziehung auf die Trennung des Vermögens bei Mann und Frau und zumal wegen Schenkungen des Erstern an die Letztere nicht positive und praktische Bestimmungen Platz greifen, so lange ist dem Betrug stets ein weites Thor geöffnet und gerade in dieser Materie hat das neue Gesetz gar

Digitized by Google

Nichts gethan, und es wäre denjenigen Beamten, die mit der Ausarbeitung desselben beauftragt waren, doch ein Leichtes gewesen, die betreffenden Artikel des Code du Commerce, Section III. zu benutzen. Wenn man schon die Gütergemeinschaft der Ehegatten nicht als unbedingt annehmen will und auch das Verbot der Schenkungen als einen Eingriff in das Privateigenthum verwerfen muß, so sollte mindestens die Verpflichtung eintreten, daß der Schenkende die Schenkung gerichtlich vollziehen und durch die Zeitungen veröffentlichen lassen müsse.

Die Bestimmung wegen der Strafbarkeit des übermäßigen Aufwandes scheint uns bei den schwankenden Begriffen in dieser Hinsicht eine große Schwierigkeit zu enthalten und es dürfte dem richterlichen Ermessen hierin ein allzu weiter Spielraum eröffnet sein, der unter gewissen Umständen leicht zu argen Mißbräuchen und grober Beschönigung Veranlassung geben könnte. Ueberhaupt liegt viele Schwäche und wahrscheinliche Wirkungslosigkeit des neuen Gesetzes nicht so sehr in dem Geiste und der Tendenz desselben selbst, als in dem gerichtlichen Verfahren, dessen Blößen und Mängel, dessen Verwaltung und Gebrechlichkeit niemals beschämender zu Tage kommt als dann, wenn sogar eine weise und wohlthätige Gesetzreform an der Fehlerhaftigkeit der Exekutive scheitert.

Was wir vor Allen vermissen, ist die Aufstellung von Handelsgerichten, denen doch allein eine eindringliche Untersuchung des Thatbestandes in commerziellen Dingen zuzutrauen wäre, denn bei dem besten Willen ist der gewöhnliche Richter, welcher überdies mit andern ihm verständlicheren und darum wichtigeren Arbeiten überbürdet ist, nicht im Stande, alle Schliche und Wege der Handelsgaunerei zu kennen und dem Inquisiten auf sein eigenes Feld zu folgen, während eine von Kaufleuten geleitete Untersuchung demselben bald jeden Ausweg absperren und die Thatsachen genau und nackt hinstellen wird. Dabei könnte die Schöpfung des Urtheils immerhin dem Richter vorbehalten bleiben, dem dadurch keine geringe Mühewaltung und selbst mancher Gewissensskrupel erspart würde. Eben so wäre ein öffentliches Verfahren hier besonders wünschenswerth, als ein Zaum für die einreißende Demoralisation, die nicht besser gezügelt oder gestraft werden kann als durch öffentliche Schande, und mehr noch als die über den Falliten verhängte Strafe, die sich nach dem neuen Gesetz auf 3—12 Monate Gefängniß, verschärft mit schwerer Arbeit und mit Fasten, erstrecken kann, wird der betrügerische Bankerottirer das Brandmal fürchten, mit dem er zeitlebens in der öffentlichen Meinung gezeichnet ist. Aber in beiden Punkten, sowohl was die Aufstellung von Handelsgerichten, als die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens betrifft, scheinen die Aengstlichkeit und Halbheit, die der Erbfehler aller unserer Einrichtungen sind, eine muthige Reform zum großen Nachtheil der Sache selbst verhindert zu haben, und ohne Zweifel befürchtete die Regierung die theilweise Anerkennung des Prinzips und die Macht des vereinzelten Beispiels. In den Handelstribunalen liegt nämlich der Keim der Jury, und die partielle Einführung der Oeffentlichkeit in das Gerichtsverfahren müßte allerdings zur spätern Ausdehnung des Prinzips auf die gesammte Gerichtsverfassung hinleiten.

Dadurch, daß die Bankerottsachen der gewöhnlichen Concursinstanz zugewiesen sind, entsteht eine neue Schwierigkeit, zumal die Kosten der Untersuchung derselben zur Last fallen sollen. In Oesterreich, wo noch vielfach die Patrimo-

Digitized by Google

mialgerichtsbarkeit besteht, werden die herrschaftlichen Gerichte keinen Eifer zeigen, die bei ihnen anhängig gemachten Concursprozesse gründlich zu bearbeiten, sondern der Kostenlast wegen die Sache so leicht als möglich abthun. Zugleich sei noch erlaubt zu bemerken, daß die Patrimonialgerichte wegen Kostenersparung durchweg nicht Collegialgerichte, sondern nur mit Einem Richter besetzt sind, ein Umstand, der eben so sehr in Bezug auf Geschäftsüberbürdung, als in Betracht der leichteren Möglichkeit von Bestechung große Wichtigkeit besitzt. Diese Wichtigkeit nimmt noch zu, sobald man in Erwägung zieht, daß dem Falliten die Möglichkeit geboten ist, sich seinen Richter selbst zu wählen, denn er darf blos vor Anmeldung des Concurses, z. B. von der Vorstadt Winden in die Vorstadt Schottenfeld umsiedeln, so gehört sein Prozeß nicht mehr vor die magistratische Behörde, sondern vor den Richter des Schottenklosters, das mehrere Vorstädte als Grundherrschaft besitzt und daselbst die Gerichtsbarkeit ausübt, oder in die Vorstadt Lichtenthal, wo der Fürst Lichtenstein die Grundgerichtsbarkeit ausüben läßt.

Der Leser sieht also deutlich genug, daß mit dem neuen Gesetz wegen Behandlung der Falliten wohl *Etwas* gethan worden, aber noch lange nicht *Alles*, und daß der *billigen Wünsche* noch Viele zu befriedigen wären.

§. §.

2.

Das Eisenbahngesetz. — Der Director der medicinischen Facultät. — Das Theater an der Wien und die italienische Oper. — Das Burgtheater.

Erst seit wenigen Tagen ist das neue Gesetz über Eisenbahnbeschädigungen im Publikum bekannt. Es liegt ihm eine allerhöchste Entschließung zu Grunde, die schon im Januar den Behörden zur Kenntniß gebracht wurde, aber bei unserm langsamen Geschäftsgang, der selbst zur bloßen Erledigung sich geraume Zeit läßt, erst jetzt dieses „Spießruthenlaufen" durch die Aemter vollendet hat. Es ist mit Strenge abgefaßt. Die Strafen, die es festsetzt, lauten für Beschädigungen, Hemmungen auf 1—5 Jahre schweren Kerkers, und haben sie einen Unfall zur Folge gehabt, auf 1—10 Jahre, bei besonderer Bosheit auf 5—10 respective 10—20 Jahre, ja sogar bei besonders erschwerenden Umständen auf lebenslängliche Kerkerstrafe. Ist aber dadurch der Tod eines oder mehrerer Menschen verursacht worden, so ist Todesstrafe darauf gesetzt, wenn das auch vom Thäter nicht unmittelbar beabsichtigt, sondern nur vorhergesehen werden konnte. Diese Gesetze sind in ihrer Strenge nicht eben durch allzu bedeutende wirklich stattgefundene Thatsachen hervorgerufen worden; es ist aber gewiß, daß eine solche Vorkehrung für die Zukunft Noth that, wenn auch diese Strenge nicht grade für diesen einzelnen Fall durch den Drang der Umstände dem Gesetze abgenöthigt wurde.

Ueber eine interessante Veränderung, die vielleicht wichtiger und einflußreicher ist, als sie nach dem ersten Anblick scheinen mag, muß ich Ihnen berichten. Bisher war die Stelle eines Präses und Directors der medicinischen Facultät und die eines ersten Leibarztes des Kaisers in einer Person vereinigt. Das hat

Digitized by Google

mit der gerade stattgefundenen Wahl des bisherigen Vicedirectors dieser Studien von Well zum Präses aufgehört. Es ist das in der That ein nicht unbedeutender Fortschritt, denn ein Universitätsamt und ein Hofamt können nicht vereinigt sein. Der Leibarzt verlernt unwillkürlich das freie Wort, und das muß der Vorsteher einer der höchsten Lehranstalten sich wahren. Die Studenten haben ohnedies bei uns der Vertreter nicht eben allzu viele, ihrer freien Entwickelung wird so selten und so ungerne das Wort geredet, daß es fürwahr unrecht ist, wenn man ihnen Männer zu Vorgesetzten gibt, die von vorhinein dazu nicht berufen sind. Dazu kam, daß grade dieses Amt seit Jahren für Studenten und Nichtstudenten ein Miniaturbildchen von Philipp II. war. Man erinnert sich an Stift. Raimann hätte ein Stift werden können, wenn nicht die Zeiten grade angefangen hätten, anders zu werden. Man sagt, daß die Sitzungen der medicinischen Facultät, bekannt wegen ihrer stürmischen Vorgänge und der Opposition, die sich da auf gesetzlichem Wege zu bilden sucht, Raimann's Krankheit zum Theil verursacht haben. Wir werden sehen, was Well uns bringt. Er hat eine bedeutende Macht in Händen, da er zugleich Referent bei der Studienhofcommission ist, und wie man hört, auch Referent bei der k. k. Hofkanzlei in Sanitätssachen werden soll. Zugleich ist mit Uebersprungung vieler alten ergrauten Zöpfe Bischof zum Oberfeldarzt gewählt worden, was die bedeutendste ärztliche Stelle in der ganzen österreichischen Armee ist. Es ist grade die medicinische Facultät, in deren Mitte sich das regste Leben kund gibt, indeß die philosophische zu einer Schulstube geworden ist, wo die Herren Professoren hinterm Ofen sitzen, und den Jungens, die gerne lustig sein möchten, und mit den Füßen revoltiren, die Prüfungen als Popanz zeigen.

Mad. Birchpfeiffer ist hier. Sie gastirt im Theater an der Wien, das hin und wieder Oper ist, aber so gastfreundliche Gesinnungen hat, daß es mit Allem zufrieden ist, was die werthen Herren- und Frauen-Gäste wünschen. Wenn Gäste dazu da sind, ist Oper, wenn andere Gäste sich vorfinden, wird geschauspielt. Auch Hendrichs aus Berlin ist da. Hendrichs und die Birchpfeiffer und Kunst spielen birchpfeifferische Stücke, der Kunstgeschmack aber flüchtet sich auf's Bücherrevisionsamt und studirt die verbotenen Stücke der „ausländischen" deutschen Dichter und geht dann in's Affentheater zur Erholung.

Die italienische Oper geht zu Ende. Sie hat uns erst vor Kurzem wieder eine neue Oper gebracht, die wir angestaunt haben, denn es ist das Geistloseste, was die italienische Musik hervorbringen kann.

„Renée's Tochter ist ad acta gelegt worden, und wird im Burgtheater vor den Ferien nicht mehr aufgeführt werden, da die Schauspielerin, welche die Titelrolle hätte geben sollen, krank wurde. Dafür haben wir ein sehr schlechtes Stück aus dem Französischen als Novität, und ein altes Stück von Jünger „die Entführung" als Neuigkeit bekommen. Es ist doch Alles besser, als birchpfeifferische Stücke, die im vorigen Sommer anwanderten, und die die Nähe der Verfasserin auch dieses Jahr leicht wieder hätte bringen können. Wir legen jetzt beim Burgtheater einen negativen Maßstab an. Nicht für das, was es bringt, sind wir dankbar, denn es bringt Nichts, sondern für das, was es nicht bringt. Ist nicht

Digitized by Google

Alles Gewinn? Sonst wird auch viel gastirt. Sie suchen einen jungen Liebhaber. Wozu? Für solche alte Sachen sind alte Liebhaber gut genug.

D.

3.

Ein Festessen. — Pannasch und Grillparzer. — Verunglückte Ehrenrettung. — Conflict des Glaubens und der Diplomatie. — Gebrechen des Krankenhauses.

Am 12. dieses veranstalteten eine Zahl von etwa hundert Slaven ihrem Landsmanne dem königlich böhmischen Historiographen Franz Palacky als erwähltem Mitglied der Akademie ein Festessen beim Sperl, welches durch die Anhörung fast aller slavischen Dialecte (nur der russische war nicht vertreten) ein philologisches Interesse bot. Illyrische, kroatische, serbische, böhmische Reden, die beiden letztern von dem berühmter Historiker und Liedersammler Wuk Stephanowitsch und dem vielseitig gebildeten Grafen Leo Thum gehalten, wechselten miteinander ab und wurden vom Gefeierten, der dem Vernehmen nach hier um die akademische Secretärstelle concurrirte, im reinsten böhmisch erwiedert. Ein Gedicht vom böhmischen Dichter Furch wurde in die Versammlung, die sehr heiter und sehr spät auseinander ging, vertheilt.

Dem als dramatischen und strategischen Schriftsteller bekannten Oberstlieutenant Pannasch, der vor drei Jahren wegen eines bekannt gewordenen Ehrenhandels in den Pensionsstand versetzt wurde, ist zur Freude der Verehrer seines tüchtigen Charakters wieder zum Archivsdirector der Hofkriegskanzlei ernannt worden. Es stehen nun zwei geistreiche Männer (Grillparzer ist Archivsdirector der Hofkammer) an der Spitze bedeutender Institute, und wir wollen hoffen, daß sie ihre Stellung besser begreifen und für die Geschichte ausbeuten werden, als der Director des Staatsarchivs.

Ist das Factum nicht höchst merkwürdig, daß der hieher berufene Dr. Hurter, der mit der historischen Rettung des unglückseligen Ferdinand II. beauftragt ist, einen Theil seiner Arbeit bereits vor einem halben Jahre der Censur übergeben aber noch nicht zurückerhalten hat? Man sagt, es habe selbst dieser den Kaiser zu sehr gerettet.

Heute als Erinnerung des Wahltages des Papstes ist das ganze diplomatische Corps beim hiesigen Nuntius zum Diner geladen, worunter sich auch der türkische Botschafter befindet; man ist begierig, wenn die Toaste ausgebracht werden, ob Letzterer Champagner trinken wird!

Im hiesigen allgemeinen Krankenhause fand ein betrübendes Ereigniß statt, in dem bei hundert Patienten sich gleichzeitig Vergiftungssymptome zeigten, zwei von ihnen sind bereits gestorben, die andern schweben mehr oder weniger noch in Gefahr, bei der chemischen Untersuchung zeigte sich Kupfer in den Speisen, welches durch den schlecht verzinnten Kessel hineingerathen war. Das corpus delicti wurde sogleich beseitigt, und der Regierung vom Director Schiffner kurzweg angezeigt, es sei ein epidemisches Leiden ausgebrochen; indem doch Arzt und jeder Krankenwärter das Gegentheil wissen *). Man erinnert sich an eine durch

*) Wir verweisen auf die „Spital-Memoiren", die unser nächstes Heft aus einer andern Feder bringen wird. D. R.

Digitized by Google

gleiche Sorglosigkeit vor mehreren Jahren in der k. k. Theresianischen Ritterakademie ausgebrochenen Vergiftung, in Folge deren mehrere Schüler mit dem Tode büßten, und muß mit wahrem Bedauern die schlechte und sorglose Aufsicht in dergleichen beklagen.

0—0.

4.

Mitte Juni.

Der niederösterreichische Landtag. — Anträge auf Veröffentlichung der Landtagsprotocolle und — des Staatsbudjets. — Auch hier gegen die Censur. — Erzherzog Karl.

Bei dem am 7. Juni l. J. eröffneten niederösterreichischen Postulatenlandtage gelangte der Bürgerstand auf Verwendung der drei andern Stände fast nach einem Säculum wieder zum ersten Mal zu seiner verfassungsmäßigen Geltung. Leider machte er diesmal nur einen stummen Gebrauch von seinem Rechte. Die versammelten vier Stände bewilligten zwar die allerhöchst geforderte Postulatsumme, machten aber Se. Maj. in ihrer Landtagserklärung aufmerksam, wie schwer es selbst dem patriotischen Eifer der Stände falle, bei der zwar nicht erhöhten Grundsteuer und bei den sich stets mehrenden indirecten Belastungen, den Contribuenten mit so bedeutenden Staatslasten zu belegen. Die Stände wiesen auf den allgemeinen Nothstand in der Provinz, auf die besonders drückende Lage der Weinbauern, sie wiederholten ihre Bitten um Beseitigung oder Milderung der Verzehrungssteuer und der Stempeltaxe, welche beide Abgaben auf dem gemeinen Manne drückend lasten, während besonders in Stempelsachen die reicheren Klassen eine nicht zu rechtfertigende Erleichterung genießen. Die Stände baten ferner die hohe Regierung um Veröffentlichung ihres Staatsbudgets, da nur die Oeffentlichkeit Stütze und Bedingung des Vertrauens ist. — Wahrlich der wichtigste Schritt der bisherigen ständischen Regsamkeit in Oesterreich! — Wird aber der bureaukratische Theil der Regierung Einsicht und Kraft genug haben, diesen dringenden Forderungen der Zeit zu entsprechen? — Wann wird sie den Grundsatz der Oeffentlichkeit an die Stelle geheimnißkrämerischer Beamtenwesens setzen? —

In der dem Postulatenlandtage folgenden „ständischen Versammlung" waren die wichtigsten Fragen die Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen, die Censur und das Studienwesen. Die Stände erklärten sich fast einstimmig für uneingeschränkte Veröffentlichung ihrer gesammten Verhandlungen, und es wurde der Landmarschall angegangen, die diesfälligen Schritte bei der Staatsverwaltung einzuleiten. Die Censur und Studienfrage wurde jede einem eigenen Comité zur Beleuchtung und Begutachtung des Gegenstandes zugewiesen. Es steht nun zu erwarten, daß die Stände ein, in möglichster Uebereinstimmung mit den übrigen deutschen Staaten, stehendes Preßgesetz, und einen auf zeitgemäße Prinzipien basirten Studienplan entwerfen und diese beiden wichtigen Gesetzvorschläge der Regierung zur Genehmigung vorlegen werden. — In der am 11. Juni erfolgten Schlußsitzung ward die Errichtung eines Monumentes für den Erzherzog Karl beantragt, auch dieser Gegenstand wurde einem Comité überwiesen, welches sich mit allen ständischen Corporationen der österreichischen Monarchie in's Einvernehmen zu setzen hat, um dieses gemeinschaftliche vaterländische Denkmal so

Digitized by Google

groß und würdig als nur immer möglich, auf gemeinsame Kosten im gemeinsamen Vereine zu errichten. Die übrigen zur Verhandlung gekommenen Fragen waren von weniger allgemeinem Interesse. Ich erwähne hiervon nur die Relation und wegen Verbesserung der Landwege eingesetzten Comité's, dessen Vorschläge in ihrem ganzen Umfange als sehr zweckmäßig angenommen wurden. — Wenn man das Ergebniß dieses Landtages zusammenfaßt, so kann man es nur ein sehr befriedigendes nennen, in so fern nicht die aller ständischen Regsamkeit feindliche Beamtenherrschaft all' das Gute schon im Keime vernichtet, was die Stände so gerne dem Lande erringen möchten. —

II.

Aus Brünn.

Mitte Juni.

Der Magistrat und die Gemeinde. — Der Krankenhausbeitrag. — Städtische Militärgebäude. — Der Commandirende. — Beamtenwohnungen.

Auch in Mähren, wie in den übrigen Theilen der Monarchie wird das Bedürfniß einer freieren Gemeindeverfassung immer allgemeiner und dringender gefühlt. Denn die unter der Controle des Gouverniums stehende Verwaltung des Gemeindevermögens durch die von der Regierung ernannten Magistrate hat überall die Folge gehabt, daß die Magistrate sich als die Besitzer des Stadtvermögens ansehen, aus dem sie den Bürgern nichts zukommen lassen wollen, obwohl es die Vorfahren der Bürger waren, welche dieses Vermögen gesammelt haben, (der Magistrat der Stadt Rokitzen in Böhmen ist vielleicht die einzige Ausnahme, indem die Communalrenten dazu verwendet werden, daß die Steuern sämmtlicher Bürger aus ihnen bestritten werden.) In der Regel suchen die Magistrate auf alle mögliche Art die Communaleinkünfte zu vermehren, um Ersparnisse nachweisen, und Zulagen zu ihrer Besoldung erlangen zu können. Darin gehen sie so weit, daß sie sogar Auflagen, welche aus der Communalkasse bestritten werden sollten, den Bürgern als außerordentliche Steuer aufbürden. So zahlt hier in Brünn der Bürger von jedem Gulden der Hausteuer noch zwei Kreuzer, sogenannte Zinskreuzer, an die magistratische Communalkasse, wovon der Eine Kreuzer von jeher die Bestimmung hatte, die Auslage des Krankenhauses zu decken. So lange die zu deckenden Krankenhausauslagen geringer waren, als die Summe der von den Bürgern erhobenen Zinskreuzer, war der Magistrat ganz zufrieden; als aber seit einigen Jahren die Krankenhausauslagen bedeutend zunahmen, und die Zinskreuzer nicht mehr hinreichten, wollte der Magistrat das Defizit nicht aus der Communalkasse erstatten, sondern bewirkte es beim Gouvernium, daß den Bürgern eine neue Steuer unter dem Namen „Krankenhausbeitrag" aufgelegt wurde; ja, als auf die Vorstellungen mehrerer Bürger die Unrechtmäßigkeit dieser neuen Steuer vom Gouvernium erkannt wurde, sträubte sich der Magistrat gegen den Gouvernialausspruch, und läßt die Bürger fort den Krankenhausbeitrag bezahlen.

Auf ähnliche Art handelt der Magistrat auch bei den Kasernen und andern

Digitized by Google

Militärgebäuden der Stadt Brünn; diese Gebäude gehören nämlich der Stadtgemeinde, welche folglich auch die Reparaturen zu bestreiten hat. Abgesehen davon, daß hier der Staat diese Gebäude benutzt und die Stadtgemeinde sie in Stand erhalten muß, so wäre doch nichts billiger, als daß das Letztere aus dem Communalvermögen geschehe. Allein nicht nur, daß die Bürger der Stadt eine nach der Größe ihrer Häuser bemessene eigenthümliche Steuer „den Militärquartierbeitrag" für die Wohnungen der Offiziere der Garnison zu bezahlen haben, so werden auch alle Reparaturen der Militärgebäude dieser Steuer zugeschlagen, wodurch diese oft bedeutend erhöht wird. So hat der letzte Wechsel des commandirenden Generals zur Folge gehabt, daß die Wohnung für ihn renovirt, und dadurch der Militärquartierbeitrag für zwei Vierteljahre um 50 pCt. erhöht wurde, wodurch mancher kleine Hausbesitzer, der sonst für das Quartal zwei Gulden bezahlte, zwei Mal nun einen Gulden mehr bezahlen muß, was Manchem in dem heurigen Nothjahr sehr empfindlich ist. Wüßte der commandirende General, Fürst Reuß, daß zur Ausstattung seiner Wohnung so mancher arme Bürger beitragen mußte, er würde gewiß keinen Augenblick zaudern, diese Auslage den Bürgern zu erstatten, da er ein Einkommen von 80,000 Fl. C. M. hat, und davon bei seiner mäßigen Lebensweise kaum ein Viertel verbraucht. Ueberhaupt geschieht in Oesterreich viel Mißbrauch mit den sogenannten Naturalquartieren der höhern Beamten. Nicht zufrieden damit, die Wohnung gratis zu haben, läßt sich jeder neuernannte Beamte dieselbe weit eleganter einreichten, als wenn er es aus Eigenem hätte bestreiten müssen, und bereitet dadurch dem ohnehin bedrängten Staatsschatze oder der Stadtgemeinde Auslagen, welche er leicht aus seinem hohen Gehalte hätte bezahlen können.

III.

Aus Paris.

Mitte Juni.

Die Corruption. — Ihre verschiedenen Arten. — Das Budget. — Das Vertrauen der Regierung auf die Wähler. — Moralität des Geschrei's über Corruption. — Lamartine's Geschichte der Girondisten. — Scepsis der modernen Bildung.

„La corruption!" — Dieses gräßliche Wort, das nebst dem Begriffe der Bestechung auch den des Moders und der Verwesung mit sich führt, schallt Einem hier von Morgens bis Abends um die Ohren. Schlägt man des Morgens beim Kaffee sein Journal auf, so ist das erste, was Einem in die Augen fällt, ein Artikel mit der Ueberschrift „le regne de la corruption," oder „la corruption partout!" Geht man aus und kömmt mit Franzosen in's Gespräch über Politik, so ist die Klage über Corruption sogleich bei der Hand. Der Prozeß Cubières und die ganze Lavine von scandalösen Enthüllungen, die sich in dieser letzten Zeit Luft gemacht, bietet immer neue Stoffe der Betrachtung, le pouvoir est dans des mains avides et corrumpues ist der Refrain jeder politischen Debatte. La corruption, la corruption, die Bestechung, die Verwesung überall! Dieser Ruf ist zu vergleichen dem Unkenruf in Teichen. Zuletzt wird man des

Digitized by Google

Wortes müde und ſatt und gibt ſich Mühe ſich zu überzeugen, ob das Alles nicht furchtbar übertrieben iſt. Dies ſchöne Paris eine Peſtbeule Frankreichs, dies ſchöne Frankreich ein Land der Verweſung, dieſes Volk dem Niemand die Ritterlichkeit, den Muth, die Liebeswürdigkeit abſprechen kann, ein Volk von Corrupteurs und Corrompus? Mit aller Kraft ſträubt ſich das Herz gegen ſolche Verdächtigungen. Und doch! das Vorhandenſein der Corruption iſt unleugbar. Würde ſich noch eine Regierungspartei mit ihrem verhaßten Syſteme allem franzöſiſchen Nationalgefühl zu Trotz nun ſieben Jahre ſchon erhalten haben, wenn ſie nicht ihre Zuflucht zur Beſtechung der Wähler nähme? Dieſe Beſtechung iſt vorhanden, alle Welt ſpricht von ihr, alle Welt nennt ſie das Krebsübel, das am Frankreich von heutzutage nagt. Wer mag ſich über die miniſterielle Majorität in der Kammer wundern? Darüber nur kann man ſich verwundern, daß man unter den Gliedern der Oppoſition noch unabhängige Männer und unbeſtochene Meinungen findet.

Eine Regierungspartie, die den Wünſchen und Sympathien der Maſſe der Nation zuwider iſt, braucht eine ſervile Kammer, und um dieſe zu bekommen, muß ſie nothwendig um jeden Preis die Majorität in den Wahlen zu halten ſuchen. Das iſt das Mittel, deſſen die jetzige Partei ſich bedient, um am Leben zu bleiben, es iſt zugleich der Weg, auf dem das Gift der Corruption von einem kleinen Punkt aus ſich bis in die größte Maſſe des Volks ſtiehlt.

Die Anzahl der Wähler iſt noch nicht Zweimalhunderttauſend. Das Miniſterium braucht ſich alſo nur der Stimmen von Hunderttauſend verſichert zu haben, um in jedem Falle der Majorität gewiß zu ſein. Der Mittel aber, ſich dieſe Stimmen zu ſichern, hat die Regierungspartei genug.

Je beſchränkter das Stimmrecht iſt, deſto leichter iſt die Beſtechung. Man braucht weniger Geld und weniger Stellen, um einmalhunderttauſend Stimmen zu kaufen als eine Million Stimmen.

Von dem Budget von 1,472,000,000 Franken, das die Contribuables in dieſem Jahre zahlen, kommen 315,000,000 Franken zur Beſoldung von 376,500 Stellen, die von der Regierung verliehen werden. Man berechnet, daß das Miniſterium alljährlich 18,825 vacante Stellen zu vergeben hat. Vier Jahre als mittlere Dauer eines Miniſteriums angenommen, hat folglich das Miniſterium von ſeinem Antritt an 75,000 Stellen, die es den Wählern, ihren Brüdern und Freunden ſchenken, oder richtiger geſagt, verkaufen kann. Ein Fünftel des Staatsbudjets iſt auf die Beamtenbeſoldungen zu rechnen, ein anderes Fünftel geht für Penſionen, Unterſtützungen weg.

Jeder Miniſter hat mehrere Millionen in der Hand, die er nach Gutdünken verwendet und mit denen er das Gewiſſen Derjenigen gewinnen kann, die durch Stellen nicht zu locken ſind. Mit ſolchen Kräften kann man viel wirken, und es wird viel gewirkt. Das Miniſterium hat Lockſpeiſen der verſchiedenſten Art für die verſchiedenen Neigungen. Den Leuten, die Stellen ambitioniren, verſpricht oder verleiht es Stellen, denen, die ſchon Stellen beſitzen, verſpricht oder gibt es Avancements. Die Ehrſüchtigen gewinnt man mit Bändern und Kreuzen, die Geiſtlichen, die ſich als Courtiers im Seelenhandel für's Miniſte-

Digitized by Google

rium betheiligen, mit alten Bildern und Kirchenschmuck, die Familienväter mit Postämtern und Tabakstrafiken. Den Maire's verspricht man Straßen, die an ihren Meierhöfen vorüberführen, den Stadtverordneten einen Canal, einen Markt, ja sogar eine Brücke; den Landbewohnern bewilligt man einen Antheil von den 2,000,000 Fr., die alljährlich zur Entschädigung für Feldschäden, Mißwachs verwandt werden.

Die Statistiken geben die Totalsumme der Beamten auf 931,777 an. 303,900 von diesen hängen vom Ministerium des Innern ab, 106,800 mit Besoldung, die übrigen ohne Besoldung. Mit einer solchen Armee von Bestallten, die von der Hoffnung des Avancements und von der Furcht vor Ungnade zu willenlosen Werkzeugen der Macht umgewandelt wird, wie sollte die Regierungspartei nicht triumphiren und sich aufrecht erhalten, wenn sie es einmal auf die Corruption angelegt hat?

Guizot sagte vor Jahren: „Das nationale Gouvernement überläßt vertrauensvoll dem Lande die Wahl seiner Deputirten. Die völlige Unabhängigkeit der Wahlen aufrecht zu erhalten, wird der Stolz der Regierung sein." So sprach Guizot, aber das ist lange her. Als er es sagte, waren kaum zwei Monate seit der Julirevolution verstrichen und im Luxembourg saßen vier Minister Karl X., am Leben bedroht, weil sie sich unter Anderm auch Bestechung und Corruption der Wahlen hatten zu Schulden kommen lassen.

Das ist der Stand der Sachen; das Uebel der Corruption ist vorhanden, und ist der Grund der bösen Stimmung, die durch ganz Frankreich verbreitet ist. Die Pessimisten sehen darin den Verfall des Landes und bedenken nicht, daß das maaßlose Entrüstungsschreien über Corruption, die unverhohlene Aufdeckung des Uebels in allen Blättern, die Drohungen, die sich ununterbrochen und überall darüber zeigen, eben dafür sprechen, daß die Immoralität Einiger noch keinen Einfluß auf das große Ganze hat, daß die öffentliche Meinung die Ehre Frankreichs zu wahren gesonnen ist und nur den Zeitpunkt erwartet, um sich von dem unreinen Krankheitsstoffe mit einem Mal zu befreien. Kräftig und ungeschwächt, wie das französische Nationalgefühl nach so vielen Kämpfen noch ist, läßt sich voraus sehen, daß die Katastrophe, die dem jetzigen Systeme früher oder später ein Ende machen wird, nicht ohne gewaltsame Erschütterungen vor sich gehen könne.

Auf Lamartine's Geschichte der Girondisten, die nun beendigt ist, muß ich wieder zurückkommen. Die einzelnen Partieen dieses Buches bestechen so, daß man darüber erst dann ein Urtheil fällen kann, wenn man sich den Ueberblick über das ganze Werk gesichert, und es vom Anfang bis zum Ende durchgelesen. Die Macht der Schilderung, die Vollendung der Portraits, kurz Alles, was Beschreibung heißt, ist in diesem Buche vortrefflich. Ein gewaltiger Zauber bindet den Leser an diese Blätter, in denen sich die große Reihe von Bildern, vom Todtenbette Mirabeau's bis zum Schaffotte Robespierre's, so herrlich aufrollt. Wie das leibt und lebt, wie das glüht und athmet, wie das Alles in's tiefste Herz greift! Wir Deutschen haben kein Geschichtsbuch von solcher Macht der Schilderung! Doch all' diese großen, diese außerordentlichen Vorzüge dürfen uns

Digitized by Google

für die Mängel des Buchs nicht blind machen; es hat deren, und das Schlimme ist, daß die Mängel in der Unentschiedenheit des Verfassers für die politischen Parteiungen liegen. Der Verfasser ist über seinem Buche selbst ein Anderer geworden, und hat es somit selbst in zwei Hälften gespalten.

Im Anfang ist er Girondist mit Girondisten, bis in die Hälfte des Werks, wo plötzlich Robespierre zum fleischgewordenen Prinzipe der Revolution heranwächst. Von da an sind die Girondisten nur des democrates d'occasion, während dem Robespierre das lebendige Prinzip der Democratie, le democrate de principe, ist; der Verfasser zeigt dann unbarmherzig, wie die Girondisten, nur um sich selbst zu retten, nur um nicht von der treibenden Gewalt der Revolution verschlungen zu werden, für den Tod des Königs stimmen und sammt und sonders gegen ihre Ueberzeugung zu Mördern werden. Nicht einmal den Vorzug läßt er den Girondisten, der edlere und menschlichere Theil der Revolutionsmänner gewesen zu sein, für den die meisten anderen Schriftsteller sie ausgegeben.

Eine ähnliche Unsicherheit in Handhabung seines Richteramtes als Geschichtsforscher zeigt Lamartine bei Mirabeau und Danton. Er, der Schriftsteller, der vor allen Andern auf unbedingte Schätzung des Prinzips, der Gesinnung dringt, warum begeistert er sich so oft für die bloße Kraft, für das Genie ohne Ueberzeugung? So stellt sich heraus, daß auch dieses Buch bei seinen unendlichen Schönheiten doch mehr ein Gedicht, als ein Geschichtswerk ist. Lamartine hat damit seinem Vaterland einen großen Dienst gethan, er hat gewiß, indem er mit seinem energischen Pinsel alle halbvergessenen Greuel der Revolution wieder hinzeichnete, in einer großen Masse den Schrecken vor den entfesselten Gewalten heraufbeschworen: von sich selber aber hat er gezeigt, daß auch in seiner Brust die tiefe böse Krankheit wohnt, die die modernen Poeten seit Byron nicht loslassen zu wollen scheint — die tiefe traurige Scepsis, die sich vergeblich mit dem Hinblick auf die Göttlichkeit der Menschennatur zu trösten und in Ruhe zu singen sucht.

A.

IV.

Aus Berlin.

Mitte Juni.

Abstimmungen in der Judenfrage. — Votum der Herrencurie über die ständischen Rechte und die Ausschüsse. — Künftiges Verfahren der Liberalen. — Diner bei Hofe. — Preßgesetz. — Schluß.

Die zweite Curie hat die Berathungen über das Judengesetz am 15. geschlossen. Das Resultat derselben ist im Ganzen ein freisinnigeres, als wir es erwartet hatten. Zwar ist die politische Emanzipation der Juden verworfen worden, jedoch nur mit der Majorität einer einzigen Stimme (220 gegen 219), welche Abstimmung um so weniger die wirkliche Mehrheit der Versammlung herausstellt, als fast 100 Mitglieder fehlten. Dagegen ist die Berechtigung der Juden zu allen Staatsämtern (ausgenommen natürlich diejenigen, welche mit der

Digitized by Google

Verwaltung des christlichen Cultus zu thun haben) mit 220 Stimmen gegen 215 Stimmen durchgegangen, ebenso, wie die Ehe zwischen Juden und Christen. Der Gesetzentwurf ist schließlich, jedoch auf eine Weise amendirt, daß sein ursprüngliches Prinzip wesentlich verändert ist, von der Mehrheit angenommen worden. Die ganze Verhandlung kann als ein großer Schritt zur endlichen Emanzipation der Juden betrachtet werden. Weniger liberal hat sich die Herrencurie in dieser Frage gezeigt, jedoch auch sie hat mehrere der illiberalsten Bestimmungen der Proposition abgeändert. (Vergl. die Preuß. Allgem. Zeitung.)

Die von der zweiten Curie beschlossenen Petitionen auf Abänderung des Patents vom 3. Februar, haben am 18. und 19. der Herrencurie vorgelegen und wesentliche den Rechten der Stände nicht gerade vortheilhafte Modificationen erlitten. Statt auf zweijährige Einberufung, hat die Herrencurie nur auf Periodicität im Allgemeinen angetragen, und die Dauer dem freien Willen der Krone anheimgestellt. Ferner hat sie es der Krone überlassen, in Kriegszeiten, ohne die vorherige ständische Bewilligung, Schulden zu contrahiren, und auch ohne Zustimmung oder selbst nur Beirath der Stände die Verfassungsgesetze zu ändern. Das ausschließliche Recht des vereinigten Landtags zu den das Allgemeine betreffenden Gesetzen rechtsgültigen Beirath zu ertheilen, ohne durch den der Provinzialstände ersetzt werden zu dürfen, ist gleichfalls nicht von den Herren anerkannt worden. Unbedingt haben sie sich auch nicht gegen die Wahl der Ausschüsse erklärt, jedoch beantragt, die Befugnisse derselben möchten auf die in den §§ 2 und 4 des Gesetzes von 1842 enthaltenen Bestimmungen beschränkt werden, nämlich auf vorbereitende Arbeiten zu den den Ständen vorzulegenden Gesetzentwürfen. Unter dieser Bedingung würde allerdings gegen die Wahl der Ausschüsse nichts einzuwenden sein.

Dieser von dem Herrenstande getroffenen Abänderungen gegenüber wird der zweiten Curie und insbesondere der liberalen Mehrheit derselben, wenn sie anders nicht alle bisher so beharrlich verfochtenen Rechtsprinzipien aufgeben will, nichts anders übrig bleiben, als bei ihren ersten Beschlüssen, in den meisten Punkten wenigstens, zu verharren, und darauf zu verzichten, die Petitionen in formeller Weise der Krone vorzulegen. Dies wäre sowohl das würdigste, als auch das einzig politisch richtige Benehmen, welches die Opposition einschlagen könnte, in dem sie defensive Haltung unerschütterlich beibehält, und es genügt, die allmälige Anerkennung aller vorenthaltenen Rechte zu erlangen, nachdem sie gezeigt hat, daß sie vor Erhaltung derselben keine Bewilligung irgend welcher Art machen wird. Ob die Beschlüsse durch Beitritt des Herrenstandes das formelle Recht erlangen der Krone vorgelegt zu werden, oder nicht, ist im Grunde gleichgültig; das Staatsministerium und alle Welt überhaupt kennt sie, und bei der dermaligen Lage der Dinge können sie von Niemanden, wer es auch sei, ignorirt werden. Auch darf die Opposition unter keiner Bedingung die Ausschüsse wählen, es sei denn, daß durch eine ausdrückliche Erklärung des Gouvernements die Befugnisse derselben auf das von dem Herrenstande beantragte Maaß beschränkt würden. Hoffen wir, daß unsere Vertreter nach so vielen siegreich überstandenen Proben, auch diese letzten Schwierigkeiten überwinden und das fast in den Hafen gelangte Schiff nicht zum Scheitern bringen werden, damit die liberale Partei Deutschlands den

Digitized by Google

ersten preußischen Landtag als einen großen und entschiedenen Sieg der liberalen Sache zu feiern berechtigt sei.

Gestern war ein königliches Diner in Potsdam, zu dem, außer den Mitgliedern des Herrenstandes und den Landtagsmarschällen und ihren Stellvertretern, nur solche Abgeordnete aus der zweiten Curie eingeladen waren, die sich im Verlauf des Landtags als unbedingte Anhänger des Gouvernements erwiesen haben. Diese Bevorzugung hat natürlich in allen politischen Kreisen eine große Sensation erregt, und allgemein kam eine solche Belohnung politischer Gesinnungen und parlamentarischer Dienste unerwartet.

Heute (21. Juni) wird in der zweiten Curie der Antrag auf Preßfreiheit und die Erlassung eines Preßgesetzes zur Berathung kommen, und es steht zu erwarten, daß er ohne langwierige Debatten noch in der heutigen Sitzung angenommen werden wird. Morgen wird dann die zweite Curie zur Beschlußnahme über die aus der Herrencurie zurückgesandten ständischen Petitionen schreiten.

Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß der vereinigte Landtag noch in dieser Woche zu Ende gehe, der Tag der Schlußsitzung läßt sich noch nicht mit Sicherheit voraus bestimmen. Vor dem 24. dürfte dieselbe wohl keinenfalls erfolgen.

Sie werden aus der Preußischen Allgemeinen ersehen, daß am zweiten die zweite Curie nach v. Auerswald's Antrag einstimmig beschlossen hat, der Krone die Ueberzeugung auszudrücken, „daß im preußischen Volke das stärkste Verlangen nach Preßfreiheit vorhanden sei, und nicht erlöschen werde, ehe es Befriedigung erhalten habe." Ein Versuch von Seiten der Conservativen durch einen der ihrigen, Herrn v. Wedel, Secretär der Curie, diesen Beschluß so formuliren zu lassen, daß die Curie, da die bisherigen Präventivgesetze keine genügende Abwehr gegen Preßunfug darböten, um ein Preßgesetz bäte, mißlang völlig, obwohl Herr v. Wedell das Gutachten in diesem Sinne abgefaßt hatte. Als es in der gestrigen Sitzung zum Vortrag kam, reclamirte Herr v. Auerswald auf das Energischste den von ihm gestellten und von der Versammlung adoptirten Antrag gegen die eigenmächtige und unbefugte Abänderung des Herrn v. Wedell, und drang natürlich, von allen Seiten Unterstützung findend, damit durch. Herr v. Vincke hatte die krause Idee gehabt, einen Antrag auf Abschaffung der Anonymität in der Zeitungspresse zu stellen, wofür er gerechter Weise dadurch bestraft wurde, daß sein einziger Unterstützer in der Person des höchst ehrenwerthen und aufgeklärten Herrn v. Tadden, des durch seine excentrisch-royalistischen Ergüsse bekannten Abgeordneten aus Pommern, sich vorfand, der unter dem schallenden Gelächter der Versammlung eine donnernde Philippica gegen das politische Schriftstellerthum hielt und zuletzt mit den Worten schloß: Offene Fehde mit den Herren Literaten aber der Galgen nebenbei! Man sieht, in Herrn v. Tadden steckt ein gesetzgeberisches Genie! Schade, daß er hier keinen genügenden Wirkungskreis findet.

Die Versammlung drückte gestern noch, auf Anregung des Grafen v. Schwerin, ihre Sympathien für Schleswig-Holstein (das Nähere ist in der Pr. Allgem. nachzulesen) aus, ohne jedoch über die dahinzielende Petition einen Beschluß zu fassen, was absichtlich von den Führern der Liberalen vermieden wurde, da man

Digitized by Google

einen Protest seitens der Ministerbank und den übeln Eindruck desselben für die Sache Schleswig-Holsteins fürchtete.

Heute kommt das Gutachten der Abtheilung über die vom Herrenstande modifizirten Petitionen auf Abänderung des Patents vom 3. Februar zur Debatte. Es ist wahrscheinlich, daß man den Antrag der ersten Curie auf Periodicität im Allgemeinen (das Nähere bleibt der Bestimmung des König's überlassen) beitreten wird, so wie dem auf Modifizirung der Ausschüsse im Sinne der §§ 2 und 4 des Gesetzes von 1842, wodurch freilich denselben alle Bedeutung genommen wird, da ihre Thätigkeit nur eine vorbereitende und keineswegs die des vereinigten Landtags in irgend einer Weise ersetzende sein soll. Ausschüsse im Sinne des Patens vom 3. Februar wird, falls es die Regierung verlangen sollte, die Opposition unter keinen Umständen wählen. Den andern Modificationen der Herrencurie gegenüber, wird die zweite Curie hoffentlich ihre früheren Beschlüsse aufrecht erhalten. Es ist wahrscheinlich, daß diese Angelegenheit heute bereits erledigt wird. Unmittelbar darauf wird die Entscheidung der Regierung über die Wahl der Ausschüsse erfolgen; der Schluß des Landtags steht am 25. oder 26. zu erwarten.

D.

V.

Notiz.

Ein Beitrag zur Kenntniß der modernen Literatur.

Eine der Hauptquellen unserer modernen Literatur sind die Correspondenzen, die von berühmten oder unberühmten Leuten vor oder nach ihrem Tode veröffentlicht werden. Bei den Deutschen ist diese Briefliteratur um so eigenthümlicher, da sie sich in ihrer Correspondenz gewöhnlich nicht objectiv halten, sondern alle Geheimnisse ihres Herzens ausschütten, und da sie in allen andern Dingen so sehr gewohnt sind, die Oeffentlichkeit zu scheuen. Diese Correspondenz mußte lange Zeit unsre mangelnde Publizität ersetzen, und in den siebziger, achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts regte sich das Interesse der Menschheit mehr für die anonymen Empfindungen eines liebeseligen Naturpoeten, als für die Riesenschritte des menschlichen Geistes. — Uns liegt eine nicht uninteressante Biographie vor: „Zur Erinnerung an F. W. Meyer, den Biographen Schröder's; Lebensskizze nebst Briefen von Bürger, Forster, Göckingk, Goethe, Herder, Heyne, Schröder u. s. w. Braunschweig 1847, Vieweg und Sohn. 2 Bde." Hier ist es nun nicht grade die Bedeutung des Briefstellers, die seiner Biographie Interesse verleiht, sondern sein Umgang mit bedeutenden Männern. Professor Meyer war 1759 zu Harburg geboren, 1840 gestorben; er hatte mehrmals Paris besucht, und überall an der Entwickelung der Literatur, Kunst und Politik lebhaften Antheil genommen. Neben dem Interesse für das Theater, für welches Meyer mehrere Stücke gearbeitet hat, ist es besonders die Freimaurerei, die sich durch diese Briefe hinzieht. Das Glück mit bedeutenden Männern enge Freundschaft angeknüpft zu haben, ist reichlich ausgebeutet. Sein eigenes harmloses Streben charakterisirt er selbst in den Versen, die dem Buche als Motto vorgesetzt sind:

Digitized by Google

Den Heuchlerkünsten fremd, der Wahrheit stets ergeben,
Gebrach mir Einsicht oft, dem Irrthum zu entfliehn;
Doch wenn ich ihn erkannt, willig verließ ich ihn;
Und das Bewußtsein gibt dies Zeugniß meinem Leben:
Ich war gewiß nicht schlechter als ich schien.

Es sei mir erlaubt, ein Paar Stellen zu excerpiren.

Meyer an Schneider, März 1804. „Pfui der Welt! Es ist eine elende, nichtswürdige Welt. Sie hat sich seit Hamlet's Zeiten noch sehr verschlimmert. — Wenn sich die Zeiten ändern werden? Nicht etwa, wenn Bonaparte, der bis jetzt nur immer ermordet sein sollen, endlich einmal ermordet ist. Der Herzog von Orleans war schlechter als Ludwig XVI., Robespierre schlechter als der Herzog von Orleans, Neubel schlechter als Robespierre, Bonaparte schlechter als Neubel. Es ist durchaus nicht unmöglich, so unwahrscheinlich es auch ist, noch schlechter zu sein, als Napoleon Bonaparte.

Ueber Iffland in Bremen, 1811: „Ein großes Gefolge ist um ihn versammelt. Er wird belagert von Verwandten aus der Nachbarschaft, die mit leeren Händen kommen und mit vollen zurückgehen. Er wird hier vergöttert, Einladungen und Besuche reißen sich um ihn, 13 Meilen in der Runde strömt Alles herbei; ich vermuthe, das die Douanier's selbst ihre Linien verlassen und die Contrebandier's ihren Geschmack einschwärzen wie ihre Colonialwaaren. Iffland ist sehr bescheiden und wacht über sich im Gespräch und Genuß. Den angenehmen frohen Gesellschafter findet man nur unter vier Augen und in den flüchtigen Augenblicken, die er im Kreise seiner Familie zubringt."

Meyer, 1814. „Die französische Geschichte hat seit mehr als einem Jahrtausend keinen guten Anfang genommen, und ist daher keines guten Endes fähig. Der Charakter der Nation widerspricht. Treue und Bescheidenheit liegen gänzlich außer ihrem Bereich. Bonaparte hat planmäßig alle Gefühle ihrer Sittlichkeit unterdrückt, denn wir dürfen uns nicht verhehlen, daß für die Menge, welche philosophischer Uebergänge unfähig ist, Religion die einzige verwandte Sittenlehre bleibt. Der Code Napoleon ist in mehreren seiner Verfügungen geradezu darauf berechnet, alle Gefühle des Mitleids, der Großmuth und des im Innern des Gemüths zu ehrenden Rechts und Unrechts zu unterdrücken. Das Volk und seine Führer spielen mit Eiden. Niemand scheut sich des Verbrechens wie der Niederlage. Welche Sicherheit gibt es gegen solche Nachbarn? Sie besitzen Talent genug, jede zu untergraben. Jeder Friede mit ihnen wird nur ein Waffenstillstand sein. So lange Gott noch einen Franzosen auf der Erde duldet, wird es nicht an Unruhestiftern, so lange noch einen Juden, nicht an Wucherern fehlen, und da es uns unmöglich ist, beide auszurotten, so bleibt uns nichts übrig als beiden zu mißtrauen, ohne der Nachwelt eine bessere Zeit zu prophezeien als uns zu Theil geworden."

Berichtigung. In dem Aufsatze: „Das Lottospiel in Oesterreich" muß es, S. 520 und 521, Z. 17 statt Cooñ heißen Commission.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Spital-Memoiren aus Wien *).

Im Jahre 1782 erschien in Wien eine kleine aber gewichtige Schrift: „Gedanken über einige dem Publikum sehr nützliche Verbesserungen in Wien," welche besonders die Gebrechen der Wiener Krankenhäuser und die daselbst eingeschlichenen Mißbräuche an's Licht stellte. Joseph II. benutzte die Schrift mit der begeisternden Menschenfreundlichkeit, die sein erhabenes Herz zu einem unerschöpflichen Born des Volkswohls machte. Darauf gründete der Kaiser das allgemeine Krankenhaus in Wien und traf alle Vorkehrungen, daß dieses nach seiner Anlage so gigantische als segenbringende Institut seine heilige Bestimmung erfülle, den hilflos Leidenden wo nicht stets die mögliche Rettung, so doch Linderung ihrer Qualen zu gewähren. Mit des großen Kaisers Tode dehnte sich mit der immer größern Anschwellung der Bevölkerung Wiens diese Anstalt noch mehr aus. Nach der großen Anzahl ihrer Kranken, wie nach der Ausdehnung ihrer Räumlichkeiten, hat sie schon längst das Ansehen und die unermeßliche Wichtigkeit einer von Kranken bewohnten Stadt erhalten. — Obgleich Joseph's Nachfolger keine Umsicht, keine Kosten sparten, damit diese Anstalt ihre für die Humanität und den Staat gleich wichtige Bestimmung vollkommen erfülle, so haben sich doch, da die Lichtperiode der josephinischen Preßfreiheit mit ihrem großen Spender eingesargt wurde, unter dem siebenfachen Siegel des gebotenen Schweigens, auch in diesem Institute gefährliche Mißbräuche und Gebrechen eingeschlichen, von welchen wir vor allem im Interesse der Humanität, dann aber auch im Interesse der Regierung, die für diese Anstalt mit regem Eifer zu sorgen strebt, die dichten, gefährlichen Schleier ziehen wollen. Zu dieser Enthüllung drängt uns die heilige Pflicht, so viel als möglich zur Linderung von

*) Die nachfolgenden Mittheilungen scheinen uns um so geeigneter für ein größeres Publikum, als die darin gerügten Mißstände gewiß auch in vielen andern großen Spitälern heimisch sind und es ein Mal Zeit, auf diesen Punkt die öffentliche Aufmerksamkeit zu lenken, zumal da hier viel leichter abzuhelfen ist, als bei andern Krankheitszuständen unserer Gesellschaft. D. Red.

Digitized by Google

Menschenelend beizutragen, und ein dieser Bestimmung geweihtes Asyl, dessen im Ganzen großartiges Wirken nicht verkannt, nicht in Abrede gestellt werden soll, von Gebrechen zu befreien, die oft seine Wirksamkeit schmälern, oft sogar den Balsam, den man hier erwartet, in Gift verwandeln.

Wir werden, um die vorzüglichsten Uebel klar und anschaulich zu schildern, den Kranken in das Spital begleiten und die Behandlung von der Aufnahme bis zur Entlassung oder irdischen Auflösung genau schildern. Wir gelangen auf diesem Wege zuerst in das

I. Aufnahmezimmer, Journalzimmer genannt.

Hier soll vorschriftmäßig stets ein Arzt zugegen sein; hier sind auch die Krankenführer versammelt, deren Geschäft es ist, die hilfesuchenden Leidenden auf die angewiesenen Abtheilungen zu bringen. In Gegenwart dieser profanen, hin und wieder etwas rohen Menschen, so wie in Anwesenheit anderer Patienten, wird das Krankenexamen mit jedem einzelnen Leidenden vorgenommen, ein öffentliches Verfahren der merkwürdigsten Art, das manche unnöthige Schamröthe abdringt und zarter fühlende Seelen an der Schwelle des Asyl's in Verzweiflung stürzt.

Die Kranken, die näher untersucht werden müssen, werden in eine anstoßende kleine, durch ihre Unreinlichkeit abschreckende Kammer geführt, und geben dem anwesenden gesunden und kranken Publikum Veranlassung zu geheimen und lauten Glossen, die nirgend den Menschenfreund mehr beleidigen als hier im entweihten Sanctuarium Aesculap's. Diese Kammer zählt mit Ausnahme einer schmutzigen Lagerstätte gar kein Möbelstück.

Das Journalzimmer, in welchem eine anständige, von der Humanität wie von der Wissenschaft gebotene Stille herrschen soll, bildet den Durchgang für die Familie des anstoßend wohnenden Kanzleidieners! Doch damit sind die hier herrschenden Uebelstände leider noch nicht erschöpft.

Da der Journaldienst, gegen die Vorschrift des 29. Absatzes der Instruction für die Secundarärzte, von unbesoldeten Practicanten versehen wird, welchen dieser Dienst keinen Anspruch auf Beförderung, keine Aussicht in die Zukunft gewährt, so kommt es oft vor, daß gar kein Arzt in dem Aufnahmezimmer vorhanden ist, in welchem Falle die profanen Krankenführer die Stelle der Aerzte vertreten, und in der That die hilfesuchenden Kranken nach ihrer eigenthümlichen Diagnose auf die Abtheilungen bringen. Dieses ganz vorschriftwidrige Verfahren hat nicht selten entsetzliche Folgen. Wir wollen einige Beispiele zur Warnung anführen.

Ein im ersten Stadium am Typhus Leidender ward in das Aufnahme-

Digitized by Google

zimmer gebracht, wo eben wieder kein Arzt zugegen war. Da der Kranke delirirte, so hielt ihn ein Krankenführer für einen Irren und brachte ihn in's Beobachtungszimmer. Daselbst wegen Mangels des vorschriftmäßigen Parere's zurückgewiesen, ward er in das Aufnahmezimmer zurückgebracht, wo er so lange im unruhigen Gedränge hilflos warten mußte, bis der Journalarzt erschien und ihn auf die entsprechende Abtheilung sandte. Hier langte der Unglückliche erst nach der ärztlichen Visite an, und da zufällig auch der inspicirende Arzt auf der Abtheilung nicht zugegen war, so trat die ohnehin verspätete Hilfe noch später ein. Bald darauf starb der Kranke.

Aehnliches ereignete sich mit einem fremden Schiffskapitain. Erkrankt in einem Gasthofe der Residenz, wird er in's Spital gebracht. Zum Unglück ist abermals kein Arzt im Aufnahmezimmer. Ein Krankenführer will sein Leiden errathen und bringt den Unbekannten auf die seiner Diagnose nach entsprechende Abtheilung. Hier zeigt es sich, daß der Krankenführer, wie leicht zu begreifen, die Lösung des Räthsels verfehlte; nun räth der Mann weiter und bringt den Kranken auf eine andere Abtheilung, für die er eben so wenig geeignet ist als für die erste. Nach mehreren andern Irrgängen in dem riesenhaft ausgedehnten Gebäude, haucht der Kapitain den letzten Seufzer aus, ehe man noch sein Uebel untersuchte, ehe ihm noch ein Medicament gereicht wurde!

Ein drittes Beispiel. Es wurde ein bewußtloses Individuum in das Spital gebracht, an welchem man nach den bestehenden Vorschriften Rettungsversuche gegen den Scheintodt vornehmen sollte. Da aber weder der Journalarzt, noch der Journalinspector zugegen war, so unterblieben die so nothwendigen, so streng vorgeschriebenen Versuche, durch welche man vielleicht den gesunkenen Lebensfunken wieder anfachen konnte.

Diese traurigen Ergebnisse blieben kein Geheimniß. Sie veranlaßten die Verordnung, daß stets ein Primararzt im Hause anwesend sein müsse.— Bleibt aber die Wache immer auch auf ihren Posten? oder haben die zur Aufsicht berufenen Primarärzte Zeit und Wechsel ihres Dienstes so geordnet, daß der weise Zweck der Verordnung erreicht wird? — Eingeweihte werden diese Frage mit tiefem Schmerz verneinen müssen.

Aus dem angedeuteten Verfahren im Aufnahmezimmer entstehen auch Nachtheile, welche die materiellen Interessen dritter Personen schwer genug treffen, Nachtheile, die zwar minder wichtig sind als die angedeuteten, aber die Billigkeit tief verletzen und ein schnödes Maskenspiel begünstigen. Aus Mangel der entsprechenden Aufsicht im Aufnahmezimmer werden nämlich oft Individuen im Krankenhause aufgenommen, die aus mancherlei unlauteren

Digitized by Google

Motiven sich Krankheiten andichten. Wird nun ein solcher schauspielernder Kranker nur einen einzigen Tag im Spitale verpflegt, so muß die Gemeinde, der er angehört, für ihn, der gewöhnlich ganz mittellos ist, die Pflegegebühren für acht Tage, und bei längerem Aufenthalte für eine größere Zeitfrist entrichten. So müssen oft ganze Körperschaften die Abwesenheit des Journalarztes im Aufnahmezimmer büßen, denn wäre er daselbst stets ein Arzt, so würde er diese Betrüger entlarven und entschieden zurückweisen.

Folgen wir dem Kranken in

II. das Krankenzimmer.

Das allgemeine Krankenhaus verpflegt in der Zeit, als diese Zeilen geschrieben wurden (Frühjahr 1847) über 3000 Kranke. Für dieses Heer von Leidenden sind mit Inbegriff der Irrenanstalt nur zwölf Primarärzte angestellt. Mancher dieser Aerzte hat täglich über 200 Leidende zu besuchen. Dieser Besuch oder die „Visite" dauert gewöhnlich nicht länger als 1½ Stunden.

Frage: Ist es möglich, die Behandlung von 200 Kranken in einer so kurzen Zeitfrist gewissenhaft, wie es das Interesse der Humanität und Wissenschaft verlangt, abzufertigen?

Auf jeden Kranken kommen im Durchschnitt zwei Minuten, und in diesem so rasch vorüberfliehenden Sandkorn der Zeit wird das Befinden erforscht, die Krankheitsform untersucht, das Heilmittel verschrieben, der Seelentrost gespendet? — „Wie geht's?" lautet die stereotype geflügelte Frage des Primarius, der, ehe noch die Antwort erfolgt, den trüben Blicken des nach Antheil und Hülfe schmachtenden Kranken bereits entschwunden ist, um die gewichtige Frage an hundert andern Krankenlagern mit derselben Estaffetteneile an den Mann zu bringen!

Diese Hast, diese Sturmschnelligkeit geht hin und wieder Hand in Hand mit einer gefährlichen Zerstreutheit. So fragte einst ein bekannter Primarius bei dem ersten Krankenexamen den Patienten, wie gewöhnlich, im Fluge und mit preiswürdigem Laconismus: „Wo fehlt's?" Der Kranke antwortet leise, allein seine Worte verhallen ungehört, da der Primarius nach der Frage seine Gedanken in ganz andere Richtung abschweifen ließ. Aus der Zerstreutheit durch einen Seufzer des Kranken geweckt, fragt jener blitzschnell: „Husten Sie?" — „Nein." — „Schreiben Sie," wandte sich jetzt der geistesabwesende Primarius an den ihn begleitenden Hilfsarzt, „schreiben Sie (auf die am Krankenbette befindliche Tafel) tussis chronica und geben Sie ein decoctum emolliens (decoctum altheae)."

Digitized by Google

Zum Glück für die leidende Menschheit ist dieses Exemplar eines Primararztes nicht in mehreren Auflagen im Spitale vorhanden; denn im Ganzen kann man die Wirksamkeit der Primarien nicht tadeln, wenn auch Mehrere hinter dem Fortschritte der Wissenschaft zurückbleiben und an dem alten Schlendrian kleben, da doch dieses großartige Institut zur Gesetzgebung in der Medizin berufen wäre — ein Beruf, den bis jetzt blos Rokitansky und Skoda begriffen haben.

Rücksichtlich der Pflichten der Humanität kann man den Primarärzten überhaupt keinen Vorwurf machen, sie streben in dieser Hinsicht ihre Obliegenheiten zu erfüllen.

Wie kommt es nun, daß das allgemeine Krankenhaus dessen ungeachtet durch die Volksstimme so streng gerichtet, im Gericht so sehr vernichtet wird? wie kommt es, daß die unteren und untersten Klassen der Bevölkerung — jene schnöden Maskenspieler ausgenommen — vor dem Spitale eine so furchtbare Scheu haben, daß sie nur mit äußerstem Widerwillen in dasselbe flüchten oder gegen ihren Willen in dasselbe gebracht werden müssen? Die Lösung dieses Räthsels nöthigt uns den Schleier von andern Gebrechen wegzuziehen, die jene so bedenkliche, so sehr zu beherzigende Stimmung der Volksseele verschulden.

Wir müssen hier besonders jene Klasse des dienstthuenden Personals in's Auge fassen, welche eigentlich die executiven Instrumente im Spital bilden und im Krankenzimmer eine Hauptrolle haben. Wir sprechen von den Wärtersleuten, deren über 200, je zwei auf ein Zimmer, im allgemeinen Krankenhause angestellt sind.

Die Verhaltungsvorschriften für die Wärtersleute lassen, dies müssen wir, um gerecht zu sein, voraussenden, wenig zu wünschen übrig. Sie athmen den Geist der Humanität und enthalten alle eine heilsame Krankenpflege befördernden Vorschriften. Leider aber sind diese Vorschriften noch nicht vom Papier in's praktische Leben vorgedrungen, das sich denn auch im grellen vielschneidigen Kontraste mit jenen traurig hinspinnt.

Dies ist um so auffallender als die Regierung mit regem, nie erschöpftem Eifer für das Spital zu sorgen bemüht ist und daher auch allen Gebrechen, welche durch die Phalange der bureaukratischen Geheimnißkrämerei oder sonst auf regelmäßigem Wege zu ihrer Kenntniß gelangen, unverzüglich den gefährlichen Lebensnerv abzutödten eilt. Die ganze schwere Verantwortlichkeit für die hier geschilderten Zustände lastet einzig und allein auf der Direction des Krankenhauses. Kehren wir jetzt zu den Wärtersleuten zurück.

Die Direction beobachtet bei der Aufnahme der Wärtersleute nicht die

Digitized by Google

gehörige Vorsicht. Zwar fordert sie von jedem Aufnahmswerber ein Sittlichkeitszeugniß, da aber dieses Zeugniß ohne nähere Prüfung von den Hausbesitzern verabfolgt und vom Pfarrer, wenn die Partei nur regelmäßig zur Beichte geht, eben so schnell bestätigt wird, so bieten derlei leicht erobertе Zeugnisse keine Garantien für den Charakter der Wärtersleute.

Die schweren Pflichten der Krankenwärter erfordern eine viel größere Bürgschaft, als jene, welche absolvirte Beichte und eine den Hausherren genügende Tugend gewähren.

Da es nun sehr leicht ist einen so wichtigen Posten zu erlangen, und da man im Krankenhause noch das Prinzip befolgt, Frauenspersonen zum Krankendienste zu verwenden, so ist es nicht zu verwundern, daß man größtentheils Magdalenen erhält, die zwar ihre Sünden für den Beichtstuhl und den Herren Pfarrer getilgt haben, sonst aber den Reiz zu derselben in sich tragen und bei Gelegenheit frei wirken lassen.

Der Dienst am Siechbette wird, wie der Leser leicht erräth, von diesen Personen nicht im heiligen Interesse der Menschheit übernommen. Man wirft sich in's Spital, um daselbst einen Anker zu finden, an den man sich klammern kann, nachdem ein anderer Erwerbszweig entweder in Folge des zerstörenden Ganges der Zeit, oder anderer Schwierigkeiten wegen keine weitere Aussicht bietet.

Ist aber diese Stellung wirklich lockend? Schrecken wo nicht die vielen, ernsten Pflichten, so doch Furcht vor Ansteckung, oder die Absperrung vom frischen, pulsirenden Leben zurück?

Was die pecuniären Vortheile der Wärtersleute betrifft, so ist ihre Stellung sehr kümmerlich. Eine Wärterin erhält täglich zwanzig Kreuzer C.-M. Von diesem winzigen Solde muß sie ihre Beköstigung, anständige Kleidung und alle andern Bedürfnisse bestreiten. Ihr Erwerb ist also kümmerlicher, als der eines Taglöhners, der überdies in frischer Luft arbeitet und nicht stets die Mittheilung einer Krankheit zu fürchten hat. Der Lohn ist es also nicht, der hier anzieht, er muß vielmehr zurückschrecken.

Was zieht also die Wärtersleute an?

Die Ueberzeugung, daß sie im Spitale noch andre Erwerbszweige finden, die zum Theil eine beinahe regelmäßige Ausbeute gestatten. Zu diesen Erwerbszweigen greifen nun die Wärterinnen, da der geringe Sold nicht einmal ihre ordentlichen, gegründeten Bedürfnisse deckt, und sie im Krankenhause bald noch Sorgen für dritte Personen übernehmen. Erklären wir uns deutlicher.

Die Magdalena, plötzlich dem freien, ungebundenen Leben entrückt und

Digitized by Google

an's Siechenlager gekettet, hat ihre früheren Lebensbezüge nicht aus den Augen verloren. Ihr trauriger Dienst — traurig, weil ihm keine Begeisterung für Menschenwohl, kein heiliger Opfermuth zu Grunde liegt — fordert Abwechslung, fordert Erholung. Sie sucht Liebe, nicht in ihrem Wirkungskreise, sondern außerhalb. In der That sehen wir, wie jede Krankenwärterin, und sei sie noch so vorgerückt im Alter, um einen Liebhaber wirbt, der sich nicht lange suchen läßt. So übernimmt die Wärterinn, deren Sold ihre eigenen Bedürfnisse nicht deckt, im Spital noch die Sorge für einen Dritten. Dies ist für die Krankenpflege ein Umstand von schwerstem Gewichte, hier liegt der Knotenpunkt mannigfacher Erpressungen, die Quelle empörender Lieblosigkeiten.

Die Wärterin, die von dem Kranken oder seinen Angehörigen, Fremden oder Bekannten nicht mit Geschenken bedacht wird — die, wir brauchen es kaum zu erwähnen, streng verboten sind — vernachläßigt ihn nicht nur, sondern geht sogar so weit, den Armen auf eine berechnete Weise zu quälen und zu reizen. Sucht nicht der Kranke sich durch Beschwerdeführung über diese empörende Folterung zu retten und zu wahren?

Nein. So auffallend diese Antwort klingt, so ist sie doch gegründet, und eine hundertfache Erfahrung besiegelt sie. Der Kranke wagt nämlich nicht gegen die Person aufzutreten, in deren Hände er gegeben ist. Seine körperlichen Leiden berauben ihn in der Regel der Energie, die er etwa besitzt; er ist ein Schwächling, an einem fremden Orte, in einer fremden Umgebung — woher soll ihm Kraft zu einem entschiedenen Schritte kommen? Und wenn er sie hat, so führt sie nur zu seiner Beschämung, zur noch tieferen Kränkung. Wagt nämlich ein Kranker die lieblose Wärterin anzuklagen, so ruft sie mit schamloser Frechheit die andern Kranken zu Zeugen ihrer Unschuld auf, und diese sind so eingeschüchtert, daß sie gehorsam dem Rufe der Wärterin entsprechen. Entdeckt der Arzt diese verwerflichen, empörenden Umtriebe, so wird zwar die Wärterin auf sein Andringen entlassen — eigentlich sollte sie der Behörde zur Bestrafung überantwortet werden — allein sein Erstaunen ist nicht geringe, wenn er bereits nach Ablauf einiger Wochen dieselbe eben so ruchlose als gefährliche Person auf einer andern entfernteren Abtheilung der großen Krankenstadt angestellt findet, angestellt vom Oberkrankenwärter, der sich wohl hütet, ihre schlechte Conduite dem Primararzte der Abtheilung, dem die Person ganz unbekannt ist, zu enthüllen. Wird endlich eine pflichtvergessene Wärterin in Folge eines schweren, Aufsehen erregenden Vergehens „für immer" entlassen, so tritt, da keine strenge Charakterprobe bei der Aufnahme stattfindet, an ihre Stelle kein

Digitized by Google

besseres Werkzeug. Auch ermüden die Primarärzte, mit Mühe und Verdruß eingeschulte Wärterinnen trotz ihrer moralischen Schlechtigkeit zu entlassen, denn da die Direction bei der Aufnahme dieser Subjecte so leicht geherzt zu Werke geht, so vereinigen die neuen Pflegerinnen mit der völligen Unkenntniß des Dienstes noch die schlechten Eigenschaften ihrer Vorgängerinnen, sind also viel schlechter als diese und machen den Wechsel gefährlich. Es fehlt nicht an Vorkehrungen, um die Kranken gehörig zu schützen, allein sie fruchten nichts, weil man sie mannigfach verletzen läßt. Der Oberkrankenpfleger soll nach der strengen Vorschrift die Krankensäle fleißig besuchen, um jeder Unordnung, jeder Pflichtversäumniß oder gar Angriffen, wie wir sie eben bezeichneten, zu steuern. Erfüllt aber der Oberkrankenpfleger diese Pflicht? Beaufsichtigt ihn die Direction pflichtmäßig so streng, daß er sein hochwichtiges Wächteramt genau erfüllen muß? — Wir müssen leider beide Fragen verneinen. Auch die Secundarärzte sind zum kräftigen Schutze der Kranken berufen, allein daß ihre Schritte bei dem herrschenden Directionssystem nichts nützen, weiß der Leser bereits. Die Kranken nun, stille, furchtsame Zeugen dieser furchtbaren Mißbräuche, bitten und ermuntern ihre Angehörigen und Fremde die Gunst der Gewaltigen, in deren Hände sie gegeben sind, durch Geschenke zu gewinnen. Wenn sie das Spital verlassen, dann erzählen sie wie es ihnen hier erging, was sie sahen und erlebten. Daher die Furcht der untern Klassen, daher ihre Scheu vor einer Anstalt, die zu ihrem Heile, zu ihrem Troste gegründet wurde.

Ein anderer, der wachsamen Direction ebenfalls entgehender Mißbrauch muß hier ebenfalls zum Besten der armen Spitalbewohner enthüllt werden. Kaum sind nämlich die Kranken soweit in der Genesung vorgeschritten, daß sie das Lager verlassen können, so werden sie von den Wärtersleuten als dienstbare Geister benutzt. Manche Reconvaleszenten übernehmen diese Dienstbarkeit gerne, weil sie ihnen manche kleine Begünstigung von Seite ihrer weiblichen Obrigkeit zuwendet; manchen sind die aufgetragenen Arbeiten eben nicht schädlich, aber es ist und bleibt ein Mißbrauch, der hin und wieder schwere Folgen nach sich zieht, deshalb zwar verboten, aber dennoch an der Tagesordnung ist.

Als ganz besondere, höchst gefährliche Erwerbsquelle der Wärtersleute stellt sich der geheime Victualienhandel und die geheime Speisewirthschaft dar. Während die Diät, auf die der Arzt so viel zählt, die im Heilplane ein so entscheidendes Gewicht hat, mit größter Genauigkeit von den Aerzten festgesetzt, und auf der am Krankenbette befindlichen Tafel verzeichnet wird, vernichten gerade die Wärtersleute alle in dieser Beziehung getroffenen An-

Digitized by Google

ordnungen. Die Wärterinnen verkaufen Weißbrod, schenken Kaffee aus, ja holen den Kranken um theure Preise verbotene Speisen, die sie nicht selbst bereiten können. Dieser Mißbrauch führt uns an die Quelle eines andern Uebels. Der gefährliche Victualienschacher im Krankenhause wird nämlich dadurch unterstützt oder vielmehr hervorgerufen, daß die Spitalsküche äußerst schlecht ist und Nahrungsmittel liefert, die der Kranke nur nothgedrungen und mit Ueberwindung seines Ekels zu sich nimmt.

Die Gründe dieses Uebels liegen eben nicht tief. Wir wollen sie andeuten. Die Speisung der Kranken wird von Zeit zu Zeit im Versteigerungswege an Unternehmungslustige überlassen. Wer von den Concurrenten die niedersten Preise stellt, bleibt Sieger und erhält die Traiterie im Krankenhause. Auf diesem Wege kam es dahin, daß die Preise der Lebensmittel im Krankenhause fabelhaft billig sind, während sie außerhalb seiner Ringmauern zu einer erschreckenden Höhe hinaufgeschnellt werden. Der Leser wird dies einsehen, wenn wir ihm die Preise des Speisentarifs im Krankenhause hier mittheilen. Der Spitalstraiteur liefert kontraktmäßig

eine Portion	Morgensuppe	für	½	Kr. C. M.
„ „	Mittagssuppe	für	¾	„ „ „
„ „	Gemüse .	für	½	„ „ „
„ „	Obstspeise .	für	1 ¼	„ „ „
„ „	Kalbsbraten	für	3	„ „ „

Das Rindfleisch wird ihm nach der gewöhnlichen allgemeinen Schätzung bezahlt.

Um solche Preise erhält man nirgends in der Welt, und am wenigsten in Wien, eine gute Nahrung wie sie besonders Kranken gebührt. Auch schlagen alle Anordnungen fehl, welche die gute Verpflegung der Kranken beabsichtigen. Wie dies geschieht, soll dem Publikum nicht länger verborgen bleiben. Ein Primararzt hat die Pflicht die Speisen täglich vor der Vertheilung zu kosten. Er thut dies mit schuldiger Gewissenhaftigkeit in Gegenwart eines Beamten der Verwaltungskanzlei. Letzterer hat wieder die Obliegenheit, so lange die Speisenvorräthe zu hüten, bis sie auf die Abtheilungen vertheilt worden, damit man sie nicht nach erfolgter Approbirung verschlechtere und so die getroffene Vorsicht vereitle. Der Beamte der Verwaltungskanzlei verläßt aber nur zu oft seinen wichtigen Posten noch vor der Zeit, und so ist denn die Gelegenheit geboten, die ohnehin schlechte Suppe, das Gemüse und die Brühen durch reichlichen Wasseraufguß auf den Grad völliger Nahrungslosigkeit herab zu

Digitized by Google

bringen. Es besteht zwar noch die Vorschrift, daß die diensthabenden Secundarärzte die auf den Abtheilungen angelangten Speisen ebenfalls kosten, und täglich über ihre Qualität und Quantität schriftliche Berichte erstatten, allein diese Vorsicht scheiterte an dem merkwürdigen Verhalten der Direction. Die Berichte der Secundarärzte waren nämlich lange Zeit hindurch ganz der Wahrheit gemäß, und bildeten einen ewigen Wiederhall von Klagen über die normalwidrige Nahrung der Kranken. Da die Direction aber alle diese Klagen mit größter Gleichgültigkeit hinnahm, so ermüdeten endlich diese letzten Richter, und jetzt schreibt jeder Secundararzt, nachdem er lange Zeit fruchtlos geklagt und getadelt hat, mechanisch in seinen Bericht: „Speisen und Getränke normal"!!

Wie viel Schuld die Direction an diesen empörenden Zuständen hat, beweisen weniger die auf ihre Kosten im Krankenhause umlaufenden Gerüchte als deutliche und gehäufte Inzichten.

Es liegt zu Tage, daß solche Mißbräuche, ein solches Spiel mit hochwichtigen Daten unter einer Verwaltung, welche die Heiligkeit ihrer Sendung begreift, sich gar nicht einnisten konnten, es ist unzweifelhaft, daß es bereits längst die Pflicht der Verwaltung gewesen wäre, die wohlwollende, zu jedem Opfer für die leidende Menschheit bereite Regierung darauf aufmerksam zu machen, daß die Kranken für die unter den gegenwärtigen Verhältniß mährchenhaften Tarifsätze keine gute Nahrung erhalten können.

Ist die Direction vielleicht mit Blindheit geschlagen? Kennt sie allein, welche den Krankenstaat leiten soll, nicht die gerügten Uebelstände, die doch jeder Hausknecht bereits ergründet hat?

Daß sie die schlechte gewissenlose Verpflegung kennt, möge ein Vorgang bewähren. Ein Secundararzt klassifizirte einst einen Speisenapparat folgendermaßen:

Suppe aequale Wasser.
Gemüse aequale Suppe
Fleisch aequale Leder.

Die Direction nahm diesen Bericht wie gewöhnlich mit Stillschweigen hin. Dies geschieht trotz der in der Instruction für die Secundarärzte unter 24 enthaltenen Bestimmungen, die wir hier wörtlich anführen wollen: „Die Kost und Nahrung der Kranken verdienen ein vorzügliches Augenmerk. Er (der Secundararzt) hat demnach zur Zeit einer jeden Ausspeisung auf den Krankensälen zu sein, die Speisen, das Brod und den Wein zu untersuchen und auf die Reinlichkeit der Eßgeschirre seinen Blick zu richten. Er muß nicht nur auf die Qualität, sondern auch auf die vorgeschriebene

Digitized by Google

Quantität der Speisen sehen, Fehler, die sich ereignen, auf der Stelle verbessern, schlechte Portionen ausstoßen und durch gute verwechseln lassen" ꝛc.

Da nun die Speisen so überaus schlecht sind, so werden sie von allen Kranken, die nur irgend eine kleine Hülfsquelle haben, standhaft verschmäht, und von den Wärterinnen, deren Victualienschacher dadurch blüht, in einem Trog gesammelt und zur Viehmästung verkauft. Was die Wärterinnen in ihren Küchen nicht geheimnißvoll brauen, oder die Kranken nicht bezahlen können, das tragen ihnen ihre Angehörigen, Freunde und Bekannte zu. Dadurch entsteht eine noch größere Unordnung in der Diät. Alle Vorschriften des Arztes werden illudirt, es entstehen Rückfälle und neue Krankheiten, die manches Opfer fordern.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Beschaffenheit der Krankenzimmer. Viele dieser Zimmer sind so feucht, daß Wunden daselbst leicht gangränös werden, Scorbute ungemein schwer heilen. Der Versuch sechs bis sieben dieser Zimmer, mittelst hydraulischen Kalks trocken zu legen, scheiterte, weil man die Zeit nicht abwartete, bis der Kalk getrocknet war, ja die Direction ging in ihrer Oekonomie so weit, schon nach acht Tagen Kranke in diese Zimmer zu legen.

Eine andere, den hier Rettung suchenden Hülfsbedürftigen höchst verderbliche Gefahr liegt in der Ueberfüllung der Krankenzimmer. Es sind da Zimmer, in welchen, als lebten wir in Zeiten eines verheerenden Krieges, über fünfzig Kranke aufgestapelt sind; andere kleinere zählen über zwanzig Betten. Bei größerem Andrange nimmt die Direction keinen Anstand, das Uebel durch Einschieben von noch mehr Lagerstätten (den sogenannten „eingelegten Betten") grauenhaft zu steigern.

Alle Primarärzte protestiren gegen diese Ueberfüllung. Wie wenig aber ihre wohlmeinende Stimme Anklang zu finden vermag, und um welchen Preis die Direction ihr gemeingefährliches Walten zu stützen sucht, möge ein in die neueste Zeit fallender Vorgang bewähren.

Die Direction befahl auf der Abtheilung für Augenkranke noch eine dritte Reihe von Betten einzuklemmen. Der auf der Abtheilung wirkende Primarius gab seinem inspicirenden Hülfsarzte H. den Auftrag, diese überzähligen Betten hinwegräumen zu lassen. Der Hülfsarzt, der die Verpflichtung hat, die Anordnungen des Primarius auf's Pünktlichste zu vollziehen, erfüllte den erhaltenen Auftrag, und ließ die eingeschobene Bettenreihe beseitigen. Als der Director davon hörte, fertigte er dem unschuldigen Hülfsarzte H. ohne alle Untersuchung seine Dienstentlassung zu, und ließ die Betten wieder in die überfüllte Abtheilung zurückbringen!

Digitized by Google

Es entwickelt sich eben in Folge solcher Ueberfüllung ein so tückischer Krankheitsgenius, daß Kranke, die wegen ganz unbedeutenden, leicht heilbaren Krankheiten in's Spital kommen, hier nicht selten ihr Lebensziel finden, während sie außerhalb des Spitals bei dürftiger Pflege noch lange ihr Leben fristen konnten.

Wer mit dem Spitale nur irgendwie in Berührung kommt, oder im verflossenen Winter die Todtenlisten in der Wiener Zeitung eines Blickes würdigte, der weiß, wie grauenhaft um diese Zeit die Sterblichkeit im allgemeinen Krankenhause war. Daß die Ueberfüllung der Krankenzimmer vieles dazu beigetragen hat, kann mit vollem Rechte behauptet werden. Thatsache ist es, daß im letzten oder vorletzten Wintermonat dieses Jahres in einem dieser überfüllten Zimmer alle Kranke ausstarben, so daß man es, freilich etwas zu spät, gänzlich absperrte.

Und doch weiß die Direction aus Erfahrung, wie bereit die Regierung ist, der räumlichen Beschränktheit des Spitals bei zu großem Gedrange abzuhelfen. Die Direction brauchte blos, um die entsetzlichen Folgen der Ueberfüllung zu vermeiden, bei der Regierung darauf anzutragen, daß ein naheliegendes Haus gemiethet werde*), um darin die Kranken unterzubringen, die ohne die größte Gefahr für sich und Andere im Hauptgebäude nicht aufgenommen werden dürfen. Solche Anträge wurden unter den Vorgängern des gegenwärtigen Directors oft genug gemacht, und stets mit größter Willfährigkeit angenommen.

Warum machte man jetzt nicht den leichten Schritt, jetzt, wo das Bedürfniß so sehr gesteigert war, wo die Pflicht der Humanität, die Pflicht des Arztes, wie des Beamten es erheischte, die Regierung auf Abwehr des gehäuften Uebels aufmerksam zu machen? Will etwa die Direction ihren ökonomischen Ruf nicht schmälern? Will sie etwa beweisen, daß sie außerordentlichen Bedürfnissen mit nicht außerordentlichen Mitteln begegnen könne? Ein Blick auf die Todtenlisten würde derlei Bestrebungen in das gehörige Licht setzen.

III. Die sonderbare Controle.

Ist der Kranke verschieden, so kommt seine Hülle in die sogenannte Leichenbeisetzkammer, d. i. in einen Saal, wo niederhängende Glockenzüge den Leichnam um die Hände gebunden werden. Diese Glockenzüge correspondiren

*) Wie wir aus den Zeitungen ersehen, ist dieses in den letzten Wochen wirklich geschehen. D. Red.

Digitized by Google

der Art mit einer Weckuhr, daß jede Bewegung eines Scheintodten die Uhr zum Schlagen bringt, um so die im angrenzenden Zimmer weilenden Todtenwächter herbei zu rufen.

Es liegt in dem Bereiche der Pflichten der Direction, eifrig darüber zu wachen, daß diese hochwichtigen Vorkehrungen zur Rettung Scheintodter gehörig vollzogen werden. Indessen hält es die Direction aus unbegreiflichen Gründen für nothwendig, ihre Pflicht den ohnehin überlasteten subalternen Aerzten aufzubürden. Wäre dies auf eine Art geschehen, welche die wohlthätige Bestimmung der erwähnten Kammer sicher stellt, so würden wir über diese Uebertragung einer Obliegenheit kein Wort verlieren. Allein da man dabei einen so verkehrten Weg einschlug, daß diese außerordentlich wichtige Anstalt gegenwärtig, weder von dem Director, noch von den subalternen Aerzten überwacht wird, so halten wir es für eine heilige Pflicht, dem Leser Aufschluß zu geben, wie man zu diesem gefährlichen Resultate gelangte. Der Director befahl den subalternen Aerzten, deren Lage wir unten schildern werden, bei Tag wie bei Nacht alle drei Stunden nachzusehen, ob die Todtenkammerwächter nüchtern auf ihrem Posten sein. Zum Beweise, daß die Aerzte diese Controle regelmäßig ausüben, sollten sie ihre Namen, Tag und Stunde des Wachtdienstes in ein dazu bestimmtes Buch schreiben. Die subalternen Aerzte hätten im Hinblick auf den höchst wichtigen Zweck diese neue Pflicht freudig übernommen, wenn nicht die Direction zu gleicher Zeit beschlossen hätte, die von den Aerzten zu überwachenden Wächter wieder zu Wächtern über die Aerzte zu erheben.

Die Todtenwächter (Hausknechte) erhielten nämlich ihrerseits den Auftrag, das Ausbleiben eines Arztes zur bestimmten Stunde sogleich der Direction zu denunciren. Diese auffallende Anordnung bewirkte, daß alle subalternen Aerzte ohne Ausnahme dem Befehle des Directors keine Folge leisten, weil sie es ihrer Stellung unwürdig finden, die Controle der Hausknechte anzuerkennen.

So kam diese wohlthätige Maßregel in Vergessenheit, und dieselbe Direction, die den Aerzten nicht traute, überläßt jetzt mit größter Unbefangenheit den rohen Hausknechten das wichtige Amt der Todtenbewachung. Wird die von der kalten, sich matt regenden Hand eines Scheintodten getroffene Weckuhr stets vernommen? Sind die Hausknechte immer auf ihrem Posten? sind sie stets nüchtern? wachen sie, um unverzüglich Hülfe herbeizurufen, wenn das Leben in einem scheinbar erstarrten Herzen sich wieder zu regen beginnt? —

Digitized by Google

IV. Die Todtenlisten.

Unstreitig müssen die Todtenlisten oder Sterberegister, um als statistische Hülfsmittel zu nützen, und anderen höchst wichtigen Zwecken zu dienen, den Stempel der Aechtheit an der Stirne tragen, und mit heiligem Ernst für die Wahrheit, und den wissenschaftlichen Fortschritt verfaßt werden.

Die Primar- und Secundarärzte begreifen die Wichtigkeit dieser Pflichten vollkommen, und bezeichnen sowohl in den täglichen, als in den monatlichen Berichten genau und gewissenhaft die Krankheiten, welchen die Leidenden erlegen sind. Nun ereignet es sich nicht selten, daß die Direction, welche die abgeschiedenen Kranken gar nicht sah, die in den Berichten bezeichneten tödtlichen Krankheiten streicht, und an ihre Stelle nach Willkür andere setzt! Wir haben hier nicht jene Krankheiten im Auge, deren Veröffentlichung das Gedächtniß des Verstorbenen, oder seine Angehörigen verletzen könnte, und die vorschriftsmäßig nicht enthüllt werden dürfen. Wir meinen jene Uebel, bei welchen diese zarte Rücksichten keine Anwendung finden, und die willkürlich „zur Ehre des Hauses," oder „um den Credit des Hauses nicht zu schmälern," wie die Direction sich ausdrückt, in andere Uebel travestirt werden!

V. Die Aerzte.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf die äußere Lebensstellung der im Krankenhause wirkenden Aerzte.

Daß diese Stellung in vielfacher Hinsicht die Aufmerksamkeit des Forschers in Anspruch nimmt, wird Niemand in Abrede stellen, der erwägt, wie schwer, wie heilig der Priesterdienst der Hygiäa ist, besonders in einem so gigantischen Institute, wo Leben und Tod sich so oft begegnen, so nahe aneinander grenzen.

Die Aerzte des Krankenhauses sind Primar- oder Secundarärzte.

Die Primarärzte beziehen ein Gehalt von 1200 bis 1500 Fl. C. M., und haben schöne, geräumige Wohnungen im Institut. Sie müssen zwei Mal des Tags, Morgens um sechs und Nachmittags um vier Uhr die ihnen zugewiesenen Krankenzimmer besuchen, und die Ordination besorgen.

Die Secundarärzte, deren in jeder Abtheilung zwei wirksam sind, beziehen eine jährliche Besoldung von 240 Fl. C. M., d. i. vierzig Kreuzer des Tags, d. i. vier Kreuzer mehr als die Hausknechte. Ihre Wohnung besteht in einer kleinen höchst dürftig meublirten Kammer, die fast für den niedrigsten Diener der Anstalt zu schlecht geachtet wird. Wie weit man hierin geht, beweist unter andern die Thatsache, daß man aus einer Hausknechts-

Digitized by Google

wohnung, die der Hausknecht für seine Person zu schlecht fand, und nicht länger behalten wollte, drei Wohnungen für Secundarärzte machte. Viele dieser Wohnungen liegen, in abgelegene Winkel hineingedrückt, ganz isolirt und da sie nicht einmal mit einem Glockenzuge versehen sind, so ist der Secundararzt, wenn er, was in Folge seines anstrengenden Dienstes oft geschieht, in der Nacht erkrankt, hülfloser in seiner abgeschiedenen Zelle, als der ärmste Kranke, auf dessen Ruf er jeden Augenblick erscheinen muß.

Diese trostlose Hülflosigkeit hat erst in neuester Zeit ein entsetzlicher Unglücksfall leider fruchtlos an's Tageslicht gezogen. Ein junger Hülfsarzt war des Nachts an seinem mit Büchern und Papieren bedeckten Tischchen eingeschlafen. Die Kerze, die er auszulöschen vergessen, brannte herab, und ergriff die naheliegenden Schriften. Am folgenden Tage fand man den Unglücklichen erstickt. Die theils umgeworfenen, theils verschobenen Möbelstücke lieferten den Beweis, daß der Arme vergeblich nach Hülfe rang.

Der Grundsatz, die Secundarärzte einzig und allein auf ihre elenden Bezüge zu verweisen, wird mit solcher Unbarmherzigkeit gehandhabt, daß ein Secundararzt, selbst wenn er erkrankt, nicht, wie jeder andere Siechengast, vom Hause verpflegt wird.

Er ist dann viel schlimmer daran, als ein Bettler. Von seinen vierzig Kreuzern Tagelohn muß er sich Medicamente und die nöthige Pflege bestreiten! Die Direction gewährt den Secundarärzten nicht einmal die nothdürftigste Bedienung — und so lechzt der kranke Secundararzt in seiner abgeschiedenen Kammer, wo sich Niemand um ihn kümmert, oft vergeblich nach einem Trunk Wasser!

Diese elende Lage wissenschaftlicher Männer, die täglich, ja jeden Augenblick ihr Leben im Dienste der Menschheit auf's Spiel setzen, erscheint der gegenwärtigen Direction noch viel zu glänzend. Der Director, der ein Gehalt von 4000 Fl. C. M. genießt, sich einer glänzenden Freiwohnung und anderer Emolumente erfreut, hielt es für unerläßlich nothwendig, in einer Sitzung der Primarärzte den Antrag zu stellen, man solle den Secundarärzten gar kein Gehalt geben, indem sich auch dann Doctoren zu diesen Diensten finden würden. Ein als Mensch und Arzt höchst achtbarer Primarius erhob sich gegen diese edle Motion mit den Schlagworten: Herr Director, es würden sich ohne Zweifel auch Männer finden, die **Ihre** Stelle unentgeldlich übernehmen. Diese bedeutungsvolle Stimme begrub den Plan des Planmachers, der betreten verstummte.

Wenden wir uns jetzt zu den Pflichten und Leistungen dieser subalternen Aerzte, dieser merkwürdigen Proletarier der Wissenschaft.

Digitized by Google

Der diensthabende Secundararzt — der Dienst trifft ihn einen Tag um den andern — darf Tag und Nacht das Haus nicht verlassen. Da die Primarärzte nur zwei Mal des Tags bei den abzuhaltenden Ordinationen zu erscheinen verpflichtet sind, so müssen die Secundarärzte jeden neuanlangenden Kranken aufnehmen, untersuchen und behandeln. Den Kranken, deren Zustand sich in der zwischen den Ordinationen oder Visiten liegenden Zeit verschlimmert, muß der Secundarius bei Tag und Nacht schleunige Hülfe leisten. Ueberdies liegt den Secundarärzten die Führung der Protokolle, die Verfassung der Krankengeschichten, Ordinations- oder sogenannten Einlagszettel, den Medicamentenextracten für die Apotheke, der Speisezetteln, die tägliche Rapporterstattung, die Aufzeichnung der für jeden einzelnen Kranken bestimmten Diät, die Ausarbeitung der Monats- und Jahresberichte u. s. w. ob.

Während der Ordination haben die Secundarärzte den Primarien stets an der Seite zu sein, und in Kürze vorzutragen, was sich bei Tag oder Nacht mit den Kranken zugetragen. Im Erkrankungsfalle der Primarien vertreten die Secundarien ihre Stelle.

Ueberdies müssen die Secundarien entdeckte Gebrechen, welche zum Nachtheile der Kranken gereichen, entweder selbst auf das Schleunigste abstellen, oder dem Primararzte der Abtheilung anzeigen, die ihnen subalternen Wundärzte, Practikanten und Wärterleute zur genauesten Pflichterfüllung anhalten, die Kranken vor Verwahrlosung, Verkürzung oder Mißhandlung der Wärterleute schützen, die Qualität und Quantität der Speisen untersuchen*), auf die Heitzung, Beleuchtung und Reinigung der Krankensäle ihr Augenmerk richten.

Auch haben sie zu sorgen, daß in den Krankensälen die reinste Sittlichkeit beobachtet werde und die Kranken, ehe sie noch die Geistesgegenwart verlieren, zur Erfüllung der Pflichten jener Religion, zu welcher sie sich bekennen, verhalten werden.

Wir übergehen noch andere Leistungen, welche die treffliche Instruction für die Secundarärzte ihnen zur Pflicht macht. Der Leser sieht, daß diese so thätigen mit ärztlichen, Kanzleiökonomie und Sittenpolizeidiensten überschwemmten Personen mehr verdienen, als kümmerlichen Tagarbeiterlohn, und daß sie auf eine höhere, bessere Würdigung ihres gemeinnützigen Lebens die gerechtesten Ansprüche hätten. Im Laufe einiger Monate raffte jüngst

*) Weshalb die Secundarärzte diesen wichtigen Sendungen nicht, wie es sein sollte, entsprechen, haben wir oben angedeutet. D. E.

Digitized by Google

wieder der Tod nicht weniger als vier junge ſubalterne Aerzte hin, die im Spitaldienſte ihr frühes Grab fanden.

Ehemals hatten die Secundarärzte wenigſtens die ſichere Ausſicht, für ſo viele Dienſte, für eine ſo große Hingebung zum Beſten der leidenden Menſchheit endlich mit einer beſſeren Staatsanſtellung bedacht zu werden. Jetzt iſt es anders. Die gerechten Hoffnungen der jungen Aerzte ſcheitern an dem Unweſen der Protectionswuth und an andern Gebrechen, deren einſilbige Andeutung hier genügen muß. Dieſe Aufzeichnungen werden hinreichen, die wohlwollende Regierung auf Schattenſeiten und Gebrechen aufmerkſam zu machen, die trotz der trefflichſten Inſtructionen, mit welchen ſie im grellſten Widerſpruche ſtehen, ſich hier einſchlichen, und die ihren menſchenfreundlichen Abſichten ſo feindlich, ſo gefährlich entgegenwirken. Bei mehr Muße wird der Verfaſſer dieſer Zeilen noch von manchen andern Krebsſchäden dieſes dem Wohle der Menſchheit, und dem Fortſchritte der Heilwiſſenſchaft gewidmeten Inſtituts, den dichten, ſo gefährlichen Schleier ziehn. Eine ſo unberechenbar wichtige Anſtalt muß, wenn ſie ihrer Beſtimmung entſprechen ſoll, das volle Licht der Oeffentlichkeit ertragen können.

Digitized by Google

Moderne Historiker.

2.

Lamartine, Geschichte der Girondisten *).

Bei der lebendigen Regung, die seit einigen Jahren die politische Stagnation namentlich Deutschlands unterbricht, hat man sich mit größerm Interesse wieder jenen Zeiten zugewendet, in denen die Ideen konzipirt wurden, die heut zu Tage in's Fleisch und Blut der Menschen übergegangen sind. Die französische Revolution, der erste großartige Versuch, die Idee unmittelbar zu realisiren, wird jetzt von einem höhern, menschlichern Standpunkt aus aufgefaßt, als damals, wo man von dem mächtigen Drange der Geschichte unmittelbar fortgerissen wurde. Eine Reihe von Geschichtschreibern, die in neuester Zeit sich mit diesem Gegenstand beschäftigt haben, wird uns dazu dienen, nicht nur über die dargestellte Epoche, sondern auch über ihr Verhältniß zu der unsrigen uns aufzuklären.

Lamartine's Werk ist auf acht starke Bände angelegt, von denen in dem unterzeichneten Verlag bereits drei erschienen sind. Der erste geht bis zur Abdankung Bailly's und Lafayette's, der zweite bis zum 20. Juni 1792, der dritte bis zu den Septembermorden.

Herr von Lamartine fing als Poet an, spielte dann in der Politik eine nicht ganz unbedeutende Rolle und tritt nun als Geschichtsschreiber auf; der Poesie hat er seit längerer Zeit entsagt, der politischen Wirksamkeit noch keineswegs. Wer einmal eine von seinen Reden über allgemeine politische Verhältnisse, wie er sie bei der Eröffnung jeder Session zu halten pflegt, mit Aufmerksamkeit gelesen hat, dies angenehme Geplauder, das von der orientalischen Frage zu den Kreuzzügen, von den Kreuzzügen zum Ritterthum, vom Ritterthum zum Mittelalter überhaupt, vom Mittelalter zum

*) L. Histoire des Girondins. Leipzig 1847. Brockhaus und Avenarius. Bis jetzt drei Bände.

Digitized by Google

Romantischen, vom Romantischen zu den Eisenbahnen u. s. w. überspringt, der hat auch einen Begriff von seinem historischen Styl.

Als Wissenschaft hat die Geschichte in diesem Buche keinen Fortschritt gemacht. Es soll ein anmuthiges Lesebuch sein, die ernsten Ereignisse jener stürmischen Jahre dem Feuilleton-Publikum zugänglich zu machen. Weder in Beziehung auf das Factische, noch auf die dialectische Entwickelung der revolutionären Idee ist irgend eine bedeutende Forschung angestellt; wer den Thiers kennt, wird nichts Neues erfahren. Schon bei Thiers fällt es auf, wie ein wenigstens angehender Staatsmann sich so wenig um das eigentlich Politische bekümmert, die Administration, die Finanzen u. s. w. Lamartine geht noch weiter; er läßt ruhig alles Uebrige bei Seite und erzählt die merkwürdigen, romantischen Begebenheiten, die zu jener Zeit in Paris vorfielen, indem er überall artige Schilderungen der einzelnen Persönlichkeiten einflicht, ohne daß auch diese besonders tief eingreifen. Alle Reden, die irgend einen rhetorischen Anlauf nehmen, werden gewissenhaft aus dem Moniteur abgedruckt, die Emeuten poetisch geschildert, wie wir das schon an Thiers gewohnt sind.

Eigentlich ist schon das Thema des Poeten mehr sentimental als kritisch; denn die Bedeutung der Gironde als Partei läßt sich nur im Zusammenhang der ganzen Revolution ermessen. Sie ist ein Complex sehr verschiedenartiger Elemente, die durch besondere Umstände zu einer Partei, oder sagen wir lieber zu einer Coterie, vereinigt wurden, deren Einzelschicksale wohl ein Interesse erregen, aber nicht eigentlich ein historisches.

Lamartine hat auch gefühlt, daß man des Zusammenhangs wegen die frühern Ereignisse wenigstens in einer Einleitung berühren müsse. Er fängt an wie in einem Romane: „Mirabeau war eben gestorben;“ dann folgt eine Charakteristik Mirabeau's, diese erfordert wieder eine Erzählung seiner Schicksale, diese führen zu andern Geschichten u. s. w., bis endlich der Faden der Begebenheiten wieder auf die Ereignisse leitet, mit denen der Erzähler eigentlich hatte anfangen wollen. Ueberall sind Reflexionen eingestreut, ungefähr dieser Art: „Wenn jede der Parteien oder der Personen, die in diese Ereignisse verwickelt wurden, anstatt der Leidenschaft die Tugend zur Richtschnur ihrer Handlungsweise erkoren hätte, so wäre all' das Mißgeschick der Revolution vermieden worden. Wäre der König fest und verständig gewesen, der Clerus uneigennützig, der Adel rechtschaffen, das Volk gemäßigt, Mirabeau unbestechlich, Lafayette entschieden, Robespierre menschlich — so hätte die Revolution ihren Lauf majestätisch und ruhig über Frankreich und Europa genommen; sie hätte sich wie eine Phi-

Digitized by Google

losophie in das Thatsächliche, in die Gesetze, in den Cultus eingeführt. Aber es sollte anders kommen; der heiligste Gedanke, wenn er durch die menschliche Unvollkommenheit geht, kommt zerrissen und blutbefleckt heraus. Aber das Verbrechen kann die Wahrheit nicht entstellen, die Idee nicht beflecken, und trotz der Frevel, die sie entehren, reinigt sich die Revolution, begreift sich und triumphirt. Denn die Gewalt der Revolution war in der Idee, welche die Menschen zwang sie zu erfüllen und nicht in denen, die sie erfüllten; alle ihre Werkzeuge waren lasterhaft, eigennützig u. s. w., aber die Idee war rein und göttlich." Hier möchte man nun fragen, wo war denn diese Idee anders als in den Menschen? oder schwebte sie wie der Geist Gottes in Gestalt einer weißen Taube über den Wassern? Allein bei einem Poeten darf man es nicht so genau nehmen, und überdies kann man von diesen Reflexionen sagen, wie der Rabbi Akibha im Uriel Acosta: Ist alles schon dagewesen!

Im Uebrigen läßt sich nicht leugnen, daß Lamartine, eben weil er von dem Ideellen kein sehr bestimmtes Bild in sich trägt, weil ihm die Kategorie historischer Nothwendigkeit nur eine allgemeine Formel, keine wirkliche Anschauung ist, sich gegen das Einzelne ziemlich billig zeigt, wenn nicht die den Franzosen angeborne Neigung zu Antithesen und stilistischer Eleganz, eben so das Bestreben, Alles zu einem gewissen Abschluß zu bringen, die harten, ungemüthlichen Gesetze der Kritik häufig über Bord werfe. In seinen Charakteristiken ist er selten originell, aber immer pikant. Man vergleiche z. B. die folgende Schilderung Danton's mit der in Thiers und Mignet *);

*) „Danton war einer von den Menschen, die aus der Gährung der Revolutionen hervorzugehen scheinen und die auf diesem Strudel schwimmen, bis er sie verschluckt. Alles an ihm war athletisch, roh und gemein wie die Massen. Er mußte ihnen gefallen, weil er ihnen glich. Seine Beredsamkeit war wie der Ausbruch der Menge; seine Stimme sonor wie das Geheul des Aufruhrs; seine Phrasen kurz und präcis wie das Commando des Feldherrn. — Ohne bestimmte Prinzipien, liebte er an der Demokratie nichts als die Verwirrung; sie war sein Element, er tauchte sich hinein, nicht aus Herrschsucht, sondern um dieser sinnlichen Lust willen, welche der Mensch in der beschleunigten Bewegung findet, die ihn entführt. Er berauschte sich in dem revolutionären Schwindel, wie man sich in Wein berauscht, und dieser Rausch stand ihm gut, denn er hatte das Uebergewicht der Gelassenheit in der Verwirrung, die er hervorrief um ihr zu gebieten. Kaltblütig in seiner Leidenschaft, humoristisch selbst in seinem Zorn, brachte er den Pöbel zum Lachen, selbst wenn er nach Blut lechzte; er amüsirte das Volk, indem er es in Leidenschaft setzte. Darum konnte er es auch nicht achten; er sprach ihm nicht von Grundsätzen, von Tugend, sondern von Kraft. Die Kraft war das Einzige, wofür er Sinn hatte; alles war nur Mittel für ihn; er war der Politiker des Augenblicks, der mit der Bewegung spielte, ohne einen andern Zweck als die Lust

Digitized by Google

es ist darin durchaus nichts Neues, aber es ist elegant erzählt und man wird angenehm unterhalten. Ueberall hat man es mit einem gebildeten, geistreichen Manne zu thun und man hört ihm gerne zu, wenn man auch nicht gerade überzeugt wird. Von seinen Urtheilen über Ereignisse, über Völker, Staaten u. s. w. gilt dasselbe, was ich von seinem Urtheil über Personen sagte; er individualisirt so gut es gehen will, und ist fertig, ohne gerade erhebliche Studien gemacht zu haben *).

---

dieses schrecklichen Spiels, ohne andern Einsatz als sein Leben. Ein solcher Mensch war natürlich vollkommen gleichgültig gegen Despotismus oder Freiheit (!!); im Gegentheil machte ihn seine Verachtung des Volks mehr der Tyrannei geneigt. Wenn man in den Menschen nichts Göttliches sieht, so ist das Beste, was man mit ihnen thun kann, sie knechten. Man dient nur dem, was man achtet. Er hielt es mit dem Volke, weil er aus dem Volke war, weil dem Volke der Sieg gehört; er hätte es verrathen, wie er ihm diente, ohne Gewissensbisse. Der Hof erkannte den Tarif seiner Ueberzeugungen: er bedroht ihn, um seinen Preis zu steigern. Er hatte die Hand in allen Intriguen; sein Gewissen scheute sich vor keiner Bestechung; heute kaufte man ihn und morgen war er auf's Neue feil. Die ungeheuern Summen, die aus dieser unreinen Quelle flossen, wurden sofort leichtsinnig verschleudert. Ein Anderer hätte sich vor den Einzelnen und den Parteien geschämt, die im Geheimniß seiner Schwäche waren: er nicht im Mindesten; er sah ihnen in's Gesicht ohne zu erröthen. Aber die Andern hatten nur die Niedrigkeit des Lasters; Danton's Laster waren heroisch. Der Unglaube, diese Schwäche seiner Seele, war in seinen Augen die Stärke seines Ehrgeizes; er cultivirte in ihm gleichsam das Element seiner künftigen Größe. Er verachtete Alles was noch irgend einen Respect fühlte. Ein solcher Mann mußte ein ungeheures Uebergewicht über die Massen gewinnen. Er regte sie auf und brachte sie zur Gährung, bereit, sich auf jedem Meer einzuschiffen, sei es auch von Blut."

*) Uns Deutsche werden vor Allem die Urtheile interessiren, die jener Poet, der es im Uebrigen mit uns gut meint, und mit uns in Frieden leben will, wenn er uns auch blaues Blut im Gegensatz des rothen Blutes der Franzosen andichtet, über unser Vaterland fällt. Z. B. „Der machiavellistische Geist Friedrichs des Großen war der Geist Preußens geworden. Seine Monarchie, aus eroberten Länderstückchen zusammengesetzt, bedurfte den Krieg, um sich zu vergrößern, die Unruhe der Intrigue, um sich zu legitimiren. Preußen war ein Auflösungs-Ferment im deutschen Reichskörper. Kaum entstanden, hatte es schon den deutschen Geist aufgegeben, indem es sich mit England und mit Rußland verband. England, dem es daran lag, diese Uneinigkeiten zu unterhalten, machte es zu seinem Spürhund in Deutschland; Rußland zu seiner Vorhut gegen den Westen: es war die Spitze des russischen Degens, auf das Herz Frankreichs gerichtet. Es war vor Allem eine militärische Macht, die Regierung ein Commando, das Volk eine Armee. Aus Politik stellte es sich an die Spitze der protestantischen Staaten und bot allen Bestrebungen, die gegen Oesterreich gerichtet waren, Unterstützung an." — „In Deutschland, diesem Lande des Wartens und der Geduld, nahmen diese scheinbar so trägen Geister mit ernsthaftem und concentrirtem Eifer an der allgemeinen Bewegung des Geistes Theil. Der freie Gedanke nahm daselbst die Formen einer allgemeinen Verschwörung an, er umhüllte sich mit Geheimnissen. Deutschland, seinem Wesen nach gelehrt und formalistisch, gab selbst seiner Empörung den Anschein der

Digitized by Google

Wenn es irgend geht — erzählt Lamartine — wie in einem hiſtoriſchen Roman*) Seine Darſtellungen gehen immer darauf aus, in lebhaften Farben zu malen, durch Contraſte zu ergreifen, kurz, ſinnlich zu wirken**). Wenn ſich daher in neuerer Zeit, namentlich ſeit Mignet, die Geſchichtſchreiber der

---

Wiſſenſchaftlichkeit und Tradition. Die ägyptiſchen Weihen, die myſtiſchen Innungen des Mittelalters wurden von den Adepten der neuen Idee nachgeahmt. Man dachte, wie man conſpirirte; die Philoſophie umhüllte ſich mit Symbolen, die man nur in den geheimen Geſellſchaften ablegte, von denen alle Profanen ausgeſchloſſen waren. Der Schwindel der Einbildungskraft, ſo mächtig über die ideale und träumeriſche Natur der Deutſchen, mußte in die neuen Wahrheiten einführen. — Friedrich der Große hatte ſeinen Hof zum Centrum des religiöſen Unglaubens gemacht. Unter dem Schutz ſeiner durchaus militäriſchen Macht hatte ſich die Verachtung des Chriſtenthums und ſelbſt der monarchiſchen Inſtitutionen frei ausgebreitet, denn dieſem materialiſtiſchen Fürſten war an den moraliſchen Mächten nichts gelegen. In den Bajonetten lag nach ſeiner Anſicht alles Recht der Fürſten, in der Inſurrection alles Recht der Völker, im Ausgang alles öffentliche Recht. Sein Glück trug die Mitſchuld ſeiner Unſittlichkeit, denn er hatte von jeder Uebelthat günſtigen Erfolg erlebt, eben durch die Größe ſeiner Frevel. Er hinterließ die verderbliche Richtung ſeines Geiſtes ſeiner Hauptſtadt, die nun der Heerd der Verführung für Deutſchland wurde. Militärſchulen im Sinne Friedrichs, Akademien im Sinne Voltaires, Colonien reicher Juden und franzöſiſcher Emigrirten machten die Bevölkerung Berlins aus und bildeten die öffentliche Meinung. (!) Dieſer leichtfertige, ſceptiſche, freche, ſpöttiſche Ton ſchüchterte den Reſt von Deutſchland ein. Die Schwächung des deutſchen Geiſtes datirt von Friedrich dem Großen (!); er war der Verführer des Reichs; er eroberte Deutſchland dem franzöſiſchen Geiſt; er war ein Heros des Verfalls.“ — Stimmt der franzöſiſche Romantiker nicht ganz gut mit unſerm deutſchen überein, die er ſelber als Träumer und Myſtiker bezeichnet?

*) „Es war damals zu Paris ein junger Offizier, von einer hohen Abſtammung, einer verführeriſchen Schönheit, einem graziöſen, biegſamen, ſprühenden Geiſt. Wenn er auch den Namen einer der älteſten Familien trug, ſo ſchwebte doch ein Dunkel über ſeiner Geburt, und man ſuchte ein echt königliches Blut in ſeinen Adern. Seine Züge erinnerten an Ludwig XV. und die Zärtlichkeit der Schweſtern deſſelben für dieſes Kind, das unter ihren Augen aufgewachſen war, gab dieſen Gerüchten Nahrung“ u. ſ. w. — „Einer dieſer unheimlichen Menſchen, die das Blut wittern, die als Vorboten des Verbrechens erſcheinen, kam damals u. ſ. w.“ — „Ich bin über 50 Jahr alt, ſagte er mit gedämpfter Stimme, und einem Ausdruck, in dem ſich die Feſtigkeit des Soldaten mit der Rührung des Menſchen vermählte.“

**) „Der Marquis von St. Hurugue, aus einer edlen Familie, war einer von dieſen Männern des Aufruhrs, die in ſich die Maſſen zu perſonificiren ſcheinen: von einem hohen Wuchs, einem martialiſchen Geſicht, mit einer Donnerſtimme, die das Gebrüll des Volkes übertönte. Er hatte Augenblicke der Erregung, der Wuth, der Reue, ſelbſt der Furcht. Sein Herz war nicht grauſam, aber ſein Kopf war verwirrt. Zu ſehr Ariſtokrat um neidiſch zu ſein, zu reich um zu ſtehlen, zu leichtſinnig für den Fanatismus, wurde er von der Revolution ergriffen, wie das Auge von dem Schwindel eines Waſſerſturzes. Er liebte den Sturm der Revolution, weil darin etwas Wahnſinniges lag.

Digitized by Google

Revolution beſtrebt haben, das Intereſſe an den Perſönlichkeiten, wie an dem Detail überhaupt, zurückzudrängen, und dagegen die Ideen in ihrem dialectiſchen Prozeß hervorzuheben, ſo thut Lamartine das Gegentheil; ſein ganzes Intereſſe geht im Detail auf, ſei es, daß er auf unſre Thränendrüſen drücken, ſei es, daß er unſer Blut erhitzen will. „Es iſt beinahe immer das ſtille Gemach des Privatlebens, in dem der Schlüſſel für die Geheimniſſe des öffentlichen zu ſuchen iſt.“ Daher geht er am Genaueſten auf die innere Welt der Frauen ein, die in die Revolution verwickelt wurden; die Schilderung der Mad. Roland nimmt mehr Raum ein, als die Charakteriſtik Robespierres und Dantons. Er folgt ihr in die Träume ihrer Kindheit, analyſirt die wechſelnden Regungen ihres Herzens, er belauſcht ihren Schlummer; er folgt dem Wechſel ihrer Empfindungen gegen dieſen und jenen. Er liebt es, bei jeder Aeußerung, bei jeder That ſeiner Helden auf ihre vergangenen und zukünftigen Schickſale anzuſpielen, ſie in den Furchen ihrer Stirn zu ſuchen —

scars of the lacerating mind,
which the soul's war does leave behind.

Wir glauben mitunter, in irgend einem Roman der Gräfin Hahn-Hahn zu ſein, wenn die Fineſſen des Herzens bis in die anonymen Willkürlichkeiten einer augenblicklichen Laune, einer vorübergehenden Stimmung verfolgt, und bis in's Unſichtbare ſecirt werden. Seine Dialectik iſt nicht von der Art, daß er den Gegner mit einem furchtbaren Stoß erſchüttert, ſondern daß er ihn durch einen zierlichen Pas artig überraſcht*). Wenn er einmal auf auswärtige Angelegenheiten kommt, was ſelten genug geſchieht, ſo werden nicht die politiſchen Richtungen dieſer Staaten, ſondern die Hofanecdoten erzählt. Keine Maitreſſe eines fremden Königs entgeht dem Scharfblick des hiſtoriſchen Romanſchreibens; der Maskenball, auf dem Guſtav III. erſchoſſen wurde, wird uns ſo lebhaft vor Augen geführt, als ob wir gegenwärtig wären; von den Gerüchten, die über den ſchnellen Tod Leopold's II. ſich verbreiteten, wird uns keines erſpart, kurz, wenn irgendwo etwas Romantiſches, Pikantes angebracht werden kann, ſo muß der Ernſt der Geſchichte ſchweigen. Der Wechſel der Moden, die Mützen, Beinkleider u. ſ. w. werden mit großem Ernſt beſprochen; wenn dem kleinen Dauphin eine Jakobinermütze aufgeſetzt wird, und das arme Kind darunter ſchwitzt, ſo wird davon

*) „Der Herzog von Orleans erwartete müſſig die herannahende Revolution, als ob die Freiheit der Welt nur noch eine Maitreſſe wäre unter den unzähligen, deren er ſich erfreute.“

Digitized by Google

ein Aufhebens gemacht, daß das Tragiſche des Moments ſich in eine völlig entgegengeſetzte Stimmung auflöſt. Es liegt im franzöſiſchen Volk, auch in ſeinen ernſthafteſten Tendenzen, des Komödienhaften genug; die Declamationen der damaligen Freiheitshelden ſchmecken oft genug nach dem Theater, aber dieſes Theatraliſche wird auch redlich ausgebeutet, und die jenen Worten entſprechenden Mienen und Geſten aus der Phantaſie des Hiſtorikers hinzugedichtet. Die ſchöne Königin bietet natürlich den reichhaltigſten Stoff für ein derartiges Intereſſe; aber wenn ein ſchönes Kind unter den Fiſchweibern der Hallen ſich einmal mit reizender Naivität laut macht, ſo wird dieſes auch nicht verſchmäht. Würde es wohl einem Geſchichtſchreiber, den ſein furchtbar erhabener Gegenſtand ganz erfüllt, einfallen, von Vergniaud zu erzählen, er habe die Gewohnheit gehabt, beim Schreiben das Papier auf's Knie zu legen, ſtatt auf den Tiſch?

Schon Thiers hat ſich vorzüglich bemüht, die Emeuten in den Straßen von Paris, die Tage vom 14. Juli, 5. October, 20. Juni, 10. Auguſt durch eine anſchauliche Schilderung zu vergegenwärtigen. Wir werden geſtoßen und gedrängt, fortgetragen vom Gewühl des Pöbels, fortgewälzt von dem Strom des Aufruhrs; wir theilen ſeine Furcht, ſeine Wuth, ſeine Leidenſchaft. Aber Thiers bleibt in dem Hauptſtrom der Bewegung; Lamartine geht weiter; er ſchleicht ſich in die Schlafzimmer der Demagogen, er weiß, was ihre Frauen miteinander reden, er ſchaut in die Tiefen des Herzens, und lieſt darin die Monologen, die ſie in den Augenblicken der Drangſal halten oder doch halten könnten; und er weiß wirklich ein echt dramatiſches Intereſſe hineinzulegen. Camille Desmoulins ſtürzt nur einen Augenblick nach Hauſe, um einen neuen Rock anzuziehen, man ſollte denken, das wird keiner bemerken; aber nein! Lamartine ſteht auf der Lauer, faßt raſch ſeine Hand, zählt die Pulsſchläge, und entläßt ihn mit einer graziöſen Verbeugung. Robespierre geht die ganze Nacht in ſeinem Zimmer auf und ab, Alles ſchläft, keiner kann ihn hören, aber Lamartine iſt unter dem Bett verſteckt, zeichnet jede Miene, jeden Geſtus auf, und verzeichnet ſie in die Acten der Ewigkeit.

Es iſt natürlich, daß durch dieſe Genremalerei der Totaleindruck des Gemäldes einigermaßen geſtört wird. Lamartine ſucht ihn dann zu erſetzen durch ſummariſche Ueberblicke, ſowohl beim Auftreten einer neuen Erſcheinung, als bei ihrem Ende. Dieſe Ueberblicke ſind immer geiſtreich, aber auch immer nur halb wahr, weil ſie aus echt franzöſiſcher Syſtemſucht, was für den einzelnen Fall gilt, allgemein ausſprechen. Folgende Schilderung der Parteien beim Beginn der legislativen Verſammlung wird zeigen, daß

Digitized by Google

man Lamartine grade keine parteiiſche Vorliebe für ſeinen Gegenſtand vorwerfen kann. „Die Partei der Girondiſten trat mit der Kühnheit und der Einheit einer Verſchwörung auf. Es war die triumphirende, neidiſche, aufgeregte, beredte Bourgeoiſie, die Ariſtokratie des Talents, die für ſich allein die Freiheit, die Macht und das Volk ausbeuten wollte. Sie wollten die Bewegung fortſetzen, bis ſie die Revolution ganz in Händen hätten, und wirkten durch Keckheit und Intrigue, während bei den Jacobinern, der Partei des Volks und der in That übergehenden Philoſophie, Fanatismus und Hingebung zu Hauſe war. Nicht dieſe Partei war es, die nach Aufhebung der Ariſtokratie und des Clerus dem Thron am Feindlichſten war, denn ſie fühlte tief, wie nothwendig eine Einheit der Macht ſei; ſie war nicht die erſte, die von Krieg und Republik ſprach, aber ſie führte das Wort Dictatur im Munde. Wenn die Girondiſten ſich mit der conſtitutionellen Partei vereinigt hatten, die Verfaſſung mit den nöthigen Modificationen zu vertheidigen, ſo hätten ſie ihre Partei gerettet und den Thron dominirt. Aber die Rechtſchaffenheit, die ihrem Führer (Briſſot) abging, fehlte auch der Partei, ſie ergaben ſich der Intrigue. Sie machten ſich zu den Demagogen einer Verſammlung, deren Staatsmänner ſie hätten ſein können. Sie glaubten nicht an die Republik, ihr Glaube war gemacht. In der Revolution ſind aber nur die Ehrlichen die Geſchickten. „Es iſt ſchön als Opfer ſeines Glaubens, es iſt häßlich, als Narr ſeines Ehrgeizes zu ſterben.“ Jeder, der die Geſchichte jener Zeit genau kennt, wird zugeben, daß dieſer Ausſpruch, ſo treffend er auf Einzelne bezogen wird, in ſeiner Allgemeinheit eine Verleumdung iſt. Es iſt eben ein Einfall, den der Dichter an andern Stellen vergißt. — Ebenſo iſt es auch nur ein Einfall zu nennen, wenn Lamartine von der conſtituirenden Verſammlung verlangt, ſie hätte gleich nach der Flucht des Königs die Republik proclamiren ſollen. Das iſt eine ideelle Anticipation, die ſich an der Geſchichte verſündigt. Die Parteien machen nicht die Geſchichte, ſie dienen ihrer Bewegung: eine Wahrheit, die Lamartine ſehr wohl weiß, die er aber vergißt, um ſich in der ſelbſtgefälligen Rolle eines ſuperklugen Schulmeiſters zu brüſten.

Ebenſo wird Lamartine im Fluß ſeiner Darſtellung zu Behauptungen über die Einzelnen hingeriſſen, die allerdings zu ſeinen Sympathien für die modernen, eleganten Demokraten Frankreichs ſtimmen, die aber keineswegs für die Unbefangenheit ſeines hiſtoriſchen Blicks ſprechen. Man höre folgende Schilderung Robespierre's, als dieſer der öffentlichen Meinung gegenüber den Frieden vertheidigt (Anfang des Jahres 92): „Er ſah ein, daß der Krieg an ſich ein Verbrechen gegen das Volk war, daß er ſelbſt bei glücklichem

Digitized by Google

Ausgang zum Sturz der Demokratie führen müſſe. Robespierre betrachtete die Revolution als eine ſtrenge Anwendung der philoſophiſchen Grundſätze auf die Geſellſchaft. Ueberzeugter und leidenſchaftlicher Anhänger Rouſſeau's war ihm der Contract social ein Evangelium; ein Krieg, der mit dem Blut des Volks geführt wird, war nach den Lehren dieſer Philoſophie, wie er es ſtets in den Augen der Weiſen ſein wird, ein Gemetzel für den Ehrgeiz Einzelner. Robespierre glaubte Frankreich nicht in der Nothwendigkeit, zum Schwert zu greifen. Ueberzeugt von der Allmacht der neuen Ideen, deren gläubigen Fanatismus er in ſeiner Seele trug, die gegen alle Intrigue verſchloſſen war, konnte er an eine äußere Gefahr nicht glauben. Er glaubte, daß in der Gerechtigkeit einer Sache eine unbeſiegliche Kraft liege, das Gott und die Menſchen für das Volk wären u. ſ. w."; die ſchönen Phraſen des Sophiſten werden ohne Weiteres als baare Münze angenommen.

Mehr einverſtanden kann man ſich mit dem Urtheil erklären, welches Lamartine über die legislative Verſammlung fällt. „Aus ihrer Schwäche ging die Wuth des Volkes hervor; ſie war der Kriſis nicht gewachſen. Sie hatte das Talent, die Einſicht, den Patriotismus, ſelbſt die Tugenden, welche den Begründern der Freiheit nothwendig ſind; aber ihr fehlte der Charakter, der Charakter iſt der Genius der That. Dieſe Männer hatten nur den Genius des Wortes und den Genius des Todes; ſchön ſprechen und ſchön ſterben das war ihre Beſtimmung."

Ein vollſtändiges Urtheil über ein hiſtoriſches Werk abzugeben, von dem noch nicht die Hälfte erſchienen iſt*), ſcheint allerdings gewagt; doch iſt die ganze Färbung der Handlungen und Reflexionen ſchon in dieſen drei Bänden zu beſtimmt ausgeführt, als daß man in den folgenden noch eine weſentliche Verſchiedenheit erwarten ſollte. Für die Kritik ohne Werth, ſelbſt als abgeſchloſſenes Geſchichtswerk unklaſſiſch, da es eine furchtbar erhabene Zeit, die uns durch ihre Bedeutung erſchüttern ſollte, dazu benutzt, uns durch Detail zu rühren, wird es ſich doch in den größeren Kreiſen volle Geltung verſchaffen, und wir wünſchten nur, daß mehr derartige Werke geſchrieben würden, die ſchlechte Lectüre zu verdrängen, die jetzt dem abſtracten Leſebedürfniß dienen muß.

*) In Paris iſt bereits das ganze Werk erſchienen, und es heißt, Lamartine wolle in ähnlicher Art die übrigen Theile der Revolution, die Geſchichte der Conſtituante und des Directoriums behandeln. Wir kommen wohl noch einmal darauf zurück.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Münchener Zustände.

München ist ohnstreitig eine der interessantesten Städte Deutschlands. Ganz abgesehen von seinen reichen Kunstschätzen, bietet auch das innere Leben viele der näheren Beobachtung werthe Seiten. Das Volksthümliche hat sich hier bei dem Kern der Einwohnerschaft noch ziemlich unverfälscht erhalten — wie vor 50 Jahren.

Nirgends weniger auf der Welt stimmen diese hohen Paläste und Kunsthallen, diese goldglänzenden Standbilder und Säulen und Triumphbogen, die man überall in Baierns Hauptstadt findet, mit dem Charakter des Volkes. Selbst der Eindruck aller dieser reichen Schöpfungen, zu denen ganz Deutschland mit Recht wallfahrtet, ging bisher bei den Einwohnern selbst fast gänzlich verloren. Es wird zu den Seltenheiten gehören, wenn man einen rechten Münchener einmal bei der Betrachtung irgend eines Kunstwerkes finden sollte. Die Hallen seines klassischen Gerstensaftes sind ihm weit lieber als alle Pynakotheken und Glyptheken und er würdigt die herrlichen Freskomalereien von Rottmann in den Arkaden des Hofgartens keines nähern Blickes, um ja nur recht schnell nach den Belustigungsgärten, wo Genüsse ganz andrer Art seiner warten, zu kommen. Höchstens wird sein Stolz auf seine Vaterstadt befriedigt, wenn er hört, daß diese ihrer Kunstschätze wegen so weit und breit berühmt ist, und alljährlich immer größere Schaaren von Fremden aller Nationen dahin wallfahrten. Dennoch haben diese ungeheuren Bauten den Wohlstand der Stadt selbst in hohem Grade vermehrt, und zahlreichen Bürgern des Handwerkstandes reichen Erwerb zugewiesen, wie auch die 5—600 Künstler, die sich beständig hier aufhalten, viel schönes Geld verbreiten. Wenn daher das übrige Königreich bisweilen über die zu große Kunstliebe seines Monarchen seufzt, so ist man in München selbst vollkommen mit dieser Vorliebe einverstanden. Daß trotzdem den Münchenern der Kunstsinn noch sehr wenig in's Fleisch und Blut gedrungen, zeigt besser als alle Worte der geringe Geschmack den sie in allen Dingen an den Tag legen. Nirgends wird im Allgemeinen schlechter von allen Handwerkern gearbeitet, trifft man unconfortablere

Digitized by Google

Zimmer und Mobilien, zieht die Männerwelt sich geschmackloser an, ist, Musik abgerechnet, weniger Sinn für künstlerische Genüsse vorhanden, als in dem „Isar-Athen." Das Theater, besonders das Schauspiel, ist weit schlechter als in vielen unbedeutenden Städten, und wenn irgend ein künstlerisches Stück gegeben wird, kann man sicher sein, daß es geringen Anklang findet, und das Haus meist nur von Fremden besetzt wird. Possenspiele, wo möglich mit derben Zoten tüchtig gewürzt, unnatürliche Gliederverrenkungen im Ballet, Kunststücke von Gauklern und Seiltänzern werden immer vollen Beifall finden. Leider ist dies immer mehr oder weniger in ganz Deutschland der Fall, aber so auffallend nirgends als wie in München.

Noch schlimmer steht es im Allgemeinen mit dem geistigen Leben. Man findet hier allerdings viele, sehr viele hochgebildete Männer, Männer die in einzelnen Fächern zu den Glänzendsten gehören, aber sie bilden nur einen sehr kleinen Kreis, und haben unendlich geringen Einfluß auf alles Uebrige. Bei der Mehrzahl der Bewohner, selbst der bessern Stände, ist jedoch das geistige Leben noch ganz unendlich wenig ausgebildet, viel weniger als in allen fränkischen, schwäbischen, rheinbairischen Städten. Es sind gute gesunde Anlagen im Volke vorhanden, der mittlere Stand, wenn er auch vielleicht nicht rasch und lebendig fasset oder besonders witzig oder gar geistreich ist, hat doch einen guten, zwar langsamen aber sicheren Verstand, und eine reiche Ader kräftigen Mutterwitzes. Aber diese Anlagen sind lange nicht so ausgebildet wie sie es sein sollten, ja sind zum Theil gröblich vernachlässigt. Zwei Umstände tragen hierzu sehr viel bei. Der eine ist der übermäßige Genuß des starken Bieres bei alt und jung. Wahrlich, dieser braune kräftige Saft ist eine treffliche Gottesgabe, und wir wünschen von ganzem Herzen die unteren Stände in ganz Deutschland könnten sich desselben erfreuen, und der abscheuliche Fusel, der im deutschen Norden eine so gräuliche Rolle spielt, würde dadurch verdrängt. Aber in München findet dieser Genuß in viel zu bedeutender Weise statt. Abgesehen von den enormen Biertrinkern, die täglich 12—16, ja selbst 20 Maaß Bier consumiren, kann man auf den erwachsenen Mann der Bevölkerung dort täglich 2 Maaß, auf die Schuljugend aber 1 Maaß starkes Lagerbier rechnen. Dies ist, wenn auch vielleicht nicht für den Körper, so doch gewiß für die geistige Thätigkeit ein wahres Gift. Ein zweiter Grund des Mangels an geistiger Ausbildung, liegt in dem schlechten Schulunterricht. Statt die Verstandesthätigkeit zu erwecken, indem man die Kinder so früh als möglich an das eigene Nachdenken gewöhnt, unterdrückt man dieselbe recht absichtlich durch bloßes mechanisches Auswendiglernen, was nur das Gedächtniß, sonst aber weiter nichts übt. Dies geht, einzelne Ausnahmen natürlich abgerechnet, durch alle Stände. Der junge Edelmann aber lernt mechanisch griechische und lateinische oder französische und englische Vokabeln und einige nothdürftige geschichtliche und geographische Zahlen und Namen. Der Knabe der Armenschule sein Einmaleins und sein Vaterunser; das ist fast der ganze Unterschied zwischen ihrer geistigen Erziehung. Und auch mit dem Mittelstand, mit dem es sonst immer am Besten bestellt zu sein pflegt, sieht es nicht viel anders aus. Geistliche Lehrer, in deren Interesse eine höhere geistige Ausbildung der Jugend, die sie zum eigenen Denken befähigt, nicht liegt, bilden die Mehrzahl an

Digitized by Google

allen höheren Gelehrtenschulen. Unter dem Ministerium Abel wurde solche geistige Unterdrückung planmäßig und mit Anwendung aller nur möglichen Mittel getrieben und derselbe fand dabei in München und überhaupt in Ober- und Niederbaiern den wenigsten, in Franken, Schwaben und Rheinbaiern aber den stärksten Widerstand.

Man besuche nur die verschiedenen Klubs und öffentlichen Orte von den, aus der vornehmen Aristokratie bei Hadold und Tombosk gebildeten, bis auf die Bierstuben bei dem Hofbrau und dem Pschorr wo die eigentlichen Bürger zusammen kommen, und weiter noch zu den Hallen, wo die Arbeiter ihr Mittagsmahl, in Bier und Brot bestehend, einnehmen, und man wird über die Art und die Gegenstände der Gespräche erstaunen. Man gehe ferner in die Collegien und man wird sich wundern wie weit die geistige Ausbildung der meisten Studenten aus Altbaiern noch zurück ist, wie tief die Professoren herabsteigen müssen, um auf sie wirken zu können. Auf keiner deutschen Hochschule wird ein Gleiches vorkommen. Wenn manche mit Recht ausgezeichnete Lehrer der Münchener Universität nur so aufrichtig in dieser Beziehung sein könnten als sie wohl möchten, würden sie selbst zugeben müssen, daß diese unsere Behauptung richtig sei. Manche Collegien, besonders solche, welche von den Theologen, die großentheils aus Oberbaiern zu Hause sind, besucht werden, gleichen in der ganzen Art und Weise ihrer Haltung mehr Schulstuben für fünfzehnjährige Knaben, als Auditorien für gereifte Studenten. Ferner besuche man fleißig die Buchläden und erkundige sich, welche Bücher außer denen der verschiedenen Sachwissenschaften, viele in der Stadt lebende Gelehrten an das größere gebildete Publikum setzen und man wird sowohl über die geringe Zahl als über die Wahl der Bücher wunderbare Aufschlüsse erhalten. Wir sind überzeugt, daß Städte, wie Stuttgart, Frankfurt, Leipzig, mit ihren 50—60,000 Einwohnern, viel mehr Bücher gebrauchen als München mit seinen 100,000 Einwohnern. Wie gering ist doch die Zahl Jener, welche die Schätze der königlichen Bibliothek benutzen, und wie wenig Leihbibliotheken zählt die Stadt; es gibt nur zwei daselbst, die einigermaßen von Bedeutung sind und eine erträgliche Auswahl besitzen. Wie unbedeutend, theilweise sogar erbärmlich, ist ferner die eigentliche Localpresse! Wie viel anders stehen denn doch die untersten würtembergischen, badenschen, sächsischen Blätter dieser Art in ihrer ganzen Haltung da, als z. B. der „Landbote“ und „Landbötin“ und „Volksfreund“ und wie das Zeug noch weiter heißt, die ihre Spalten großentheils nur mit möglichst gemeinen Klatschgeschichten, schmuzigen Zoten oder trivialen Anekdoten füllen. Es ist wahr, so lange das Ministerium Abel mit seinem Despotismus jede freiere Bewegung der bairischen Presse unterdrückte, konnte diese nie werden was sie billiger Weise sein sollte. Daß sie aber so bodenlos schlecht wurde wie die zu München, liegt in dem geistigen Indifferentismus der Mehrzahl der Bewohner. Alle anderen bairischen Städte, namentlich die Frankens mit einzelnen wenigen Ausnahmen, und ganz Rheinbaierns, haben, trotz aller Abel'schen Unterdrückung, sich ihre Localblätter denn doch auf einer ganz anderen Stufe erhalten, als die der Hauptstadt des Landes. Ein despotisches Ministerium kann wohl eine gute Presse unterdrücken, nie aber eine schlechte hervorrufen, wenn der Indifferentismus des Volkes nicht

Digitized by Google

selbst dabei am Meisten hilft. Der Zustand der Localpresse ist allenthalben ein Thermometer für den geistigen Bildungsstand einer Stadt, und wir rathen jedem Reisenden, der in eine ihm fremde Stadt kömmt und sich orientiren will, die Mühe nicht zu scheuen, vierzehn Tage alle Localblätter, welche von der eigentlichen Masse der Bevölkerung am Meisten gelesen werden, sorgfältig zu studiren. Bei einiger Umsicht in der Benutzung mancher anderen Beobachtungen, hat er dadurch schon ein ziemlich festes und nicht leicht täuschendes Fundament für seine ferneren derartigen Studien gewonnen.

Auch wenn der Landtag in München versammelt ist, hat man so recht Gelegenheit sich zu überzeugen, wie unendlich geringen Antheil der eigentliche Münchener Bürger an den Verhandlungen desselben nimmt, mögen sich diese auch mit den wichtigsten Fragen über Kirche und Staat beschäftigen. Nur als die Kammern sich mit der Frage über die Regulirung des Biertarifes beschäftigten, gewahrte man einen lebhaften Antheil, und die Gallerien des Ständesaales wurden zu dieser Zeit sehr eifrig besucht.

Dies sind große Schattenseiten, aber wir glauben nicht, daß sie zu dunkel gehalten oder gar fälschlich angebracht sind. Jeder der sich längere Zeit in München aufgehalten, sich um den Volkscharakter bekümmert hat und dabei unbefangen ist, wird uns Recht geben müssen. Und dennoch bleibt München eine viel interessantere Stadt, als manche andere, deren Durchschnittsbildung eine höhere ist. Es ist so viel Ursprüngliches, Charakteristisches im Volke! Der Münchner gibt sich noch ganz so wie er ist, und verschmäht jede Verstellung. Er heuchelt nicht, er coquettirt nicht mit geistigen Interessen, er lügt sich keine Bildung an, wenn er solche nicht wirklich besitzt, er ist kein Phrasenmacher, er hat nichts von jener krankhaften Schöngeisterei und Prahlhanserei so vieler Berliner, die um nicht ein Haar gebildeter sind als der schlichte Münchner Bürger, und sich doch in lügenhafter Geschraubtheit blähen. Der gewöhnliche Münchner ist gegen Fremde grade nicht besonders höflich und fein, aber bieder, arglos und zuthunlich. Man kann in München mit dem ersten Besten an irgend einem öffentlichen Ort ein Gespräch welches man wolle, anknüpfen und wird fast immer offene freimüthige Antworten erhalten, während z. B. der Schwabe mit argwöhnischem Mißtrauen, der Sachse mit breiter Redseligkeit entgegnen würde. Man trifft viel Rauheit, die selbst oft in Rohheit übergeht, aber auch Gutmüthigkeit und Zuverlässigkeit. Diese trefflichen Eigenschaften lassen manches Andere gerne übersehen. Auch von den Frauen gilt dies Urtheil. Die Münchnerinnen sind selten gewandt in der Conversation, witzig, oder gar geistreich und daher im Allgemeinen nichts weniger als pikant, dagegen natürlich, unbefangen, ohne Ziererei, heitern Gemüthes; ein fröhlicher Tanz ist ihnen mehr als ein ästhetisches Gespräch, ein tüchtiges Abendessen, bei dem das Bier keineswegs zimperlich verschmäht wird, steht ihnen viel höher als Thee und Butterbemmen; dies gilt nicht allein bei den eigentlichen Bürgern, sondern auch, vielleicht etwas weniger schroff, bei dem Adel und den höchsten Beamten. Nirgends in ganz Deutschland unterscheidet sich der Adel durch sein äußeres Auftreten weniger von den übrigen Ständen. Man muß nur so eben von einer norddeutschen Residenz, etwa Dresden, Berlin, Hannover, dahin kommen, um den Unterschied zu empfinden. Wenn man so recht erkennen will wie wenig der Adel in

Digitized by Google

unserer Zeit noch zu bedeuten hat, muß man nur nach München gehen und den dort wohnenden Adel beobachten. Weder Wohlhabenheit noch geistige Bildung, äußeres Auftreten, zeichnet ihn (mit wenigen Ausnahmen) im Mindesten aus. Es ist gewiß, auch in Norddeutschland hat der Adel im Allgemeinen wenig zu bedeuten, aber äußere Formen, eine gewisse Tournüre im Umgange hat er sich doch noch bewahrt; bei dem hiesigen Adel findet man dies viel seltener. Aber lobend ist es anzuerkennen, daß der Adel in München, wenigstens in der Mehrzahl seiner männlichen Mitglieder, jenen lächerlichen Kastengeist nicht kennt, wie es an so vielen anderen Orten der Fall ist.

Davon weiß man überhaupt in München wenig, und man findet an allen öffentlichen Orten alle Stände, vornehm und gering, in bunter Mischung vereinigt, den Staatsrath oft neben dem Schuster, den Lieutenant neben dem Barbier. In Dresden, Berlin, ja in ganz Norddeutschland muß der Fremde sich erst ängstlich erkundigen, ob der oder jener öffentliche Ort auch anständig sei, bevor man ihn besuchen kann, in München hat man dies nicht nöthig, sondern kann ohne Scheu in die Bierschenken eintreten. Diese Ungezwungenheit im öffentlichen Leben, verbunden mit den mancherlei Hülfsmitteln, welche die große Stadt sonst noch bietet, macht das Leben in München so angenehm, daß Jeder, der nur einige Zeit dort verweilt hat, sich stets wieder dahin sehnen wird. Gibt es doch auch der kleineren Kreise genug, in denen man Kenntnisse, Geist und vor Allem fröhlichen, unbefangenen Humor in reichem Maaße findet. Und darum nennen wir München eine der interessantesten Städte Deutschlands, denn es ist eine der eigenthümlichsten, und in unserer nivellirenden Zeit halten wir jede Eigenthümlichkeit für interessant.

J. v. W.

II.

Aus Paris.

Ende Juni.

Die Medicin, das System der Concours. — Die Academie und die Facultäten. — Privilegien innerhalb der Gelehrsamkeit. — Die Moralität der Bourgeoisie.

Die Pairskammer hat in den letzten acht Tagen die Hauptrolle in unserm politischen Treiben gespielt. Das Gesetz über die medicinischen Angelegenheiten und der Prozeß des Herrn v. Girardin haben die vorherrschende Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Was den Gesetzvorschlag über eine neue Medicinalordnung und Medicinallehrpolizei anbelangt, so hat derselbe eine größere, allgemeinere Bedeutung dadurch erlangt, daß das System der Concours für die Professorenstellen, das bis jetzt in Frankreich befolgt wurde, eine erste Niederlage erlitten hat. Die Concours, d. h. Erkämpfung der Lehrstellen durch öffentliche Examen und öffentliche Probearbeiten und Probevorlesungen ist theilweise in Frankreich sehr alt, theilweise eine Errungenschaft der Ansichten von Gleichheit und Oeffentlichkeit, wie sie in der Revolution die Ueberhand erlangten. Alt ist dies System für die Rechtsfacultät, ja es hat höchst wahrscheinlich bei dieser von

Digitized by Google

Anfang an geherrscht, und die Kanzler Frankreichs haben es oft mit der größten Tapferkeit gegen die Eingriffe des Hofes und der Minister, als nach und nach alle schützenden Institutionen zusammenbrachen, vertheidigt. In den Medicinschulen war das System weniger durchgedrungen, wie diese Schulen überhaupt selbst sich weniger kräftig und geschlossen zu organisiren gewußt hatten. Dennoch aber fanden in ihnen Concours schon vor der Revolution statt. In den theologischen Schulen herrscht natürlich Macht von Oben herab; die sogenannten Facultäten der sciences et belles lettres sind überhaupt erst in neuerer Zeit nach und nach selbstständig als Facultäten hervorgetreten, und fielen sie so mit ihrer Herstellung in Zeiten, in denen Concours gegen das herrschende System der Regierung, gegen den Gedanken: l'état c'est moi! anstieß. Bei ihnen galt ebenfalls nur Ernennung durch die Regierung.

Diese geschichtlichen Erinnerungen haben sich in gewisser Beziehung bis in die neueste Zeit hinüberverpflanzt. Die alten Facultäten, Rechtswissenschaft-Medicin, halten ziemlich fest an dem System der Concours, die neuen Facultäten sciences et lettres sind im Wesentlichen denselben weniger hold. An der Spitze dieser beiden letzteren steht überdies die Academie; dieselbe ist in gewisser Beziehung das höchste Obergericht, die oberste Behörde und Autorität der Wissenschaften, die sie in sich vereinigt. Zu dieser Academie selbst gelangt man aber ohne Concours dadurch, daß man sich in einer Spezialität auszeichnet und überdies die Herren Academiker zu gewinnen weiß. Die medicinische Wissenschaft hat ebenfalls eine Academie, und schließt sich in dieser Beziehung den beiden andern Facultäten an.

Bedenkt man diese Verhältnisse, so erklärt es sich halbwegs, wie es kommt, daß die Facultäten, die ihren Mittelpunkt in dieser Academie finden, so wie die Academien selbst, dem Concours weniger hold sind, daß sie im Gegentheile die oberste Leitung ihrer Wissenschaften lieber in die Hände der Academien spielen möchten, als sie der freieren Institution einer öffentlichen Bewerbung zu überlassen. Berücksichtigt man dann weiter, daß gerade les lettres et les sciences fast ausschließlich das Vorrecht haben, politische Capacitäten zu erziehen, daß alle Gelehrten der beiden Kammern — Arago, Tocqueville, Beaumont, Blanqui, Passy, Cousin, Salvandy, Flourens, V. Hugo. — diesen angehören, während kein einziger Professor der Rechtswissenschaft oder der Medicin in denselben sitzt — so versteht sich ganz von selbst, daß die Freunde der Concours in der Regierung und den Kammern nicht gerade die Stärksten sind. Die Frage der Concours ist ein Kampf zwischen den „gelehrten" und den „nicht gelehrten", den ernsten und den brillanten Wissenschaften. Die letztern haben den Sieg davongetragen. Die Angelegenheit hat noch viele andere Seiten — die eines Kampfes der Academie gegen die Facultäten, die der Oeffentlichkeit und Gleichheit gegen Intriguen und Nepotismus, die der Gelehrsamkeit gegen die ministerielle Laune — doch ist der angedeutete Widerspruch zwischen den herkömmlichen Ansichten der verschiedenen Zweige der Wissenschaften in Frankreich wohl die hervorstechenste von allen und ziemlich sicher die, die den Ausschlag gegeben hat. Hätte neben Herrn Cousin, Flourens, Salvandy ein Professor der Medicin, wie etwa Lallemand aus Montpellier und ein Professor des Rechts, wie etwa Aubry aus

Digitized by Google

Straßburg geſtanden, ſo würde ziemlich ſicher die Pairskammer eines Beſſern belehrt worden ſein und vielleicht auch anders entſchieden haben. —

Der Prozeß Herrn v. Girardin's hat die Aufmerkſamkeit noch weit mehr auf die geſtrige Sitzung der Pairskammer gelenkt. Heute aber ſteht alle Welt ganz verblüfft da und weiß gar nicht recht, was von der Freiſprechung des tapfern Redacteurs der „Preſſe" denken. Ich geſtehe gerne, daß ich ſelbſt zu denen gehöre, denen die Sache ein Räthſel iſt. Herr v. Girardin erklärt, er wiſſe, daß man die Pairswürde für 80,000 Fr. verſprochen habe. Dafür beſchließt die edle Kammer ihn anzuklagen, und fordert ſich den Verbrecher von der Deputirtenkammer heraus. Dieſe ſträubt ſich theilweiſe, gibt aber zuletzt den Beleidiger her: und dann kommt dieſer Frevler vor die Pairskammer, erklärt, daß er dieſelbe nicht habe beleidigen wollen; aber daß die Thatſache, die er enthüllt, für ihn außer allem Zweifel ſei, und daß er ſie nicht beweiſe, weil er dazu keine Luſt habe, da er Perſonen zu nennen nicht für ſeiner Ehre angemeſſen halte. Und nun ſtimmt die hohe Kammer ab und ſpricht den Angeklagten frei. Dieſer behauptet vor wie nach, daß man die Pairswürde für 80,000 Franken feilgeboten habe. Die Herren Pairs haben ſicher ein Recht, dieſe Anklage nicht auf ſich beruhen zu laſſen. Entweder hat Herr v. Girardin den Beweis deſſen, was er ſagt, und dann ſcheint mir, daß die Herren Pairs ein Intereſſe haben zu wiſſen, wer ihre Würde feilbietet. Oder er hat den Beweis nicht, und dann hat Herr v. Girardin, um ſeinen Feinden zu ſchaden, ſeinen Freunden in's Geſicht geſchlagen. Man behauptet heute vielfach, daß die beiden Miniſter ſich mit Herrn v. Girardin abgefunden und daß der Friede zwiſchen dieſen bittern Feinden wieder hergeſtellt ſei. Aber ſelbſt dann löſt ſich das Räthſel nicht ganz. Herr v. Girardin bleibt feſt bei ſeinen Behauptungen; ſchließt die Regierung in dieſer Stellung Frieden mit ihm, ſo wäre dieſer Friede ſelbſt einer der glänzendſten Siege, die Herr v. Girardin je davongetragen hätte; ſo wäre dieſer Friedensſchluß ſelbſt einer der klarſten Belege zu allen den Beſchuldigungen, die die „Preſſe" gegen die beiden Miniſter je vorgebracht hätte. Zur Ehre der letztern wollen wir hoffen, daß die Wendung der Dinge auf einem jener Spiele des Zufalls beruht, die ſehr oft dort herrſchen, wo keine feſte Hand die Ereigniſſe lenkt. Dieſe feſte Hand ſcheint gegenwärtig nicht mehr das Steuerruder der franzöſiſchen Zuſtände zu führen. Und daher entſtehen alle Tage Inzidentſtreitfragen, die geſtern noch Niemand ahndete und die morgen gerade wieder ſo untergehen und verſchwinden, wie ſie aufgetaucht waren. Die Sache iſt langweilig im höchſten Grade, ſie ſpannt, ohne zu befriedigen, ſie treibt an, ohne zu einem Ziele zu führen. Es gehören geſunde Nerven dazu, um nicht müde zu werden. — Doch — beim Himmel — ich ſehe nicht ein, wozu ich Ihre Leſer noch länger über dieſen Unſinn und dieſe Tretmühlenpolitik langweilen ſoll.

J. —y.

Digitized by Google

III.

Aus Berlin.

1.

Die Preßfrage auf dem preußischen Landtage. — Auerswald, Hansemann und Thadden. — Sorgen und Hoffnungen.

Es ist höchst beklagenswerth, daß die Masse von Material, die den Preußischen Landtag gegen den Schluß seiner Sitzungen überhäufte, aus Mangel an Zeit so sehr in Bausch und Bogen abgehandelt ist. Darüber haben einige der wichtigsten Fragen zu einem Resultat geführt, das wir im Interesse des Fortschritts nur bedauern können. Ich meine hier namentlich die Verhandlungen über die Presse. Es ist allgemein ausgesprochen, daß auf dem Bundestage ein Preßgesetz vorbereitet wird, das formell zwar die Censur aufhebt, in der That aber einen Zustand herbeiführt, gegen welchen jeder Schriftsteller die Censur selbst ein Paradies zu nennen berechtigt wäre; es ist eben so ausgesprochen, daß gerade von Preußen der Vorschlag zu demselben ausgeht. Dieser angebliche Entwurf ist sogar veröffentlicht worden. Es mußte nun wohl jeden in Erstaunen setzen, daß der Landtag den Beschluß faßte: den König um Aufhebung der Censur und um Erlaß eines Preßstrafgesetzes zu bitten, und ihn zu veranlassen, den Entwurf dazu dem Vereinigten Landtage vorzulegen, der nach den Erklärungen des Königs erst nach vier Jahren stattfinden soll. Der Landtag hat die Erklärung hinzugefügt, daß diese Bitte aus sehr verschiedenen Gründen hervorgegangen sei, d. h. wie der König aus den stenographischen Berichten sich informiren kann, daß die Einen eine Verschärfung der Maßregeln gegen die Presse, die Andern aber eine Milderung derselben für wünschenswerth halten. Der Urheber dieses geistreichen Vorschlags ist wieder Herr v. Auerswald, von dem auch jene berühmte Adresse ausging, in welcher Schwarz und Weiß zugleich als der Ausdruck der öffentlichen Meinung angegeben wurde. Natürlich wird die Regierung, da sie zwei sich widersprechende Dinge nicht zugleich thun kann, diejenige Meinung vorziehn, die ihr genehm ist. Ist es nun ferner nicht ein mindestens leichtsinniges Ignoriren der Thatsachen, wenn man auf jene Angabe, daß ein formell den Anforderungen der Versammlung entsprechendes Preßgesetz vorbereitet würde, das aber seinem Inhalte nach alle Bewegung der Presse aufheben müsse, gar keine Rücksicht nimmt? Um so mehr muß man das Verdienst des Einzelnen anerkennen, der sich von der Idee einer allgemeinen Uebereinstimmung der entgegengesetztesten Ansichten wenigstens nicht so weit hinreißen ließ, den Ausdruck seiner eigenen Ueberzeugung zurückzuhalten. Herr Hansemann hat auch in dieser Sache wieder den Ruhm erlangt, sich als der Gesinnungsvollste und Ehrlichste der Versammlung gezeigt zu haben. Im Uebrigen aber kommt mir der Landtag in dieser Frage wie der Vogel Strauß vor, der der Gefahr dadurch zu entgehen glaubt, daß er das Auge abwendet. Wenn Herr v. Thadden erklärt: „gebt den Literaten Freiheit zu sagen was sie wollen, aber richtet den Galgen für sie auf;" so kann man freilich sagen, daß Herr v. Thadden vorläufig noch nicht Minister ist, daß es also mit dem Hängen noch Zeit hat; aber jene Ansicht, so schroff und paradox sie auch von diesem berühmten Belustiger der Versammlung

Digitized by Google

hingestellt ist, enthält im Wesentlichen wohl etwas Aehnliches, wie das, was die herrschende Partei beabsichtigt.

Wir können übrigens von dem Landtage ungefähr mit denselben Worten Abschied nehmen, mit welchem ihn der Königl. Commissarius entlassen hat: die mannigfaltigsten Gefühle kreuzen sich, nur Eins möchte wohl vorwalten, daß der erste preußische Landtag nicht alle die gedeihlichen Früchte getragen hat, die man zum Theil von ihm erwartete. Zweierlei ist allerdings erreicht: einmal, und das ist die Hauptsache, ist das Bewußtsein des Volks rege geworden und an eine vernünftige Discussion politischer Fragen gewöhnt, sodann ist durch die königlichen Erklärungen über die Domainen und die Bedeutung des Ausschusses und der Finanzdeputation der alte Rechtszustand anerkannt, den das Patent vom 3. Februar in Frage zu stellen schien. Als negative Resultate möchte ich bezeichnen, einmal, daß die Herrencurie gezeigt hat, sie lasse sich von der öffentlichen Meinung keineswegs bestimmen, sie setze ihre kleine Minorität — von 19 Stimmen — ungescheut dem durch seine Vertreter ausgesprochenen Willen des Volkes entgegen: eine Erfahrung, die, wenn sie fortgesetzt wird, nur eine höchst bedenkliche Erbitterung erregen kann. Sodann: das Gouvernement hat nicht das Vertrauen der Volksvertreter, es ist mit all' seinen Propositionen zurückgewiesen und in allen Petitionen hat die Versammlung dasjenige für rechtlich begründet, oder wenigstens für praktisch nothwendig anerkannt, was der stricte Gegensatz zu den Intentionen der Regierung zu sein scheint. Was daraus werden soll, läßt sich noch nicht recht absehen. Wir wollen das Beste hoffen, wir wollen hoffen, daß die Regierung noch nachträglich, aufrichtig und rückhaltlos den Ansprüchen der Stände nachgeben, daß sie auf diese Weise eine Majorität gewinnen und durch sie dasjenige durchsetzen wird, was sie dem Lande für ersprießlich hält. Aber ich muß gestehen, daß diese Hoffnung vorläufig noch auf schwachen Füßen steht. —

Neukölln.

2.

Die verclausulirte Wahl der Ausschüsse. — Das Recht der politischen Inconsequenz. — Gibt es eine radicale Fraction?

Sie werden die letzten Vorgänge am vereinigten Landtage aus den preuß. Zeitungen entnehmen können; wir wollen uns daher nicht auf einen detaillirten Bericht darüber einlassen, sondern nur kurz eine Frage erörtern, welche sowohl die Abgeordneten selbst, als die öffentliche Meinung auf's Aeußerste aufgeregt hat, wir meinen die Wahlen der Ausschüsse. In unserm letzten Berichte noch haben wir uns entschieden gegen diese Wahlen ausgesprochen, wenn nicht das Gouvernement einwilligte, den Ausschüssen eine nur vorbereitende, den vereinigten Landtag in keiner Weise ersetzende Wirksamkeit beizulegen. In Betracht jedoch der obwaltenden, zum Theil unvermuthet eingetretenen Umstände, stehen wir nicht an diese Ansicht theilweise wenigstens zu modifiziren und uns der Hauptsache nach für die Abgeordneten auszusprechen, welche mit Hinzufügung einer Clausel gewählt haben. Aus den letzten Botschaften der Krone an die Stände geht unstreitig die Neigung der Regierung hervor, einzulenken. Verschiedene von dem Landtage erbetene Erklärungen sind in befriedigender Weise erfolgt; zwar verlangt die Krone die

Digitized by Google

Wahl der Ausschüsse, jedoch mit hauptsächlicher Hervorhebung des Umstandes, daß sie dieselben zur Begutachtung des den Provinziallandtagen schon vorgelegten Criminalgesetzentwurfes, auf dessen Berathung vor seiner Erhebung zum Gesetz der vereinigt Landtag also kein Recht mehr hat, nächstens einzuberufen gedenke. Die Botschaft verspricht die Anträge der Stände auf Periodizität des vereinigten Landtags und Beschränkung der Wirksamkeit der Ausschüsse in ernste Erwägung zu ziehn, fordert allerdings von den Ständen, daß das Patent vom 3. Februar vorher seinen Bestimmungen gemäß vollzogen werde. Diesem Verlangen haben die Stände (die liberalen Abgeordneten wenigstens) durch die Wahl nicht ganz entsprochen, denn sie haben nicht Ausschüsse gewählt, wie das Patent sie einsetzt, sondern nur solche mit vorbereitenden Befugnissen. Sie haben aber andererseits der Krone die Hand zur Verständigung geboten und keinen unmittelbaren, grellen Bruch herbeigeführt. Die Gründe zur Rechtfertigung dieses Verfahrens sind erstens, die Wichtigkeit, ein nochmaliges Gutachten über den Criminalgesetzentwurf nicht von Ausschüssen vollziehen zu lassen, im Falle, daß dieselben in den Händen der retrograden Partei sich befänden, ferner die Rücksicht darauf, daß, wenn die Mehrheit der Ausschüsse der Opposition angehört, diese beharrlich und mit Erfolg jede Uebernahme einer Function des Landtags verweigern kann und wird, während im andern Falle die jedenfalls durch Minoritätswahlen zu Stande gekommenen Ausschüsse sich bereitwillig zu jener Uebernahme hergegeben hätten, endlich die theils in der Botschaft hervortretende, theils auf nicht offiziellem Wege den Ständen bekannt gewordene Absicht des Gouvernements, eine Verständigung herbeizuführen, wenn nur die äußere Form einigermaßen gerettet würde. Die Hinzufügung der Clausel war nothwendig, erstens, um sich gegen jede spätere Mißdeutung, die doch wenigstens als eine mögliche Eventualität vorhergesehen werden mußte, sicher zu stellen, ferner um dem frühern Benehmen nicht in zu crasser Weise zu widersprechen. Die Abfassung dieser Clausel wünschten wir übrigens in einem Punkte geändert; statt nämlich, wie es wenigstens von Seiten der Abgeordneten der Provinz Preußen geschehen ist, vorzugeben, man verstehe die Botschaft nur in dem Sinne, „daß die Ausschüsse zur Berathung des Criminalgesetzentwurfes und zu vorbereitenden Gutachten gewählt werden sollten, und in so fern wähle man sie," einfach ohne jenes vorgegebenen Verständniß zu erklären, „man wähle sie nur dazu." Zwar ist dieser Unterschied von keiner praktischen Bedeutung, aber die letzte Fassung scheint uns würdiger. Eine Anzahl Abgeordneter der liberalen Seite verweigerte die Wahl ganz, worunter der ganze Stand der rheinischen Landgemeinden mit Ausnahme dreier Deputirten, der also, da die rheinischen Landgemeinden vier Wahlen zu vollziehen haben, und da jene außerdem unter den die Wahl Verweigernden wählten, gar nicht im Ausschusse vertreten ist. Wir achten den Muth und die Gewissenhaftigkeit derer, welche sich der Wahl enthielten, müssen aber nichts desto weniger beklagen, daß sie bei einer so wichtigen Frage die Kräfte der Opposition durch Spaltung zersplitterten, und dadurch den Erfolg gefährdeten. Es ist von der höchsten Nothwendigkeit, daß die Mehrheit der Ausschüsse oppositionell sei, und deshalb der Ausfall der vier bäuerlichen Deputirten des Rheinlandes sehr zu beklagen. Haben diejenigen, welche nicht wählten, den Ruhm einer starren Consequenz für sich, so erinnern wir daran,

Digitized by Google

daß anscheinende oder auch wirkliche Inconsequenzen auf dem politischen Felde zuweilen nöthig sind, um höhere Zwecke nicht zu gefährden. So lange er sich mit Ehren vermeiden läßt, ist ein völliger Bruch der Stände mit der Regierung keineswegs ein Act politischer Klugheit und Voraussicht; ist man denn so gewiß auf diesem Wege, eher zu reussiren, als auf dem allerdings oft beschwerlicheren und weniger einladenden, den die liberalen Abgeordneten, welche die Wahl vollzogen, eingeschlagen haben? Die Hauptsache ist, daß man sich die Waffe nicht aus den Händen winden läßt, und kein Zugeständniß macht, das die Rechte des Landes gefährdet. Dies ist nicht geschehen und, wir wagen es zu behaupten, wird auch nicht geschehen.

Aus der Schlußrede des Landtagscommissarius scheint hervorzugehen, daß die Regierung rigorose Maßregeln, etwa wie im vorigen Herbste gegen die Naumburger Stadtverordneten, gegen diejenigen Abgeordneten beabsichtigt, die die Wahl verweigerten. Es ist zu hoffen, daß dieser in der Uebereilung der ersten 24 Stunden gefaßte Entschluß wieder aufgegeben wird.

Außer den rheinischen Landgemeinden haben unter andern die Herren Mevissen, Hansemann, v. der Heydt, v. Vincke, v. Bockum-Dolffs, Milde, Tschokke, Siebig die Wahl verweigert. Man sieht wohl schon aus dieser Zusammenstellung, daß die Nichtwählenden keineswegs sämmtlich als einer politisch-radicalen Fraction angehörig zu betrachten sind, sondern obwohl in dieser Frage einig, in allgemeinen politischen Prinzipien sehr von einander abweichen, wie z. B. die Hrn. Mevissen und v. Vincke im Uebrigen keineswegs miteinander harmoniren. Wir hoffen daher, daß man die schon an sich beklagenswerthe Spaltung in der Opposition nicht dadurch zu einer dauernden zu machen suchen wird, daß man eine radicale und liberale Fraction einander gegenüberstellt, eine Trennung, die für die jetzigen Verhältnisse viel zu früh käme und deshalb völlig unpassend sein würde. Derartige falschverstandene Bestrebungen könnten nur zum Vortheile der Gegenpartei ausschlagen.

D.

3.

Ein Diner. — Graf von Schwerin. — Die Popularität eines Aristokraten. — Die Finanzdeputation.

Als Nachtrag zu meinem vorgestrigen Berichte gebe ich Ihnen noch einige Mittheilungen über die Ereignisse der letzten Landtagswoche. Am 24. fand ein großes königliches Diner in Potsdam statt, bei dem diesmal eine weniger strenge Auswahl der Gäste vorherrschte. Außer den Mitgliedern der Herrencurie und den zahlreich eingeladenen Abgeordneten der Regierungspartei, waren auch die Herren von Beckerath, Graf v. Schwerin, Camphausen, v. Saucken zugegen, dagegen kein einziger Unterzeichner der „Declaration der Rechte." Man schließt hieraus natürlich, daß von allen Demonstrationen der Opposition die Declaration diejenige sei, welche höchsten Ortes am Uebelsten vermerkt worden ist. Die letzten Vorgänge, die Berathungen der zweiten Curie über die aus der Herrencurie zurückgeschickten ständischen Petitionen, so wie die schon weitläuftig von uns besprochenen Ausschußwahlen haben Mißstimmungen unter den liberalen Abgeordneten hervorgerufen,

Digitized by Google

von denen wir hoffen, daß sie vorübergehend sein werden. Befremdend ist vielen das Benehmen des Grafen v. Schwerin erschienen, der sich dafür erklärte, im Kriegsfalle der Regierung die Contrahirung von Staatsschulden ohne ständische Zustimmung zuzugestehen. Das noch frische Andenken an die energischen Erklärungen des Abgeordneten der pommerschen Ritterschaft bei Gelegenheit der Landrentenbank- und Ostbahn-Debatte, „keine Macht der Erde solle ihn je vermögen einzuwilligen, daß ohne ständische Garantie Anlehen irgend welcher Art gemacht werden dürften," erklärt allerdings das ziemlich allgemeine Erstaunen über dies unerwartete Zugeständniß zur Genüge, das dem großen Rigorismus einiger Puritaner zu harten, und wie wir glauben, unverdienten Vorwürfen Veranlassung gegeben hat. Wir zweifeln keineswegs an der Charakterfestigkeit und politischen Zuverlässigkeit des edlen Grafen, dagegen scheint es, als ob die gewohnte Schärfe seines Urtheils sich in dieser Frage nicht bewährt hat. Wir kommen noch einmal und mit Nachdruck darauf zurück, daß man nicht versuchen möge aus denen, welche die Ausschußwahlen verweigerten, eine radicale Fraction zu construiren, da die Angelegenheit keineswegs ein politisches Prinzip in sich schloß, sondern es sich rein darum handelte, in einem einzelnen Falle das zweckmäßigste Benehmen einzuschlagen. Wir achten die Motive derer, welche die Wahl verweigerten, obwohl wir die dadurch hervorgerufene Spaltung tief beklagen, beanspruchen aber auch entschieden die gleiche Achtung für die große Mehrzahl der Liberalen, die unter einem Vorbehalt wählten. Wir glauben, daß die erste und aufgeklärteste Freisinnigkeit eines Camphausen, v. Beckerath, v. Auerswald vollkommen die gleiche Anerkennung verdient, wie die energische Beharrlichkeit der Herren v. Vincke, Hansemann und Mevissen in der einmal ausgesprochenen Ansicht.

Herr v. Vincke ist übrigens, wie kaum ein anderer der Deputirten, der Liebling des hiesigen Publikums. Sein Name ist in Aller Munde, für die unwiderstehliche Gewalt seiner Rede, seinen schlagenden Witz, seine glänzende Dialektik ist nur ein Ausdruck allgemeiner Bewunderung. Das öffentliche Interesse nährt sich von zahlreichen Anekdoten, die über den gefeierten Liebling des Volkes herumgetragen werden, von denen die Mehrzahl jedoch zu den gut erfundenen gehören dürfte. Die Popularität strömt auf diese Weise einem Manne zu, der nichts thut, um sie sich zu erwerben, denn könnte Jemand unbekümmerter, ja rücksichtsloser seinen Weg gehen, als Herr v. Vincke, dessen offen zur Schau getragene aristokratische Gesinnungen noch dazu in vielen Punkten den Gesinnungen der Masse keineswegs entsprechen. Die Volksbeliebtheit, die er sich trotzdem erworben, ist um so ehrenvoller für ihn, denn er hat nicht um sie gebuhlt, er verdankt sie seinem unbeugsamen Muth in Vertheidigung des Rechtes, der unerschütterlichen Festigkeit seiner Gesinnung, ebenso wie seinem glänzenden Talent; es ist aber auch ein schönes Zeugniß für das Volk, das den stolzen und kräftigen Charakter eines Mannes zu schätzen weiß, der sich wenig darum bekümmert, ob seine Ansichten und Reden mit den Lieblingsideen der öffentlichen Meinung harmoniren oder nicht.

Die Wahl der Finanzdeputation hat, soviel wir wissen, viel weniger Bedenklichkeit erregt, als die der Ausschüsse, da sie nach den unzweideutigen Erklärungen des Gouvernements nur die Staatsschuldenverwaltung controliren, keines-

Digitized by Google

wegs aber die Zustimmung zu Anlehen in Vertretung des vereinigten Landtags ertheilen soll. Die Frage über die Contrahirung von Kriegsanlehen ist freilich unerledigt, da die beiden Curien sich über keinen dahinzielenden Antrag an die Krone vereinigen konnten, die Staatsschuldendeputation berührt aber nach der eben erwähnten Erklärung der Regierung die Angelegenheit in keiner Weise mehr, und die Wahl derselben beschränkt daher nicht im Mindesten diesen Rechtsanspruch der Stände.

D.

IV.

Aus Wien.

Die ständische Bewegung. — Oeffentliche Meinung. — Die Presse. — Preußen und Oesterreich. — Graf Montecuculi.

Es muß als ein Zeichen der Zeit betrachtet werden, daß jetzt aus allen österreichischen Provinzen die Symptome ständischer Electricität sich kund geben. Wir erinnern uns seit Menschengedenken nicht von der ständischen Versammlung in Mähren, Steiermark, Kärnthen je etwas in öffentlichen Blättern gelesen zu haben, etwa mit Ausnahme der Beschreibung des monotonen Ceremoniells bei Eröffnung des Postulatenlandtags. Zum Erstenmale in diesem Jahre lasen wir eine Notiz aus Brünn, aus Klagenfurt in der Allgemeinen Zeitung, dürftig und kaum andeutend, wie es die Verhältnisse dieses Blattes nicht anders erlauben, aber doch eine Notiz. Und im Grunde ist ein Symptom auch nicht mehr werth als eine Notiz. Eigentliche Bedeutung haben bisher blos die Lebensäußerungen der Wiener und Prager landständischen Versammlungen. Nicht etwa, daß die Beschlüsse dieser Versammlungen Aussicht haben, einen directen Einfluß auf die Legislation zu üben, aber die öffentliche Meinung wird dadurch angeregt, ermuthigt, productiv. Wir verstehen darunter nicht etwa die öffentliche Meinung, die in den Kaffeehäusern, auf der Börse ihre Arena hat, sondern was weit wichtiger ist, die öffentliche Meinung in den höchsten Kreisen, der Bureaukratie, des Hofes, ja der kaiserlichen Familienmitglieder selbst. Wenn Männer, wie Fürst Lamberg, Graf Colloredo, wie die Grafen Nostiz, Thun und so viele Andere, die den ersten Familien des Staates angehören, die durch Reichthümer und ausgedehnten Grundbesitz eigentlich conservativ sein müßten, da bei etwaigen Reformen sie zuerst getroffen würden, (so z. B. ist der Fürst Schwarzenberg durch die Reform eines Theils der Grundsteuereinhebung in Böhmen, welche die Stände zu Gunsten der Rustikalbesitzer selbst einführten, jährlich um 26,000 Fl. C. M. mehr besteuert worden und hat diese Last de bon coeur angenommen) wenn Männer dieser Art gegen die unselige Stabilität und Versumpfung unserer Staatszustände sich erheben, dann kann man nicht mehr die Ausrede geltend machen, welche die Polizei bisher gegen die „Grenzboten", gegen Andriani, gegen Schuselka's und andere Oppositionsschriften auftischte, daß diese Opposition blos von Menschen ausgehe, die nichts zu verlieren haben, von unruhigen Köpfen, böswilligen Verleumdern (böswillig ist namentlich ein Lieblingsausdruck unserer Polizeihofstelle), man muß sich vielmehr fragen, was wollen alle diese Männer, woher ihr Unbehagen, ihre Unzufriedenheit? Wie kömmt es, daß sie auf Entwickelung der Presse,

Digitized by Google

auf freieres Gemeindewesen, auf Oeffentlichkeit und dergleichen antifeudale Zustände antragen? Es muß also doch nicht das bloße Hirngespinnst einiger in's „Ausland" geflüchteten Literaten sein, die von der Morschheit unserer Zustände, von der Gefahr, die Oesterreich bedroht, sprechen. Es muß also in der That ein neues System, ein frischeres, der Zeit angemesseneres Verfahren nothwendig sein. Man erzählt sich hier, daß der König von Preußen vor Kurzem gegen sein Ministerium sich beklagt habe, daß man ihn bisher in dem Glauben erhielt, es sei blos die schlechte Presse, welche gegen die Bureaukratie zu Felde ziehe, während die Mehrheit auf dem Landtage in beiden Curien beweise, daß mehr als die Hälfte der Nation in dieser Kritik des Regierungsprinzips einstimme. Bei uns in Oesterreich kann das erlauchte Kaiserhaus zu dieser Ueberzeugung noch nicht kommen, denn wir haben keine schlechte Presse, sondern blos eine elende, wir haben keinen Landtag, sondern blos landständische Privatversammlungen, wir haben keine Organe, durch welche der Monarch die Stimme seiner Völker hört (mit Ausnahme etwa Ungarns, das eine ganz exzeptionelle Stelle hat.) Wie können wir die Wünsche der Nation an den Stufen des Thrones niederlegen? Diese Frage wird die erste sein, mit welcher die Krone sich beschäftigen muß, sobald sie sich überhaupt überzeugt haben wird, daß diese Stimme zu hören ein nothwendiges Gesetz der Selbsterhaltung ist, und deshalb ist die Wirksamkeit der Stände, auch ohne Einwirkung auf die Legislation, und trotz aller mittelalterlichen, einseitigen, unzureichenden Elemente, aus denen sie bestehen, hoch zu bewillkommnen.

Ein kleiner charakteristischer Zug über den neuen Geist unserer ständischen Corporation ist folgender. Letzthin bei dem Begräbniß des Erzherzogs Karl versammelten sich die verschiedenen Staatskörper in der Burg in großer Galla, um der Leiche zu folgen. Jeder Corporation war ein besonderer Platz angewiesen. Der erste Platz nächst der kaiserlichen Familie war den Ministern und geheimen Räthen, der zweite der Generalität, der dritte den Landständen und dem Magistrat u. s. w. angewiesen. Als nun die österreichischen Landstände unter ihrem Präses dem Grafen Montecuculi in den Saal traten und der im voraus bestimmte Platz ihnen angewiesen wurde, antwortete Graf Montecuculi: „die Landstände sind die nächsten Beiräthe der Krone und sie nehmen daher auch den ihnen gebührenden Platz in Anspruch;" und mit diesen Worten schritt er gefolgt von den Landständen vorwärts und stellte sich in die Mitte der geheimen Räthe — die bekanntlich bei uns ganz was anders zu bedeuten haben, als in Preußen, wo dies ein leerer Titel ist. Es ist vielleicht kleinlich, einen solchen Zug zu erzählen, aber — er charakterisirt. ⊙.

☞ Wiederholt bitten wir unsere Herren Correspondenten (mit Ausnahme jener, denen wir besondere Adressen angaben) Briefe und Packete unter der Adresse des Redacteurs oder der Verlagshandlung **nach Leipzig** zu adressiren.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

32101 064469339

Digitized by Google

090
.40
v.6
pt

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE

nyjcg97;3044

32101 064469339

Digitized by Google

32101 064469339

Digitized by Google